

Zeitschrift des
Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 66

Jahrgang 1935



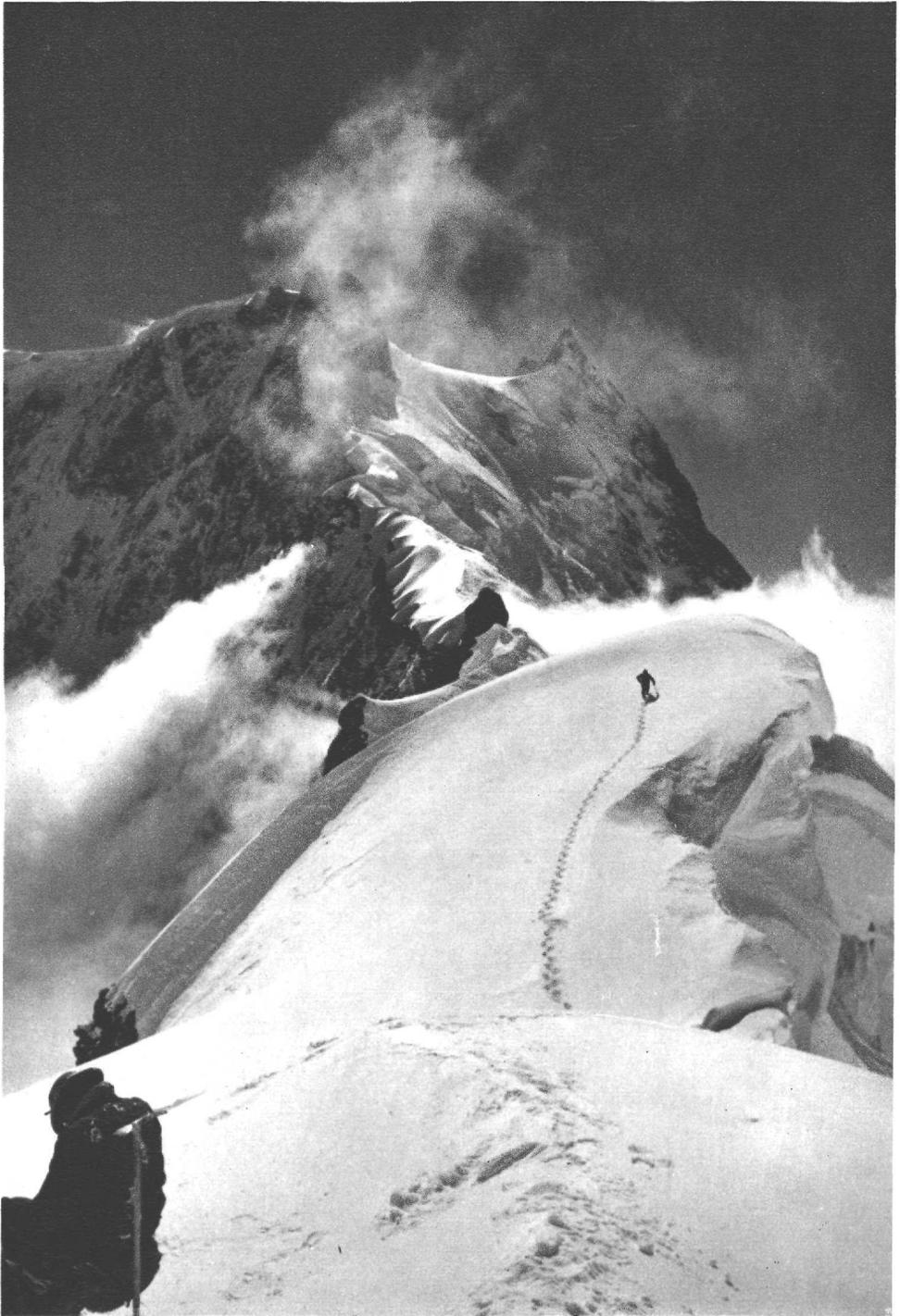


Photo: Schneider

Megjofinto Brudmann

Nanga Parbat, der Firngrat zum Silberfattel von Lager VI

Zeitschrift
des Deutschen und Österreichischen
Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1935

Band 66



Stuttgart 1935

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel

bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

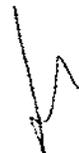
(10.901/66, 2.86)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



Buch- und Kunstdruck
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG, München

10.901/66



Inhaltsverzeichnis

Legt:

	Seite
1. Fritz Bechtold, Trostberg: Nanga Parbat 1934, Bericht über die deutsche Himalajafundfahrt	1
Dr. R. Finsterwalder, Hannover: Die Forschungsarbeit am Nanga Parbat	14
2. Dr. Fredi Luce, Frankfurt am Main: Aus den amerikanischen Rocky-Mountains. Zur Erinnerung an Ulrich Wieland	18
3. Karl Bünsch, Garmisch-Partenkirchen: Die Eiseisengruppe in den nordöstlichen Lechtaler Alpen	26
4. Dr. Otto Stolz, Innsbruck: Geschichtskunde des Karwendelgebietes	39
5. Franz Nieberl, Ruffstein: Karwendelfahrten	72
6. Dr. Egon Hofmann, Linz a. d. Donau: Karwendel-Zauber	89
7. Walther Flaig, Klosters: Bernina. Erfahrungen und Erlebnisse	102
8. Dr. Ernst Hanaußel, Baden bei Wien: Schifahrten zwischen Rätstal und Pragmar	126
9. Paul Eschurtschenthaler, Bruned: Das Uhrntal, Land und Leute	135
10. Franz Wagner*, München: Von der Rieserfernergruppe	148
11. Dr. Helmut Gams, Innsbruck: Das Pflanzenleben des Großglocknergebietes. Kurze Erläuterung der Vegetationskarte	157
12. Mr. Frido Kordon, Graz: Sagen und ihre Stätten im Liefer- und Maltatal Kärntens	177
13. Ing. Josef Grybinsky, Wien: Vergessene Perlen Obersteiermarks. Das Zeyrithampelgebiet und die Kaiserjägergruppe	189
14. Franz Malcher, Sirl in Tirol (Baden bei Wien): Auf Schiern in die Adamello-gruppe. Eine Erinnerung	201
15. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck: Südtiroler Mittelgebirgswanderungen	207
16. Dr. Heinrich Hammer, Innsbruck: Die ältesten Kirchenbauten Tirols	217
17. Hubert Peterka, Wien: Neue Felsfahrten im Karnischen Kamm	233
18. Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien: Die Völkerschichten in den Ostalpen im Lichte der Ortsnamen	251

* Durch eine Namensverwechslung wurde der Verfasser des Aufsatzes irrthümlich als verstorben bezeichnet.

Bilder in Kupferdruck:

Nanga Parbat, der Firngrat zum Silberjattel von Lager VI. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall i. T.	Titelbild
---	-----------

Tafel	Bilder in Kunstdruck:	gegenüber Seite
1	Willy Merkl †. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall in Tirol	4
1	Willo Welzenbach †. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	4
1	Uli Wieland †. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall in Tirol	4
1	Ulfred Dregel †. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	4
2	Nanga-Parbat-Massiv vom Buldar Peak. Lichtbild von Prof. Dr. R. Finsterwalder, Hannover	5
2	Die Teilnehmer im Hauptlager. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall in Tirol	5
3	Gipfelplateau des Nanga Parbat. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	8
4	Nanga-Parbat-Massiv vom Chongra Peak. Lichtbild von Uli Wieland	8
5	Lager VI, 6950 m, mit Nanga-Parbat-Hauptgipfel. Lichtbild von Erwin Schneider, Hall in Tirol	9
5	Lager VII, 7050 m. Lichtbild von Peter Uschenbrenner, Ruffstein	9
6	Kathiot-Peak-Nordgrat, Blick gegen Nanga-Parbat-Massiv. Lichtbild von Peter Uschenbrenner, Ruffstein	9
6	Tiefbild vom westlichen Chongra Peak zum Kathiot-Gletscher. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	9
7	Träger im Aufstieg nach Lager I. Lichtbild von Uli Wieland	16
7	Träger im Eisbruch nach Lager III. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	16
8	Großer Chongra Peak vom Lager V mit R. II. Lichtbild von Peter Müllritter, Trofberg	17
9	Grand-Teton-Stoß von Osten. Lichtbild von Crondall aus Jeang Lake (Wys.)	24
10	Tetongruppe von Südosten aus dem Jackson Hole. Lichtbild von Dr. F. Luce, Frankfurt a. M.	25
10	Tetongruppe von Nordosten vom Jackson Lake aus. Lichtbild von Yellowstone Nationalpark Service	25
11	Die Liegfelsgruppe vom Thaneler. Lichtbild von Photo-Verlag Carl Krueck, München	32
12	Wetterkreuzjoch, Steinkarspitzen, Galtjoch, Abendspitze und Rainberg von Osten. Lichtbild von Photo-Verlag Carl Krueck, München	33
12	Die Säulinghütte gegen Thaneler und Liegfelsgruppe. Lichtbild von Gebh. Bischofberger, Rempten	33
13	Schloß Traßberg bei Jenbach. Lichtbild von Georg Angerer, Schwaz	40
13	Kloster Georgenberg im Stallental bei Schwaz. Lichtbild von Georg Angerer, Schwaz	40
14	Schloß Fragenstein bei Zirl um das Jahr 1820. Ferdinandeum, Innsbruck	41
14	Burg Schloßberg bei Seefeld. Ferdinandeum, Innsbruck	41
15	Die Festung Scharnis von Norden um das Jahr 1800. Ferdinandeum, Innsbruck	48
15	Hall in Tirol gegen den Bettelwurf. Lichtbild des Photogr. Kunstverlags U. Stodhammer, Hall in Tirol	48
16	St. Martin im Gnadenwald gegen das Halltal. Lichtbild des Photogr. Kunstverlags U. Stodhammer, Hall in Tirol	49
16	Kirche und Jagdschloß in der Hinterriß. Lichtbild von Georg Angerer, Schwaz	49
17	Die Engalmen mit Grubenkarspitze — Nordwand. Lichtbild von J. J. Schäch, München	64
18	Hintere Karwendelkette vom Weg Kleiner Ahornboden—Karwendelhaus. Lichtbild von J. J. Schäch, München	65

Tafel	gegenüber Seite
19 Hochalm, darüber Karwendelhaus mit Birklar Spitze und Sdkar Spitze. Lichtbild von J. J. Schäß, München	72
20 Bild vom Hochalmjattel auf Lamjengruppe, Grubentkar Spitze und Kallderer Wände. Lichtbild von J. J. Schäß, München	73
21 Falkenhütte, im Hintergrund die Nordabstürze der Bodkarumrahmung. Lichtbild von J. J. Schäß, München	80
22 Am Großen Uhornboden. Bild auf Sprickar Spitze. Lichtbild von J. J. Schäß, München	81
23 Pfeishütte, Pragmarkar Spitze und Kasarkar Spitze. Lichtbild von Hermann König, Innsbruck	88
23 Plumserjochhütte gegen Fallengruppe. Lichtbild von Hermann König, Innsbruck	88
24 Bild vom Kaisergrat auf Lamjen—Nordgrat. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz a. D.	89
24 Sprickar Spitze vom Kaisergrat. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz a. D.	89
25 Nordwand des Kleinen Lafatscher. Lichtbild von Hermann König, Innsbruck	96
25 Bei Hall in Tirol, Bild auf den Bettelwurf. Lichtbild von Hermann König, Innsbruck	96
26 Bild von der Seefelder Spitze auf Erlstein und Solstein. Lichtbild von Dr. H. Pfeifer, München	97
26 Bild von der Seefelder Spitze auf Reitherspitze und Wimmertürme. Lichtbild von Dr. H. Pfeifer, München	97
27 Das Dreigestirn: Piz Bernina — Piz Scerscen — Piz Rosog. Lichtbild von Othmar Ruz, St. Moritz	104
28 Piz Bernina und Spalla vom Piz Bianco. Lichtbild von J. Gaberell, Thalwil-Zürich	105
28 Die Tschiervahütte gegen die Fuorcla Priedlusa und den Biancogrät. Lichtbild von E. Meerkämper, Sils-Engadin	105
29 Am Felsgrät des Piz Rosog: Auf der oberen Gratfläche gegen Westen. Lichtbild von Walther Flaig, Klosters	112
29 Am Felsgrät des Piz Rosog: Quergang in der unteren Gratlante gegen Osten. Lichtbild von E. Seim, Nürnberg	112
30 Piz Rosog. Hauptgipfel gegen Bergamasker Alpen. Lichtbild von E. Meerkämper, Sils-Engadin	113
30 Piz Rosog. Gipfelwächte gegen Ostbernina. Lichtbild von Walther Flaig, Klosters	113
31 Piz Scerscen — Porta da Rosog — Piz Rosog vom Piz Morteratsch. Lichtbild von A. Pedrett, St. Moritz	120
31 Der Scerscengrät: Scerscenscharte — Scharnenturm — Schulter — Hauptgipfel — Schneehaube. Lichtbild von J. Gaberell, Thalwil-Zürich	120
32 Am Biancogrät: Am Beginn der Firnschneide gegen Bellavista. Lichtbild von J. Gaberell, Thalwil-Zürich	121
32 Am Biancogrät: Auf dem höchsten Punkt des Felsgrates. Ausblick zum Biancogrät. Lichtbild von Walther Flaig, Klosters	121
33 Die Sulzkojel-Abfahrt vom Finstertaler Scharrenkopf gesehen. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaußel, Baden bei Wien	128
34 Beim Alpengasthof Eisens gegen Eisenser Fernerkogel. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaußel, Baden bei Wien	128
34 Bei Pragmar gegen Hohe Willerspitze. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaußel, Baden bei Wien	128

Zajel	gegenüber Seite
35 Tiefblick vom Gamskogel in das Zwieselthal. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	129
35 Rührtal: Aufstieg zu den Finstertaler Seen. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	129
36 Abfahrt vom Sulzkogel. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	129
36 Aufstieg zum Wetterkreuz. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	129
37 Westfalenhaus gegen Längentaler Ferner. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	132
37 Gubener Hütte. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	132
37 Dortmunder Hütte gegen Längental. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	132
37 Jagdschloß Rührtal gegen Wiesenberg und Neunerkogel. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	132
38 Aufstieg zum Zwieselbacher Kofkogel. Lichtbild von Dr. Ernst Hanaussek, Baden bei Wien	133
39 Weissenbach im gleichnamigen Tal, 1327 m. Privataufnahme	144
39 St. Peter in Uhrn, 1365 m. Lichtbild von Joh. Amonn, Bruned	144
40 Bauernkopf aus dem Uhrntal. Lichtbild von Photo Mariner, Bruned	145
40 Spitzenköpplerinnen aus dem Uhrntal. Lichtbild von Wilhelm Müller, Bozen.	145
41 Wasserkopf, Fensterle- und Rauchkofel von Norden. Lichtbild von Frz. Wagner, München	152
41 Rein im Bachertal mit Hochgall. Lichtbild von Frz. Wagner, München	152
42 Magerstein vom Gänsebleichloch aus. Lichtbild von Frz. Wagner, München	153
42 Hochgall vom Lenkstein aus. Lichtbild von Frz. Wagner, München	153
43 Blick von der Teufelsmühle auf die Zirbenwälder und Moore der Wiegenköpfe, den Engingerboden, das Wurferkar und Reisksteinhorn. Lichtbild von Prof. Dr. Rich. Finsterwalder, Hannover	160
43 Das Moserbodenmoor gegen die in raschem Zerfall begriffenen Gletscherzungen des Bärenkopf- und Schwarzköpfekees und den Johannisberg. Lichtbild von Dr. H. Gams, Innsbruck	160
44 Das Tauernmoos vor der Stauung gegen Hochetzer und Großglockner. Lichtbild von Prof. Dr. Rich. Finsterwalder, Hannover	161
44 Die Teischnitz mit dem Großglockner. Lichtbild von Prof. Dr. Rich. Finsterwalder, Hannover	161
45 Bestand von Jungfraulechten auf Grünshieferfelsen der Adlersruhe. Lichtbild von Ed. Frey, Bern	168
45 Von Latschen und Zirben umrahmtes Moor im Wiegenwald gegen den Hocheiser. Lichtbild von Dr. H. Gams, Innsbruck	168
46 Die Waldsteppenhänge und Felder um Heiligenblut. Lichtbild von Prof. Dr. Rich. Finsterwalder, Hannover	169
46 Bis 2600 m ansteigende Bergmäher in der Teischnitz vom Stüblweg aus. Lichtbild von Dr. H. Gams, Innsbruck	169
47 Die Kirche von Kreuzschlach mit Blick auf den oberen Hattenberg. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	176
47 Die „Pantrazikirche“ zu Gmünd mit Hattenberg und Bartlmann. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	176
48 Das Kirchlein von Plaz mit Blick auf Neuschitz und Gmeined. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	177

Tafel	gegenüber Seite
48 Das „Alshauerſchloß“ in Innerkrems. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	177
49 Der Frieſenhalſſee unter dem Königsſtuhl. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	184
49 Die „Schmelz“ im Radlgraben mit dem Reiſſed. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	184
50 Das „Steinerne Heufuder“ unter dem Stubed. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	185
50 Das „Hirſchengſtemm“. Lichtbild von U. Moſer, Lendorf	185
50 Die Würfelfelder am „Alten Schloſſe“ zu Gmünd. Lichtbild von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt	185
51 Zeyriſtkampel vom Halſkogel. Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	188
51 Radmertal, Lugaer (Ausblid vom Weg: Seekar—Radmer). Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	188
52 Kaiſerſchild vom Halſkogel. Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	189
52 Seekaralm (Zeyriſtkampelgebiet) gegen Geſäufesberge. Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	189
53 Lugaer von Hinterradmer. Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	192
53 Kaiſerſchild (Südweſtwände) vom Halſkogel. Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	192
54 Böſe Mauer, Senfkügel, Hoſkogel (Kaiſerſchildgruppe). Lichtbild von Ing. Joſ. Grybiniſky, Wien	193
55 Bild von der Cima di Prefena auf den Mandrongletſcher und den Adamelloſtock. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol	200
55 Lobbiagletſcher von der Mandronhütte. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol	200
56 Prefenagletſcher mit Cima di Prefena. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol	201
56 Carè alto (links) und Corno di Cavento vom Lareſpaß. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl in Tirol	201
57 Diums gegen Norden. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	208
57 Elvas bei Brigen gegen die Ploſe. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	208
58 Im Mittelgebirge von St. Andrä bei Brigen. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	208
58 St. Andrä bei Brigen, gegen Norden. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	208
59 Schloß Pallaus bei Brigen. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	209
59 Guſidaun bei Klausen. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	209
60 Albions bei Klausen. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	209
60 Laſen bei Klausen. Lichtbild von R. Largaſolli, Brigen	209
61 Raſtelrut gegen Nordoſten. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	216
61 Raſtelrut gegen Nordweſten. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	216
62 Raſtelrut gegen den Schlern. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	216
62 St. Valentin ober Seis. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	216
63 Seis mit dem Schlern. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	217
63 St. Konſtantin am Schlern. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	217
64 Anſitz Zimmerlehen ober Böls. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	217
64 Böls am Schlern. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	217
65 Frühchriſtliche Grabkapelle in Uguntum. Nach E. Swoboda, Uguntum, Wien	224

Tafel	gegenüber Seite
65 Frühchristliche Friedhofskirche in Aguntum. Nach R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten in Norikum	224
65 Frühchristliche Kirche auf dem Hemmaberge (Suenna). Nach R. Egger, a. a. O.	224
65 Frühchristliche Kultbauten auf dem Grazerkogel (Virunum). Nach R. Egger	224
66 Frühchristliche Friedhofskirche in Teurnia. Rekonstruktion nach R. Egger	224
66 Presbyterium der Friedhofskirche in Teurnia. Rekonstruktion nach R. Egger	224
66 Grundriß der Friedhofskirche in Teurnia. Nach R. Egger	224
66 Dom von Parenzo, Anlage des 5. Jahrhunderts. Nach R. Egger	224
67 Klausen und Säben. Nach U. Egger, Schlern 1930	225
67 St. Peter bei Altenburg. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	225
67 St. Peter bei Altenburg. Ansicht von Nordwesten. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	225
68 St. Peter bei Altenburg, östliche Giebelwand und Apfis. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	225
68 St. Benedikt in Mals, Wandsäule. Nach J. Garber, Zeitschrift des Ferdinandeums 1915	225
68 Südwand der Hl.-Kreuz-Kirche in Säben. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	225
69 St. Prokulus bei Naturns. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	232
69 St. Benedikt in Mals. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	232
69 St. Benedikt in Mals, Rekonstruktion der Altarwand. Nach J. Garber, Zeitschrift des Ferdinandeums 1915	232
70 St. Veit auf dem Tartacher Bühl. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	233
70 St. Sifinius bei Laas. Lichtbild von Dr. H. Hammer, Innsbruck	233
70 St. Stephan bei Marienberg. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen	233
71 In der Seewarte-Nordwand am geraden Anstieg Peterka-Profesch. Lichtbild von Hubert Peterka, Wien	241
71 In der Nordwand der Seewarte. Lichtbild von Hubert Peterka, Wien	241
71 In der Nordostwand der Hohen Warte. Lichtbild von Hubert Peterka, Wien	241
71 Abseilstelle am Seekopf-Nordostgrat. Lichtbild von Hubert Peterka, Wien	241
72 Wolayerseekopf, Wolayersee und Eduard-Bichl-Hütte. Lichtbild von C. U. Wiatzka, Wien	241

Bilder im Text:

	Seite
1. Skizze der Teton-Gruppe. Nach einer Zeichnung von Dr. F. Luce, Frankfurt a. M.	20
2. Die Liegkeißgruppe in den nordöstlichen Lechtaler Alpen. Kartenskizze aus der Österr. Militär-Landesaufnahme Bl. 5045 1:25 000	27
Hall in Tirol, Mönzerturm und Bettelwurf	71
3. Grubenkarspitze-Nordwand. Nach einer Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck	73
4. Lamsen Spitze — Hochglück Spitze — Sprichkar Spitze, Grubenkar Spitze. Nach einer Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck	81
5. Kaltwasserkar Spitze. Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck, nach einem Lichtbild von G. Ohlwerter	90

	Seite
6. Bettelmurfspitze von Westen. Zeichnung von L. Uegerter, nach einem Lichtbild von Richard Müller, Innsbruck	92
7. Sonnenspitze und Kaltwasserkarpspitze. Nach einer Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck	94
8. Bettelmurfspitze, Speckarspitze und Großer Lafatscher. Nach einer Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck	96
9. Moserkarpspitze, Kaltwasserkarpspitze und Birklarpspitze. Nach einer Zeichnung von L. Uegerter, Innsbruck	98
10. Kartenflanze: Zwischen Kuchtai und Pragmar	127
11. Aus St. Johann in Albn. Nach einer Zeichnung von Prof. Jos. Mair-Ragen	136
12. Aus St. Johann in Albn. Nach einer Zeichnung von Prof. Jos. Mair-Ragen	138
13. Aus dem Lauferer Tale. Nach einer Zeichnung von Prof. Jos. Mair-Ragen	140
14. Die Rieserfernergruppe vom Stuttenod. Aus der Zeitschr. des D. u. Ö. U.-V. 1880	150/51
15. Hochgall und Wildgall. Aus der Zeitschr. des D. u. Ö. U.-V. 1880	152
16. Der Hauptkamm der Rieserfernergruppe. Aus der Zeitschr. des D. u. Ö. U.-V. 1880	154
17. Der Anteil der Gletscher an der Gesamtfläche der Glognerkarte in der frühen Hallstattzeit. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	159
18. Gang der Tagesmitteltemperatur in den Hohen Tauern und auf einigen anderen Höhenstationen. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	160
19. Niederschlagskarte des Glogner- und Sonnblidgebietes. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	161
20. Die Zunahme der Niederschläge mit der Meereshöhe. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	162
21. Die mittlere Schneehöhe einiger Tauernstationen. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	163
22. Schematische Höhenstufenkarte des Großglognergebietes. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	165
23. Die Jungfrauflchte. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	166
24. Das Tauernrösl. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	169
25. <i>Carex bicolor</i> Bell, <i>artifusca</i> Schkuhr, <i>Elyna myosuroides</i> , <i>Lomatogonium carinthiacum</i> , <i>Gentiana prostrata</i> und <i>Gentiana nana</i> Wulfen. Nach einer Zeichnung von Dr. H. Gams, Innsbruck	170
26. Frühchristliche Kirche auf dem Säbner Berge. Nach A. Egger	222
27. Frühchristliche Kapelle in Maglern. Nach A. Egger	222
28. Firmungssaal auf dem Hemmaberg bei Globasnitz. Nach A. Egger	223
29. Frühchristliche Kirche auf dem Dos Trento. Nach G. Gerola	223
30. Grundriß der Kirche St. Peter bei Altenburg. Nach A. Vescoli	225
31. Frühchristliche Kirche in Ducl bei Feistritz. Nach A. Egger	226
32. Grundriß der ehemaligen Kirche S. Pietro e Paolo in Como. Nach Frankl	227
33. Grundriß der Heilig-Kreuz-Kirche in Säben. Nach R. Uß	228
34. Klosterkirche St. Johann in Münster. Nach J. Zemp	230
35. Hohe Warte (Nordostpfeiler). Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	233

	Seite
36. Seewarte von Norden. Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	235
37. Seetopf von Nordosten. Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	237
38. Wolayerkopf (Unmittelbare Ostwand). Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	240
39. Seewarte — Nordostflanke. Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	242
40. Hohe Warte — Nordostwand. Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	244
41. Kellerwandturm — Nordwand. Nach einer Zeichnung von Hubert Peterka, Wien	246

Beilagen:

Karte des Karwendelgebirges

Mittleres Blatt

1:25 000

Druck von G. Freytag & Berndt, Wien

Nanga-Parbat-Gipfel und Rakhiot-Gletscher

1:50 000 (Ausschnitt aus der Expeditionskarte)

Druck von Klein & Volbert, München

Nanga Parbat 1934

Bericht über die deutsche Himalajakundsfahrt

Von Fritz Bechtold, Trofberg

Als uns der Nanga Parbat im Juli 1932 mit seinen Schneemassen überschüttete und zur Umkehr zwang, wußten wir, daß wir wiederkommen mußten. Noch in der gleichen Nacht, als sich das Schicksal der Expedition entschied, begann Willy Merkl, unser Führer, im kleinen verschneiten Zelt im Lager IV bei flackerndem Kerzenschein mit seinen Aufzeichnungen für das neue Unternehmen. Das treue Festhalten an dem Ziele war ihm eine Selbstverständlichkeit.

Jeder von uns stand wieder im Beruf, Länder und Meere trennten uns von dem fernen Berg. Das Erinnern an die unfäglichen Mühen und die Qual der Strapazen war dahingeschmolzen, vergessen waren Kälte und Nässe, Stürme und Schnee. Nur eines blieb stolz und beharrlich, das Bild des gewaltigen Berges in seiner hinreißenden Größe, das Leuchten des ragenden Gipfels über den jagenden Sturmwolken. Alle Sehnsucht nach dem fernen Lande schien sich in seinen ungeheuren Eisflanken zu spiegeln. Davor dünkten uns alle Schwierigkeiten klein, nichts war in uns als jauchzende Hingabe an die hohe Aufgabe.

Überall, wohin Merkl kam, warb er für die große Sache. Da fand er vor allem bei seinen Berufs- und Arbeitskollegen von der Deutschen Reichsbahn großes Verständnis und in Heinz Baumeister den geeigneten Helfer für sein Werk. In unermüdlichem Arbeitseifer und mit großem Organisationstalent hat Baumeister als Führer der Arbeitsgemeinschaft der Reichsbahn-Turn- und Sportvereine die Verbände der Reichsbahn für die Nanga-Parbat-Expedition zu begeistern gewußt. Der Opferwille der deutschen Eisenbahner hat die Mittel zu der großen Unternehmung aufgebracht und damit die Grundlage für die Verwirklichung geschaffen.

Der Reichssportführer von Eschammer und Osten hat sich in weitschauender Erkenntnis der Bedeutung des Unternehmens mit seinem ganzen persönlichen und amtlichen Einfluß zu unserer Sache bekannt.

Für die Beteiligung einer wissenschaftlichen Gruppe an der Expedition gaben die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der D. und S. Alpenverein beträchtliche Beihilfen. So wurden die finanziellen Mittel aus den weitesten Kreisen aufgebracht. Aber noch mehr war es die gedankliche Verbundenheit, die diese Expedition wie keine vorhergehende zu einer deutschen Angelegenheit machte. Was die deutschen Pioniere des Himalaja, die Gebr. Schlagintweit und in neuerer Zeit Paul Bauer mit seinen Mannen als Idee vorangetragen und wofür sie das Letzte eingesetzt hatten, ist uns als Ernte gereift: Die schicksalsverbundene Anteilnahme des deutschen Volkes an der Nanga-Parbat-Expedition 1934.

Wenn in England die Bezwingung des Mount Everest längst eine Angelegenheit des ganzen Imperiums bedeutete und die Nanga-Parbat-Expedition 1934 mit ihrer großen Anteilnahme weitester Kreise zu einer Sache des deutschen Volkes wurde, so darf deshalb doch nicht der Kampf um die unbetretenen Scheitelpunkte der Erde als ein Wettrennen der Nationen gewertet werden. Hier, im Kampf um die gewaltigsten Hochziele, steht der Mensch einem so mächtigen Gegner gegenüber, daß alle gewonnenen Erfahrungen früherer Expeditionen, gleich welcher Nation, Himalaja-Bergsteiger zu

Bundesgenossen werden lassen. Auf dieser hohen übervöllischen Linie fand Merkl in England und später in Indien in hohem Maße die Unterstützung maßgebender Männer der Politik und des Alpinismus. So wurde durch das große Entgegenkommen der Raskmirregierung die Einreiseerlaubnis in den für Europäer verbotenen Distrikt Gilgit-Chilas gegeben. Dadurch gestaltete sich der lange Aufmarsch zum Berg wesentlich einfacher als 1932. Damals mußten wir unter Vermeiden der Ortschaften des Chilasgebietes den von Astor ins Hauptlager führenden Weg über drei schneebedeckte, 4000 m hohe Kämme zurücklegen. Diesmal konnten wir, weit einfacher, die Militärstraße bis Bunji und weiter den Indus aufwärts nach der Rathiotbrücke benützen und von dort auf gebahntem Steig über Totto das obere Rathiotthal erreichen.

Immer größer und stärker wuchs das Unternehmen. Willy Merkl konnte darangehen, eine wissenschaftliche Gruppe auszurüsten, welche die Aufgabe hatte, das Expeditionsgebiet gründlich geologisch und morphologisch zu durchforschen und als Grundlage für alles Wissen um unser hohes Ziel eine genaue Karte des Berges anzufertigen. In enger Zusammenarbeit mit den Bergsteigern sollte so die Aufgabe des Unternehmens über die bergsteigerische Aufgabe hinaus erweitert und vertieft werden. Für die Leitung und Zusammenstellung der wissenschaftlichen Gruppe konnte Professor Dr. Richard Finsterwalder von der Technischen Hochschule Hannover gewonnen werden, der bereits 1928 im Pamir der berufene Bearbeiter der Geodäsie und Kartographie war. Seine Mitarbeiter waren Dr. Walter Raechl und Dr. Peter Misch. Raechl war Merkl und mir als erprobter Kamerad vom Kaukasus her bestens bekannt. Sein Aufgabengebiet war Geographie, insbesondere Geomorphologie und Eiszeitkunde. Außerdem leistete er wichtige Hilfe bei den kartographischen Arbeiten. Misch arbeitete als Geologe und Petrograph¹⁾.

Willy Merkl, der Organisator und Leiter der ersten Expedition, sammelte sich einen Kreis von zehn Männern, die bereit waren, mit ganzer Hingabe sich für einen neuen Ansturm auf den Nanga Parbat einzusetzen. Von den Männern, die 1932 den besten und sichersten Zugang zum Berg erforscht haben, konnten sich aus beruflichen und anderen Gründen nur mehr drei an dem neuen Unternehmen beteiligen: Willy Merkl, der Führer der Expedition, Peter Aschenbrenner und Fritz Wechtold. Neu kamen hinzu: Willi Bernard, der Expeditionsarzt, Alfred Drexel, Peter Müllritter, Erwin Schneider, Willo Welzenbach, Uli Wieland und endlich für den erkrankten Heinz Baumeister Hans Hieronimus als Lagerverwalter.

In gemeinsamer Zusammenarbeit wurden sorgfältig Ausrüstung und Verproviantierung beschafft, die sich auf die wertvollen Erfahrungen früherer deutscher und englischer Himalajaexpeditionen stützen konnten. So waren wir bei der Ausreise nach Indien eine stattliche, erfahrene und wohl ausgerüstete Streitmacht.

Unsere erste Expedition zum Nanga Parbat litt immer wieder unter den Streiks und unter der Unzuverlässigkeit der Lokaltäger. Darum wurden durch Uli Wieland mit hervorragender Unterstützung des Himalajaclubs für den Angriff 1934 in Darjeeling 35 Sherpa und Zulia Träger angeworben. Es ist dies jene bergsteigerisch schlagkräftige und militärisch disziplinierte Trägersilde, die im Laufe der Jahre durch die englischen Everest- und die deutschen Rangchendzönga-Expeditionen herangebildet wurde. Die berühmtesten Leute fanden sich ein, darunter bedeutende Namen, die mit der Geschichte des Kampfes um den Himalaja eng verknüpft sind. In langer Reihe traten die „Tigers“ zur Vorstellung an. Sie waren nicht nur unserer Aufforderung, sondern auch dem Lofen der weiten Fahrt und dem Ruf des Nanga Parbat gefolgt. Nima Thondup,

¹⁾ Ein vorläufig wissenschaftlicher Expeditionsbericht befindet sich in dem Buch „Forschung am Nanga Parbat, Deutsche Himalajaexpedition 1934“. Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

Smythes Faktotum, der seit 1929 jede Himalaja-Expedition mitgemacht hatte, Wangdi Nurbu und vor allem Pasang und Ritar, die zu den besten aus Bauers Garde von 1929 zählten. Ferner Tigmey Tshering, der Sohn des berühmten Kochs Tschedar, als Dolmetscher und Medizingehilfe, der kleine Nima Dorje als freundlicher Höfentoch. Als erster Sirdar wurde Lema angeworben, der sich bisher auf allen Expeditionen durch ungewöhnliche Willenskraft sowohl als Bergsteiger, wie auch als Führer ausgezeichnet hatte. Unter den Trägern der Everest-Expedition 1933 waren ausgezeichnete Leute, von denen alle im Lager IV, 7400 m, 15 in Lager V, 7900 m, und Nima Dorje II in Lager VI, 8300 m, gewesen waren. Es war interessant zu beobachten, mit welcher Feierlichkeit diese Elitetruppe ihre Zeugnisse vorlies.

Alle bekannten Himalajapioniere fanden sich darin wieder: Bruce, Rutledge Norton, Bauer, Smythe, Birnie und Dyhrenfurth, um nur einige zu nennen. Als dann Merkl nach Abschluß der Verhandlungen in Darjeeling eintraf und beim Trägerappell alle 35 Mann verpflichtete, herrschte großer Jubel und eitel Freude. Für den Augenblick war alle Disziplin vergessen, Hüte flogen in die Luft und die „Tiger“ des Himalaja gelobten ihrem neuen Bara Sahib treue Gefolgschaft im Kampf um den Nanga Parbat.

Am 2. Mai war unsere Streitmacht in Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, vereinigt. Dort stießen noch Cap. Frier und Cap. Sangster zu uns, die als Transportoffiziere ihre vorzüglichen Sprach- und Ortskenntnisse in den Dienst des Unternehmens stellten. Sie wurden zu diesem Zwecke in liebenswürdiger Weise von der indischen Regierung beurlaubt. Cap. Frier war uns schon 1932 am Nanga Parbat ein ausgezeichnete Begleiter und Kamerad geworden und hat uns durch seine Erfahrungen über manch schwierige Lage hinweggeholfen. In zehntägigem Abstand folgten uns noch der deutsche Konsul Rapp aus Bombay, Hieronimus und der Schweizer Emil Ruhn aus Rawalpindi.

Unsere 570 Lasten wurden auf dem Wasserwege den Jhelumfluß hinauf über den Wularsee nach Bandipur gebracht. Hier erwarteten uns 600 bereits angeworbene Lokalkräger, Kaschmiri. Um die organisatorisch schwierigen Übergänge über den 3600 m hohen Tragbalpaß und den 4200 m hohen Burzilpaß zu erleichtern, erfolgte der Aufmarsch auf der jahrhundertealten Pamirstraße, die auch Adolf von Schlagintweit im Jahre 1856 benutzt hatte, in zwei Partien mit einem Tag Abstand. Kaschmir hat sehr eigenartige Bestimmungen für Lastentransport. Nur eng begrenzt ist der Bezirk eines Kuli- und Pferdefontraktors. An seiner Grenze müssen wieder neue Leute mit Tieren angeworben und die alten entlohnt werden. So blieben uns nach der Überwindung des Tragbal- und des Burzilpasses die Arbeit und die Mühen des Kuli- und Pferdewechsels nicht erspart.

Am 7. Mai gelang die Überwindung des Burzil, dieses größten Hindernisses des Aufmarsches. Um den harten Schnee der frühen Morgenstunden zu nützen, brachen die Trägerkolonnen zur mitternächtigen Stunde in Burzil-Chauti auf. Der nächtliche Paßübergang stellte hohe Anforderungen an die Träger und an den großen Apparat der Organisation. Erst am späten Nachmittag erreichten die letzten Kulikolonnen, stark erschöpft durch den tiefen aufgeweichten Schnee, das jenseitige Rasthaus Chilam.

Die Überschreitung des Burzilpasses mit dem mächtigen Trägertroß war geglückt. Der Weiterweg gestaltete sich in vielem einfacher und reibungsloser als 1932. Wir erreichten Ustor am 8. Mai; am 13. Mai stiegen wir aus den wilden Felsklüften des Gebirges hinab in die unendliche Lichtfülle des flachen, sandigen Indusbeckens. Bei Talsche überschritten wir noch vor der Zeit der Schneeschmelze den Indus. Von hier aus sah man zum erstenmal im obersten Talschluß den Nanga Parbat. Langsam schälte sich die gewaltige Eismauer aus den Wolken. Wie in der Luft schwebendes Silber leuchtete der ferne Berg, und wir alle wußten, daß er von uns Besitz ergriffen hatte.

Der Weitermarsch erfolgte auf der selten von Europäern betretenen Straße nach Chilas. Nach sechs Meilen kamen wir an die Rakhiotbrücke, die ihren mächtigen Hängebogen lustig über die schokoladenbraunen Wasser des Indus von Wand zu Wand spannt. Der Cañon des Indus hat hier eine Breite von 100 m und vom heutigen Wasserpiegel bis zum Gehsteig der Brücke eine Höhe von etwa 30 m. Man macht sich erst eine richtige Vorstellung eines Hochwassers im Himalaja, wenn man die Wasserpiegelmärke von 1929 am Gehsteig der Rakhiotbrücke betrachtet. Diese unvorstellbaren Wassermassen finden ihren Grund in dem Maximum von Niederschlägen, die hier im Spätwinter (April—Mai) fallen, in Verbindung mit der ungewöhnlich raschen Schneeschmelze infolge der südlichen geographischen Lage (32° nördl. Breite), manchmal auch durch Ausbrüche von Gletscherstauseen im Einzugsgebiet des Indus.

Von hier bis hinauf zum 8125 m hohen Nanga-Parbat-Gipfel sind 7000 m senkrechter Abstand, wohl eine der größten relativen Höhendifferenzen der Erde auf kurze Erstreckung. An der Rakhiotbrücke war unser 300 km langer Aufmarsch zu Ende. Genau vier Wochen waren seit unserer Abreise von München bis zu unserer Ankunft am Fuße des Berges verstrichen. Trotz der sorgfältigen Vorbereitungen Merks, trotz der freudigen Zusammenarbeit aller Teilnehmer wäre dieser hindernisreiche Aufmarsch nicht so reibungslos gelungen, wenn uns nicht die englischen und indischen Behörden und die Kaschmirregierung so hervorragend unterstützt hätten.

Da wir, wie 1932, den Nanga Parbat wieder über seine wohl sicherste und leichteste Flanke, die Nordostseite, aus dem Rakhiottal angreifen wollten, stiegen wir über das schmale Steiglein empor, das steil in das Rakhiottal hinaufleitet. Bei unserer Ankunft auf der „Märchenwiese“ schien der Nanga Parbat eben aus seinem Winterschlaf zu erwachen. Unaufhörlich rollte im hinteren Rakhiottal der Donner der abgehenden Eislawinen. Als bald hinter der „Märchenwiese“ begann der Schnee. Das Wetter war schlecht. Wir waren diesmal früh in der Jahreszeit zum Angriff angetreten. Sorgfältige Überlegungen auf Grund der Erfahrung von 1932 hatten uns dazu veranlaßt. Waren sie richtig? An dieser Stelle sei kurz der Fragenkomplex berührt, ob der Nanga Parbat noch im Monsunbereich liegt oder nicht, mit dem daraus folgenden Schluß, ob ein Angriff auf den Berg zweckmäßiger im Frühjahr oder im Herbst erfolgen soll.

Über diese Fragen liegen interessante wissenschaftliche Arbeiten vor, so u. a. von A. Wagner, Innsbruck¹⁾, der annimmt, daß der Monsun einen wesentlichen Einfluß auf die Wetterlage am Nanga Parbat hat.

Zur Zeit des Sommermonsuns liegt über dem unteren Gangestal ein Tiefdruckgebiet, das nördlich von Südostwinden umstrichen wird. Bei ihrem Weg an den Südhängen des Himalaja entlang geben diese Südostwinde ihre Feuchtigkeit ab. Kaschmir, das gegen Süden durch eine vorgelagerte Gebirgskette geschützt ist, liegt nicht mehr im Bereich dieser Winde. Dagegen können die Südostwinde ungehindert an die hohen Gebirge im Norden herantreten, welche die südlichen Ketten bedeutend überragen. Gerade in der Gegend des Nanga Parbat, der sich über 8000 m frei über seine Nachbarn erhebt, wird man also mit einem Monsuneinfluß zu rechnen haben.

Da es im Himalaja keine freigelegenen meteorologischen Hochgebirgsstationen gibt, liegen darüber bis heute keine genauen Beobachtungen vor. Messungen der bisherigen Talstationen können aber aus oben dargelegten Gründen und nach unseren Erfahrungen keinen wesentlichen Beitrag zum Wissen über die Wetterverhältnisse am Berg liefern. So war zum Beispiel die nur 50 km nördlich gelegene Station Gilgit während der Unwetterkatastrophe vom 8. bis 15. Juli 1934 am Nanga Parbat vom herrlichsten Wetter begünstigt gewesen.

¹⁾ A. Wagner, Meteorologisches zur Nanga-Parbat-Expedition. Mitt. d. D. u. O. Alpenvereins 1934, Nr. 11.



Willy Merkl †



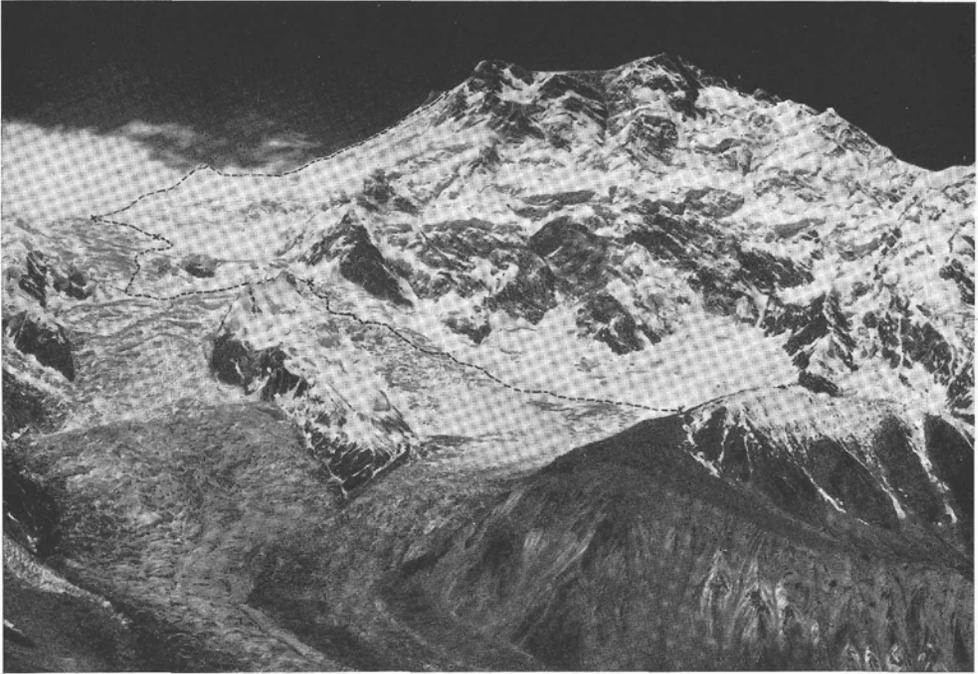
Willo Welzenbach †



Uli Wieland †



Alfred Drexel †



Nanga-Parbat-Massiv vom Buldar Peak



Die Teilnehmer im Hauptlager, v. links n. rechts, vord. Reihe: Schneider, Welzenbach, Aschenbrenner, Merkl, Konsul Rapp, Müllritter, Kuhn; hint. Reihe: Bernard, Wieland, Capt. Sangster, Hieronimus, Bechtold

Sicher liegt der Nanga Parbat schon soweit an der Grenze des Monsuneinflußgebietes, daß sich der Monsun nicht während der ganzen Dauer der Strömung bemerkbar machen wird, sondern am Berg nur mehr in einzelnen Stößen eintrifft. Nach der Ansicht der indischen Meteorologen bleiben diese Vorstöße auf die Dauer von einigen Tagen begrenzt. Auch reicht die direkte Strömung des Monsuns in größeren Höhen nicht soweit nach Westen.

Die meisten Wetterumschläge am Nanga Parbat bei den Expeditionen 1932 und 1934 kamen ausgesprochen von Westen. Eine entscheidende Auswirkung des Monsuns so daß etwa die Windrichtung bei Wetterumschlägen eine andere geworden wäre, war nicht festzustellen. Daher schließe ich mich der Ansicht an, daß das Zusammentreffen der von Westen kommenden Depressionen, die in Südeuropa entstehen, mit der feuchten und warmen, vom Monsun herangeführten Luft, einen wesentlichen Anteil haben an der Ergiebigkeit der Niederschläge und an der Heftigkeit der Winde während dieser Zeit.

Auf Grund unserer Erfahrungen und meiner Aufzeichnungen von 1932 und 1934 halte ich den Juni für den günstigsten Monat zum Angriff auf den Nanga Parbat. Bis Anfang oder Mitte Juli (1932 erfolgte der große Wetterumschwung erst Ende des Monats) aber muß das Ziel erreicht sein. Da man andererseits wieder wegen des tiefen Winterschnees auch nicht zu früh in der Jahreszeit beginnen kann, läuft der Angriff auf den Nanga Parbat auf ein Wettrennen mit dem Wetter hinaus.

Den Angriff auf die Nachmonsunzeit zu verlegen halte ich wegen der tiefen Neuschneemengen für nicht ratsam. Bei beiden Expeditionen war es nach den Niederschlägen unmöglich, durch den tiefen Neuschnee in größere Höhen vorzudringen¹⁾. Außerdem werden die mittleren Windgeschwindigkeiten im September und Oktober schon erheblich größer wie im Juni und Juli. Der Wind aber ist am Nanga Parbat mit seiner freien Lage, das Problem.

Der einzige Teilnehmer, der meteorologische Studien systematisch betrieb und fortlaufende Messungen bis in die höheren Lagen vorgenommen hatte, war Uli Wieland. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, über seine Erfahrungen zu berichten, der Nanga Parbat hat ihn behalten. Wieland hatte im Hauptlager eine kleine meteorologische Station eingerichtet, die unter anderm mit einem präzisen selbstschreibenden Barometer ausgerüstet war.

Auf Grund unserer Erfahrungen von 1932 hatten wir den Angriff im Rakhiottal auf Mitte Mai festgesetzt. Im Verlauf des Juni sollte der Rakhiotgletscher überwunden werden und spätestens am 1. Juli der eigentliche Gipfelfurm vom Lager IV, 6200 m, aus erfolgen. Bei unserem Eintreffen im vorläufigen Hauptlager, 3450 m, am 17. Mai, konnten wir angesichts der tiefen, breiigen Schneemassen feststellen, daß wir etwa 14 Tage zu früh in der Jahreszeit daran waren.

Um die Expeditionskasse nicht unnötigerweise zu belasten, wurden an der Schneegrenze im vorläufigen Hauptlager die 560 Lokalkräger entlassen und 40 frisch eingetroffene Baltileute für die Verproviantierung der Hochlager ins Lager IV angeworben. Nachdem am 25. Mai der erste Lastenzug durch den tiefen Schnee unter großen Mühen das endgültige Hauptlager erreicht hatte, war die erste Bresche in die Abwehr des Berges gelegt. Weitere Transportzüge folgten. Während man noch an dem Ausbau des Basislagers, 3950 m, arbeitete, begann bereits am 27. Mai der Angriff auf den Berg.

Müllkrieger, Wieland und ich errichteten das Lager I, 4468 m, das wir etwas tiefer wie 1932 erbauten. Am untersten Gletscherboden tat sich mit einem Schlag das gewaltige Reich des Nanga Parbat auf. Hoch droben am Gipfel flammte das erste

¹⁾ Tatsache ist, daß Collie, der Begleiter Mummerys, Anfang November 1895 die Nachforschungen nach dem im Diamirtal verschollenen Mummery einstellen mußte, weil tiefer Pulverschnee das Vordringen in höhere Lagen unmöglich machte.

Licht des jungen Tages. Langsam stutete die blendende Helle über die 4000 m hohe Steilmauer herab auf den Gletscher. In den granitenen Eispalästen krachten die ersten Lawinen. Wir blickten zu dem Berg auf, wie zu etwas ganz Unwirklichem. Seine Größe kann den Menschen klein werden lassen, sie kann ihn aber auch emporheben zu dem Erkennen, daß es immer wieder des Menschen sieghafter Geist ist, der sich über alle Schranken erhebt, und der nach den letzten Grenzen des menschlichen Raumes greift. Über Lager I hinaus hatte die Spitzengruppe, bestehend aus Aschenbrenner, Drexel, Schneider und Welzenbach mit 16 Darjeelingträgern, die Aufgabe, den Weg durch den wild zerrissenen Rakhiotgletscher nach Lager IV zu suchen und die untersten Lager einzurichten. Der Angriff wurde durch herrliches Wetter und ausgezeichnete Schneeverhältnisse begünstigt.

Trotz der harten Arbeit und der vielen Irrgänge in den wilden Eisbrüchen kam die Spitzengruppe rasch vorwärts. Lager II war bereits errichtet, beinahe an der gleichen Stelle wie 1932. Zwischen Eisstrümmern von gigantischen Ausmaßen legte der Vortrupp den Weg weiter nach Lager III. Nach einem weitausschauenden Plan stiegen täglich Lastenzüge auf, um den Nachschub vorzubringen. Am 4. Juni konnten Müllritter und ich Lager II, 5300 m, endgültig besetzen und hier die Transporte als Zwischenstation leiten.

Inzwischen ordneten im Hauptlager Merkl, Wieland, Ruhn und Hieronimus unermüdetlich die abgehenden Lasten und teilten die Trägerkolonnen ein. Cap. Gangster und Cap. Frier, sowie Konsul Rapp führten die Lastenzüge nach Lager I und sorgten dort für den Weitertransport. Im Hauptlager blieb man in ständiger Kurzwellenverbindung mit der Spitzengruppe. Sahibs und Träger waren in bester Form. Alles schien darauf hinzudeuten, daß Lager IV in wenigen Tagen errichtet und verproviantiert sein werde. Da wurde die Kraft und der Schwung des Angriffs durch einen schweren Schicksalsschlag jäh getroffen.

Am 7. Juni kam Alfred Drexel, der sich unpäßig fühlte, mit heftigen Kopfschmerzen nach Lager II zurück. Noch in der Nacht änderte sich sein Gesundheitszustand schlagartig zum Schlechten. Nach oben und unten wurden Eilboten geschickt, um Hilfe zu holen. Das ganze große Kräftepiel der Expedition war tätig, um das Leben des Kameraden zu retten. Am Nachmittag des 8. Juni traf Bernard, der Arzt, im Lager II ein und um 3 Uhr nachts brachte Wieland mit den braven Trägern Pasang und Palten Sauerstoff herauf. Es war zu spät! Am 21 Uhr 20 Min. ist Alfred Drexel an einer Lungenentzündung in unseren Armen verschieden.

Mit Alfred Drexel schied einer der besten aus der vordersten Reihe. Der ganze Angriff wurde vom Berg zurückgenommen, um den Gefährten würdig zu begraben. Die Bergung des teuren Kameraden war neben der selbstverständlichen Forderung der Pietät ein Gebot der Vernunft. Es ist sicher, daß zumindest die Baskileute an dem toten Sahib im Lager II nicht mehr vorbeigegangen wären. Wenn man von einem so großen Apparat, wie beim Angriff auf einen 8000er, verlangt, daß er einwandfrei Tag für Tag arbeitet, dann muß man hinter sich alles in Ordnung bringen. Wir bereiteten dem Kameraden auf dem Moränenhügel über dem Hauptlager ein Bergsteigergrab, auf das die ewigen Himalajafirne ihr blaues Leuchten senten. Der Ranga Parbat hält selbst Wacht über unseren toten Kameraden.

Das treue Festhalten an dem Ziel und das Fortsetzen des Kampfes um den Berg war uns allen Vermächtnis und innere Selbstverständlichkeit. Die waderen Darjeelingleute hatten in den letzten Tagen ein wahrhaft großes Treuebekenntnis abgelegt. Einige von ihnen, besonders Pasang, Palten, Angtenjing Nima und Rufang, hatten gelegentlich der Rettungsversuche und der Bergung Alfred Drexels innerhalb 24 Stunden drei und vier Tagesleistungen vollbracht. Auf sie konnten wir uns restlos verlassen. Noch während wir an der Grabstätte bauten und sie über und über mit Blumen

bepflanzten, ging Lewa mit 20 Baltiträgern nach Lager IV ab um Lasten hinaufzubringen. Konsul Rapp und der Cap. Frier leiteten und beaufsichtigten die Transporte.

In diesen Tagen erreichte uns eine Hiobsnachricht, nach der unsere erwartete Tsampafendung infolge eines Schneesturmes beim Überschreiten des Burzilpasses eine unprogrammatische Verspätung erlitten hatte. Tsampa, vermahlene Gerste ist die unerlässliche Höhennahrung der Darjeelingträger. Vor dem Eintreffen der Sendung konnten wir nicht anpacken. So verloren wir noch einige kostbare Tage schönen Wetters. Endlich am 22. Juni startete der zweite Angriff in die Hochlager.

Der Weg über den unteren Raxhiotgletscher war inzwischen so stark ausgeapert, daß alle Parteien über den breiten, 4490 m hohen Moränenrücken nach Lager I gehen mußten, das am südlichen Abfall dieses Moränenfeldes liegt. Gleich hinter Lager I führte der Anstieg ein kurzes Stück hinab auf den flachen Gletscherboden, möglichst weit ab von der Nanga-Parbat-Steilwand, um den gewaltigen abgehenden Eislawinen auszuweichen.

In die weiten, windgeschützten Gletschermulden bis Lager IV, die von den Eisflanken des Nanga Parbat und der Chongra Peaks flankiert sind, brennt die Sonne unbarmherzig wie in einen riesigen Hohlspiegel. Die starke Strahlungswärme auf dem Gletscher ist die Ursache, daß sich — im Gegensatz zu den guten Erfahrungen Bauers am Ranchendzönga — die Einrichtung der Eishöhlen nicht mit gleichem Erfolge anwenden ließ. 1932 machten wir die Erfahrung, daß der Aufenthalt in den Eishöhlen in den unteren Lagern am Nanga Parbat eine höchst ungemütliche und unbrauchbare Angelegenheit wurde. Den ganzen Tag über rieselte von den Wänden und Decken Schmelzwasser und durchnähte Ausrüstung und Proviant. Nach 2—3 Wochen aber war jede noch so sorgfältig gebaute, mit Säulen gestützte Eishöhle einsturzreif und mußte manchmal fluchtartig geräumt werden.

Diesem Umstand Rechnung tragend, war die Anzahl der mitgeführten Sahib- und Kulkelte erheblich erhöht worden. Der Aufenthalt in den Zelten in den unteren Lagern erwies sich in Verbindung mit den daunengefüllten, schaumgummiunterlegten Schlaffsäcken als äußerst angenehm und zweckmäßig. Erst droben am Grat (ab 6000 m), der durch die freie Lage des Nanga Parbat besonders den Winden ausgesetzt ist, wird man bei späteren Expeditionen wieder auf Eishöhlen zurückgreifen müssen.

In dem wildzerborstenen Gletschereis, das durch unvorstellbare Kräfte des eingengten Gletscherstromes zwischen der Nanga-Parbat-Steilwand und zwei dunklen Felsgipfeln, 5367 m, aufgeworfen ist, lag die kleine Zeltstadt unseres Lagers II, 5350 m.

Zwischen mächtigen Brüchen, durch gigantische Eisblöcke und auf luftigen Brücken über tiefe Spalten wand sich der Weiterweg hinauf nach Lager III, 5900 m, das bereits auf dem flachen, oberen Firnboden des Raxhiotgletschers stand. Freier wurde bereits der Blick über den zurückgesunkenen Buldarkamm hinüber zu der leuchtenden Kette des Karakorum. In großer Tiefe wälzt der Raxhiotgletscher zwischen grünen Matten und Wäldern seine Eismassen zu Tal.

Um die einzelnen Zwischenlager bis Lager IV nicht zu überfüllen, erfolgte der Aufmarsch in zwei Gruppen mit eintägigem Abstand, von denen die Hauptmacht mit Merkl an der Spitze und der Nachtrupp unter Wieland vorgingen. Bis Ende Juni waren alle Lastenzüge nach Lager IV, 6185 m, gebracht und die ganze Streitmacht dort versammelt.

Der Weg von 1932 auf den Gipfelgrat des Nanga Parbat durch die etwa 800 m hohe Steilwand, die wir damals mit dem Sammelausdruck „Mulde“ belegten, kam heuer bei den tiefen Schneemengen angesichts der drohenden Lawinengefahr nicht in Frage. Außerdem wollten wir aus der Sonnenglut der weiten Schneemulden endlich hinauf auf den freien Grat. Wenn der Plan, dessen eifrigster Verfechter Wachenbrenner war, gelang, dann konnten wir das Zwischenlager VI von 1932 sparen. Die Frage war

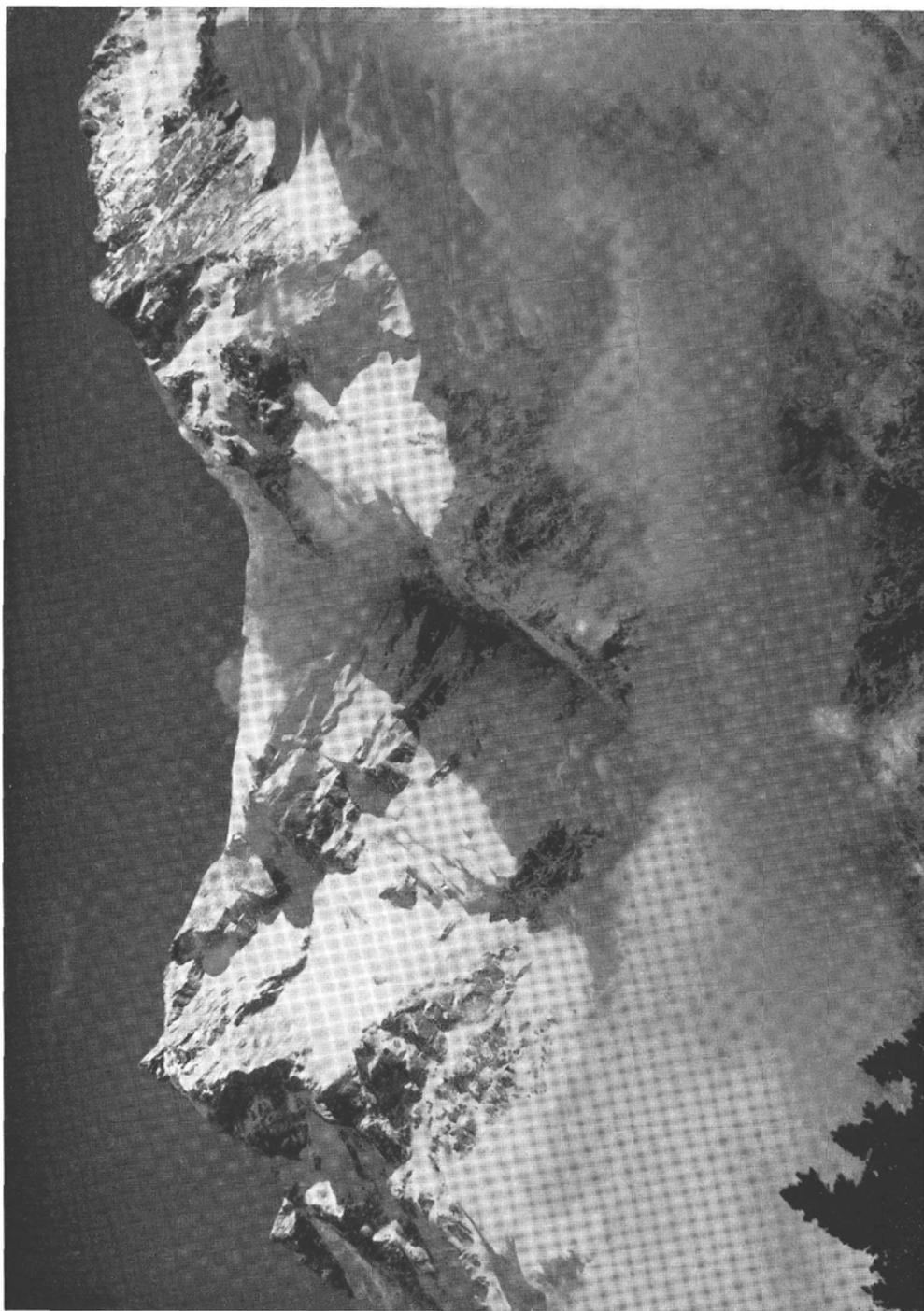
zur, ob es gelingen würde, über den kühnen Rakhiot Peak einen sicheren Weg für die Träger zu bauen. So gingen wir an die Lösung der nächsten Aufgabe mit großer Spannung und Erwartung. Während am 26. und 29. Juni Aschenbrenner, Schneider, Welzenbach und Müllritter zwei Lastenzüge nach Lager V hinaufleiteten, wurden in Lager IV alle Vorbereitungen für den Gipfelangriff getroffen. Merkl und Cap. Sangster nahmen mit Lewa die Einteilung der Träger vor. Wieland war unermüdlich tätig, ausgesuchten Höhenproviant in Lasten von 23 kg abzuwiegen.

Am 1. Juli erfolgte der Ausbruch. Das ganze Lager atmete bebende Angriffslust. Es war bitter kalt, aber völlig klar. Das Thermometer zeigte im Innern des Zeltes 13° Kälte. Die Spitzengruppe, die den Angriff auf den Gipfel vortragen, bzw. die Verbindung mit dem Ausgangslager IV herstellen sollte, bestand aus: Aschenbrenner, Bechtold, Merkl, Müllritter, Welzenbach, Wieland und aus der Auslese von 17 Mann Darjeelingträgern.

Bezüglich der Höhenanpassung bedeutet der Weg vom Lager IV bis zu Lager V mit 500 m Höhendifferenz einen empfindlichen Sprung. Die Bewegungen wurden träger, die Atempausen zwischen den Schritten länger. Steil und ausgefetzt schraubte sich der Weg über die Firnhänge aufwärts. Leider mußten wir den erkrankten Lobfang, einen der stärksten Darjeelingleute nach Lager IV zurückschicken. Das Lager V, 6600 m, hatte in vieler Hinsicht eine ausgezeichnete Lage. Es war so weit an den Fuß des Rakhiot Peak vorgeschoben, daß man die entscheidende, anstrengende Steilwand ausgeruht und mit frischen Kräften angehen konnte. Frei flog der Blick hinüber zu der langen Kette des Karakorum. Mit Staunen entdeckten wir den gewaltigen Chogori, auch Peak K 2 genannt, 8591 m, und den unglaublich kühnen Mustagh-Tower, 7223 m.

Zu dieser Zeit lagen im Lager V etwa 15 Trägerlasten Höhenproviant. Für den weiteren Nachschub in die höheren Lager hatte Müllritter Sorge zu tragen. Bernard leitete in Lager IV die aufsteigenden Lastenzüge und Cap. Frier und Cap. Sangster beaufsichtigten die Transporte ab Hauptlager. Am 2. Juli brachten wir die unter dem Nordostsattel des Rakhiot Peak deponierten Lasten nach Lager V. Inzwischen gingen Aschenbrenner, Schneider und Welzenbach daran, die Eismwand des Rakhiot Peak zu präparieren. Wenn wir von unserer Arbeit mit Staunen und einiger Besorgnis zu ihnen hinaussahen, entdeckten wir sie hoch droben wie Fliegen in der Steilwand kleben. Sie schlugen einige Eishaken und spannten das erste Seilgeländer. Durch die ganze Wand mußte ein versicherter Klettersteig gebaut werden, auf dem man auch bei schlechtem Wetter wieder zurückgehen konnte.

Am nächsten Morgen stieg Müllritter nach Lager IV ab, während Merkl, Welzenbach, Wieland und ich mit Angtenjing und Ritar daran gingen, die obere Hälfte der Eismwand zu präparieren. Der unermüdliche Welzenbach hätte mit Aschenbrenner und Schneider einen wohlverdienten Ruhetag halten sollen. Aber es hielt ihn nicht im Zelt. Überall, wo es hart herging, mußte er dabei sein. Als erster verließ er das Lager und stapfte gegen die Steilwand hinauf. Der Weg über die steile Eismwand bildet sicher die Grenze der Schwierigkeiten, die von Trägern mit Lasten noch geleistet werden können. In einer Flucht liegt die Wand. Ein Sturz würde erst drunten bei den kleinen Zelten des Lagers enden. Doch die harte Eisarbeit und der lustige Tiefblick regten an. Droben beim letzten Seil, das gestern Schneider und Aschenbrenner an einem Felsblock fixiert hatten, wurde die zu leistende Stufenarbeit immer langsamer. Langsam näherten wir uns der Scharte im felsigen Nordgrat des Rakhiot Peak, der uns noch den Blick auf den Weiterweg verdeckte. Endlich sahen wir aufatmend droben in den sonnigen Felsen. Unser erster Blick galt nicht etwa der gewaltigen Gipfelsburg des Nanga Parbat, sondern dem langen Quergang, der hinüber zum Firngrat des Silberfattels leitet. Da der weite Weg keine erheblichen Schwierigkeiten verhieß, gingen wir frohen Mutes daran, die ganze Steilwand von oben her mit Seilen zu versichern. Das schwere Arbeiten in



Gipfelplateau des Nanga Parbat, links Ost-, rechts Nordgipfel

Eiswand mit Seils
 versicherung

Radiof. Peak
 7062 m

Lager VI, 6960 m
 |
 Allobrentopf

Willy Merkl
 † 14. 16. od. 16. 7.

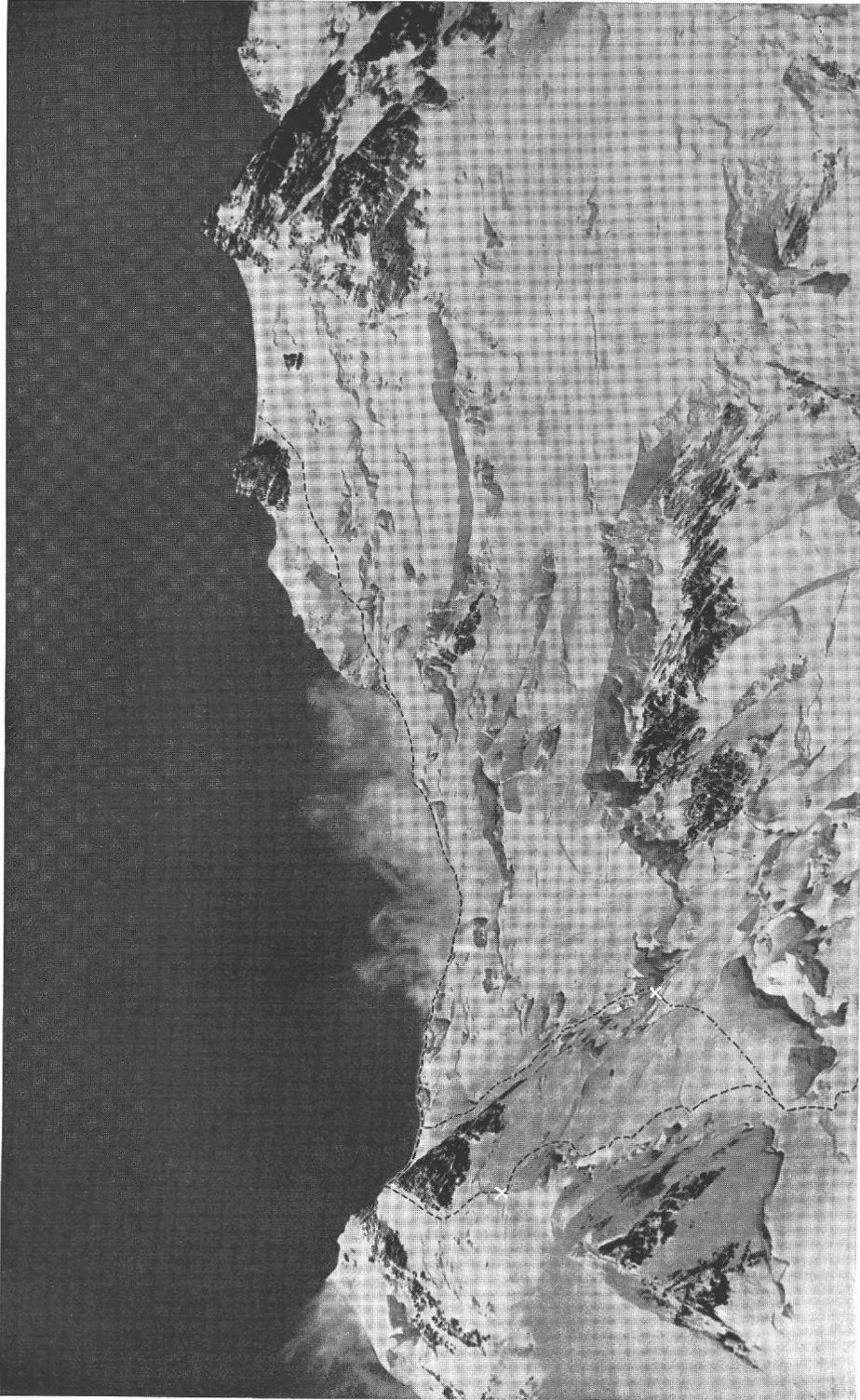
Lager VII † 9. 7.
 Eisenbad † 13. 7.

Hilfsländ Haupt-
 gipfel 8436 m

Südoest-
 gipfel
 Silberfahnel
 7600 m

Nordost-
 gipfel

Nord-
 gipfel



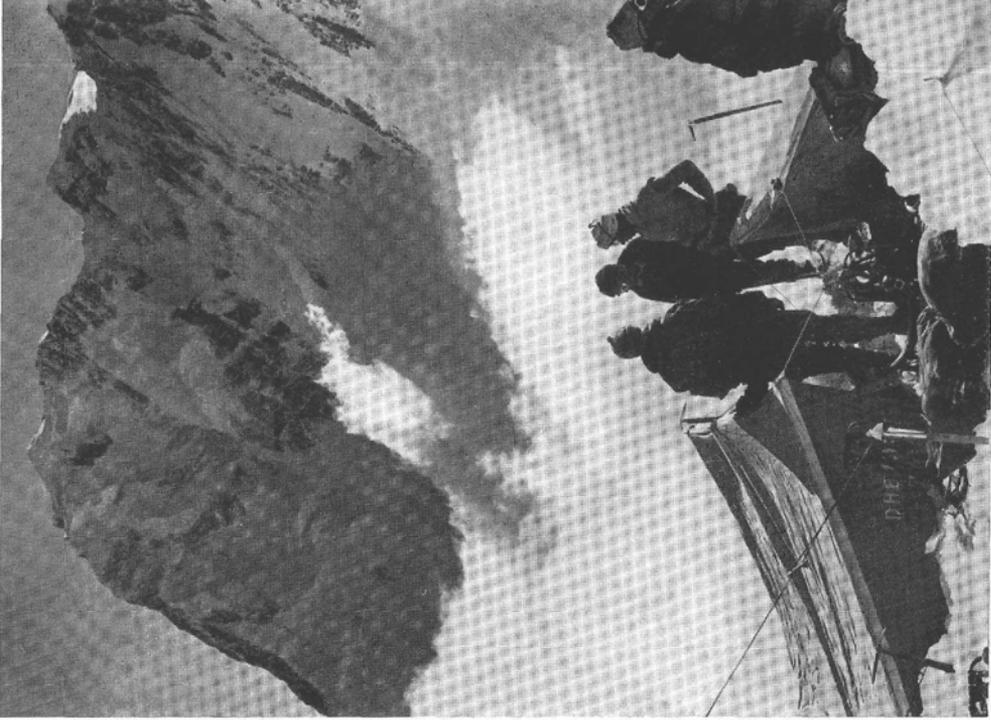
× Lager V
 6600 m

× Lager IV

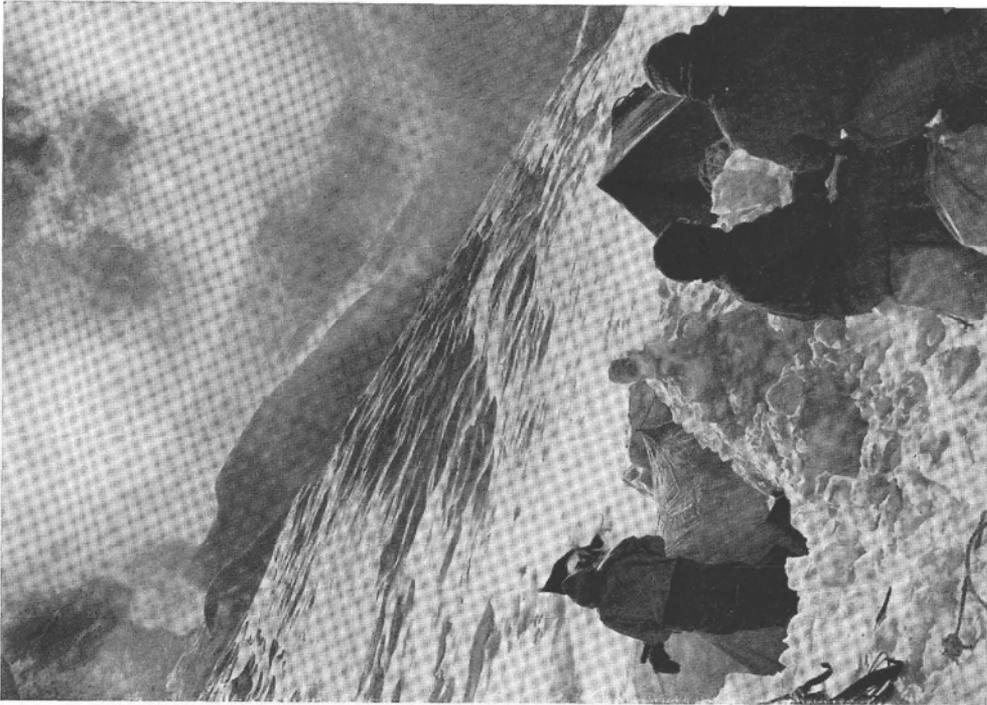
× Lager V 1932

Taugar-Parbat-Massif vom Chongra Peak

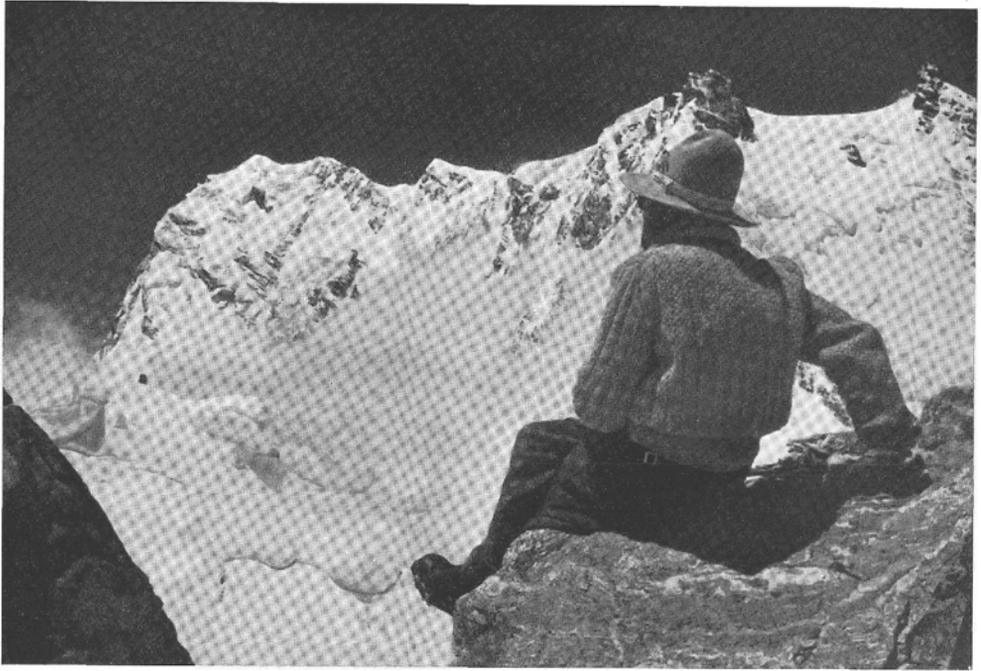
--- Weg 1934
 - - - Weg 1932



Lager VI, 6950 m, mit Nanga-Parbat-Hauptgipfel



Lager VII, 7050 m



Rakhiot-Peak-Nordgrat, Blick gegen Nanga-Parbat-Massiv



Tiefblick vom westlichen Chongra Peak zum Rakhiot-Gletscher. (Im Hintergrund Hindukusch und Pamir)

der Höhe, etwa 6800 m, ist furchtbar mühsam und anstrengend. Als wir fertig waren, hingen 180 m Seil in der Rathiotsteilwand. Mit ihrer Hilfe kamen wir rasch abwärts. Müde und abgekämpft erreichten wir das Lager.

Am prächtigen Morgen des 4. Juli brachte Merkl frühzeitig das ganze Lager auf die Beine und gab seine letzten Anordnungen für den Ausbruch. Wohl geordnet rückten die einzelnen Partien aus. Schneider und Aschenbrenner, unbeschwert durch Lasten und Träger, sollten noch den Quergang durch die Westwand des Rathiot Peak vorbereiten. In einigen Abständen folgten Bechtold, Merkl, Welzenbach und Wieland mit insgesamt 17 Darjeelingsträgern. Einige der Leute waren noch nie in einer Eiswand von dieser Neigung und Geschlossenheit gestanden. Heute sollte die hohe Schule der Everest-„Tiger“ am Ranga Parbat unter Beweis gestellt werden. Doch alles ging gut. Wenn man in einer Atempause zurückschaute, dann sah man steil unter sich in lachende begeisterte Gesichter.

Droben am Grat folgte ein Wegstück, das mit den Lasten große Aufmerksamkeit erheischte. Unter den vereisten Felsen bricht die Wand steil zum Gletscherboden des Lagers IV ab. Der Vortrupp hatte hier ein Seiländerseil gespannt. Vorsichtig wurden alle Träger von beiden Seiten gesichert. über die schwierige Stelle gebracht. Die ersten mußten sofort weitergehen, denn auf diesem Vogelstich war nicht Platz für mehrere Leute. Auf dem langen Quergang durch die Westwand lag windgepreßter Schnee. Hin und wieder spannte sich ein Seil um den Sturz eines ausgeglittenen Trägers aufzufangen. Langsam näherten wir uns dem flachen Schneesattel, in dem 1932 das denkwürdige Lager VII gestanden hatte. Es ist das der Beginn jenes scharfen Firngrates, der zum Silberjattel hinaufführt. Während wir hier unsere Zelte aufstellten, enthüllte der Ranga Parbat langsam seine eisige Pracht. Aus der Brandung des Nebelmeeres unter uns wuchs der ungeheure, 5000 m hohe Südpfeiler des Hauptgipfels. Die Träger ließen ihre Arbeit liegen und staunten mit uns gegen den Berg. Über dem Silberjattel standen die letzten Strahlen der Abendsonne. Wie gleißende Silberbarren leuchteten die Firnhöcker am Grat. In einer solchen Stunde war es, in der wir 1932 der Einschartung zwischen den beiden Ostgipfeln den Namen gaben.

Am diesem Abend des 4. Juli herrschte in unseren Zelten des Lagers VI, 6955 m, eine freudige, beinahe feierliche Stimmung. Der Rathiot Peak, das stärkste Bollwerk des Berges war gefallen. Die Erreichung des Ranga Parbat schien nur mehr die Frage von 3—4 Tagen. Das Wetter, das uns seit Tagen mit steter Regelmäßigkeit einen herrlichen Morgen und nach kurzen Mittagsnebeln einen strahlenden Abend bescherte, schien für den Angriff sehr günstig. Nun sollte uns nach all den unsäglichen Mühen und dem wehen Rückschlag vom 8. Juni der gewaltige Berg zufallen. Dort oben stehen! Hoch über den unendlichen Räumen, über den Sandwüsten des Indus, über dem unübersehbaren Firnengewirr des Himalaja und des Hindukusch. Merkl reichte auserlesene Süßigkeiten, unverdorben durch Cellophanschuss, ein anderer bot feinste Zigaretten, die nur für Feste bestimmt waren, und ein Dritter verteilte ein Säckchen bester Pflaumen. Auch die Träger erhielten ihren Anteil. Es war Weihnachten in unseren Zelten.

In Lager VI hatten wir trotz der beengten Lage in den Zelten ausgezeichnet geschlafen. Freude und Zuversicht hatten uns in tiefen Schlaf gelullt. Der Morgen aber brachte uns kein freudiges Erwachen. Drei unserer besten Hochträger, Angtenjing, Palten und Nima meldeten sich bergkrank und baten, ohne Begleitung absteigen zu dürfen. Dadurch mußten sofort die Lasten umgepackt und einiges minder Nötige zurückgelassen werden. Wieland, der sich stets mit nimmermüdem Fleiß und großer Geschicklichkeit um Träger und Lasten angenommen hatte, überließ heute zum erstenmal die Ausbruchsarbeiten Merkl und mir, und spurte mit den andern den Firnhöcker zum „Möhrentopf“ empor. Der „Möhrentopf“, ein etwa 15 m hoher Turm mit schwarzem Gestein, ist der einzige Fels in dem leuchtenden Weiß der näheren Umgebung. Seine Umgebung auf

dem scharfen, luftigen Grat ist von eigenartigem Reiz. Der Weiterweg über den schön geschwungenen Firngrat brachte immer wieder neue Überraschungen. Voll wilder Großartigkeit ist der Blick zu der gewaltigen Gipfelburg des Nanga Parbat.

In 7050 *m* fanden wir eine breitere Schneeterrasse, wo wir das Lager VII errichteten. Sturm und Kälte hatten hier eine natürliche Furche gerissen, worin wir unsere Zelte stellten. Noch vor den letzten Sonnenstrahlen rollten wir uns in unsere Schlafsäcke. Über das Wetter machten wir uns nicht die geringsten Sorgen. Mehr dagegen über die schlechte Nacht vor einem entscheidungsschweren Tag. Weizenbach und Wieland klagten über Atemnot und legten immer wieder ihren Schlafsack um. Langsam dämmerte so der Morgen des 6. Juli herauf. Vor unserem Zelte standen zwei bergfranke Träger Tundu und Nurbu und baten, absteigen zu dürfen. Sie machten einen sehr erschöpften Eindruck; es war unmöglich, sie allein gehen zu lassen. Außerdem wurde es zur dringenden Notwendigkeit, rückwärtige Verbindung mit dem Nachschub herzustellen. Schweren Herzens entschloß ich mich, die Kranken hinabzubringen. In 4—5 Tagen konnte ich mit frischem Proviant wieder heroben sein.

Unser Abstieg gestaltete sich außerordentlich mühsam und bedeutete für mich eine harte Kraftprobe. Ich mußte alle Bereisamkeit aufwenden, um die armen Kerle hinabzubringen. Im Lager V waren die Zelte tief verschneit. Hier unten mußte es mehrere Tage heftig gestürmt haben, während droben am Grat noch die Sonne schien. Plötzlich waren wir im dichtesten Schneetreiben. Die alte Spur war verschneit. Immer wieder verloren wir den Weg und machten viele Irrgänge. Das Schneetreiben war längst in Sturm übergegangen, die Nacht drohte immer näher. Endlich bekam ich auf meine Rufe Antwort. Müllritter und Bernard kamen mit einigen Trägern herauf und leiteten uns noch das kurze Stück zum Lager. Die beiden Träger waren in vollkommen erschöpftem Zustand. Nurbus Erschöpfung glich einer totalen Ohnmacht, die zwei Tage anhielt.

Bei meinem Weggang am Morgen des 6. Juli war ein herrlicher blauer Morgen. Mehrere Film- und Photoaufnahmen, die damals gemacht wurden, beweisen das einwandfrei. Da aber Müllritter und Bernard erzählten, daß bereits seit Tagen im Lager IV schlechtes Wetter gewesen war, während bei uns droben am Grat die Sonne schien, machten wir uns über die Lage der Spitzengruppe nicht die geringste Sorge. Ich war im Gegenteil überzeugt, daß am 7. Juli der Gipfel fallen würde. Nur der anhaltende Schneesturm in der Zone des Lagers IV verhinderten den Nachschub nach oben zu bringen.

Inzwischen wurde der Angriff auf den Gipfel kraftvoll fortgesetzt. Am 6. Juli erreichten Aschenbrenner, Schneider, Weizenbach, Merkl und Wieland mit elf Trägern den Silberfattel, 7451 *m*, und damit das große Schneeplateau. Die beiden Silberjaken bilden seinen östlichen Gropfeiler. Nach Westen steigt es leicht an und endet in einer 7910 *m* hohen Schneekuppe, hinter der ein scharfer Felsgrat zum Hauptgipfel emporleitet. Während Merkl und Wieland mit den Trägern etwas zurückgeblieben waren, stiegen Aschenbrenner und Schneider bei heftigem Wind über die Hochfläche aufwärts, um das Lager VIII weiter gegen den Gipfel vorzutreiben und einen windgeschützten Platz zu finden. Der Blick auf den freien hindernislosen Weiterweg erfüllte sie mit Kampffreude und Siegeszuversicht. Als erst etwa um 14 Uhr die letzten Träger mit Wieland am Silberfattel austauchten, beschloßen sie, unter dem Gipfel der vorhin erwähnten Schneekuppe zu warten. Sie befanden sich dabei etwa in 7600 *m* Höhe, 4—5 Stunden unter dem Hauptgipfel. Ihn zu erreichen schien nur mehr die Frage eines Tages zu sein. Hätten sie gewußt, daß das unser höchster Punkt bleiben sollte, dann wäre es ihnen ein leichtes gewesen, über die Diamirai Scharte, 7712 *m*, zum nahen, 7940 *m* hohen Borgipfel des Nanga Parbat hinaufzugehen.

Trotz des blauen Himmels nahm gegen Abend der Sturm heftig zu und wurde in der Nacht zum brüllenden Orkan. In den furchtbaren Windböen wurden die kräftigen

Eichenholzstangen des großen Hauszeltes (Lager VIII, 8460 m) in dem Merkl, Welzenbach und Wieland lagen, vollständig umgeknickt. Erst am anderen Morgen gelang es, die Zelte mit Seilen zu befestigen. Unaufhörlich knatterten in dem Schneesturm die Zeltwände. Noch immer glaubten die Angreifer, daß sich das Wetter zum Guten wenden werde. Der Rucksack für den Gipfelfurm lag gepackt. Er enthielt nicht viel, aber das Wichtigste: Gipfelsahne, Photoaparat und etwas zu essen. Doch am Morgen des 7. Juli tobte der Sturm mit solcher Gewalt, daß die Spitzengruppe an diesem Tage ihre Gipfelabsichten aufgeben und rasch wieder im Zelt ihre Zuflucht nehmen mußte. Mit wahnsinniger Geschwindigkeit jagten dichte Schneeböen über das Plateau und verdeckten die Sonne. Um 10 Uhr und 11 Uhr vormittags war es noch völlig dunkel. Sahibs und Träger fühlten sich in ihren Zelten geborgen. Niemand brauchte unter der bitteren Kälte zu leiden. Obwohl die Bedrängten Proviant für 5—6 Tage für den Gipfelangriff mitführten, wurde die Zubereitung der einfachsten Speisen bei dem furchtbaren Sturm unmöglich gemacht. Der Orkan wuchs von Stunde zu Stunde. In seinem Toben verbrachte man in Sorge die zweite furchterliche Nacht. Auch der Morgen des 8. Juli hatte keine Besserung gebracht. Der Aufenthalt in den Zelten wurde fast unerträglich. Alle waren der gleichen Überzeugung, daß der erste Gipfelangriff abgesehen sei. Da gab Merkl die Anordnung zum Abstieg nach Lager IV. Aschenbrenner und Schneider sollten mit Pasang, Nima Dorje und Pinzo Nurbu vorausgehen, um den Weg zu spüren. Merkl, Welzenbach und Wieland wollten mit den anderen Trägern nachfolgen. Bei dem gemeinsamen Ausbruch waren alle in guter Verfassung. Der Ausmarsch aus Lager VIII geschah mit Überlegung und in bester Ordnung. Am Silbersattel steigerte sich der Sturm derart, daß die erste Partie nur mit größter Vorsicht an den Abstieg der Steiflanke gehen konnte. Schneider ging voraus, die Träger in der Mitte und den Schluß machte Aschenbrenner, jeden Augenblick bereit, einen Sturz abzufangen. Etwa 100 m unter der Scharte wurde Nima Dorje vom Sturm aus den Stufen gerissen. Nur mit größter Mühe gelang es Pasang und Aschenbrenner, ihn zu halten und dadurch die ganze Partie vor dem sicheren Absturz zu bewahren. Aber der Sturm hatte von seinem Rücken den Schlaffack gerissen. Wie ein Luftballon segelte der große Packack über die Kupalseite hinaus. Die fünf Mann hatten nur noch einen Schlaffack. Damit ergab sich die zwingende Notwendigkeit, noch am gleichen Tage Lager V oder Lager IV zu erreichen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Man konnte in dem wütenden Schneesturm keine 10 m weit sehen und war zu vielen Irrgängen gezwungen. Um die Träger von den ermüdenden Umwegen zu befreien, teilten sich Aschenbrenner und Schneider vor ihnen in dem unschwierigen Gelände vor Lager VII ab. Sie erklärten den Trägern, sie möchten ihnen in der Spur unmittelbar folgen. Einmal, als der Sturm einen Augenblick die Wolken auseinanderriß, sahen sie die zweite Partie am Silbersattel herabkommen. Unter übermenschlicher Anstrengung erreichten Schneider und Aschenbrenner erschöpft und über und über vereist noch am gleichen Abend das rettende Lager IV. Die Träger hatten sie aus dem Gesicht verloren, vermuteten aber, sie, ebenso wie die zweite Partie, hinter sich. Wir warteten im Lager IV die ganze Nacht. Aber Billy Merkl und seine Mannen kamen nicht¹⁾.

Pasang, Nima Dorje und Pinzo Nurbu waren nicht mehr weiter gekommen als nach Lager VII, wo sie in dem zurückgelassenen Zelt die Nacht verbrachten. Noch schlimmer erging es zu gleicher Zeit dem Haupttrupp, der unter dem Silbersattel ohne Zelte ein Zwischenlager errichten mußte. Man hatte am 8. Juli die Zelte im Lager VIII für einen neuen Angriff zurückgelassen, in der festen Meinung, noch am gleichen Tage die ausgebauten Lager V und IV zu erreichen. Die Frage, warum die Kametaden mit

¹⁾ Das Geschehene ist in dem Buch „Deutsche am Nanga Parbat“ ausführlich niedergelegt, das im Verlag F. Brudmann UG., München, erschienen ist.

ihren Trägern am 8. Juli nicht mehr hinter sich brachten als dieses relativ kurze Wegstück, ist die wichtigste und entscheidendste bei der Beurteilung der Nanga-Parbat-Katastrophe. Sie wird wohl nie befriedigend geklärt werden können. Sicher ist nur, daß die Sicherungsmaßnahmen für den großen Trägertrupp beim Abstieg über die vereiste Steiflanke vom Silberfattel einen Großteil des Zeitverlustes erklären. Die einzigen vier zurückgekehrten Träger der zweiten Partie erzählten später, daß Merkl und Wieland nicht mehr weitergehen konnten. Damit ist auch die Fragestellung, ob bei einem bessern Ausbau der Lager VI und VII das Unglück hätte vermieden werden können, illusorisch. Denn nur die Leiden und Strapazen dieser furchtbaren Bivaktsnacht im Zwischenlager im wütenden Schneesturm führten zu dem ungewöhnlich raschen Kräfteverfall, bei dem es dem Großteil des Haupttrupps nicht mehr gelang, die rettenden Lager zu erreichen. Noch in der gleichen Nacht starb Nima Nurbu in diesem Zwischenlager. Merkl hatte sich am Morgen die rechte und Wieland beide Hände erfroren. Beim Abstieg am 9. Juli mußte Ungfering, Gay-Lay und Dakshi im Zwischenlager bleiben, da sie teils krank, teils schneeblind waren. Der arme Ali Wieland starb am gleichen Morgen, 30 m vor dem Zelt des Lagers VII. Merkl und Welzenbach blieben allein in diesem Lager, während Ritar, Da-Thondup, Nima Tashi und Rifuli weiter abfliegen. Auf ihrem Weg über den Grat spurten sie bis über die Brust im Schnee. Der Sturm war so furchtbar, daß sie die Gegensteigung zum Lager VI nicht mehr bewältigen konnten und in einer Schneehöhle übernachteten mußten, ein kurzes Stück von der Partie Pasang entfernt, ohne voneinander zu wissen.

Am 10. Juli im Lager IV. Es war nun meist klar, aber immer noch tobte der Sturm, in dessen eisigem Atem die Berge rauchten. Am Silberfattel und von den Graten peitschten 100 m lange Schneefahnen waagrecht hinaus auf die Rakhiotseite. Am Nachmittag sah man droben in der Eismwand des Rakhiot Peak sieben Mann absteigen. Es waren die inzwischen vereinigten Parteien Pasang und Ritar. Wir spurten ihnen zum Steilhang über Lager IV entgegen, doch als wir näher kamen, waren es nur mehr vier Mann, die über uns herabwateten: Pasang, Ritar, Rifuli, Da-Thondup. Ihre Kameraden Nima-Tashi und Nima Dorje waren in den Seilen am Rakhiot Peak und Pinzo Nurbu 3 m vor den rettenden Zelten in Lager V gestorben. Die Tapferen waren restlos erschöpft, einfach am Ende ihrer Kräfte. Alle vier hatten mehr oder minder schwere Erfrierungen an Händen und Füßen davongetragen. Vorsichtig flüchte Bernard ihnen etwas Suppe ein, dann nahm jeder einen Träger am Arm und leitete ihn behutsam hinab zum Lager. Die halbe Nacht wurden die erfrorenen Finger und Zehen mit Schnee eingerieben. Endlich gegen Mitternacht war Ritar soweit hergestellt, daß er uns von den furchtbaren Sturmtagen droben am Grat erzählen konnte.

Zu gleicher Zeit, in der Nacht zum 11. Juli, starb droben im Zwischenlager unter dem Silberfattel der arme Dakshi. Am nächsten Morgen gingen Gay-Lay und Ungfering hinab nach Lager VII, wo Merkl und Welzenbach noch waren. Täglich, wenn am Morgen für Minuten die Sturmwolken auseinanderrißen, sahen sie unsere Rettungskolonne vom Lager IV aufsteigen, wußten aber nicht, daß wir im Sturm und tiefen Pulverschnee immer wieder zurückgeworfen wurden. So warteten sie im stillen Hoffen, bis Hilfe kommen würde.

Endlich, am 12. Juli, gelang es Aschenbrenner, Schneider und Müllritter mit Nurbu, Ungtenjing und Lobsang, das Lager V zu erreichen. Sie gingen ohne alle Lasten, nur um in den grundlosen Schnee die Spur zu treten. Nach sechsständiger größter Anstrengung kamen sie schließlich doch hinauf. Sie fanden den armen Pinzo Nurbu vor den Zelten tot im Schnee liegen. Aschenbrenner und Schneider wollten noch die beiden Toten, Nima Dorje und Nima Tashi aus den Seilen bergen. Aber neu einsetzender Sturm trieb sie wieder zurück. Spät abends erreichten sie ganz abgekämpft das Lager IV.

In der Nacht zum 13. Juli starb der eiserne Willo Welzenbach im Lager VII neben

Merkl im Selt. Am nächsten Morgen stiegen die letzten Überlebenden Merkl, Gay-Lay und Angtfering nach Lager VI ab. Merkl, mühsam gestützt auf zwei Eispickel. Vor der Gegensteigung des „Nohrenkopfes“ waren sie am Ende ihrer Kräfte. Hier bauten sie sich in eine kleine Eishöhle ein.

In Lager IV sah man droben am flachen Sattel einen Mann vortreten und winken. Ob und zu trug der Sturm einen fernen Hilferuf herunter. Am 14. Juli stieg über den Rakhiot Peak ein einzelner Mann ab. Es war Angtfering, der zweite Orderly Billy Merkls, der endlich, vollständig erschöpft, mit schweren Erfrierungen im Lager IV geborgen werden konnte. Er hatte sich mit unerhörter Energie durch Sturm und Schnee den Abstieg erkämpft, in jedem Schritt ein Held. Da er keinen Brief von Merkl und Gay-Lay brachte, wurde seine einfache Schilderung die letzte Nachricht von dem heldenhaften Ringen der Kameraden und der braven Träger droben am Grat.

Gegen Sinn und Vernunft rannten Schneider und Aschenbrenner am 15. und 16. Juli noch einmal das Lager V an, mit letzten Kräften und ohne Aussicht auf Erfolg. Umsonst, in den uferlosen Neuschneemengen wurden sie immer wieder zurückgeworfen. Am 17. Juli machten Raechl und Misch, die inzwischen nach ihrer Rundtour um den Nanga Parbat im Hauptlager eingetroffen und nach Lager IV heraufgekommen waren, trotz mangelnder Höhengewöhnung mit äußersten Kräften einen letzten Rettungsversuch. Auch sie mußten wieder umkehren.

Das Wetter war noch immer gleich schlecht. Von oben war das letzte Rufen verstummt. Billy Merkl und sein treuer Trägerkamerad waren nicht mehr.

Billy Merkl, der sein ganzes Leben hindurch in allen Lagen ein guter, ein bester Kamerad gewesen ist, durfte in seinen letzten Tagen noch ein Kameradschaftsbekenntnis empfangen, wie es die Geschichte des Himalaja nicht kennt. Gay-Lay, der sich am 14. Juli mit Angtfering vielleicht noch hätte retten können, blieb bei seinem Bara-Sahib und hielt ihm die Treue bis in den Tod.

Wir hatten keine Gelegenheit mehr einen neuen Angriff anzusehen oder zu unseren Toten zu kommen. Vom Rakhiot Peak wehten noch immer die Sturmflaggen. Die Träger wollten und konnten nicht mehr nach oben gehen. Wir selbst, todmüde, ausgemergelt und vom Sturmatem des Berges gezeichnet, waren am Ende unserer Kräfte. Wo wir standen und lagen grubelten wir über unser Schicksal und drehten nochmals alle Möglichkeiten hin und her. Warum, warum? Nach all den Opfern und Anstrengungen, nach dem nahen Gipfelsieg dieses bittere Ende! Das Letzte aber vermochten auch wir nicht in Worte zu fassen.

Da gingen wir bedächtig daran die unteren Lager zu räumen. Langsam ganz langsam ging es abwärts. Nach den grimmen Sturmtagen am Berg überkam uns wie ein Wunder das Grünen der Wiesen und das Blühen der Blumen im Hauptlager. Alle kamen uns entgegen und machten uns den Einzug leichter mit ihrem guten Verstehen und ihrer Hilfsbereitschaft.

Wieder saßen wir, wie vor Wochen, um das glösende Lagerfeuer. Flackernd sprang die Rede in unserem gelichteten Kreis. Nicht mehr wie damals drängte uns die Frage des Gelingens, die dem Geschehen vorausseilen wollte. Wir mußten, einmal wird der gewaltige Berg erstiegen werden durch Männer, die mit uns oder nach uns kommen werden, wenn ihr Arm stark und ihre Hand glücklich sein wird. „Erobert“ aber wird der Nanga Parbat nie.

Hoch droben am Gipfelgrat des Berges bricht der Mond durch die wirbelnden Schneefahnen. Mit wehdrennenden Herzen schauen wir hinauf zum hohen Schneegrab unserer Kameraden. Bis in die Sterne wächst uns das leuchtende Bild ihres freudigen Kämpfertums und ihrer treuen Hingabe an das Ziel. Ihr Geist und ihr Vorbild wird fortleben in den Herzen kommender Kämpfer und darin den starken Glauben nähren an die ungeheuerere Macht des menschlichen Willens.

Bis Ende Juli lagen alle Lasten im Hauptlager gepackt, langsam liefen die bestellten Träger aus Doian ein. In diesen Tagen verabschiedeten sich Cap. Sangster und Cap. Frier, deren Urlaub zu Ende ging. Die Scheidenden waren so ausgezeichnete Kameraden, daß wir uns nur ungern voneinander trennten. Unser Dank für ihre wertvolle Hilfe in freudigen, wie in schweren Tagen begleitete sie.

In einem strahlenden Augustmorgen verteilten wir uns. Die einen brachten die kranken Träger hinab zum Indus, der Haupttrupp zog über den Buldar und Licharkam direkt nach Doian.

Zwei Wochen später. Müde stolperten unsere Pferde über die groben Blöcke des Ramripasses. Wie zum Abschied schälte sich noch einmal der Berg aus den Schneebänken. Fern schon über den unendlichen Räumen des Himalaja, fern unseres Kampfes um ihn. Hoch über den Sturmwolken ragte fein leuchtender Gipfel, kleine Wolkenschatten krochen über den schneeigen Hermelin der Südwand. Deomir, König der Berge! Nichts Menschliches hat vor dir Bestand als Ehrfurcht und Hingabe.

Da legte sich auch in uns das grause Erinnern an die Sturmtage am Berg, das uns seither nicht mehr losgelassen hatte. Freier und froher stiegen wir hinab in die Kaschmirtäler. Das Größte bleibt es doch, um solch ein Ziel bis aufs Letzte gekämpft zu haben.

Die Forschungsarbeit am Nanga Parbat

Von R. Finsterwalder, Hannover

Einleitung

Wissenschaftliche Arbeit ist zutiefst verwurzelt im Sein und Werden des Alpenvereins. Wertvolles ist durch ihn zur Bereicherung der Kenntnis unserer Alpen auch auf wissenschaftlichem Gebiet geleistet worden; die Vereinsveröffentlichungen legen davon beredetes Zeugnis ab¹⁾. Als sich der Blick der Bergsteiger im Lauf der Zeit über die Alpen hinaus auf die übrigen Gebirge der Erde richtete, da sah man nicht nur bergsteigerische Aufgaben, sondern auch ein weites wissenschaftliches Betätigungsfeld. Was man in der Schule des Alpenvereins in den Alpen gelernt und an Erfahrungen gesammelt hatte, konnte nun für die Erschließung und Erforschung der Hochgebirge der Erde nutzbar gemacht werden. — Bei der Nanga-Parbat-Expedition 1934 haben dankenswerterweise andere Verbände die Finanzierung des bergsteigerischen Unternehmens auf sich genommen. Der Alpenverein hat eine Beihilfe von 10 000 RM. für die wissenschaftliche Arbeit der Expedition gewährt. Diese Summe, welche noch durch eine weitere Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft vermehrt wurde, war die Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit am Nanga Parbat. — Über Inhalt und Ergebnis dieser Arbeit kann hier nur ein kurzer Überblick gegeben werden; vielleicht ist es aber doch möglich, sie den Lesern dieser Zeitschrift und den Alpenvereinsmitgliedern nahezubringen, da die wissenschaftlichen Aufgaben am Nanga Parbat eng mit jenen zusammenhängen, die der Alpenverein in den Alpen selbst gefördert hat.

Die Aufgabe

Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Programmes stand die Herstellung einer möglichst genauen Karte des Expeditionsgebietes. Sie sollte, ähnlich wie die alljährlich diejem Jahrbuch beigelegten Karten Teile unserer Alpen in möglichst hochstehender Weise

¹⁾ Siehe die Zusammenfassung von E. Brüdner „Die Förderung der Wissenschaft von den Alpen durch den D. und S. Alpenverein in den letzten 25 Jahren“. Dieses Jahrbuch 1919, S. 30—46.

darstellen, den gewaltigen Schauplatz des Ringens unserer Expedition, den Nanga Parbat, erfassen, der als gewaltiger Eispfeiler im Nordwesten des Himalaja aufragt. Wenn irgend möglich, sollten die modernen, bei den Alpenvereinstarten verwendeten stereophotogrammetrischen Aufnahmemethoden auch unter den im Himalaja zu erwartenden, weit schwierigeren Verhältnissen versucht werden. Die angestrebte genaue und naturgetreue Karte sollte all denen, die den Kampf um den Nanga Parbat verfolgt haben, ein anschauliches Bild jener gewaltigen Hochgebirgslandschaft des Himalaja vermitteln, zugleich aber auch Unterlage für die gegenwärtige und zukünftige Forschung in jenem Gebiet sein.

Der große, fremdartige Formenschatz des Nanga Parbat mußte aber noch andere Aufgaben stellen, nämlich seine geographische und eiszeitkundliche Durchforschung. An 7000 *m* ragt der eisbedeckte Gipfel des Nanga Parbat über dem Indus auf, der in einem wüstenhaften, heißen Tal trübe Gletscherfluten dahinwälzt; durch viele Vegetationszonen hinauf, von der sterilen Wüste über üppige Wälder bis zu den Gletschern und eisstarrenden Wänden steigt der Nanga-Parbat-Riese an, voll der Probleme für den Bergsteiger und geographischen Forscher, besonders für den, der die ähnlichen Verhältnisse der Alpen studiert hat.

In die kartographische und geographische Aufgabe teilten sich Dr. Walter Raechl aus München und der Verfasser. — Raechl, der uns nach der Expedition durch einen traurigen Unfall am Wasmann entrisen wurde, hatte die geographischen, der Verfasser die kartographischen Arbeiten zu betreuen, vielfach arbeiteten wir aber auch zusammen, insbesondere hat Raechl umfangreichen Anteil an der photogrammetrischen Aufnahme gehabt.

Als drittes Arbeitsgebiet ist schließlich die Geologie zu nennen: In Dr. Peter Miß aus Göttingen fanden wir einen Kameraden, der die schwierigen geologischen Aufgaben, die der Nanga Parbat stellte, mit Erfolg in Angriff nehmen konnte. Der Nanga Parbat besteht, ähnlich wie die Zenttalalpen, aus versteinungslosem Kristallin; die neuen in den Alpen ausgebildeten gefügekundlichen Methoden sollten helfen den inneren Aufbau des Massivs zu entschlüsseln.

Die Arbeit im Feld

Die Vorbereitungen für die wissenschaftliche Expeditionsarbeit waren dadurch sehr erleichtert, daß wir uns von vorneherein auf das bergsteigerische Hauptunternehmen stützen konnten. Großen Dank schulden wir vor allem dem trefflichen Expeditionsleiter Billy Merkl, aber auch allen anderen Expeditionskameraden. Nur weil sie uns den Großteil der bergsteigerischen Organisationsarbeit abnahmen, konnten wir wohlgerüstet für die wissenschaftliche Aufgabe an den Nanga Parbat ziehen.

Es war von vorneherein klar, daß die Wege der Wissenschaftler und Bergsteiger nicht während der ganzen Expedition die gleichen sein konnten. Die Bergsteiger waren an den einzig möglichen Anstiegsweg zum Gipfel gebunden, der durchs oberste Rakhjottal führt, wir Wissenschaftler hatten uns mit dem ganzen Nanga-Parbat-Stock zu befassen. Die photogrammetrische Aufnahme erforderte die Besteigung guter Übersichtspunkte rings um den Nanga-Parbat-Stock und in diesem selbst. Sie konnte nur durch eine kleine Expedition durchgeführt werden, die getrennt von der Hauptgruppe das ganze weitere und engere Expeditionsgebiet nach allen Richtungen bergauf und bergab durchzog. Vom gleichen Wege aus konnten auch die meisten geographischen und geologischen Aufgaben gelöst werden, so schlossen wir Wissenschaftler uns zu einer gemeinsam arbeitenden Gruppe zusammen.

Zusammen mit den Bergsteigern erfolgte der Anmarsch zum vorläufigen Hauptlager im oberen Rakhjottal in 3500 *m* Höhe. Weiter oben lag damals Mitte Mai noch alles

zutiefst im Winterschnee. Wissenschaftliche Arbeit war in größeren Höhen noch nicht möglich, so trennten wir uns für 6—7 Wochen von unseren Kameraden, um nach einer Umkreisung des Nanga-Parbat-Massivs Anfang Juli zur kritischen Zeit des Gipfelsturms wieder im Hauptlager und in der Nähe unserer Kameraden zu sein. Der Abschied von ihnen, die uns in gemeinsamer Arbeit bei der Expeditionsvorbereitung und beim Anmarsch ins Hauptlager ans Herz gewachsen waren, fiel uns schwer, und von manchem sollte es unser letzter Abschied sein.

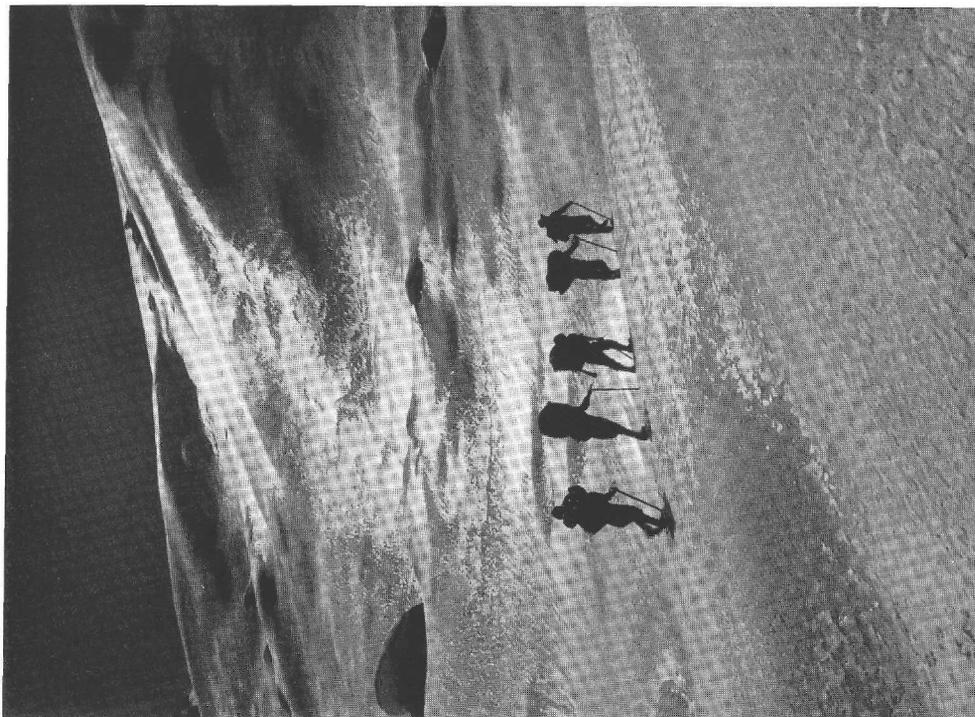
Zunächst stiegen wir wieder hinab in die heiße Hölle des Industals, wohl eine der heißesten Stellen der Erde. In der Tiefe des Tals stagnieren brütend heiße Luftmassen, nur des nachts kann man sich dort im Sommer bewegen. An der nordwestlichen Ecke des Expeditionsgebiets bei Bunar, einem kleinen Kasthaus inmitten ödster, steriler Wüste, begannen wir die Arbeit. Von der 1100 m hoch gelegenen Talsohle führten uns heiße, wasserlose Anstiege über die steilen Wüstenhänge hinauf zur unteren Waldgrenze bei 2800 m auf die 3000—3500 m hohen Vorberge des Nanga Parbat und nördlich des Indus. Die grandiose Landschaft des Himalaja erschloß sich uns da oben, und mit einem Blick erfahnten wir oftmals den ganzen, 7000 m betragenden Höhenunterschied vom Indus bis zum weißschimmernden Haupt des Nanga Parbat. Aber nicht bloß dem Auge erschloß sich die Landschaft, sondern auch der photogrammetrischen Aufnahme. Wir legten unsere stereophotogrammetrischen Standlinien auf günstige Höhen und Grate. Misch bearbeitete systematisch geologische Profile vom Tal bis hinauf zur Schneegrenze; Raechl sammelte neben der photogrammetrischen Arbeit geographische Beobachtungen aller Art über Vegetationsgrenzen, Wind und Wetter, vor allem aber solche formenkundlicher Art über den Aufbau des Gebirges, während ich eine Triangulation (Dreiecksnetz) über die Gipfel des Expeditionsgebiets zu spannen begann.

Die Arbeiten schritten gut vorwärts, wir drangen längs des Indus nach Osten vor, über Gor bis ans andere Ende des Expeditionsgebiets bei Bunji. Aber sie waren auch anstrengend und entbehrungsreich. Wir hatten, um Träger zu sparen und beweglich zu sein, möglichst knappen Proviant mitgenommen — immerhin war unsere Karawane, die wir meist unten im Tal ziehen ließen, 20 Mann stark. Aus den kümmerlichen Oasen, die von Gletscherwassern gespeist, meist in Seitentälern auf halber Höhe liegen und von einer feindseligen, wilden Bevölkerung bewohnt werden, konnten wir keine Nahrungs- und Hilfsmittel beziehen; Durst und Hunger und manche Schwierigkeiten mit den Trägern erschwerten die von großen körperlichen Anstrengungen begleiteten wissenschaftlichen Arbeiten.

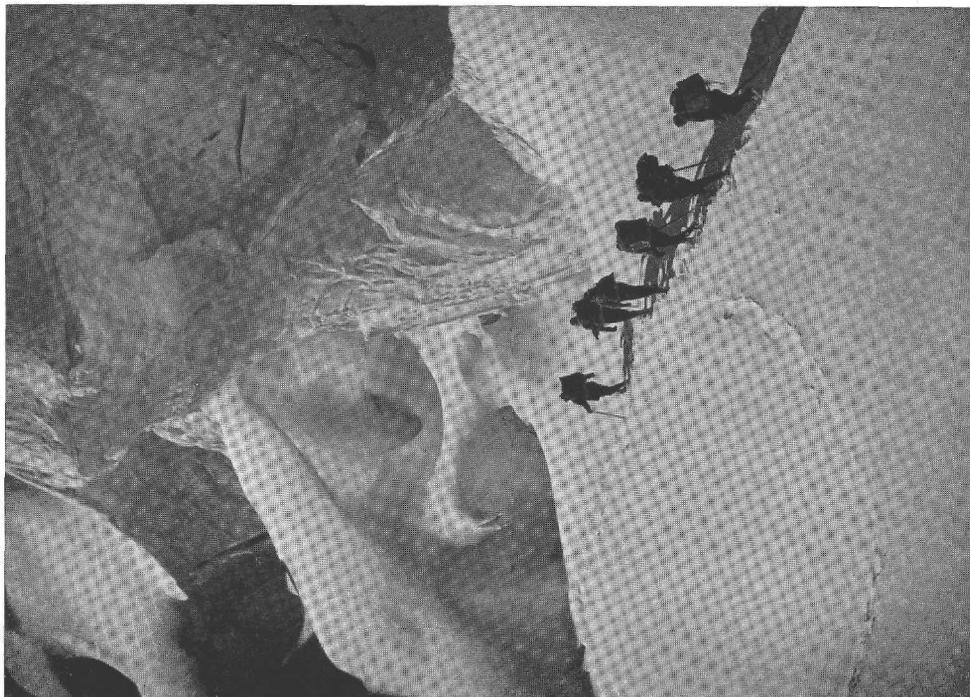
Wir waren froh, als wir Anfang Juni die überaus unwirtliche Gegend des Indus verlassen konnten und im Osten des Expeditionsgebiets südwärts vordringend dem Aftortal entlang arbeiten konnten. Das Aftortal liegt höher und ist etwas mehr kultiviert als das Industal, die Schneegrenze rückt langsam nach oben, wir drangen an verschiedenen Stellen auf 4000 und 5500 m vor. Dann bearbeiteten wir die Gegend des Rupalstals, das am Süden des Nanga Parbat unter dessen furchtbaren 4—5000 m hohen Südabstürzen entlang zieht, und am Ende des Monats Juni hatten wir die Gletscher des Razenogebiets an der Südwestecke des Nanga-Parbat-Stoßs erreicht.

Jetzt war es Zeit zu den Kameraden im Rakhiottal zurückzukehren, das bisher gesammelte Material — 200 photogrammetrische Platten und eine große Gesteinsammlung — wurde in Aftor hinterlegt, es ging über die Rämme hinauf ins Rakhiottal zu den Bergsteigern. Furchtbar waren die nächsten Wochen als das Unglück über die Bergsteigergruppe hereinbrach. Fruchtlose Rettungsversuche und tiefe Trauer um die tapferen oben am Gipfel zugrundegegangenen Freunde kennzeichneten die erste Hälfte des Juli im Hauptlager.

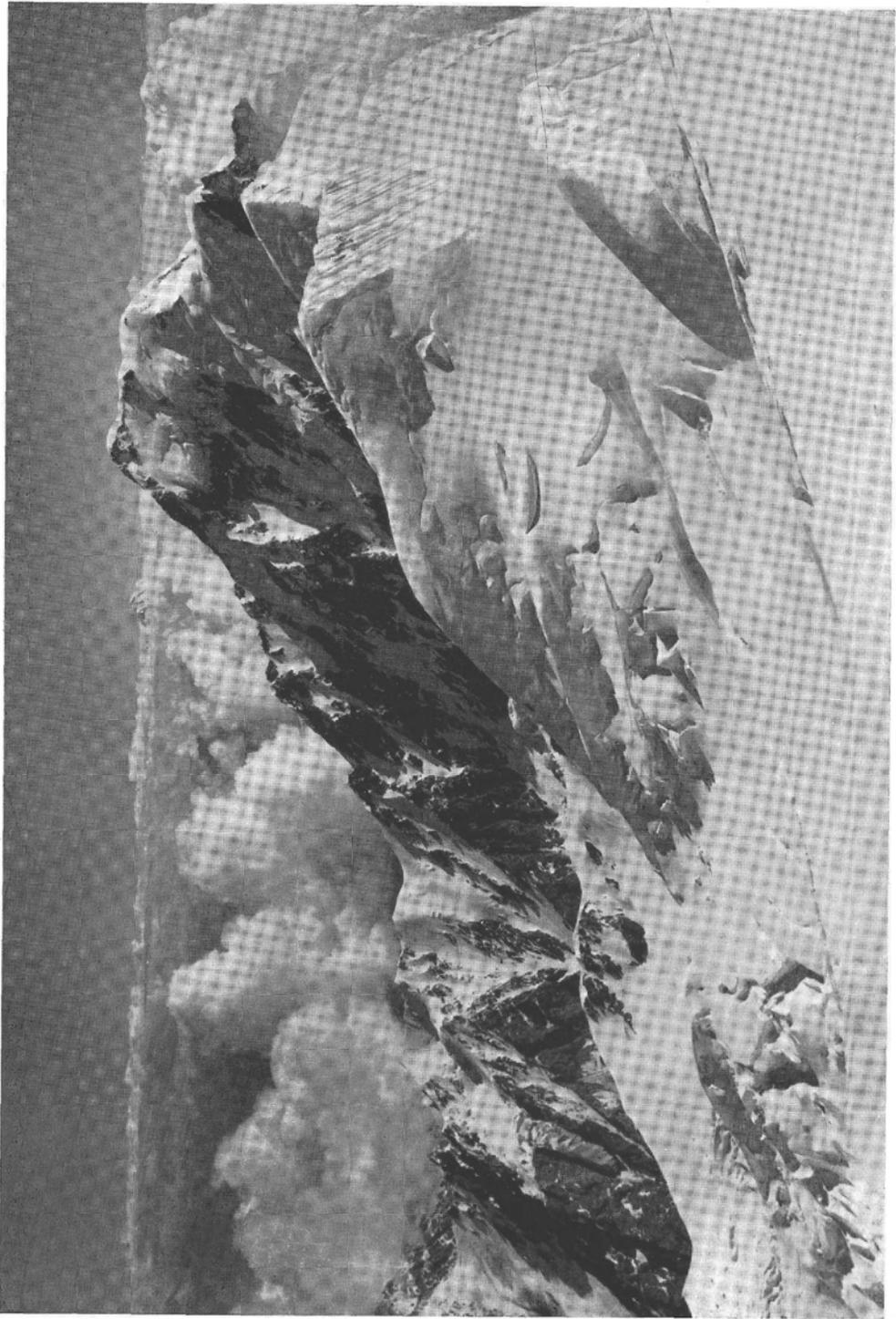
Während unter Bechtolds Leitung der Abbau des Hauptlagers und die Heimkehr vorbereitet wurde, ging die wissenschaftliche Gruppe nochmals ins Gelände, das Ange-



Träger im Aufstieg nach Lager I



Träger im Eisbruch nach Lager III



Großer Ghyongra Peak vom Lager V mit G. II

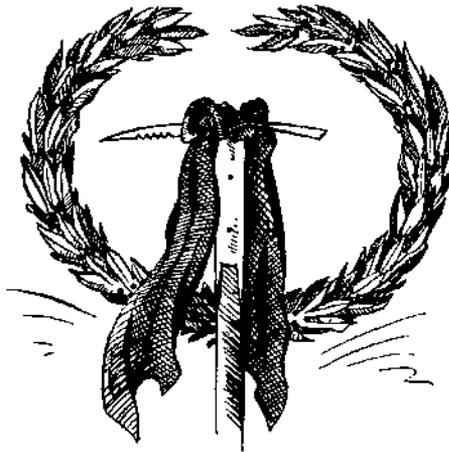
fangene wurde ergänzt und fertiggestellt und glaziologische Beobachtungen vor allem am größten Gletscher der Gruppe, dem Kathiotgletscher, vorgenommen. Neue Aufgaben, vor allem die geplante Untersuchung des Hispargletschers im Karakorum, stellten wir für ein anderes Mal zurück. Gemeinsam mit den überlebenden Bergsteigern traten wir Mitte August die Rückreise an.

Das Ergebnis

Es ist heute noch zu früh, Eingehendes über das wissenschaftliche Ergebnis zu berichten, denn die Auswertung des mitgebrachten Materials ist noch im Gang, außerdem kann ich mich hier nur kurz fassen¹⁾. Aber es ist doch möglich einen Teil des Ergebnisses den Lesern dieser Zeitschrift vor Augen zu führen, nämlich einen Ausschnitt aus der in Arbeit befindlichen Expeditionskarte, der den Schauplatz des großen Ringens um den Nanga Parbat, das oberste Kathiottal mit dem Hauptgipfel und dem Aufstiegsweg der Bergsteiger darstellt. — Die Karte ist auf stereophotogrammetrischem Weg entstanden und ganz ähnlich hergestellt wie die letzten Karten des Alpenvereins²⁾. Art und Darstellung sind unseren Mitgliedern bekannt und so mögen sie versuchen die Karte zu lesen und sich einen Begriff von der Größe und Wildheit des Nanga Parbat zu machen und von der Leistung derer, die um diesen Berg gekämpft haben. — Sie mögen auch bedenken, daß es der jahrzehntelangen kartographischen Arbeit des Vereins zu danken ist, wenn jetzt die erste genaue und mit Felszeichnung versehene Karte von einer Gruppe des Himalaja erscheinen kann. Und wenn es hier nicht möglich ist, weiter auf unsere geographischen und geologischen Forschungen einzugehen, so mag doch darauf hingewiesen werden, daß auch sie nach Wesen und Inhalt den vom Alpenverein seit Jahren unterstützten Forschungsarbeiten gleichen und ihr Ergebnis dem entsprechen mag, was der Alpenverein auf diesen Gebieten bisher geleistet hat.

¹⁾ Einen eingehenden Bericht über die Arbeit der wissenschaftlichen Gruppe und deren vorläufige Ergebnisse dort hat die Geographische Gesellschaft Hannover in „Forschung am Nanga Parbat“, von K. Finsterwalder, W. Raechl, P. Misch, und F. Bechtold, herausgebracht. Verlag Hellwing, Hannover, Preis 4,80 Reichsmark.

²⁾ Siehe darüber meine Begleitworte zur Karte der Loferer Steinberge und zu der der Blodnergruppe in diesem Jahrbuch 1925 und 1928, sowie die von H. Wiersack zum Zillertaler Kartenwerk im letzten Jahrbuch.



Aus den amerikanischen Rocky-Mountains

Zur Erinnerung an Ulrich Wieland

Von Dr. Fredi Luce, Frankfurt am Main

Auftakt

Als junge Ingenieure hatten uns die Fabrikzentren der östlichen amerikanischen Unionstaaten mit ihren fortschrittlichen Fabrikationsmethoden, ihrem Arbeitstempo, ihrer unbändigen Schaffensfreude in Bann geschlagen. Monatelang arbeiteten wir in den Fabrikhallen der verqualmten, dunstigen Großstädte, aus denen der kurze Sonntag kaum ein Entrinnen zuließ. Kein Wunder, daß in unserem Innern immer sehnlicher der Wunsch wach wurde, einmal wieder in die freie Natur zu kommen, sie in vollen Zügen zu genießen, so wie wir es so oft zusammen während unserer Studienzeit in freier Bergwelt getan hatten. Über unseren Plan waren wir bald einig: Wir wollten nach dem Westen!

Der sommerlichen Hitze Newyorks entflohen, traf ich mit Ali Wieland in Pittsburg (Pennsylvania) zusammen. Unser Gepäck war rasch in Wielands Auto, einem kräftigen Zweifischer, verstaut, und los ging's in glücklichster Stimmung dem Westen entgegen. Tagelang durchreisten wir die fruchtbaren, baumreichen Gebiete der Oststaaten, kamen, unmerklich langsam steigend, in die riesigen Ebenen der Staaten Kansas und Nebraska, die meilenweite Getreidefelder bedecken. Langsam mit zunehmender Höhe werden die Felder von Grassteppen abgelöst, auf denen noch vereinzelt Pferdeherden, zu irgendeiner in der Ferne liegenden Farm gehörend, umherziehen. Unser Höhenmesser zeigt schon 1600 *m*. Braungebrannt liegt hier die endlose Steppe vor uns, durch die sich unser, mit feinstem, rotbraunem Staub bedeckter Weg als endlose Gerade am Horizont verliert. Unsere Spannung wächst langsam. Wir haben die Grenze des Staates Colorado überschritten, bald müssen doch irgendwo Berge kommen.

Es ist Spätnachmittag, der Himmel hat sich langsam bewölkt, ein trockner Wind jagt ununterbrochen über die rostbraune Hochebene und läßt eine große Staubfahne hinter unserem Wagen entstehen. Kleine Kakteen, eine Chinokaktusart, wachsen längs des Weges, ein ungewohnter Anblick. Wir fahren einige Zeit in einer kleinen Senkung nordwärts, bis der Weg wieder nach Westen scharf umbiegt und die westliche Begrenzung der flachen Mulde emporführt. Wir nehmen etwas Anlauf, um die sanfte Steigung schön emporzufliegen, da öffnet sich plötzlich unseren Augen ein unvergeßlicher Anblick: die Berge! Wir halten an, springen aus dem Wagen und genießen in vollen Zügen das langersehnte Bild: Die Kette der Rocky-Mountains. Hier und da dringt die Abendsonne durch die Wolkendecke und läßt ein Schneefeld, eine Wand aus der sonst so düsteren, langgestreckten Bergkette aufleuchten. Zum ersten Male seit langer Zeit wieder Berge! Seltsame Berge, die nicht sehr hoch aber ungeheuer massig wirken. Freudig erreichen wir am Abend die kleine, saubere Stadt Denver, 1800 *m* hoch am Fuße der Rocky Mountains gelegen.

Raum hatten wir die Bergwelt der „Rockys“ betreten, als der Wunsch in uns immer lauter wurde, auch von oben her Einblick in diese Berge zu gewinnen. Die Tatsache, daß Ali aus den Tiefen der Kofferklappe des Autos unter der Reiseschreibmaschine eine komplette Bergsteigerausrüstung mit Seltbad erscheinen ließ, führte rasch zur Erfüllung unserer Wünsche. Bei günstigem Wetter gelang uns die Besteigung des 4350 *m*

hohen Long's Peak, welcher uns nach genügender Kletterei guten Einblick in dieses zum Teil von Schuttmassen zugebedekte, behäbige Gebirge bietet. Mehr Niederschläge würden auch bei diesen Viertausendern alpenartigere Formen ergeben.

Ein längeres Standquartier konnten wir in den Bergen nicht beziehen, da wir noch während des Sommers den Pazifischen Ozean erreichen wollten. Wir wandten uns daher wieder westwärts, überkletterten mit dem Auto manche Pässe, deren schönster uns der Millnerpaß, 3600 m, zu sein schien, und erreichten so die Mormonenstadt Salt-Lake-City am riesigen Salzsee. Wir sahen uns die Stadt mit ihren merkwürdigen Heiligtümern an, bedeutet sie doch für die Kirche der Heiligen der letzten Tage Christi das, was Rom für die katholische Christenheit ist. Ein Bad in der brühwarmen, fast gesättigten Salzlösung des großen Salzsees (von der Größe des Landes Braunschweig) ist mehr seltsam als erquickend. Wir weilten daher nicht lange an den Ufern des Sees, sondern wandten uns nordwärts, um zum Yellowstone-Nationalpark zu kommen.

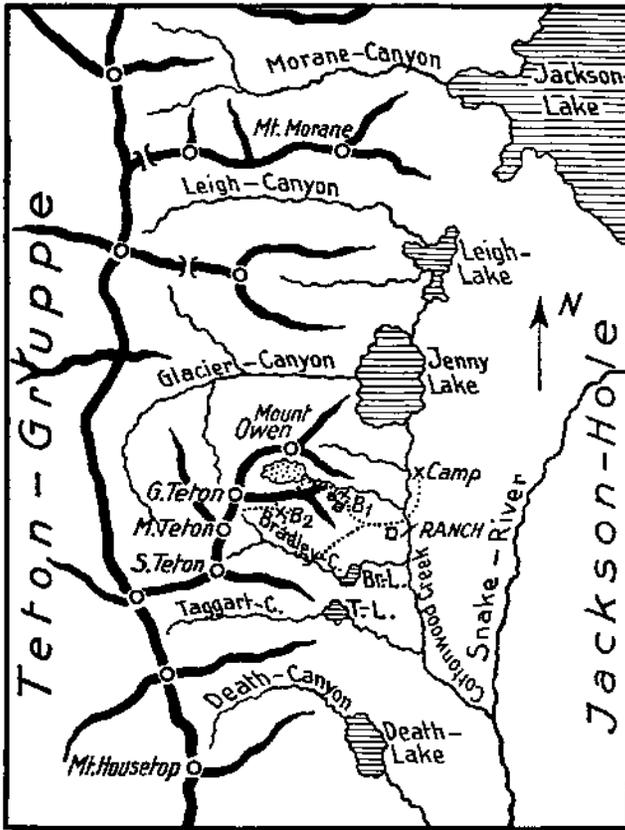
Der Grand Teton

Wir hatten schon im Osten von deutschen Bergsteigern erfahren, daß südlich des Yellowstone-Parkes eine Bergkette sei, die, im Gegensatz zu den massigeren, im Sommer meist schneefreien Bergen der östlichen Rocky Mountains, in Form und Charakter mehr den Bergen unserer Alpen gleiche, die Teton Mountains. —

Zwei Tage, seitdem wir den Salzsee verlassen haben, sind wir unterwegs, haben wieder einige Pässe überschritten und sind im Begriff, von Westen her in das Jackson Hole, eine etwa 60 km lange, bis zu 15 km breite, in Nord—Süd-Richtung verlaufende Senke, südlich des Yellowstoneparkes, hinabzufahren. Unten fließt der junge Snake-River, wegen seiner vielen Windungen „Schlangen-Fluß“ genannt; schäumend eilen seine blaugrünen Wasser unter der schmalen eisernen Brücke hindurch, die uns in langem Zuge über die zahlreichen Sandbänke bringt. Wir blicken nach Norden, flussaufwärts, und vor uns liegt, von einer Gruppe zackiger Spitzen umgeben, der Grand Teton, 4193 m. In stolzem Aufbau erhebt er sich über dem breiten, flachen Tale fast 2300 m, alle anderen Gipfel überragend. Ein schneeweißes, glitzerndes Firnfeld, hoch oben sächerförmig in sein kühn geschwungenes Gipfelhorn eingebettet, verleiht dem Anblick besonderen Reiz. Nur kurze Zeit erlaubt unsere Straße den freien Blick, er ist aber doch so, daß uns der Berg nicht mehr losläßt.

Wir verfolgten den Weg, der uns längs der Tetonkette näher an den Grand Teton brachte. Oftmals stiegen wir unterwegs aus, wenn der Wald oder das Gelände uns einen freien Blick auf den wundervollen Berg gewährte, und betrachteten mit dem Fernglas seine Formen. Uns beschlich ein eigenartiges Gefühl. Befanden wir uns doch einem Viertausender gegenüber, von dem wir nur wußten, daß schon einmal jemand oben war. Auf welchem Wege das geschehen war, hatten wir nicht in Erfahrung bringen können. Da für uns beide eine Besteigung beschlossene Sache war, blieb uns keine andere Wahl, als möglichst viele Einblicke in die Flanken des Berges zu gewinnen und danach unseren Weg zu legen.

Gegen Abend erreichten wir einen kleinen Camp in der Nähe des Jenny Lake, eines zu Füßen der Tetongruppe gelegenen Bergsees. Hier konnten wir ein kleines Blockhaus beziehen und unsere weiteren Pläne schmieden. Die Erkundigungen über den Grand Teton bei unserem Wirte waren erfolglos, da dieser nicht weiter ortskundig war. Als Juwelier aus Saltlake City hatte er den Camp erst vor kurzem aufgemacht, um selbst ein paar Monate des Sommers „out door life“, Naturleben, zu genießen und durch Vermieten der kleinen Blockhäuser an durchziehende Touristen sich eine kleine Einnahme zu verschaffen. Zudem war noch 10 Jahre nach dem Kriege der breiten Masse der amerikanischen Touristen der Alpinismus etwas durchaus Fremdes.



Skizze der Teton-Gruppe. Maßstab 1:200 000

Wir entschlossen uns daher, den Grand Teton über den uns am nächsten liegenden Ostgrat anzupaden, der, soweit wir überblicken konnten, nicht so unüberwindlich schien. Wieder wurde die hochalpine Ausrüstung aus dem Innern des unergründlichen Kofferbehälters hervorgeholt, und an einem strahlenden Nachmittage starteten wir zur Besteigung des Grand Teton — zunächst mit dem Auto.

Wir fuhren durch den steppenartigen Talboden über den kleinen „Pappelbach“ (Cottonwood-Creek), durch das Gebiet einer am Fuße des Berges gelegenen Farm (Mrs. Luccus Ranch) möglichst nahe an den Berg heran. Am Ende eines noch in den Wald hineinreichenden Weidelandzipfels mußten wir haltmachen. Hier dürfte ein Quellgebiet sein, denn über mannshohe

hufblattartige Kräuter und Stauden gaben eine Naturgarage für unseren Wagen ab, wie wir sie uns nicht schöner wünschen konnten. Wir zogen noch eine Zeltbahn über den Sitzraum, versteckten den Schlüssel und überließen den guten Wagen in seinem Dicksicht sich selbst.

Nach ein paar Schritten standen wir im dichten Tannenwalde, der zur völligen Wildnis wurde. Wir arbeiteten uns durch eine kleine Senke langsam aufwärts, mußten oft umgefallene Baumleichen überklettern und erreichten nach etwa 3 Stunden freieres Gelände. Hier fanden wir einen kleinen Saumpfad, welcher bald steil am Hang entlang zu zwei wundervollen, kleinen smaragdgrünen Bergseen führte. Alpenrosen und selten große Enzianfelsen grüßten uns in der Nähe der Baumgrenze. Drei fette Auerhennen trollen sich gemütlich unter die nächste Latschengruppe, als wir näher kamen. Der Blick vom freieren Gelände aus schweift über dichte, schwarzgrüne Tannenwälder, die unter uns liegend in der Ferne in Weideland und dann in braune Steppen übergehen. Am höhergelegenen, kleineren der beiden Bergseen suchen wir einen Lagerplatz. Unser Aneroid zeigt 2800 m. Wir sammeln zunächst Holz und richten unter einer leicht überhängenden Felswand in der Mulde des Sees unser Lager. Vor dem Abendessen verfolgen wir noch die Einkieglmöglichkeiten in die Felsen des nahen, hier gewaltig drohend aussehenden Ostgrates des Grand Teton. Zufrieden stellen wir fest, daß von der kleinen Seemulde ein Schrofenband nach links hinüberleitet zu dem Firnbeden, welches den

düsteren Kessel zwischen Teton-Ostgrat, Teton-Nordabstürzen und Mount Owen ausfüllt.

Zum Lagerplatz zurückgekehrt, verbreitet unser Lagerfeuer bald gemüthliche Wärme. Das Abendessen schmeckt vorzüglich nach einer solchen kleinen Urwaldsfahrt. Wir ziehen, als die kurze Dämmerung hereinbricht, alle unsere warmen Sachen an und schlüpfen in Ullis leinenen Zeltfad, aus dem wir nur mit den Köpfen heraus schauen. Um uns herum ist es rasch Nacht geworden. Ein funkelnder Sternenhimmel wölbt sich in feltener Klarheit über uns. Der zunehmende schmale Mond ist bald verschwunden. Ab und zu flackert unser Lagerfeuer auf und wirft einen kurzen rötlichen Schein auf die kleine Felswand zu unseren Häuptern. Durch die stille Nacht dringt nur aus der Ferne das Rauschen des Gletscherbaches vom Firnfeld herüber. Manchmal wacht einer von uns auf. Die Spannung, ob der Berg morgen gelingen werde, läßt uns nicht allzutief schlafen.

Um 3 Uhr morgens raffelt mein Weder, mein getreuer Begleiter auf allen Hochturen, der als Vermächtnis meines Onkels jetzt zum zweiten Male innerhalb von 25 Jahren die Gegend des Yellowstone-Parkes besucht. Unser Feuer ist rasch wieder im Schuß. Nach kurzer Mahlzeit wird es beim Aufbruch ausgelöscht. Der Himmel hat sich inzwischen bedeckt und es beginnt, ganz fein zu schneien. Im Schein der Laterne verlassen wir um 4 Uhr 30 Min. unseren Bivakplatz, betreten das Schrofenband und kommen gut zum Firnfeld hinüber. Dort sehen wir uns nochmals den Ostgrat von seiner Nordflanke an. In schaurig glatten Wänden stürzt er fast senkrecht zu unserem Firnbeden herab. Wir erkennen nur, daß er weiter oben von einigen riesigen Türmen und dazwischenliegenden tiefen Schluchten in seinem Aufschwung unterbrochen wird. Wir rasten noch einmal kurz und steigen, als es inzwischen gerade hell geworden ist, um 6 Uhr bei klarer werdendem Wetter in die Felsen des Ostgrates ein.

Sunächst geht es in gestuftem Fels sehr einfach und flott empor. Ab und zu sehen wir einen Steinmann. Bald sind wir am Fuße des ersten mächtigen Granitturmes angekommen. Wir versuchen, ihn auf der Südseite zu umgehen, was auch gut gelingt. Das nächste Hindernis im Verlauf des Grates stellt sich uns in Gestalt einer großen Schlucht entgegen, die von Süden her in den Grat einschneidet. Der Grat bricht in die Schlucht so jääh ab, daß wir es vorzogen, an der östlichen Begrenzung der Schlucht auf der Südflanke etwas abzustiegen, die Schlucht zu queren und auf der anderen Seite an ihrer Begrenzung wieder nach rechts aufzusteigen bis zur Grathöhe. Wir verfolgen den großblockigen Grat weiter, welcher nach Norden teilweise überhängt und in die ungeheuren Abstürze der Nordflanke Einblick gewährt. Nun verwehrt uns eine neue, von Süd nach Nord streichende Felsbarre den Weiterweg. Da eine Umgehung in der überhängenden Nordflanke des Grates unmöglich ist, versuchen wir sie direkt durch einen schmalen Ramin zu ersteigen. Die Schwierigkeiten nehmen an dem senkrechten Aufschwung erheblich weiter zu. Rote, plattige Wände stellen sich uns entgegen. Unsere Aussichten, hier flott weiterzukommen, schwinden dahin. Es ist schon 10 Uhr morgens, wir haben noch 600 m Höhenunterschied bis zum Gipfel und kennen die weiteren Schwierigkeiten nicht. Wir halten Kriegsrat, und Ulli, der erfahrener und bessere Bergsteiger, hält es auch für das Richtige, umzukehren. Wie auf allen seinen Bergfahrten hat ihn auch hier, entgegen seinem oft ungeheuren Auftrieb, das Verantwortungsgefühl, eine Bergfahrt unbedingt sicher auszuführen, zur Umkehr bestimmt. Wir stiegen in etwas gedrückter Stimmung wieder ab. Unsere Steinmänner benützend, kamen wir rasch abwärts. Am Grat war es inzwischen drückend heiß geworden, das Wetter sah nicht sehr friedlich aus. Kaum waren wir aus den Felsen ausgestiegen, als uns auf dem Firnbeden ein heftiges Gewitter mit schwerem Hagelschlag überraschte. Wir schlüpfen schnell in unseren Zeltfad und setzten uns auf einen großen Moränenblock inmitten des Ferners. Von Hagelkörnern angenehm massiert, aßen wir in dem mollig warmen Saß den Rest unseres Proviantes auf und waren bestimmt besserer Laune, als wenn wir uns etwa 800 m höher droben am

Grat mit dem Wetter hätten abfinden müssen. Als es wieder aufklarte, hatte es wunderbar abgefühlt. Wir eilten am Lagerplatz vorbei hinab ins Tal, und wenn wir uns unterwegs mal umdrehen, so blickte der Grand Teton mit seinem frisch überzuckerten Ostgrat uns nach, als machte es ihm Freude, daß wir so tüchtig abgeblitzt waren. Doch hatten wir auf diesem Abstieg gegen Abend noch ein Erlebnis, welches uns den Schlüssel zur weiteren Erstiegung des Berges geben sollte.

Wir hatten beinahe unseren Wagen wieder erreicht, als wir im Waldesdickicht Stimmen hörten. Wir stießen auf vier waschechte Wildwestleute, welche in fröhlichster Stimmung aus der Hochregion herabkamen. Es stellte sich heraus, daß sie einen Tag zuvor den Grand Teton von der Westseite aus erstiegen hatten. Mit echt amerikanischer, jugendlicher Begeisterung erzählten sie uns, daß sie mit einem alten Ford tagelang aus ihrer Heimat Idaho auf den „Wegen“ des Mittelwestens unterwegs waren, um endlich das Ziel ihrer jahrelangen Sehnsucht zu erreichen. Nach Bescheiden von Mr. Owen, dem besten Kenner des Teton-Gebirges, ohne alpine Schulung, jedoch mit um so größerer Begeisterung und mit Hilfe einer aus einer Jagdzeitschrift entnommenen Routenbeschreibung hatten sie, zwei rüstige Bierziger und zwei junge Leute, darunter ein Vater mit seinem Sohne, die Besteigung glücklich durchgeführt. Sie bedauerten unser Mißgeschick aufrichtig, wünschten uns aber, mit Hilfe ihrer Berichte möge uns ein zweites Mal die Besteigung gelingen. Hoherfreut über diesen glücklichen Zufall, hatten wir doch jetzt die Gewißheit, auf der Süd- und Westseite des Berges günstigere Verhältnisse anzutreffen, eilten wir zu unserem Wagen, welcher uns einige Minuten später zum Standquartier zurückbrachte.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages stand unser Wagen wieder wohlverwahrt in seiner Naturgarage am Waldrand. Mit neuem Proviant versehen, strebten wir, diesmal in das große, südlich vom Grand Teton gelegene Haupttal, das Bradley Canyon, zu gelangen. Von Ost nach West ziehend, wird es vom Mittel-Teton abgeschlossen, vom Grand Teton im Norden, vom Süd-Teton im Süden flankiert. Wir hatten bald den Talgrund erreicht, in welchem ein wundervoller Gebirgsbach durch lichten Tannenwald, oft in kleinen Wasserfällen hinabsprudelt. Wir hielten uns möglichst an den Wasserlauf. Manchmal machten uns Gestrüpp und Unterholz zu schaffen, daß wir froh waren, wieder auf den Resten alter Bergstürze von Block zu Block turnen zu können. Wir laufen auf umgestürzten Tannen entlang. Zahllose Sträucher in der Art wilder, schwarzer Johannisbeeren, prachtvolle Exemplare riesiger Edeltannen bewundern wir. Ein Birnhuhn nimmt keine weitere Notiz von uns. In dieser üppigen, unberührten, subalpinen Flora lebt es allerdings wie im Paradiese. Wir kommen langsam das Tal höher hinauf und kommen damit in freieres, jedoch überall von Bergstürzen mit Felstrümmern erfülltes Gebiet. Die Baumgrenze ist bald erreicht. Wie in unseren Alpen treffen wir noch uralte wetterharte Urven auf vorgeschobenem Posten an. Vor uns wird der Blick auf den Talabschluß frei, auf die gewaltigen Felswände der drei Tetons. Besonders auffällig ist das große schwarze Band, welches den Mittel-Teton senkrecht von der Spitze bis zum Fuß in der Ostwand durchreißt. An der nördlichen Talflanke emporsteigend, steuern wir auf eine mit den letzten, zerzausten Zirbeln bestandene Felskanzel zu, welche zu einem Bivakplatz geradezu einladet. Die Felskanzel hält, was sie verspricht. Man findet hier unter einem Riesenschloß eine völlig geschützte Lagermöglichkeit, Holz und Wasser dabei in genügender Menge. Die Kanzel, nach unserem Höhenmesser gerade auf 3000 m gelegen, bietet einen wundervollen Blick über dichte Tannenwälder, die tief unten die einzelnen Talstufen überziehen, auch das Tal hinaus in die Jackson-Senke. In der Ferne schließen braune Hügel, die Ostbegrenzung des Jackson-Holes, den Blick ab. Unser Lagerfeuer brennt bald lustig, wir machen es uns für die Nacht recht gemütlich. Nach einem guten Nachtmahl legen wir uns auf das mit Riefenzweigen gepolsterte Lager und blicken schweigend in die sternenhelle Nacht hinaus. Unten im Jackson-Hole sieht man

ab und zu die Scheinwerfer eines Autos auf dem Sträßchen aufleuchten. Es ist heute Samstag; die Farmer fahren sicher wieder zu irgendeinem Tanzvergnügen zur nächsten Niederlassung. Auf unserer Kanzel hier oben im Hochtale herrscht tiefste Einsamkeit. Unsere Gedanken eilen hinaus, eilen zu unseren Lieben in der Heimat, von denen uns jetzt fast 10 000 km trennen. Wir sprechen kein Wort. Aber uns beide hat in jener mir unvergeßlichen Stunde das Schicksal empfinden lassen, was in den einfachen Worten „Heimat“ und „Kameradschaft“ enthalten ist. Fröstelnd steigen wir in unseren Seidenjack und schlafen bald fest ein. In der Nacht bricht heftiger Wind herein, und wir werden durch das Getöse eines Steinschlages, der irgendwo in den oberen Talgrund hinabdonnert, aufgeschreckt.

Gegen 3 Uhr 30 Min. morgens verlassen wir nach kurzem Frühstück unseren Lagerplatz und steigen bei Laternenschein über Geröllfelder dem Sattel zwischen Middle und Grand Teton zu. Wir erreichen die Zunge eines kleinen Feners, den wir auf seiner nördlichen Moräne verfolgen. Eine kurze Steilstufe erklettern wir und haben damit in etwa 2 Stunden vom Lagerplatz aus bei Tagesanbruch den Sattel, 3520 m, erreicht. Heftiger Wind durchschüttelt uns hier kräftig. Inzwischen hat sich der Himmel ganz bedeckt. Der Blick auf die westlich des Sattels liegenden Berge ist enttäuschend, da sie in Form und Höhe gegen den Grand Teton sehr abfallen. Wir wenden uns nun nordwärts über einen sanft ansteigenden Blockgrat aus dunklem, tonigem Fels. Links von einem riesigen rötlichen Felssturm mündet eine große Schlucht, welche von dem Sattel zwischen Vor- und Hauptgipfel des Grand Teton in südwestlicher Richtung hinabzieht. Beim Einstieg in diese grobgestufte Schlucht beginnt es leicht zu graupeln. Den Grund der Schlucht erfüllt Schutt, weiter oben ein schmaler Schneestreifen, auch treffen wir blankes Eis an. Wir steigen meist im Grunde oder an der rechten Wand der Schlucht auf gut gestuftem Fels empor. Etwa 100 m unter dem oberen Sattel bricht ein heftiger Schneesturm los. Wir suchen uns einen Unterschlupf unter einem großen Block, schlüpfen in den Felsack und warten in unserer warmen Behausung, wie das Wetter sich entwickeln wird. Es ist 7 Uhr 30 Min. morgens. Wir warten bis 9 Uhr, indem wir etwas schlafen. Das Anwetter nimmt jedoch weiter zu. Jetzt beschließen wir schweren Herzens erneut den Rückzug, da die Verhältnisse in den Felsen mit jeder Stunde kritischer werden. Der Neuschnee bedeckt schon fußhoch alle Griffe und Tritte. Wir legen das Seil an. In unsere Klettermäntel gehüllt, steigen wir mit großer Vorsicht die Schlucht hinab. Dieses Mal hatten uns nur noch etwa 400 m Höhe bis zum Gipfel gefehlt! In wütendem Schneesturm erreichen wir den unteren Sattel. Den Wind im Rücken geht es nun rasch über die Blockhalden zum Bivakplatz, wo wir unter unserem großen Felsblock trocken und windgeschützt einen kleinen Imbiß mit heißem Tee nehmen. Beim Beginn der Baumgrenze verwandelt sich der Schnee schon in schweren Regen. In ununterbrochenem Regen waten wir stundenlang im Abstieg durch das Gestrüpp des triefenden Waldes und kommen mit gut vom Wasser durchfluteten Stiefeln bei unserem Wagen an. Zum Glück springt er trotz der Feuchtigkeit sofort an und bringt uns rasch zu unserem Blockhäuschen. Das Kanonendischen verbreitet schnell mollige Wärme und wir beginnen langsam zu trocknen.

Der Wettersturz am Grand Teton war der Anfang einer Schlechtwetterperiode, die vorläufig unsere Hoffnung, den Berg zu besteigen, zunichte machte. Wir packten am nächsten Morgen einfach unsere sieben Sachen und fuhren dem schlechten Wetter aus dem Wege, dem Yellowstone-Park zu. Mehrere Tage durchstreiften wir diesen an Naturwundern so reichen Park, bis wieder strahlende Sonne und blauer Himmel uns eine haltbare Wetterlage versprochen. Dann geht's zurück ins Jackson Hole, zum Grand Teton.

Da es Vollmond ist, wollen wir auf ein Bivak verzichten und versuchen, den Berg an einem Tage zu besteigen. Um Mitternacht verlassen wir bei fast taghellem Mondschein

mit dem Auto unser Blockhäuschen. Es ist so hell, daß wir ohne Lichter fahren. Zum dritten Male bleibt der Wagen an unserem Waldparkplatz zurück. Im Vollmondschein geht es durch den gepensterhaft erleuchteten Wald. Manchmal müssen wir doch im Blutgewirr unter den Tannen unsere Laternen benützen. Am Bivakplatz bleiben sie zurück. Bei Tagesanbruch erreichen wir die Moräne, und stehen kurze Zeit danach — es ist 6 Uhr 15 Min. morgens — auf dem Sattel zwischen Middle und Grand Teton. Hier wird ausgiebig gerastet, Tee gekocht und geküßt. Herrlich wärmend wirken die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Um 8 Uhr brechen wir auf und erreichen bald den Fuß der Schlucht. Da wir noch im Schatten klettern müssen, ist es empfindlich kalt. Ob und zu muß der Pickel in den an manchen Stellen vereisten Felsen etwas nachhelfen. In 1 ½ Stunden ist der obere Sattel zwischen West- und Hauptgipfel in 3940 m Höhe erreicht. Wir werfen einen Blick auf der anderen Seite des Sattels, nach Norden hinunter. Fast 1000 m stürzt hier die Nordflanke des Berges beinahe senkrecht in den wilden Zirkus, von Grand Teton und Mount Owen gebildet, hinab. In der Tiefe liegt der obere Teil des kleinen Gletschers, auf dem uns beim Angriff auf den Ostgrat das Gewitter erreicht hatte.

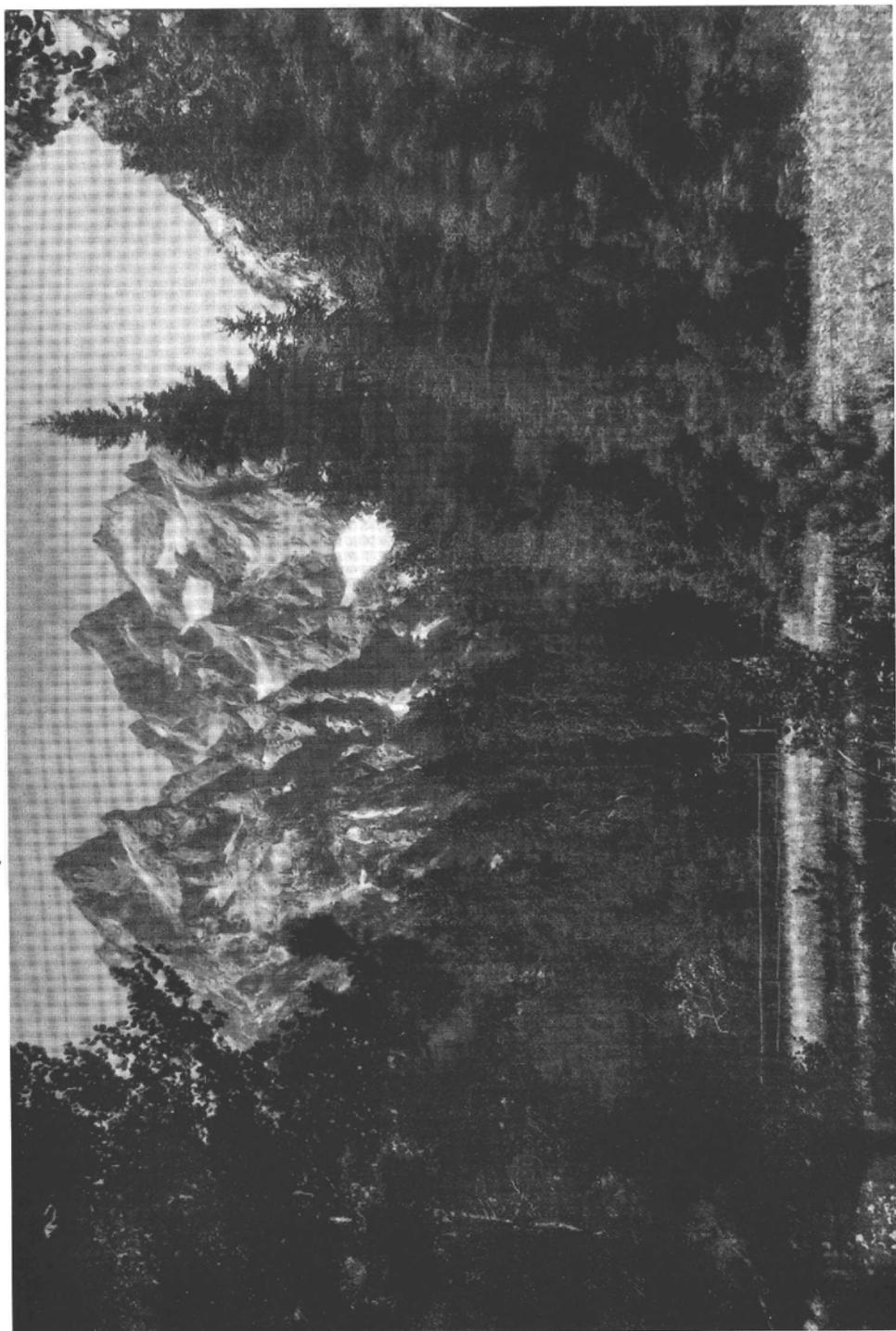
Unsere ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf die vor uns liegende pralle Gipfelwand. Die Weisungen unserer so plötzlich aus dem Walde aufgetauchten amerikanischen Bergfreunde kamen uns jetzt sehr zu statten. Wir legen das Seil an und vertrauen uns zunächst dem langsam nach links aufwärts, in die Nordwestwand hinausführenden Bande an. Wir befinden uns in einer Wandflucht, welche senkrecht in den Felsenkreis, gleich wie der obere Sattel, abstürzt. Die Ausgeglichenheit läßt nichts zu wünschen übrig. Mehrere schaukelnde Blöcke müssen vorsichtig überklettert werden. Jetzt hängen die Felsen oberhalb des Bandes stark über. Auf allen Vieren kriechend, einige Meter auf einer Kante reitend, queren wir immer weiter in die Wand hinaus. Bald muß der uns versprochene kleine Ramin kommen. In der Tat läuft das immer schmaler werdende Band in einen horizontalen, etwa 4 m langen Riß aus, so gut griffig, daß wir diesen von festem Sicherungsplatz aus mit den Füßen gegen die Wand gestemmt, mit den Händen entlang hangelnd, bequem nehmen können. Zwischen den Beinen hindurch blickt man allerdings ins Bodenlose. So wird ein kleiner Standplatz am Fuße des Ramins erreicht. Entsprechend unserer Körpergröße war der etwa mannshohe Überhang, der den Einstieg in den Ramin vermittelt, nicht schwierig. Der 6 m hohe Ramin leitet über geneigte Platten zu einem 30 m langen vertikalen Riß, der uns mit seinen guten, aber kleinen Griffen und Tritten rasch vorwärts hilft, aber auch eiskalte Finger verschafft. Die Felsen werden nun leichter und führen zu einer Schlucht, durch die wir flott in der Hoffnung, es bald geschafft zu haben, hinaufstürzen. Tatsächlich haben wir oben den Südgrat erreicht. Den bergenden Falten und Rissen der Wand entstieg, fühlen wir uns hier oben wie Vögel so frei! Noch mehrere Seillängen geht es über den schön geformten, fast waagrechtten Grat zur höchsten Spitze hinüber. Den ganzen Gipfelaufbau bildet eine sächerförmige Granitschneide, in deren Ostflanke der glitzernde, weithin leuchtende Hocheisener eingebettet ist. Eine halbe Stunde vor Mittag stehen wir auf der höchsten Spitze, 4193 m¹). Überglücklich reichen wir uns die Hände. Fast 2 Stunden sitzen wir oben im schönsten Sonnenschein, glückliche Stunden! In endlose Fernen schweift der Blick über die Hochflächen Idahos im Westen, über die sanft gewellten Bergländer Wyomings im Osten. Um uns herum sind Mount Owen und Mount Morane, so trotzig sonst vom Jenny Lake aussehend und die kleineren Tetons alle ihrer Wirkung beraubt. Alles lassen wir unter uns zurück. Gegen das einförmige Rotbraun der sommerlichen Steppe in der Ferne wirkt die dunkelgrüne, fette Farbe des großen Waldgürtels be-

¹) Nach der Karte 1:250 000 des Department of the Interior: U. S. Geological Survey, Blatt: Wyoming (Teton County), Grand Teton Quadrangle, Ausgabe April 1901, Nachdruck 1923.

Seewinok, 3690 m, Vorberg
im Gürtelgrat des Mt. Owen
↓

Grand Teton, 4103 m
↓

Grand Teton, Mt. Owen,
3937 m
↓



Grand-Teton-Stoß von Osten

Süd-Teton,
3812 m



Grand Teton, 4193 m Mt. Diven, 3937 m Teewinot, 3690 m (Vorberg
im Mt.-Diven-Südostgrat)



Tetongruppe von Südosten aus dem Jackson Hole

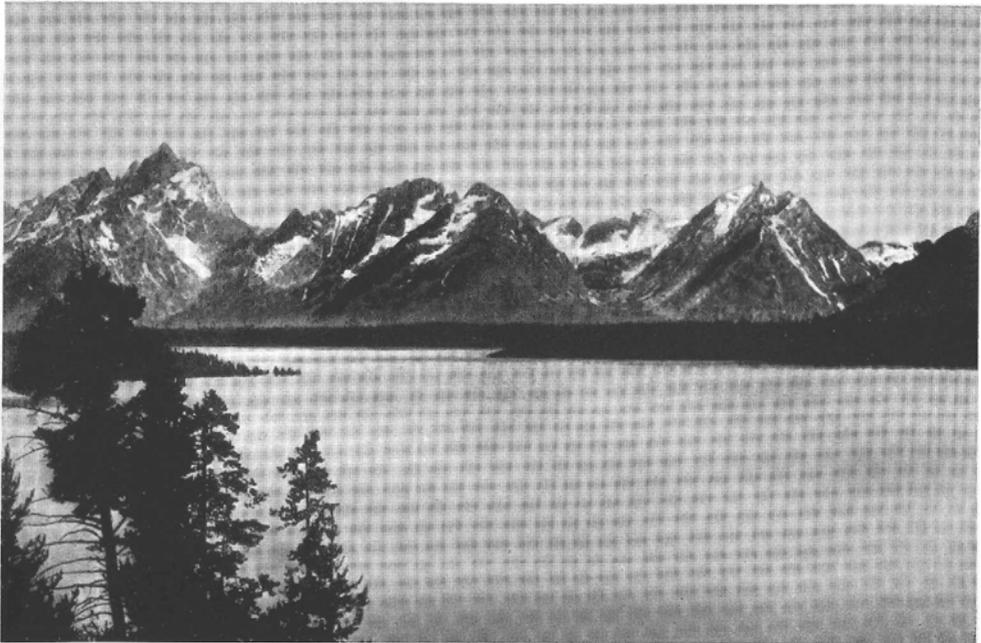
Grand Teton, 4193 m,
davor Mt. Diven, 3937 m



Mt. St. John,
3477 m



Mt. Woodring,
3597 m



Tetongruppe von Nordosten vom Jackson Lake aus

lebend, der sich um die Berge legt. Hier haufen die wilden Bergschafe und ihr größter Feind, der scheue Puma, drüben „Berglöwe“ genannt. Smaragdgrüne Bergseen blicken zu uns herauf. Im Norden verliert sich der Blick in den großen Waldregionen des Yellowstone Parkes. Bis weit nach dem Süden folgt das Auge den unruhigen Windungen des blauen Snake River, dessen Quellgebiet im Nationalpark liegt. In den von ihm durchflossenen Wäldern haust der Elchirsch in großen Herden, die der Staat Wyoming vor dem allzueifrigen Jäger und Waldbläufer durch Schutzgebiete bewahrt. Kein Lüftchen regt sich hier oben. Einige dicke Cumuluswolken stehen scheinbar bewegungslos um uns herum.

Ein zufälliger Blick auf die Uhr mahnt uns wieder an unser erdgebundenes Dasein. Aus dem Traum wird wieder Ernst. Es ist 1 Uhr 15 Min., als wir den Gipfel verlassen. Der Abstieg durch die nunmehr von der Sonne bestrahlte Westwand ging rasch vonstatten. Zwei Stunden später stehen wir wieder im oberen Sattel. Wir besuchen noch rasch über mächtig steile Felsen ansteigend den Westgipfel, 4050 m, welcher in die Wand des Hauptgipfels besonders guten Einblick gewährt. Die Schlucht zum unteren Sattel muß jetzt mit größerer Vorsicht durchstiegen werden. Die im Schatten des Morgens noch frostgebundenen Steine sind durch die Sonne befreit und neigen leicht zum Abgehen. Am unteren Sattel, auf dem es heute schön windstill bleibt, legen wir das Seil ab. Eine lustige Abfahrt über den kleinen Ferner bringt uns rasch hinunter. Am alten Bivakplatz treffen wir um 6 Uhr ein und rasten ausgiebig. Wir beschließen, heute noch hinunter ins Tal zu gehen, um die uns endlich so schön geglückte Besteigung nicht noch durch ein Bivak unnötig zu verlängern. Zudem rechnen wir mit dem Vollmond. Wir steigen also weiter ab. Aus dem schönen Vollmondlicht wird leider nichts, da ein dünner Wolkenschleier nach Anbruch der Dunkelheit aufzieht. So sind wir glücklich, als wir nach einigen Stunden Stolperns durch die Waldregion endlich unseren Wagen erreichen. Am Mitternacht betreten wir nach 24stündiger Abwesenheit wieder unser Blochhaus.

Wie wohl es uns am nächsten Morgen zumute war, als uns um 10 Uhr die durch die Ritzen des Blochhauses fallenden Sonnenstrahlen aus den Betten holten, kann nur der ermessen, dem sich nach mehrmaligem Werben endlich ein Berg freundlich erwiesen hat. Alle Mühen und Enttäuschungen sind vergessen! In übermütiger Laune fuhren wir mit dem Wagen gleich in den Nachthemden zum nahen Jenny Lake. In tiefster Einsamkeit nahmen wir in den kristallklaren Fluten des Bergsees ein Bad und blieben noch lange an seinem Ufer in der warmen Sonne liegen. Immer wieder blickten wir dankbar hinauf zu den firnbedeckten Höhen, die zu uns herunter grühten. Am Herzen einer einzigartigen, unberührten Natur waren es nur frohe, glückliche Stunden, die der Grand Teton uns schenkte.

Nachklang

Heute, nach sieben Jahren, hat sich manches geändert. Wie ich in diesem Jahre erfuhr, hat der amerikanische Geschäftsgeist in den Bergen der Tetons seinen Einzug gehalten. Die Einsamkeit der Bergwelt des Grand Tetons ist verschwunden. Wo einst unser Blochhäuschen stand, erheben sich Hotels, sind Straßen gelegt, Wege in die einst unberührten Täler geführt. Der Grand Teton selbst ist eine Erwerbsquelle geworden. Die Fremdenindustrie hält ihren Einzug. Das Jackson Hole ist erschlossen! Uns bleibt die Erinnerung an ein verlorenes Paradies. —

Auch Ali Wieland, mit dem mich die Erinnerung an jene glücklichen Stunden in unberührter Bergeswelt unzertrennlich verbindet, lebt nicht mehr. In den Eisriesen des Himalajas hat 1934 sein so erfolgreiches, junges Bergsteigerleben geendet. Droben am Eisgrat schlummert er in den Armen des Nanga Parbat. Und wird dennoch leben, so lang dieser Berg besteht.

Die Liegfeistgruppe in den nordöstlichen Lechtaler Alpen

Von Karl Bünisch, Garmisch-Partenkirchen

Un trüben, nasskalten Novembertagen, wenn die Berge um uns dicht verhangen sind und rauher Schneewind die letzten Blätter von den Bäumen segt, wenn solch ein Wetter allen Latendrang zur Höhe gewaltfam niederschlägt, dann greife ich gar oft nach meinen abgenützten Karten, den treuen Begleitern so vieler erlebnisreicher Wochenend- und Urlaubsfahrten. Da sucht das Auge gerne die einst und jüngst begangenen Pfade in stille Winkel und auf lichte Höhen, auf daß Erinnerungen wieder aufleben, die sich an ungebundene, frohe Turentage knüpfen. Aber nicht nur das; mit genießerischem Spürsinn sahndte ich auch noch nach Neuem, Unbekanntem in der Runde und bald formt schlummernde Entbeckerlust neue Wünsche, neue Ziele.

Bei solchem Tun war mir einmal auf einem dieser alten Kartenblätter die Liegfeistgruppe aufgefallen. Es war nicht lange Überlegung nötig, sie mir als neues Ziel für kurze Sonntagsfahrten zu erküren, zumal ich dann bei weiterer Umschau fand, daß dies Gebiet turistisch unbekannt und unbeachtet ist und bisher auch im Schrifttum so gut wie gar nicht nähere Würdigung erfahren hatte.

Es nimmt nicht weiter wunder, daß diese kleineren, selbständigen Untergruppen der Lechtaler Alpen, welche am nordöstlichen Ende dieses mächtigen Gebirgszuges der Nördlichen Kalkalpen auftreten, erst einer späteren Klein- und Einzelforschung vorbehalten blieben; boten doch die Ketten und Gruppen im Innern des Gebirges erschließbarisch und geographisch bis in die jüngste Zeit eine solche Fülle lohnender Aufgaben, daß deren Lösung einst wie jetzt reizvoller und vordringlicher war. Diese Überlegung mag jeinerzeit auch den verdienstvollen und vorbildlich gründlichen Durchforscher der Lechtaler, Anton Spiehler, bewogen haben, sowohl in seiner Monographie der Lechtaler Alpen¹⁾ wie in dem Werke „Die Erschließung der Ostalpen“²⁾ unsere heute zur Betrachtung stehende Liegfeistgruppe so gut wie unerwähnt zu lassen. Erst um die Jahrhundertwende hat dann Georg Roggenhofer als warmer Freund dieser vernachlässigten Berggruppen mit zwei kleineren Aufsätzen das Fehlende nachgeholt und den Erfordernissen der damaligen Zeit Genüge getan³⁾. Aber trotz alledem blieb doch noch Einiges zu tun übrig, wovon die folgenden Zeilen erzählen sollen.

Streng in sich geschlossen und durch vier große Täler scharf von ihren Nachbarn abgesetzt, liegt die Liegfeistgruppe mit ihrer auffälligen Hufeisenform inmitten eines unregelmäßigen Vierecks, dessen Eckpunkte durch die Ortschaften Weißenbach im Norden, Stanzach im Westen, Namlos im Süden und dem Weiler Brand im Osten bestimmt sind. Bildet hier der Lauf des Rotlechs bis zu seiner Mündung die natürliche Grenze gegen Ost und Nordost, so trennt die Talsenke von Kelmen, sowie das Namloser Tal im Südosten und Südwesten unser Gebiet von den Nachbargruppen. Das breite Lechtal von Stanzach bis Weißenbach umschließt endlich die Gruppe im Westen und Norden.

Der seltene Name „Liegfeist“ geht wohl bis auf die Zeit der ersten Besiedlung des

¹⁾ Zeitschr. d. D. u. S. A.-V., 19. Bd., 1888, S. 210.

²⁾ Band I, (1893), S. 117, 118.

³⁾ Mitteil. d. D. u. S. A.-V., 1900, Nr. 16, S. 185; Nr. 17, S. 197.

Lechtals zurück, ist doch schon in dem berühmten Gzaidbuch des Kaisers Max aus dem Jahre 1500¹⁾ vom „Rappatal in der Liegveistn“ zu lesen. Kübler²⁾ leitet den Namen vom mhd. laege, flach und mhd. veizte, Fülle, Fett, also ebene, fette Weidegegend, ab. Bemerkenswert ist, daß die Einheimischen, insbesondere die Jäger, allgemein „Lugveist“ (mit Betonung auf der zweiten Silbe) sagen, wie dies auch die Anichsche Karte³⁾ mit „Ludveist“ ausweist. Auf ihr finden sich an hieher gehörigen Namen noch: Keil Berg, Stigbach, Raz Wald, Raz Alm, Gehrberg (heute Kelmer Spitze), Abendspiz, Steinkarlesspiz, Dirnberg, Kapental, Huenerpil, Farchet, Namles, während die Karte der Grafschaft Tirol (Tirolis Comitatus) von Warmund Vgl (1604—05) für die ganze Gegend nur die Bezeichnung „Im Forchach“ kennt. Entstammen so die meisten der Berg- und Örtlichkeitsnamen unserer Gruppe in einer über Jahrhunderte reichenden Überlieferung dem Sprachgebrauch der Hirten und Jäger, so führt Kübler die Verbindungen mit Knittel, Rapp und Schwarzhaus auf solche Familien- oder Hausnamen zurück.

Der gipfelreiche Hauptgrat unseres Gebietes, der auf etwa 5 km Länge das Namloser Tal begleitet, trägt an seinem südlichen Ende als höchste Erhebung der Liegveistgruppe die als „bebender Berg“ fast berühmt gewordene **K n i t t e l k a r s p i z e**, 2378 m, am nordwestlichen Eckpunkte die viergipfelige **S c h w a r z h a n s k a r s p i z e**, 2228 m. Zwischen diesen beiden Bergen erheben sich noch zehn ausgeprägte Spitzen, von denen wir bisher auf den Karten nur vier, eine davon — die **M i t t e r k a r s p i z e** — noch dazu an falscher Stelle, benannt finden. Von jedem der beiden Eckpunkte streicht, fast rechtwinklig zum Hauptkamm gerichtet, nordostwärts ein Seitenflügel gegen das Rotlechtal hin. Etwa in der Mitte des Hauptgrates fällt ein orographisch sehr bemerkenswerter, ungefähr 1 ½ km langer und rund 2100 m hoher, stark zerscharteter Firn auf, seit altersher treffend als „**R e i l**“ benannt, der gegen Nordosten ins Innere der Gruppe hineinragt und in dessen genauer Verlängerung dann der Liegveistbach seine Wasser durch eine tiefe Klamm dem Rotlech zuführt. Der Keil bildet so zwei große Talmulden in dem großen, geschlossenen Rund unseres Gebietes, deren nordwestliche vom Mitterkar-, die südöstliche dagegen vom Hochkarbach entwässert werden. Da die Knittelkar Spitze beim **K n i t t e l k a r k o p f**, 2315 m, südöstlich noch einen Zweiggrat mit dem 2272 m hohen **W e t t e r k r e u z j o c h** und der unbedeutenden **F i c h t s p i z e**, 2113 m, entfendet, an die sich östlich des breiten **K e l m e r J ö c h l s** dann noch der begrünte Spitzkegel der **K e l m e r S p i z e**, 2013 m, und der kleine **H ö b e l e s k o p f**, 1753 m, anreihen, finden wir hier ein weites, vom Rotbach durchflossenes, mattenreiches Seitental mit der **Rats-Gatsalpe**, 1732 m, eingelagert. Der eigentliche östliche Flügelgrat der Gruppe gabelt sich beim 2112 m hohen, sanftgeböschten **G a l t j o c h** nochmals und umschließt mit der **A b e n d s p i z e**, 1964 m, im Osten und dem **R a i n b e r g**, 2004 m, im Norden die Mulde der **R a t s a l p e**, die bei den Einheimischen schon immer wegen ihres vorzüglichen Weidebodens geschätzt war — eine Gegend dort heißt sogar poetisch die „Schmalzgrube“ — und die auch in weiteren Kreisen der Brettlkunst, namentlich bei den zahlreichen Wintergästen von Berwang und Rinnen, wegen ihres prächtigen Schigeländes in bestem Rufe steht⁴⁾. Wie ein Schutzwall legt sich im Norden der Alpe der Querriegel des **L e c h s c h r o f e n s** vor, der mit steilen Wänden zum Rotlechtal abstürzt und den Wanderer wie den Schiläufer durch schütterten Hochwald über das Schöffelmoos und die Rotbachhütten ostwärts zu Tal leitet.

Als Gegenstück zum Kessel der Ratsalpe liegt gegenüber im Westen der Gruppe das

¹⁾ Ausgabe von Dr. Michael Mayr, 1901, Gembfengezaid im Gericht Ernberg, Ziff. 8, S. 142.

²⁾ Kübler, Dr. August, „Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes“, Amberg 1909, Abschn. III Dunklere Namen und Nachtrag Nr. 570.

³⁾ Anich und Huber, Karte von Tyrol 1774 Blatt 2 (Originalzeichnung von Peter Anich 1760 bis 1766 „Ludveist“).

⁴⁾ Vgl. auch Luther, E. J., „Berwanger Berge“ in „Winter“, 23. Jahrg. 1929—30, S. 74—76.

„Alpele“ mit der Fochach-Hochstamfer Alpe und einer Jagdhütte. Es ist ein stilles Hochkar, das südlich vom Pleißgrat begrenzt ist, der an der Pleißjochspitze vom Hauptgrat westlich abzweigt und am Hühnerspiel, 2121 m, endigt. Hier, von der westlichsten Ecke unseres Berggebietes, streicht nach Norden noch ein sanfter Gratrücken, in dem die latkendurchsetzte, felsige Bischofskappe aufragt und der mit dem Krummholzbestandenen, flachen Budel des Abendkopfes, 1908 m, als nördlichem Endpunkte diese ziemlich weltentrückte Karmulde auf der Westseite umfängt.

Einen trefflichen Einblick in die ganze Liegfeistgruppe gewinnt man von dem östlich des Rotlechtales sich breit und mächtig ausbauenden Thaneler, 2343 m¹⁾, dem nördlichsten Vorposten der Lechtaler, der mit Recht als eine der schönsten Aussichtswarten im tirolischen Außerfern gerühmt wird und von dessen Scheitel auch ich seinerzeit meine ersten und nachhaltigen Eindrücke von der Gruppe empfang.

Auf den ersten Besuch zur Winterszeit im Schidorado der Ratsalpe folgten weitere an Josephi und Ostern der nächsten Jahre. Aber erst eine Herbsttour zur Knittelskarspitze befestigte mich in dem Gedanken, das Gebiet auch sommers nicht ganz aus dem Auge zu lassen. Hierzu gesellte sich noch als treibende Kraft die schon erwähnte Lädenhaftigkeit der Namengebung auf den Karten, die mich immer mehr beschäftigte und schließlich dazu bestimmte, hier zu passender Zeit einmal nach dem Rechten zu sehen und eine Aufgabe zu lösen, die ebenso dankbar wie notwendig erschien.

Und als einmal Pfingsten, „das liebe Feste“ gekommen und Wetter- und Schneelage dem Vorhaben höchst günstig waren, folgte dem lodenden Plane einer Überschreitung der ganzen Liegfeistgruppe vom Rainberg bis zum Hallander sogleich die befreiende Tat. Am frühen Samstagmorgen verließ ich, erwartungsvoll gespannt und unternehmungslustig, Bichlbach im Hintertorontale zu langer, einsamer Bergreise. Auf altbekanntem Wege ging's in flottem Marsche über Berwang nach Rinnen, 1271 m. Hier befindet sich ein Alpenvereinshaus, die unbewirtschaftete Talherberge der Sektion Mittel Franken (Nürnberg)²⁾, ein trefflicher, von der Familie Bertold sorglich betreuter Stützpunkt für Touren in jenem Gebiet. Bei der kurzen Frühstückspause blickte ich hinüber zu dem heute verlassenen, stattlichen Hause, das mir vor Jahren gar oft willkommenes Obdach gewährt hatte und gerne erinnerte ich mich dabei manches gemütlichen Abends im kleinen Kreise Gleichgesinnter vor oder nach zünftiger Brettlfahrt.

Nun ging's jäh hinab zum Rotlech, den ich bei der Säge überschritt, um jenseits den steilen und rauhen, weiter oben manchmal nur schlecht kenntlichen Sommerweg zur Ratsalpe hinaufzusteigen. Auf der Hochfläche des Schöffelmooses angelangt, überraschte mich ein Rückblick auf die formenreiche, schöne Loreagruppe im Osten, deren Berge und Täler ich erst vor wenigen Jahren eingehend durchstreift hatte³⁾. Manche Erinnerung an jene tatentfrohen Bergtage lebte unwillkürlich wieder auf, als ich so allein durch den prächtigen, morgenfrischen Märchenwald dahinschritt. Und bald hernach, schon ganz vom leuchtenden, verheißungsvollen Blau des Westhimmels überstrahlt, trat ich auf die Weideböden der Ratsalpe, 1720 m, hinaus. Still und verträumt lag links am Wege die kleine Almhütte, welche die Alpenvereinssektion Reutte nach einigen, bereits 1922–23 eingeleiteten Vorarbeiten im Jahre 1924 zu einem unbewirtschafteten, einfachen Bergsteiger- und Schläuferstützpunkt ausgestaltet und am 31. August 1924 der

¹⁾ Vgl. auch Roggenhofer, Georg, „Rundschau vom Thaneler“, Verlag der Sektion Füssen d. D. u. Ö. A.-B. Ein weiteres Panorama vom Thaneler von Gustav von Bezold besitzt die A.-B.-S. München (f. a. E. D. A. I. S. 118).

²⁾ S. a. Dr. W. v. Schmidt zu Wellenburg, Schitafachenbuch für Alpenvereinsmitglieder 1932, S. 21.

³⁾ Blüsch Karl, „Die Bergnamen der Loreagruppe“ (Mitteil. des D. u. Ö. A.-B. 1929, S. 241). — „Die Berge der Loreagruppe und ihre Erststiehungsgeschichte“ (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-B. Bd. 61, 1930, S. 143 ff.). — „Bergfahrten in der Loreagruppe“ („Bergkamerad“, 7. Jahrg. 1930 Nr. 27, S. 213 ff., Nr. 28 S. 223 ff.).

allgemeinen Ventilation übergeben hat. Wenn der Hütte auch mehr Bedeutung für den Winter zukommt, so dient sie doch für eine Gesamtüberschreitung der Liegefeistgruppe oder für andere ausgedehntere Fahrten in diesem Gebiet ganz vorzüglich als Ausgangspunkt¹⁾. Diese ehemalige Almhütte sieht schon auf ein ehrwürdiges Alter zurück, wurde doch beim Umbau auf einem Färhalken die Jahreszahl 1642 eingeschnitten vorgefunden. Man erzählt sich, daß die Ratsalpe einstens den Imstern gehört habe und erst durch die Stiftung eines kunstvoll geschmiedeten Speisgitters für die Johanniskirche in Imst seitens der Reuttener Ratsbürger in den begehrten Besitz dieser Gemeinde übergegangen sei. Dieses urkundlich leider nicht mehr näher nachweisbare Abkommen muß, wenn es damit überhaupt seine Richtigkeit haben soll, schon sehr frühzeitig²⁾, jedenfalls noch vor dem Jahre 1500 getroffen worden sein, denn im Gemeindearchiv von Reutte befindet sich ein Markungsbrief vom 16. Oktober 1512, welcher schon über Markstretigkeiten zwischen Kinnen und der Pfarre Breitenwang berichtet und eine Markungsbeschreibung enthält³⁾. Es liegt die Vermutung nahe, daß die noch älteren und auf einen allenfallsigen Besitzwechsel bezüglichen Urkunden mit vielen anderen dem großen Brande in Reutte im Jahre 1701 zum Opfer gefallen sind^{4, 5)}. Die Geschichte lehrt auch, daß die der Aussprache des Wortes Ratsalpe fälschlich nachgebildete Schreibweise „Raazalpe“ ganz und gar unrichtig ist und aus allen Karten und Führern baldmöglichst ausgemerzt gehört. Der Name hat einzig und allein Bezug auf die Ratsbürger (von Reutte)! Dies bekräftigt auch die Schreibung „Raths“ in der Urkunde über die „Sennhütten-Aufrichtung laut des Gemeindebeschlusses vom 4. Februar 1684“ und ein Markungsprotokoll von 1693 von der „alben Raths“, welche im Gemeindearchiv zu Reutte verwahrt sind.

An der Hütte beginnt auch der 1910 von Bergführer Otto Strauß (f. S. Reutte) beachtlicher Weise ganz aus eigenem Antrieb angelegte, dann aber von der dortigen Alpenvereinssektion in Obhut genommene und von ihr 1910 und 1911 weiter verbesserte, rot bezeichnete „Reuttener Höhenweg“ zur Knittelfar Spitze, welcher durch die Sektion am 28. Juli 1912 offiziell eröffnet, zunächst auf das Stiegelejoch zwischen Abendspitze und Galtjoch und über dessen Nordostrücken zu seinem Gipfel leitet⁶⁾. Ich benützte ihn vorerst noch nicht, sondern stieg pfadlos über steile Grashänge, an denen eben der Krotus im Aufblühen war, zum Scheitel des R a i n b e r g s, 2004 m, hinan. Hier überfah ich nun zum ersten Male heute meinen in Aussicht genommenen Weg in seiner ganzen Ausdehnung. Weit und lang, dachte ich, als mein Blick über die vielen Spitzen bis zum gegenüberliegenden Hallander gewandert war. Doch Zeit genug hatte ich ja dafür, also los! Ein rascher Griff nach dem eingerammten Pidel und schon ging's über die letzten Schneerefte auf dem Verbindungsrücken dem nahen G a l t j o c h, 2112 m, zu. Wie ganz anders und höchst unscheinbar sah heute dieser grüne, breitflankige sanfte Nugel aus! Er, der als wirklich idealer Schiberg sich im makellosen Weiß seines Winterkleides schier wie ein Dreitausender gibt! Und doch: Der zurückgreifende Gedanke an die schwung- und genußvollen Abfahrten im süßrigen Firn seiner Hänge versöhnte mich

¹⁾ S. a. „Die Schutzhütten des D. u. S. A.-B.“ hrsg. v. Hauptauschuß, 1932, S. 10, und Bilderteil, S. 24.

²⁾ Vgl. auch Almenbeschreibung des Gerichts Ehrenberg von 1773 (f. Archiv für österr. Geschichte 107. Bd.: Dr. Otto Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol, S. 595, 596, 600).

³⁾ S. a. Emil v. Ottenthal und Oswald Redlich, „Archivberichte aus Tirol“, 2. Band, 1896, Siff. 21, „Reutte“, S. 209.

⁴⁾ Allgemein Geschichtliches: Kögl. Josef, „Notizen über den Pfarrbezirk Breitenwang“, gedruckt mit Jakob Winterhalter'schen Schriften, Füssen 1830. — Ladurner, P. Justinian, „Weste und Herrschaft Ernberg“, 34. Jhr. d. Ferdinandeums, 3. Folge, Band 15, 1870, S. 5.

⁵⁾ Vgl. auch „Führer durch Reutte und Umgebung“ m. Abb. u. Karte (Verlag Alfred Lehleitner, Reutte), 1933, S. 29.

⁶⁾ Vgl. auch Mitteil. d. D. u. S. A.-B., 1911, Nr. 2, S. 26.

mit dieser kleinen Enttäuschung. Am Galtjochgipfel war ich auch wieder auf den Höhenweg gestoßen, der, nur durch schwache Spuren und rote Farbflecke kenntlich, zum Galtpleißjoch hinabführt. Hier mündet auf der Westseite ein Jagdsteig ein, welcher von der Vogeled-Jagdhütte als Oberer Kobelsteig durch den Kobelwald mit seinem reichen Zirbenbestande zum kleinen Kanzel-Jagdhüttchen und von dort fast eben hieher leitet und für einen raschen Abstieg ins Rotlechtal und nach Rieden recht dienlich sein kann.

Über den breiten Kamm war ich sodann zügigen Schrittes und bequem zur Vorderen, 2162 m¹⁾, steiler und über einen gut versicherten Gratauffschwung zur Hintere[n] Steinkar[s]pitze gelangt. Eine kurze Umschau zeigte hier, daß ein mächtig geneigter, gegen Osten zur Rats-Galtalpe im Rotbachtal absinkender, breiter Rücken diesen Gipfelpunkt überraschenderweise auch zu einem dankbaren Schiberg stempelt²⁾. Man ist nun dem Knittelkar[s]kopf schon ganz nahe, der Grat schnürt sich eng zusammen und „spießt“ sich mit einer Reihe senkrecht abfallender Schichtköpfe gegen den Steilabbruch des Knittelkar[s]kopfs hin. Wer sich nicht gerade die Überkletterung dieser Feiszähne in den Kopf gesetzt hat, muß nun durch einen kurzen, schräg links abwärts gerichteten Abstieg über die steilen Grasfrosen der Ostseite der Hintere[n] Steinkar[s]pitze (man achte hierbei auf die rot bezeichneten Steine!) einen kleinen Höhenverlust in Kauf nehmen, um den von der Rats-Galtalpe aus dem Rotbachtal ins Hintere Steinkar heraufführenden Steig zu erreichen, der dann in steilem Zickzack die nördliche Wandflucht durchmißt, welche durch den Verbindungsgrat Knittelkar[s]kopf—Wetterkreuzjoch—Fichtspitze gebildet wird. Diesen Weg einschlagend, betrat ich den Grat hoch oben in einem kleinen Sattel, von dem man erstmals ins Große Knittelkar hinabblickt. Ostwärts läßt sich in kurzer Kletterei der nahe Gipfel des Wetterkreuzjochs, 2272 m³⁾, gewinnen, welcher einen lieblichen Blick auf Kelmen freigibt, von wo auch über das Kelmer Jöchl und seinen das Kleine vom Großen Knittelkar trennenden Südostrücken die kürzeste Anstiegslinie zur Knittelkar[s]pitze heraufführt. Georg Roggenhofer hat in seinem Aufsatze⁴⁾ diese Tur beschrieben; wie jedoch aus dieser Schilderung hervorgeht, wurde allerdings seinerzeit von ihm der etwas Kletterei erfordernde, unmittelbare Gratübergang zum Knittelkar[s]kopf nicht ausgeführt. Von dem alten Wetterkreuz, nach dem der Gipfel benannt ist, steht heute nur mehr ein kleiner Holzpfahl; doch findet sich auf ihm noch die im genannten Aufsatze erwähnte Jahreszahl 1886 lesbar eingeschnitten.

Ich ließ diesmal das Wetterkreuzjoch richtiggehend „links liegen“ und stieg gleich nördlich den roten Zeichen nach über den Grat zum Knittelkar[s]kopf, 2315 m, hinan. Ich schießt von hier der Blick nach Norden über die Wände ins Fuchskar hinab. Gedämpft dringt das Rauschen des Hochkarbachs zu mir herauf, während leichte Nebel um mich aufsteigen und die Sicht nach Süden und Westen mehr und mehr verschließen. Nach kurzem Verweilen kletterte ich hurtig über den ebenen Grat zum Gipfelaufbau der Knittelkar[s]pitze hinüber. In der Scharte davor angelangt, sah ich, daß man aus dem inneren Fuchskar ohne Schwierigkeiten hier heraufkommen kann. Wie ich erfuhr, unternahmen diesen Anstieg erstmals Anton Meggl und Ludwig von Rogister am 8. September 1908⁵⁾. Nach dem Besuch der Knittelkar[s]pitze gelang ihrem Vorhaben gemäß an jenem Tage noch der wohl erste Abstieg vom Knittelkar[s]kopf durch die Ostwände nahe der

¹⁾ Nach „Bericht der S. Bergland d. D. u. S. A.-B., 1924—28 (München 1929), S. 35: 1. Winter- und Schiersteigung am 26. 12. 1924 durch Gustav Haber.

²⁾ „Festschrift zum 25 jährigen Bestehen der Sektion Bergland des D. u. S. A.-B.“ 1934, S. 36: 1. Winter- und Schiersteigung am 26. 12. 1924 durch Gustav Haber.

³⁾ Se erste Schi- und Winterersteigung der Fichtspitze, Wetterkreuzjoch und Knittelkar[s]pitze am 27. 12. 1924 durch Gustav Haber und Otto Herzog (Bericht der S. Bergland, 1924—28, S. 35).

⁴⁾ S. Anm. 1 S. 29.

⁵⁾ Die eigentliche Gipfelwand der Knittelkar[s]pitze durchkletterten erstmals am 6. 7. 1924 Gustav Haber und Willy Reigert (s. Bericht der S. Bergland 1924—28, S. 34).

Steilabbrüche des Hauptgrates zur Hinteren Steinlarspitze und nicht genug damit, erzwangen sie sich von diesem Gipfel bei eintretender Dunkelheit noch die Rückkehr durch das unwegsame Gelände seiner Nordwestflanke ins Tal des Hochlarchbaches und nach Nieden. (Privatmitteilung.)

Wer von der Gipfelscharte andererseits ins Große Knittelkar und weiter nach Kellmen gelangen will, dem sei geraten, von der Scharte schwach absteigend die obersten schrofigen Hänge in östlicher Richtung gegen das Wetterkreuzjoch hin zu queren, bis sich nahezu unterhalb des früher erwähnten Übergangsfattels aus dem Steinlarch nach Überschreitung einer plattigen Rinne ersehen läßt, daß die begrünten Schrofenhänge ohne Unterbrechung in den Karboden ausmünden. Ein Rückblick zeigt dann, daß man so die mächtigen, überhängenden Schichtplatten im mittleren Kar dicht oberhalb umgangen hat. (Im Aufstieg nicht empfehlenswert.)

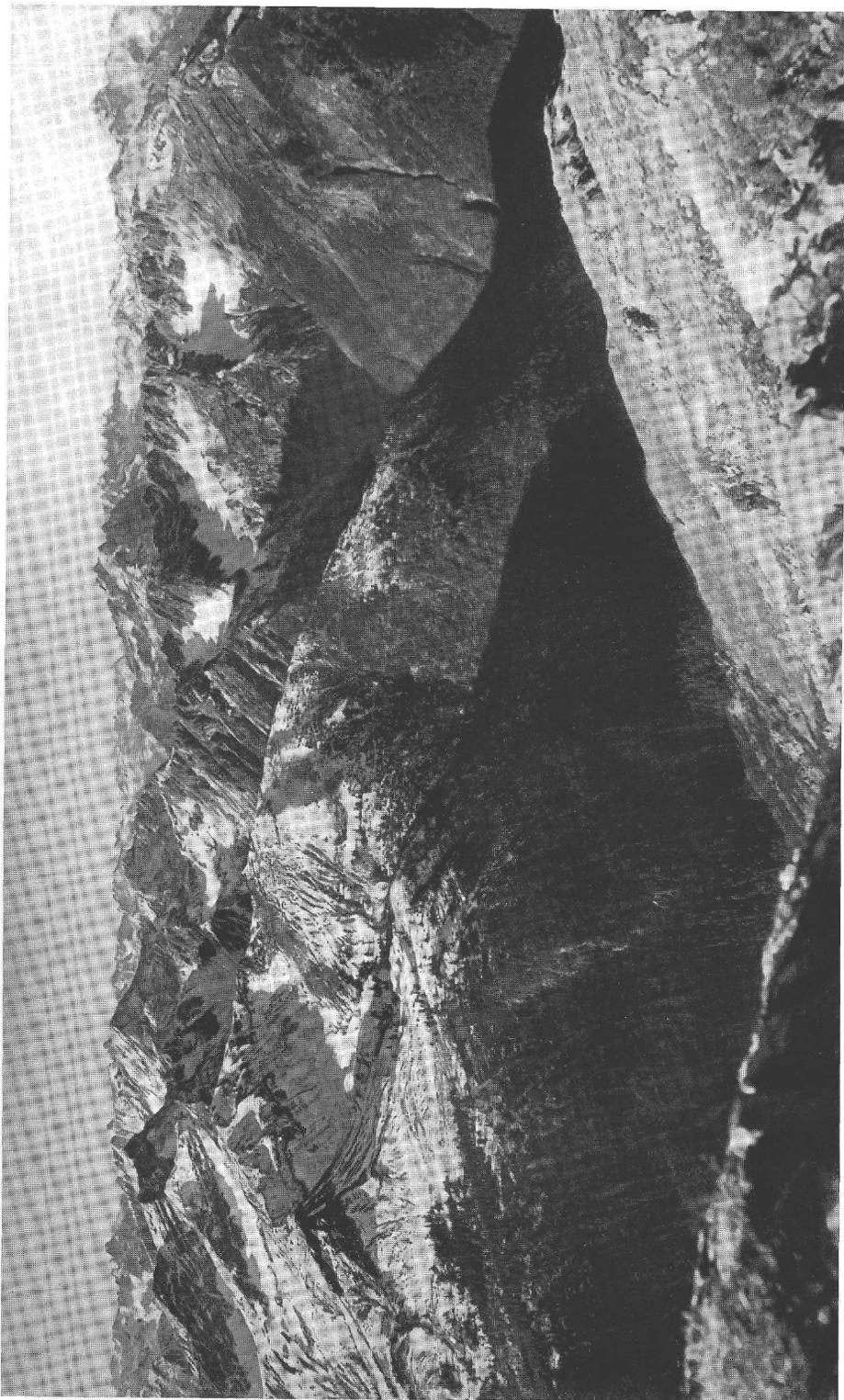
In wenigen Minuten hatte ich von der Scharte aus den Gipfelhang genommen und um 11 Uhr 50 Min. ließ ich mich am mächtigen Steinmann der *Knittelkarspitze*, 2378 m¹), zur wohlverdienten Mittagsrast nieder. Der Chronistenpflicht genügend, sei erwähnt, daß im Laufe des Sommers 1934 dieser höchste Punkt unserer Gruppe mit einem etwa 5 m hohen Holzkreuz geschmückt wurde, das der 72jährige Bauer Quirin Lechleitner von Namlos gestiftet und ganz allein zum Gipfel verbracht hatte. Diese aus reinem Idealismus unternommene Tat des wohl behärrten, aber selten jugendfrischen Mannes verdient höchste Anerkennung und Bewunderung. Das Kreuz wurde am 16. Juli 1934 aufgestellt und in aller Stille am 20. Juli 1934 durch den Namloser Kaplan Wendelin Perle eingeweiht²).

Da saß ich nun zum zweiten Male auf dem Gipfel des bebenden Berges, wie man ihn nach den aus seinem Innern gekommenen, heftigen Erdstößen vom 8. Oktober 1930 und später genannt hat. Nebel brauten von Westen herauf und verhüllten mir neidisch die prächtige Aussicht, die sich dem trunkenen Auge hier oben bietet. Dampfendes Gewölk hatte sich in den letzten Vormittagsstunden über allen Berggruppen aufgetürmt, ohne jedoch bedrohliche Gewitterstimmung zu erzeugen. Daß es gerade aus der Westrichtung, in die ich mich nun zu wenden hatte, am dicksten heraufbrodelte, war ärgerlich, wo doch von jetzt ab alles Neuland für mich war! Was sich mir heute hier oben bot, waren nur gelegentliche Nahblide auf das tief unten liegende Sommerdorf Fallerseein. Es mußte genügen; genoß ich doch an jenem Herbsttage meines ersten Besuches (19. September 1926) die herrliche, unbeschränkte Rundschau von dieser Hochwarte! Längst wären mir die Jahre her die bemerkenswerten Einzelheiten dieser so reizvollen Schau aus dem Gedächtnis entschwunden, könnte ich nicht in meinem Fahrtenbuche nachschlagen und mir das Erlebnis jenes wolkenlosen Tages wieder zurückrufen!

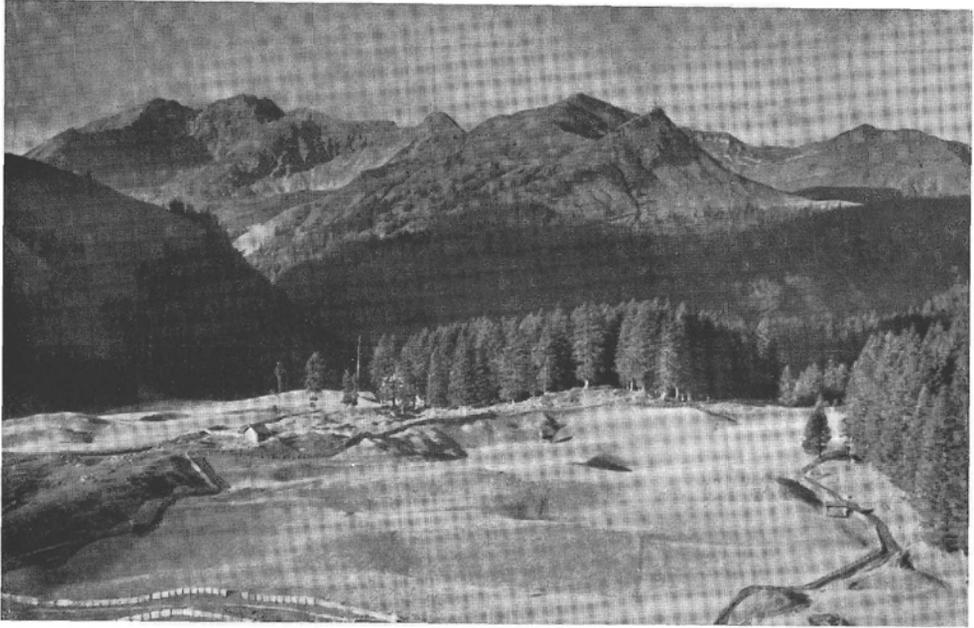
Eine halbe Stunde mochte so mit Sinnen und Erinnern vergangen sein, als sich endlich die Schwaden etwas hoben und die Sicht nach Westen freigaben. Rasch packte ich zusammen und kletterte über Geröll und Felsstufen nahe an den Abbrüchen des Westgrates bis zu seinem Fußpunkte hinab. Hier folgte auf ein kleines, unbedeutendes Spitzl ein begrünter Kopf, welcher mit seinem nordwärts vortretenden, auf breitem Felsfodel ruhenden Rücken Rappental und Fuchskar scheidet. Er erhielt darum später in Übereinstimmung mit Oberjäger Ludwig Frid in Nieden und in Anpassung an die jenseits eingetieftete Rappentalscharte die Bezeichnung *Rappentalkopf*. Touristisch bedeutender ist natürlich der folgende höhere Gipfel, die *Dürrekopfspitze*, 2154 m, die

¹) Vgl. auch Stetninger, Karl, Wagners Alpine Spezialführer „Die Lechtaler Alpen“, Innsbruck 1924, S. 190 ff., Nr. 21, 22, ferner „Der Hochtourist in den Ostalpen“, Bd. 1, 5. Aufl. 1925, S. 134, Nr. 109 (nur Knittelkarspitze). — Trautwein, Th., „Bayer. Hochland, Nordtirol“, 19. Aufl., 1927, R. 15 D, S. 199 (Verlag Rud. Rother, München) (nur Knittelkarspitze).

²) Vgl. auch „Aufserner Bote“ (Reutte), Nr. 82 v. 13. 10. 1934.



Die Liegefeistgruppe vom Thaneler
Im Vordergrund der Kessel der Natsalpe, dahinter Kniireifkarpeise, rechts davon der Hauptkamm zur Schwarzghanskarpeise



Wetterkreuzjoch, Steinkarspitzen, Galtjoch, Abendspize und Rainberg von Osten



Die Säulinghütte gegen Thaneler und Liegfeistgruppe

ich nach Umgehung einiger sich in den Weg stellender Felszaden auf der Westseite des Grates in zulezt steilem und mühsamem Anstiege über Gras und Schrofen gewann. Bei der nun freieren Sicht nach Westen überraschte mich die Tatsache, die Südwestflanke des Hauptgrates so bequem gangbar zu finden und in dem unter mir liegenden Hochkarjoch überdies einen gut erhaltenen Jagdsteig einmünden zu sehen, der mir für den Weiterweg äußerst dienlich erschien. In dem breiten Gratfattel angelangt, erblickte ich, die Wegspur auf dem südwestlich ins Namloser Tal hinabziehenden breiten Rücken rückwärts verfolgend, weiter unten an der Waldgrenze die schön und ausichtsreich gelegene Dürrekopf-Jagdhütte. Diese heimeligen Hüttchen inmitten der einsamen Bergnatur begeistern mich stets aufs neue, wo immer ich sie auch bei meinen Bergfahrten antreffen mag und so wäre ich am liebsten auch hier gleich zu ihr hinabgeeilt, um in ihrer Nähe ein paar sonnige Nachmittagsstunden zu verträumen. Aber meine vorgefasste Aufgabe ließ es zweckdienlicher erscheinen, mich auf dem Hochkarjoch genauer umzusehen. Angesichts der sanften und bequem gangbaren Hänge, die nordöstlich des Joches ins Hochkar und damit ins Innere der Gruppe hinableiten, muß gesagt werden, daß ihm als äußerst günstige Übergangsstelle im Hauptgrat eine hervorragende turistische Bedeutung zukommt. Wer etwa von Weißenbach nach Namlos und weiter ins Innere der Lechtaler will, mag erst bis zur Schlägerbrücke dem Rotloch aufwärts folgen und hier ins Liegfeistbachtal einbiegen, auf lauschigen Jägersteigen bis zur Klause am Nordfuße des Keils vordringen und südlich im Tal des Hochkarbaches weiter, an der verfallenen Hochkaralpe vorbei durch die begrünten Mulden des Hochkars dem Joch zutreiben. Dem Bergsteiger und Naturfreunde offenbart sich bei dieser äußerst lohnenden Durchwanderung unseres jagdlich wohlbehüteten Gebietes so recht der ganze Zauber dieser landschaftlich prachtvollen Gegend. Vom Hochkarjoch aus bietet sich ihm die Möglichkeit, in unschwierigen, verhältnismäßig kurzen Anstiegen die umliegenden Spitzen des Hauptkammes zu besuchen, um hernach auf bequemem Jagdwege südwärts ins Namloser Tal abzusteiigen.

Weiters galt nun meine Aufmerksamkeit der ganz nahe vor mir sich aufbauenden, wild zerrissenen Flanke des Keils mit seiner scharf zerscharteten Gratlinie, in deren vorderstem Teile sich drei ziemlich gleich hohe Gipfel etwas auffallender abheben. Von der turistischen Ersteigungsgeschichte des Keils ist nur so viel zu berichten, daß Anton Meggl und Ludwig von Rogister am 29. September 1907 von Früssen über Reutte—Rieden kommend, über den Nordrücken aufstiegen und als erste Touristen bis zur höchsten Erhebung vordrangen. Sie kehrten aus Zeitmangel auf dem gleichen Wege wieder zurück¹⁾. Die erste vollständige Überschreitung des ganzen Gratkammes des Keils vollführten Dr. Alfons Rasseroler und Walter Moschis aus Reutte am 10. Juli 1921. Die beiden waren von der Vogeleck-Jagdhütte ausgegangen und hatten im Anschlusse an die Überkletterung des Keils den Hauptgrat über die Dürrekopf- und Knittelkar- zur Hinteren Steinkar Spitze begangen, um dann zur Rats-Galtalpe im Rotbachtal abzusteiigen. (Privatmitteilung.)

Vergebens suchte man bisher den Namen „Keil“ auf den neueren Karten²⁾. Wer nicht die Anichsche, Falgersche³⁾ oder die der Schrift von Anton Waltenberger „Die

¹⁾ S. a. 16. Jb. d. Akad. Alpenvereins München 1906/07, S. 62.

²⁾ Neuere Karten: Topogr. Atlas von Bayern 1:50 000 Blatt Sonthofen Ost (Topogr. Zweigstelle d. Bayer. Landesvermessungsamtes, München). — Österr. Spezialkarte 1:75 000, Blatt 5045 Lechtal (Kartogr., früher militärgeogr. Institut Wien). — Freytag u. Berndts Touristenwanderkarten 1:100 000 Blatt 35: Lechtaler Alpen (Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt AG., Wien 7). — Handkarte des politischen Bezirkes Reutte 1:150 000, bearbeitet von Hauptschuldirektor F. Linser, Reutte (Verlag Marktgemeinde Reutte).

³⁾ Falger, Anton, Elbigenalp: Karte des k. k. Land- und Kriminalunter suchungsgerichts Ehrenberg, nach Peter Anichs Karte von Tirol entworfen 1833 und berichtigt nach den besten Hilfsquellen.

Rhätikon-Kette, Lechtaler und Vorarlberger Alpen¹⁾) beiliegende Karte in die Hand bekommt, wird sonst auf allen Blättern an Stelle des Reils den Namen „Mitterkarspitze“ lesen. Dieser bedauerliche Fehler soll nun seine Berichtigung finden, denn die eigentliche Mitterkarspitze liegt, wie wir gleich sehen werden, im Hauptkamme!

Mein nächstes Gipfelziel war jenseits des Hochkarjoches die Neualpspitze, 2144 m, die gleichzeitig den Anschlußpunkt des Reils an den Hauptgrat darstellt. Über ihren Südostgrat kletterte ich steil zu ihr hinan. Neben dem Tiefblick in die große Mulde des Mitterkars bot sich mir von dieser Stelle noch der ungehinderte Einblick in das nördlich gegenüberliegende wilde und düstere Gewände der zierlichen Pyramide der Steinmandl- und der massigen, hochgerundeten Mitterkarspitze, in deren Ostflanke die durch den schrägen Schichteneinfall bedingten Plattenfluchten und Verschneidungen besonders auffallen. Im Weiterwege stieg ich ein kurzes Stück südlich zu dem den Berghang eben durchschneidenden Jagdsteig hinab und folgte seiner Weglinie wieder aufwärts bis zu einem kleinen Jöchl an der Steinmandlspitze, nahe dem ich auch jenes nadelartige Felsgebilde wahrte, das auf den benachbarten Gipfel im Hauptkamme durch die heimischen Jäger und Hirten namengebende Bedeutung erlangte. In kurzem Anstiege hatte ich die Steinmandlspitze vom Jöchl her erreicht. Vor mir türmte sich, jenseits der einen Übergang ins Mitterkar vermittelnden Mitterkarscharte die wuchtige Felsburg der Mitterkarspitze auf, die mit zu den stattlichsten Erhebungen der Gruppe gezählt werden muß. Obwohl sie Roggenhofer in seinem Aufsatze²⁾) ganz richtig als im Hauptkamme stehend erwähnt und dies auch in Anton Waltenbergers Führer „Allgäu, Vorarlberg und Westtirol“³⁾) eindeutig zum Ausdruck kommt, blieb die nötige Berichtigung der Karten doch erst der jüngsten Zeit vorbehalten.

Was nun meine Feststellungen hinsichtlich dieses und der übrigen bisher allgemein völlig unbekanntem Gipfel anlangt, so stützen sie sich insbesondere auf die wertvollen Aufschlüsse, die mir in höchst dankenswerter Weise die seit Jahrzehnten in der Gruppe dienstlich tätigen Jäger, so Oberjäger Ludwig Fried in Rieden und Jäger Ludwig Scheiber in Stanzach, erteilt haben. Vor allem ist es auch ihrer freundlichen Begleitung auf meinen späteren Erkundungsgängen zu danken, daß alle fraglichen Punkte zum Nutzen der Sache gemeinsam an Ort und Stelle eindeutig geklärt werden konnten.

Vom Jöchl am Steinmandl führte mich der Jagdsteig nochmals ein Stück den Hang empor, so daß es nur mehr eines kurzen Steilanstieges bedurfte, um den langgestreckten Scheitel der Mitterkarspitze zu gewinnen. Wie ich beim Vortreten auf das äußerste Ende des Gipfelgrates sah, bildet eine hier gegen Nordosten vortretende steile Rippe die Trennungslinie zwischen Ost- und Nordwand, deren schlechtgeschichtetes Gestein einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck hinterläßt. Dieser Wandteil fußt in dem ausgedehnten Kar, das nördlich von dem schauerlich zerklüfteten Felsrücken des „Mittergroßes“ begrenzt ist und im Volksmund die Reitschule genannt wird.

Höchst genussreich ist der Rundblick von diesem weltfernen Gipfelpunkt. Ich schaue zurück auf meinen Weg, den ich gekommen bin, hinüber in die westlichen Nachbargruppen, zu den Allgäuern mit dem majestätischen Hochvogel und endlich weit hinaus ins dicht besiedelte schwäbische Vorland. Obwohl die Mitterkarspitze als massiger Kuppelbau im Gesamtbild der Gruppe bestimmend hervortritt, mag man sie aus der Ferne oder aus ihrer nächsten Nachbarschaft betrachten, werden doch bisher nur wenige Turi-

¹⁾ Ergänzungsheft Nr. 40 zu Dr. A. Petermanns Geographischen Mitteilungen, Gotha 1875 (Justus Perthes) mit hypsometrischer Karte der Oberlechtaler Alpen, Rhätikon-Kette und Silverta-Gruppe, entworfen und gezeichnet von Anton Waltenberger 1: 200 000.

²⁾ S. Anm. 3 S. 29.

³⁾ „Allgäu, Vorarlberg und Westtirol“, 16. Aufl., 1923 (Bergverlag Rud. Rothert, München) Route 40, V. Ziff. 22 e), S. 379, mit ausführlichen und zuverlässigen touristischen Angaben über die ganze Gruppe (vergriffen).

sten auf ihrem Scheitel gestanden sein. Schade, daß kein Büchlein darüber Aufschluß geben kann. Ich gab mich noch ein Weilchen dem farbenfreudigen Spiel von Sonne und Wolken um mich hin, dann war es aber Zeit, für heute Abschied von dieser Höhe zu nehmen. Eilends sprang ich über den steilen Schrofenhang zur nächsten Scharte hinab, denn drüben grüßte wieder ein neuer Berg, eine ganz stattliche, edelgeformte Pyramide, welche mir die Jäger als die *Rauhe-Kopf-Spiße* benannten. Hier mußte ich mich auch von meinem Beglein trennen, das nun in leicht fallender Linie das westliche Gehänge des Hauptkammes gegen den von Stanzach zum *Hühnerspiel* heraufführenden Rücken hin durchzieht, auf dem die Pleiß-Jagdhütte steht, deren wettergebleichtes Schindeldach ich zwischen den letzten Bäumen silbern hindurchschimmern sah. Es galt nun die sehr steilen Hänge bis an den Fuß der Rauhe-Kopf-Spiße zu queren, ehe ich mich dann in Steiltrinnen über Schutt zur schmalen Spitze hinanarbeiten konnte. Unvermittelt fällt wieder der Blick über eine zerklüftete, steile Wand zur Reitschule hinab¹⁾. Aber was mich jetzt noch mehr fesselte, war der gegen Norden hin auffallende Wechsel in der Gestaltung des Felsgeländes. Der Grat löste sich mehr und mehr in ein Gewirr wilder Felszacken und Risse auf, zwischen denen schaurig-düstere Schluchten und Rinne-
nen in die Tiefe stürzen.

Ein etwas westwärts vom Grat abgerücktes Gipfelmassiv mit rundem Scheitel lag als neues Bollwerk am Wege. Mit Recht führt er den Namen *Rauher Kopf*, zeigt er doch nach Norden und Nordwesten gegen das Vorderer Rappental, jener Gegend, die schon im Gjaibuche des Kaisers Max Erwähnung gefunden hat, steile Wände. Über leichtes Schrofengelände erreichte ich die steile Schuttrinne, die zu dem schmalen Sattel führte, der den westwärts vorgeschobenen grasigen Rundkopf von dem im Hauptgrat stehenden niedrigeren Nebenzacken trennt. Schon war ich inmitten des Geklippes von Türmchen und Nadeln, deren schräg abgeplattete Gipfeln sich seltsam gebleicht von dem dunkleren Gestein ihrer Flanken abhoben. In steiler, schnee-erfüllter Rinne fuhr ich dann nordwärts hinab und suchte, durch einzeln aufragende Zacken wiederholt tiefer gedrängt, mühsam meinen Weiterweg. Siehe da: Mitten im Wirrsal ein murmelndes Wässerlein! Das gab willkommenen Anlaß zu kurzer Rast und Erfrischung. Schon ging der Nachmittag langsam zur Neige; schneller als ich dachte, war mit Schauen und Notieren die Zeit vergangen. Doch allzulange war meines Bleibens hier nicht; neu belebte mich nach dieser Stärkung der Drang nach vorwärts und so stieg ich erst auf hartgebadetem Schutt, dann durch kurze Steiltrinnen und über kleine Wandln zum zerborstenen Hauptgrat zurück. Ich erreichte ihn sehr günstig an der Ecke eines ebenen Firses, der eine weitere Erhebung im Kammverlaufe darstellt, die nicht nur wegen ihrer ebenmäßigen Trapezgestalt, sondern auch deswegen bemerkenswert ist, weil sich von ihrer westlichen Flanke am *Pleißjoch* der *Pleißgrat* zum *Hühnerspiel* ablöst. Diesen bisher auch bei den Einheimischen unbenannten, jedoch orographisch wichtigen Punkt bestimmte der mich bei einem späteren nochmaligen Besuch begleitende Jäger Ludwig Scheiber (Stanzach) zutreffend als *Pleißjochspitze*.

Während gegen Osten hin das wilde Geklüfte des Wittergroßenkammes den Blick beherrscht, ist hier oben nach den anderen Himmelsrichtungen die Schau wieder frei und umfassend. Nordwärts vor mir in der Tiefe lag die weite Karmulde des *Alpele* ausgebreitet, auf deren unterem Boden ich mitten im frischen Grün die zwei Alpküthen und etwas abseits unter Bäumen das Jagdhäuschen stehen sah, die einladend zu mir heraufgrüßten. Da es mittlerweile auf 6 Uhr ging, beschlich mich langsam der Gedanke an die Nacht und eine passende Zuflucht. Was Wunder, wenn es mir verlockend erschien, sie irgendwie im Schutze dieser Hütten zu suchen und das kleine Stündchen des Wieder-

¹⁾ Diese Ostwand hat Dr. Alfons Kasseroler und G. Kramer am 3. 9. 1923 in schwieriger Kletterei erstmals durchstiegen (Privatmitteilung).

anstiegs zum Grat am nächsten Morgen nicht zu scheuen? Eine Umschau sagte mir zudem, daß es passend sei, hier mit der Pleißhochspitze auch mein heutiges Lagerwerk zu beschließen, nachdem es seit dem Morgen die 14. Spitze war, die ich unter die Fitze gebracht hatte. Gemächlich schlenderte ich also nach einer kleinen Weile ins Alpele hinab. Nach den begrünten Gipfelhängen nahm ich weiter unten gerne ein kleines Steiglein an, das den Laßchenbündel in der Mitte des Rars, den „Gugelhupf“, im Bogen nach rechts umging und dann näherte ich mich durch prächtigen Hochwald erwartungsvoll dem grünen Wiesenplan der Alm. Die Wohnhütte war glücklicherweise offen, ich trat ein und fand neben Tisch und Bank eine Bettstelle mit Strohl Filz Lager war also trefflich gesorgt; vergeblich suchte ich jedoch hernach in weitem Umkreise nach Wasser¹⁾, so daß ich mir — schmerzlich genug — den ersehnten geruhigen warmen Trunk im Abendsonnenschein vor der Hütte versagen mußte. Nichtsdestoweniger gab ich mich angesichts des herrlichen, wolkenlosen Wetters völlig dem Zauber dieses idyllischen, weltverlassenen Erdenfleckchens hin. Trockenen Saumens zwar, spazierte ich doch noch etwas genießerisch umher, lugte wohl einmal durch die vergitterten Fenster der wohlverschlossenen Jagdhütte auf die darin sichtbaren schönen Feldbetten mit ihren einladend geschwellten Matratzen . . . oder stand sinnend am Rande der Almfläche, schaute ins dämmrige Blau des Lechtals und auf die paar Häuschen von Forchach hinab. Über dieses friedliche Bild senkte sich nun mit leisen Schwingen die Nacht. Ich kehrte in mein gastliches Hüttchen zurück und fand bald im raschelnden, warmen Stroh unter meinen Mänteln gefunden Schlaf.

Der strahlend schöne Sonntagmorgen hatte eben das letzte Dämmergrau besiegt, als ich wieder frisch und tatenlustig bergwärts schritt. Beim ersten Quell im oberen Rar hielt ich dann meine Frühstückskraft, wobei endlich der große Durst mit entsprechenden Mengen heißen Tees gestillt wurde. Lange litt es mich aber nicht in der schattigen Kühle, wo oben am Grat schon die warme Sonne lockte. In geradem Anstiege ging's daher meinem ersten Gipfelziele dieses Tages zu, jener auf das breite Trapez der Pleißhochspitze folgenden, unbedeutenden Graterhebung, der Mittergrohenspitze, 2193 m. Vom höchsten Felsen ihrer zerborstenen Sadenkrone stellte ich fest, daß hier der wild aufgespaltene Gratrücken mit seinen Turmgestalten ostwärts ins Innere der Gruppe vortritt, welcher die beiden großen Mulden der Reifchule und des Schwarzhansstars voneinander scheidet. Aus dem ersteren Rar leitet über den unteren Teil des Rüdens, dessen zerfurchte und mit dichtem Krummholz bestandene Flanken schon von weitem abschrecken, ein verborgenes Steiglein zum Zusammenfluß der beiden Rarbäche, des Mitter- und Schwarzhanskarbaches, hinab. Hier steht auf grünem Plan, dem *R l e b p l a z e*, eine Diensthütte.

Von den bemerkenswerten Einzelerhebungen im oberen Teile des ganzen Rüdens ist die unterste eine ziemlich selbständig aufragende, schöne Pyramide, die man etwa als *U n t e r e M i t t e r g r o h e n s p i z e* bezeichnen könnte und auf der Oberjäger Ludwig Frid im Sommer 1926 eine Stange aufgerichtet hat. Als erste turistische Ersteiger dieses Punktes sind Dr. Alfons Kasseroler und G. Kramer zu nennen, welche am 9. August 1923 den ganzen Mittergrohenkamm überkletterten. Ihnen folgten am 11. August 1924 die Münchner Gustav Haber und Billy Reigert²⁾. Dann ist mir aus dem Jahre 1926 (nach der Besteigung durch Ludwig Frid) noch ein Besuch dieser Türme durch Max Hirner aus Reutte bekanntgeworden.

Im Hauptgrate folgt nördlich auf die Mittergrohenspitze der breite, sandige Sattel der *S c h w a r z h a n s k a r s c h a r t e*, welcher einen bequemen Übergang vom Alpele ins Schwarzhanskar vermittelt. Hier mündet auch ein Jagdsteig ein, der vom Pleißhoch

¹⁾ Die Quelle ist ein gutes Stück unterhalb auf dem Wege nach Forchach.

²⁾ S. a. Bericht der S. Bergland d. D. u. S. A. B. 1924—28, S. 35. Dort irrigerweise als Erstbesteigung und als „Schwarzhansstartürme“ bezeichnet.

eben herüberzieht, weiter die Westflanke der Schwarzhanskarwand und -spitze quert, und in etwa 20 Minuten auf die Hochmäher am Nordfuß der Schwarzhanskarspitze leitet. Dieser Steig ermöglicht im Anschluß an den früher erwähnten Jagdweg eine bequeme und rasche Umwanderung der Gruppe, wobei man zur Verbindung beider den letzteren nach Überschreitung der Vorderen Rappentalsschlucht (Quelle und Wassertrog) verlassen und nur das kurze Stück ($\frac{1}{2}$ Std.) pfadlos zum Pleißjoch hinaufsteigen hat. Diese Weglinie benützte im Sommer 1924 Georg Dantinger und Eugen Waltenberger gelegentlich ihrer Begehung der ganzen Liegefeistgruppe von der Ratsalpe über den Reuttener Höhenweg.

Von der Schwarzhanskarfarte kletterte ich auf lustiger, gut gestufter Schneide den runden Felsrücken der Schwarzhanskarwand hinan, deren senkrechte Ostwand das gleichnamige Kar beherrscht. Vom höchsten Punkte jenseits die Schrofen der Westseite querend, stieg ich durch ein kleines Klamml wieder auf den Grat zurück und über die steile, freie Kante zum hochragenden 4. Gipfel der Schwarzhanskarspitze, 2228 m, empor. Welch herrliche Rundschau bot sich mir hier oben! Im weiten Umkreise all die bekannten Berggebiete in neuer, höchst malerischer Gruppierung; die einen im Duft des morgendlichen Gegenlichts, die anderen klar und scharf vom seidenblauen Himmel abgesetzt. Und in der Nähe dringt der Blick ins aufgeschlossene, dicht bewaldete Schwarzwassertal, hinein ins Hornbachtal bis zum Mätzle, hinaus auf das liebliche Becken von Reutte, haßt ein Stück vom Heiterwanger See und taucht schließlich in die Waldestiefe der Liegefeistbachklamm. Führt wahr ein festliches Bild von seltenem Reiz. Und als ich genug geschaut, ging's über die einzelnen plattigen Gratköpfe weiter bis zum letzten, steinmanngekrönten Punkt. Nochmals ein Gruß zurück ins Elpele mit feiner Gipfelumrahmung, auf den fast herüberschauenden Felskloß des Rauhen Kopfs und schon führte eine kleine Fahrt über alten Firn auf die Hochmäher hinab.

Hier springt nördlich unterhalb aus einem gegen das Lechtal vortretenden Gratrücken das markante Felsdreieck der Mahdspitze vor, das schon von Reutte aus den Lechtaufwärts gerichteten Blick an sich zieht. Die kleine Mulde des Schwarzhanskerfärles — ein Lieblingsaufenthalt der Gemsen — bleibt rechts, über federnden Grasboden wurde Wannekopf und Scharten Spitze, 2080 m, überschritten und im Schartenjoch, 1897 m, mit seinem Hüttchen ein kurzer Aufenthalt genommen, da man hier sowohl nördlich über steiles Gras, dann auf Jagdpfad ins Lechtal absteigen oder südlich auf guten Steigen zur Klause im Liegefeistbachtal gelangen kann. Ich nahm diesmal — war's doch noch früher Vormittag — meinen Weg zum Scheitel des Hallanderberges, 1973 m, hinan, um auch dem letzten Höhenpunkte meiner Umrahmung, dem 6. des heutigen Tages und dem 20. der ganzen Gruppe, aufs moosige Haupt zu steigen. Zufrieden umspannte der Blick das weite Rund und lächelnd gedachte ich der gestrigen Morgenstunde drüben auf dem breitbehäbigen Rainberg.

Viel Neues hatte ich in diesen zwei einsamen Tagen geschaut und kennengelernt, dazu 8 Gipfel erstiegen, deren Namen mir bis zur Stunde weder Karten noch Führer sagen konnten. Sie zu erforschen war mein nächstes Ziel. Sorgfältig barg ich den Pack meiner Aufzeichnungen und folgte nun einem Steiglein, das mich zwischen hizeatmenden Latzchen am Nordostfüßen entlang steil zur lieblich auf einsamer Bergwiese liegenden Galtalpe hinableitete. Von der Hütte scharf nach links gewendet, traf ich auf den Pirschsteig, der mich weiter durch den Weihenbacher Wald und an der schon tief unten liegenden kleinen Hoched-Jagdhütte vorbei zur Johannesbrücke an die Ufer des Lechs und zum nahen Weihenbach wies. Meine Pfingstfahrt war beendet.

Wohl hat sich nun das Bild gerundet; doch leider muß gesagt werden, daß trotz aller Bemühungen über die ältere Erstiehungsgeschichte dieser Berge so gut wie nichts zu erfahren war. Fest steht, daß alle Erhebungen von den das Gebiet betreuenden Jägern wiederholt erstiegen worden sind. Wie mir weiters Bergführer Otto Strauß berichtete,

hat auch er in den Jahren 1902—1914 alle Teile der Gruppe begangen, worüber ihm aber leider die Aufzeichnungen zu Verlust geraten sind. Schließlich sei noch erwähnt, daß am 5. Juni 1921 Dr. Alfons Rasseroler mit Walter Moschiz sämtliche Gipfelpunkte vom Hallander bis zur Dürrekopfspitze überschritten hat. Und was meine Pfingsfahrt anlangt, so mag die hier geschilderte zusammenhängende Kammbegehung der ganzen Liegfeistgruppe vielleicht erstmals in dieser Art durchgeführt worden sein.

Mit der Freude und der Leidenschaft, die mich in die Berge treibt, verband ich hier den Reiz bescheidener Forschung. Es ist nicht viel bei all dem Großen, das die Alpen bieten; ein kleiner Baustein nur zur weiteren Kenntnis unserer Heimat. Vielleicht sorgt mancher nun, daß dies Gebiet, ins Licht gerückt, in Mode kommen könnte. Weileibe nicht; denn solche Ziele, die die Masse locken könnten, fehlen. Wie ehemals dies Reich von Gemse, Hirsch und Adler verlassen und gemieden war, tritt es auch jetzt nur allzubald zurück in Dunkel und Vergessenheit. Doch falls etwa einmal ein Gleichgesinnter kommt und diese stillen Höhen sucht, wohlan zu froher Tat: Die Pfade sind gewiesen!



Geschichtskunde des Karwendelgebietes

Von Prof. Otto Stolz, Innsbruck

Inhaltsübersicht des ersten Teiles:

Die natürlichen Bedingungen der Siedlung S. 39. — Die Geschichte der Siedlung am Westrande des Karwendels: Scharbia und Kloster Scharniz, Baiwaren und Walchen S. 41; der Scharnizwald S. 42; Mittenwald S. 43; die Ortschaft Scharniz S. 44; Seefeld, Reith und Leiten S. 45. — Die Geschichte der Siedlung am Nord- und Oststrand des Karwendels: Tölg, Lenggriesz, Fall S. 47; Vorderriß und Hinterriß S. 48; das Achantal, Pertisau und Eben S. 49. — Die Anfänge der Siedlung am Südrand des Karwendels im Inntal: Stein- und Bronzezeit S. 51; Rätomanen und Baiwaren S. 52; die ersten Erwähnungen von Ortschaften im Inntal links des Flusses S. 53; Grundherren und Bauern S. 55; die Art der Landwirtschaft S. 56; Ernährung S. 57. — Die Geschichte der Siedlung auf den Hangstufen der südlichen Karwendelketten S. 57: Gnabenwald S. 58; Pomperberg, Fiechter- und Stanerberg S. 59; die Einzelhöfe oberhalb Thaur, Urzl und Hötting S. 59. — Das Werden der Städte am Südfuße des Karwendel: Hall S. 61; Schwaz und Jenbach S. 61; Innsbruck mit Mühlau und Hötting S. 62. — Burgen und Klöster im Karwendelgebiet S. 62. — Geschichte der Landesgewalt und Landesgrenzen S. 65; Kriege S. 69; Gerichte und Gemeinden im Karwendelgebiet S. 69.

Der zweite Teil, enthaltend die Geschichte der Landwirtschaft, des Forstwesens und der Jagd, des Bergbaues und des Verkehrs im Karwendelgebiet wird im nächsten Bande dieser Zeitschrift erscheinen.

Die natürlichen Bedingungen der Siedlung

Die Einteilung der Alpen in Gruppen folgt den Tiefenlinien der Täler und Übergänge. Dadurch werden zwar die Einheiten des geschichtlichen Lebens, die Talchaften, vielfach zerschnitten. Andererseits schafft die gleichartige Gesteinsunterlage, die den Gebirgsgruppen meist eigen ist, auch gleichartige Bedingungen des Pflanzenwuchses und damit der Nutzung und der Besiedlung durch den Menschen. Sehr häufig bestehen zwischen den Talgebieten zu beiden Seiten eines Gebirgskammes auch hinsichtlich des geschichtlichen Lebens der Bewohner Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten. Und vor allem das Bergwandern wendet den Blick auf bestimmte Gruppen der Alpen nicht allein nach den Erscheinungen der Natur, sondern auch nach jenen des menschlichen Lebens und Arbeitens, das ja gerade im Gebirge besondere Züge annimmt.

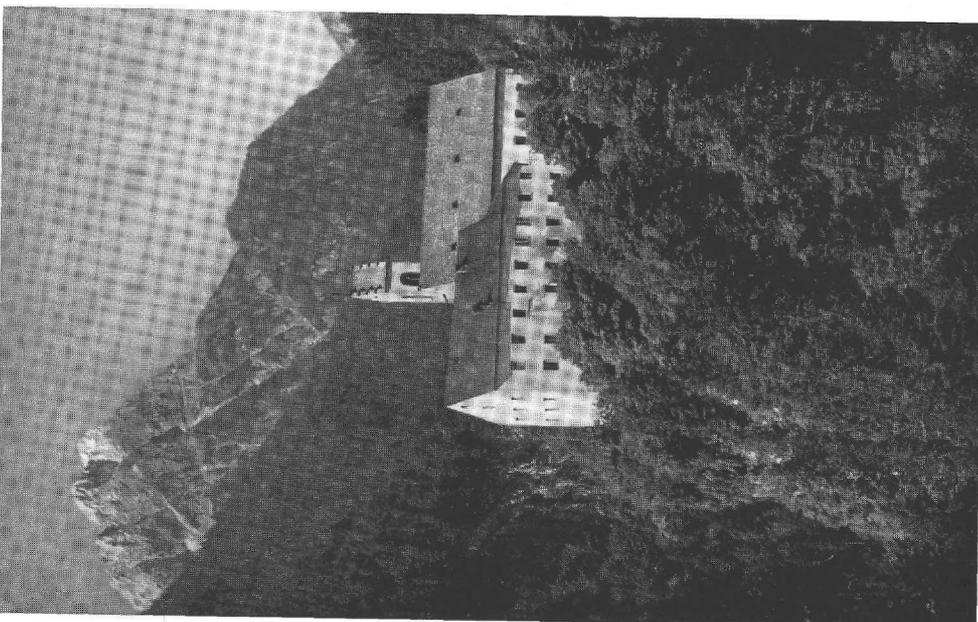
Die Karwendelgruppe, ein Teil der Nördlichen Kalkalpen, liegt zwischen der Seefeld-Scharnizer Senke im Westen und dem Achantale im Osten, zwischen dem Inntale im Süden und dem Isartale (von Walgau bis Fall) im Norden; die erstere Längsrichtung im Streichen der Alpen beträgt rund 40, die Querrichtung rund 25 km. Die Gruppe gehört mit ihren Tälern und Abhängen zum geringeren Teile dem Inntal, zum größeren der Isar, und zwar deren Quellgebiete an. Sie gehört auch zwei Ländern, nämlich Tirol und Bayern an, aber nicht nach Maßgabe dieser beiden Flussgebiete, sondern alle inneren Quellgründe der Isar und ihrer Nebenflüsse, Riß und Walach, liegen noch im Bereiche von Tirol. Die Landesgrenze läuft, abgesehen von der Soierngruppe, durchwegs über jene nördlichsten Erhebungen der Gruppe, die noch über 2000 m emporragen, am Hochgebirgsteile des Karwendels hat Bayern nur durch

dessen nördlichen Abfall im Westen Anteil. Diese Raumverteilung geht — das sei auch hier betont — auf die ältesten Zeiten der Besiedlung des Inntales zurück, ist nicht erst durch die spätere, rein politische Raumbildung bewirkt worden.

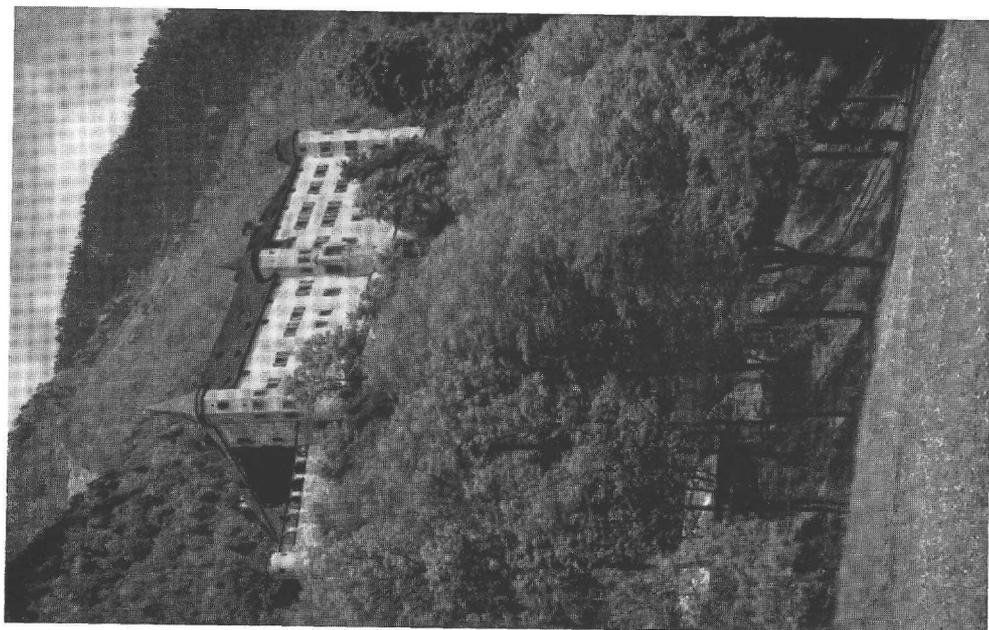
Geologisch und daher auch siedlungsfundlich zerfällt das Karwendelgebirge in zwei Hauptteile, das Hoch- und das Vorkarwendel. Die vier südlichen bis über 2700 m sich erhebenden Hauptketten des Hochkarwendels bestehen — außer der hauptdolomitischen Seefeld-Gruppe — aus gewaltigen Massen von Wettersteinkalk, der für den Pflanzenwuchs ungünstig ist, und nur an einzelnen Stellen sind diesem mergelige Schichten eingelagert, die dank ihrer reicheren Wasserführung und daher auch Pflanzenbedeckung einen besseren Boden für die Landwirtschaft schaffen. Der nördliche Teil, das Vorkarwendel wird von dem Hochkarwendel durch die Tiefenlinie der Vereinsalm, des Fehrmannbaches, der Riß, des Plumserjoches und Gerntales getrennt, erhebt sich nur wenig über 2000 m und besteht aus Hauptdolomit und im großen Umfange aus jüngeren mergeligen Gesteinen der Trias- und Kreidezeit. Dieses Gebiet ist dank seiner Gesteinsbeschaffenheit für die Entfaltung des Pflanzenwuchses und daher auch der Landwirtschaft sehr günstig, wir finden hier sehr viele Almen, deren Weidegebiet bis auf die begrüntten Rämme sich erstreckt.

Ständige, d. h. das ganze Jahr über bewohnte bauerliche Siedlungen sind aber nur an den äußeren Rändern des Karwendelgebietes angelegt worden, das Innere ist völlig leer an solchen Siedlungen geblieben, obwohl das Gebiet im ganzen doch bei 1000 km² groß ist. Dabei sind die Täler des Karwendels und Vorkarwendels auf weite Strecken in der Höhenstufe von 900—1500 m gelegen, in der in anderen Gruppen der Alpen, in dem Urgebirge vor allem, aber auch in den Lechtaler- und Allgäuer Alpen eine ausgedehnte Dauerfiedlung erstanden ist. Dies hat folgende Gründe: Im Hochkarwendel sind die unteren Talböden zu sehr mit reinen Kalkmassen angefüllt, um zur Beurbarung und Besiedlung anzureizen, die Mergelböden liegen hier hauptsächlich in der Höhenstufe von 1400 m aufwärts und sind wegen dieser ihrer Höhenlage und Entfernung von den unteren Talstrecken für die Dauerfiedlung nicht mehr geeignet. Im Vorkarwendel liegen zwar die für den Pflanzenwuchs günstigen Böden vielfach auch in der niederen Stufe von 900—1400 m, aber dieser Umstand wird gerade hier durch andere klimatische Verhältnisse wieder aufgehoben. Die Täler der Riß und der Dürrach sind nämlich nach Norden geöffnet und daher den rauhen Luftströmungen besonders ausgesetzt und haben in geringerem Ausmaße nach Süden liegende Talflanken als etwa die von Westen nach Osten ziehenden Täler. Die Rämme, die diese Täler umlagern, steigen nur an und wenig über 2000 m empor und gerade die relative Überhöhung der Täler durch die Bergkämme verleiht jenen Schutz vor heftigen Luftströmungen und daher günstigere Temperaturverhältnisse, als ihrer rein absoluten Höhenlage entsprechen würde. Wir können überall in den Alpen verfolgen, daß, je höher die Masse eines Gebirges sich erhebt, desto höher auch die Siedlung in seinen Tälern emporsteigt, falls dies nicht durch besonders ungünstige Gesteinsverhältnisse verhindert wird. Diese für die Alpenfiedlung so wichtige Überhöhung der Bergkämme über die besiedelten Talgebiete beträgt durchschnittlich mehr als 1000 bis zu 1500 m, während sie im Vorkarwendel meist unter oder knapp bei 1000 m liegt. Endlich kommt beim Vorkarwendel gleich wie beim Hochkarwendel die weite Entfernung der für die Siedlung gerade noch geeigneten Talgründe von den nächstgelegenen Gebieten dichter und älterer Besiedlung, das sind das Innthal und das Isartal, in Betracht; diese Entfernung erschwert das Übergreifen der Siedlung von diesen letzteren Gebieten in die ersteren. Ausschlaggebend ist aber dieser Umstand allein gewiß nicht, wie die Ausbreitung der Siedlung in anderen Teilen der Alpen, so gerade auch in den ähnlich gestellten Lechtaler Alpen zeigt.

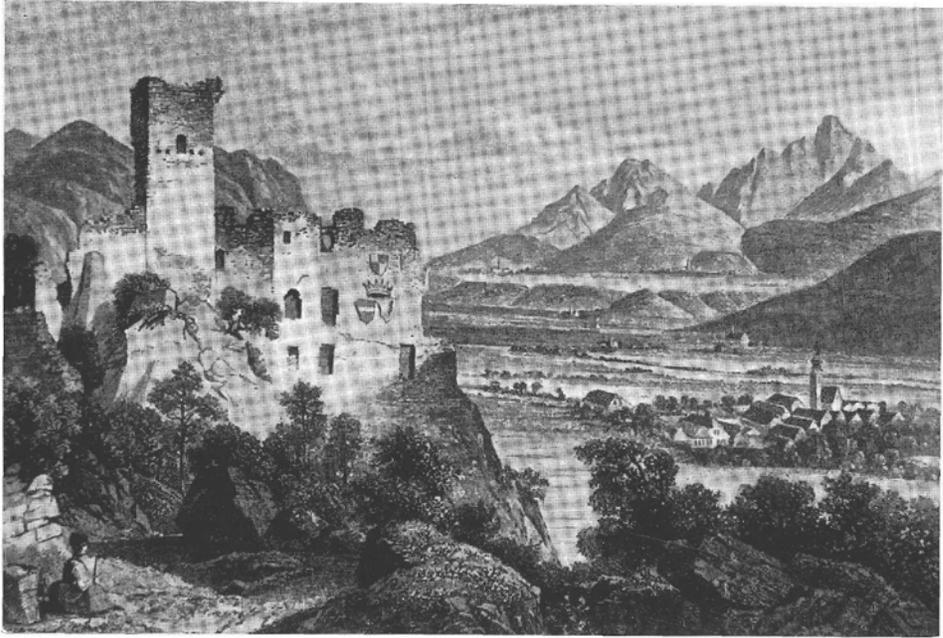
Die Leere an Dauerfiedlungen im Innern des Karwendels bewirkte, daß dort für



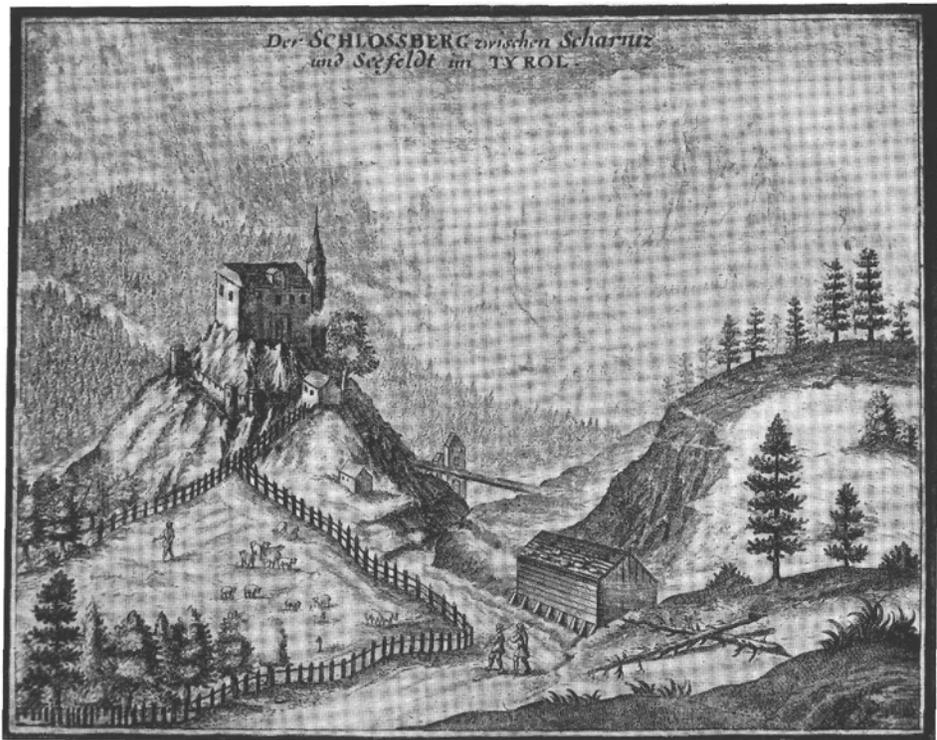
Kloster Georgenberg im Stallenental bei Schwaz. Der Gelsgipfel ist der Mittagsspitze östlich des Hochmüßl



Schloss Traßberg bei Jenbach. Das Schloss liegt am steilen Berghang des Stamerjoches gegen das Sinntal



Schloß Fagenstein bei Zirl um das Jahr 1820. Die Wand mit den Wappen steht heute nicht mehr
(Ferdinandeam W. 8337)



Burg Schlossberg bei Seefeld. Um 1700 (Ferdinandeam W. 3436); die Burg ist heute
bis auf die Grundmauern verschwunden

den Wald und für die Forstwirtschaft weit größere Flächen übriggeblieben sind als in anderen Alpengegenden mit stärkeren Besiedlungen. Die große Ausdehnung des Waldes und die Entfernung von größeren menschlichen Siedlungen gaben dem Gebiete eine besondere Eignung für große Herrschaftsjagden.

Das Vorkommen nutzbarer Gesteine hat hier im Karwendel wie überall die menschliche Arbeit zum Betriebe von Bergwerken herbeigezogen, aber die dabei beschäftigten Menschen haben wohl die Siedlungen am Rande des Gebirges verdichtet und vergrößert, nicht aber neue im Inneren veranlaßt.

Vom Bau des Gebirges ist auch der Lauf der Verkehrswege abhängig. Auch hierin zeigt das Karwendel den Gegensatz zwischen seiner Außenseite und Innenseite. Entlang der Ränder, die eben die Tiefenlinien im Bau der Alpen sind, ziehen sehr wichtige Stränge des Durchgangsverkehrs von Land zu Land, ja sie sind Teilstücke des Weltverkehrs von Norden nach Süden. Das Innere aber, dessen west-östliche Längsketten nirgends unter 2000 m heruntergehen, also von der südlichen Basis mit 1500 m und mehr steil ansteigen, konnte einem Durchgangsverkehr keine Möglichkeiten bieten.

Die Armut des Karwendels an Siedlung und Verkehr ist eine besondere Eigentümlichkeit dieser gegenüber anderen Gebirgsgruppen der Alpen. Aber gerade deshalb hat es einen besonderen Reiz, der Einbeziehung dieses Gebietes in die geschichtlichen Betätigungen des Menschen nachzuforschen und davon ein Gesamtbild zu entwerfen.

Die Geschichte der Siedlung am Westrande des Karwendels

Den Westrand des Karwendelgebietes bildet die Furche von Zirl—Reith—Seefeld—Scharniz—Mittenwald in einer Höhenlage von 900—1200 m. Hier ging ja die römische Reichsstraße durch und an ihr lag nach Angabe der Postverzeichnisse des 4. Jahrhunderts nach Christus die Station *Scarbria*, welcher Name in „Scharniz“ fortlebt. Doch hat jene römische Station kaum in dem tirolischen Orte, der später und heute noch Scharniz heißt, sondern wahrscheinlicher bei Mittenwald gestanden. Denn hier lag auch das Kloster, das im Jahre 763 die bairischen Edlen Regimbrecht und Irminfrid mit Zustimmung ihres Herzogs in der Scharnizer Einöde („in solitudine Scarantiensi“) gegründet und reich mit Gütern ausgestattet haben, und zwar lag es entweder an der Stelle des heutigen Ortes Mittenwald selbst oder etwas nördlich davon bei Klais. Die Pfarrkirche von Mittenwald hat denselben Schutzpatron wie das alte Kloster, nämlich den hl. Petrus, bei Klais finden sich aber Spuren einer alten großen Kirche.

Die Gegend war zur Zeit der Römerherrschaft wohl nur schwach besiedelt, wie der geringe Befund an Ortsnamen rätoromanischer Wurzel zeigt im Gegensatz zum Inntal (siehe unten S. 54). Der germanische Stamm der Baiwaren oder Baiern hat, als er sich um das Jahr 500 nach Chr. auf dem Alpenvorlande ausbreitete, sich wohl der durch das Scharnizer Gebirge nach dem Süden führenden Straße bemächtigt, aber an ihr noch nicht eine jener Dorfsiedlungen angelegt, deren Namen aus einem germanischen Männernamen mit der Endung -ing gebildet, auf der bayerischen Ebene massenhaft vorkommen und auf die Niederlassung von Sippen und deren Führer bezogen werden. Daß aber dann zwei Jahrhunderte später dieses Kloster Scharniz mit Zutun des Herzogs von Baiern so tief im Gebirge in einer für einsam gehaltenen Gegend errichtet worden ist, zeigt, daß die leitenden Kreise des Stammesstaates die Bedeutung der Lage verstanden haben: Sie wollten damit längs dieser wichtigen Einbruchslinie nach Süden die Besiedlung befördern, einen Mittelpunkt nicht nur des religiösen Lebens, sondern auch der Rodungsarbeit schaffen. Denn fast gleichzeitig, nämlich im Jahre 769, hat Herzog Tassilo von Baiern die Gründung des Klosters Innichen im Pustertal veranlaßt, dessen Zustand damals in ähnlicher

Weise als siedlungsarm bezeichnet wird, und hat die Einrichtung auch dieses Klosters dem Abte Otto von Scharniz übertragen, der bald nachher Bischof von Freising geworden ist. Diesem Hochstift blieben auch später noch die beiden Klöster in besonderer Weise unterstellt und auch daraus ersehen wir eine gewisse Planmäßigkeit in diesen Gründungen. Allerdings hat das Kloster Scharniz schon um das Jahr 800 seinen Standort wieder vom Gebirge etwas zurückverlegt nach Schlehndorf am Kochelsee, sicherlich deshalb, weil man dort die Gegend für anziehender hielt. Aber der Antrieb, den die Rodungs- und Siedlungsarbeit im Scharnitzer Wald durch jene Klostergründung einmal erhalten hat, mußte weiterwirken¹⁾.

Die Güter, die im Jahre 763 die Gründer des Klosters Scharniz diesem geschenkt haben, lagen einerseits im Santal zu Flauring, Polling und Imst, andererseits außerhalb des Gebirges von Schlehndorf bis Pasing bei München und bis in den Rottachgau bei Passau. Außerdem erhielt das Kloster 763 die damals verlassene, d. h. wenig bevölkerte Gegend von Walgau („pagum desertum Walhagoi“) mit dem dortigen See, wohl dem Barmsee, innerhalb der Isar (Isura). Es war damals mit jenem Namen wohl nicht nur die heutige Ortschaft Walgau gemeint, sondern die ganze Gegend vom Walchensee bis zur Scharniz. Der Name „Walhen“ oder „Walchen“ — später wurde daraus „Welsche“ — bedeutete bei den germanischen Stämmen die romanisch sprechenden Leute, in Verbindung mit Ortsnamen weist er darauf hin, daß in der betreffenden Gegend auch noch nach der Besitznahme des Landes durch die Baiwaren etliche Walhen, Romanen gesessen sind. Die Ortschaft Walgau nördlich Mittenwald hat den alten Gegendnamen bewahrt, mit diesem hängen aber auch die Namen Walchensee (im Jahre 1295 erstmals so erwähnt) und Walach für den Ausfluß des Achensees in die Isar zusammen. H u o s i g a u hieß einer der Hauptgaue des alten Herzogtums Baiern, der das Gebiet der oberen Isar und Loisach umfaßt hat. Man bezieht heute den Namen des Gaues auf den ursprünglich illyrischen Volksstamm der Osti, der noch während der Völkerwanderung mit den Baiwaren sich verschmolzen hat²⁾. Ob aber jene Gegend des Walengaus noch dazu gehört hat, erscheint fraglich.

Denn noch im 11. und 12. Jahrhundert betrachtete man die ganze Gegend von Leiten oberhalb Zirl bis gegen den Walchensee als ein großes zusammenhängendes Waldgebiet, und nannte es den „Scharnizwald“, „silva Scarinza“ in den lateinischen Urkunden jener Zeit; er galt als Reichswald „saltus regalis“, d. h. als keiner Grafenschaftsgewalt, sondern dem deutschen Könige unmittelbar unterworfen³⁾. Mit der Zeit wurden aber auch in diesem Gebiete Rodungen und bäuerliche Siedlungen angelegt. Um 1060 wird Sevelt als südlicher Grenzpunkt des Bistums Freising genannt, dieses Hochstift hatte damals aber auch Güter in Ciria, Zirl und Litan, Leiten. 1180 schenkt Graf Berthold v. Andechs dem Kloster Benediktbeuern den Wald in „Scarince a Liten usque Sevelt“, also von Leiten bis Seefeld, 1176 Heinrich v. Staufen seinen Besitz ebenda dem Kloster Wessobrunn bei Weilheim. Es gab auch dann um 1260 zwischen diesen beiden Klöstern wegen der hier entstandenen Siedlung Rute, das ist das spätere Reit, einen Streit, der durch Bestimmung von Grenzen am „Turfenpach“, später Tirschenbach unterhalb Reit und am Hagenpach bei Seefeld beigelegt

¹⁾ J. Baader, Chronik von Mittenwald (1880), S. 15 f., 209 und 256. — Max Fasslinger, Die wirtschaftliche Bedeutung der bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger (1903), S. 110 ff. — Witterauf, Die Traditionsbücher des Hochstiftes Freising (1905), S. 46 und 170 bringen die letzten Ausgaben der Stiftungsurkunden des Klosters Scharniz.

²⁾ Kiezl, Geschichte Baierns, 2. Aufl., S. 542 und 544. — „Walchense“ 1295, vgl. Archival. Zeitschrift 1914, S. 60.

³⁾ Stolz, Polit.-hist. Landesbeschreibung von Tirol, I. Teil Nordtirol im Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 107 (1923), S. 397, 401, 414—418. (Künftig zitiert als Stolz, Landesbeschreibung.) — Andere Erwähnungen des „Scharnizwald“ bei Prechtl, Chronik von Werbenfels (1850), S. 22 f.

wurde¹⁾. Diese Ortsnamen zeigen, daß diese Rodungen und Siedlungen von den Deutschen hier neu angelegt worden sind. Auch sonst finden wir entlang der ganzen Senke von Mittenwald über Seefeld bis Zirl, mit Ausnahme des Hauptnamens der Gegend „Scharniz“, so gut wie gar keine Berg-, Alm- und Flurnamen vord deutscher Wurzel, die Gegend ist eben erst nach der Völkerwanderung von den Deutschen gerodet und besiedelt worden. Hiezu steht das ganze übrige Karwendelgebiet östlich der Linie Gleirsch—Lafatsch—Ladis—Plums in einem gewissen Gegensatz, hier sind die Namen vord deutscher, rätoromanischer Wurzel nicht allzu selten, diese Gegend war eben vom Inntale aus bereits vor der Einwanderung der Baiwaren als Weidegebiet benutzt und mit Namen für die einzelnen Almen versehen worden, die dann die Deutschen übernommen haben (siehe Näheres darüber im 2. Teil).

M i t t e n w a l d hat natürlich auch von diesem alten Scharnizwalde seinen Namen erhalten. Laut einer Aufzeichnung von 1080 hatte der Bischof Meginward von Freising einem Arnoldus de Perego oder von Perg eine Hube „in media silva“ geschenkt²⁾. Es scheint also damals bereits eine Ansiedlung den Namen „in der Mitte des Waldes“ geführt zu haben. Die abgerundete Form „Mittenwald“ kommt allerdings erst in Urkunden von 1294 und 1295 vor, nun aber in Zusammenhängen, die den Ort als den bedeutendsten der ganzen Gegend aufzeigen. 1294 wird nämlich nach Partenfirchen und Mittenwald die Grafschaft benannt, die damals das Hochstift Freising als geschlossenes Landgebiet von den Grafen von Eschenlohe und Werdenfels erworben hat und 1295 werden in einem Schiedspruche zwischen dem Hochstift Freising und dem Stift Benediktbeuern wegen ihrer Güter zu „Walgowe“ ein Richter und ein Schulhalter zu „Mittenwalde“, sowie eine ganze Reihe von Einwohnern dieser Orte mit ihren Bei- oder Sippennamen angeführt³⁾. Diese lauten Ewaer, Terrenbouch, Hintenperger, Bettler, Berouner, Cholbe, Frieze, Wele, Hofischer, Weihser, Fajer, Hustr, Pefinger, Holzschircher, Ramfover u. a. Die Vor- und Rufnamen sind Wernher, Hertwic, Perhtold, Cuonrab, Fridrich, Heinrich u. a. Ebenso wie diese Personennamen sind auch die Begriffsworte und Ortschaftsnamen durchwegs der deutschen Sprache entnommen, wenn auch der übrige Text der Urkunde lateinisch ist. So finden wir hier die Angabe „sepis, quod vulgariter dicitur Fridzoun“, d. h. einen Saun, den man in der Volkssprache Friedzaun nennt, ferner eine „Fihrou“, d. h. eine Viehraut oder Viehweide vom Epans Estor, d. i. vom Bannzaun und Tor oder Gatter der Ih oder Flurweide bis zur Ffar; dann die Namen Sefteich, d. h. Seefteig, der alte Name des Weges vom Walgau zum Walchensee, ferner ein Winkelvelt, Chrumptal, die Weide Pharreich bis in Walgouwer Furtte, Roudolfsmose, Sabermose, Saberse, heute Sachensee bei Walgau, Forchperg, d. i. Forchberg. Alle diese Namen und Worte zeigen uns die ausschließlich deutsche Rodung und Besiedlung dieser Gegend. Von den Walhen, von denen einst im 6. Jahrhundert die Gegend den Namen Walichgowe erhalten hat, ist schon damals im 13. Jahrhundert — eben von jenem Namen abgesehen — keine Spur mehr.

¹⁾ Bitterauf a. a. O. Bd. 2, S. 316 ff. Fontes rer. Austr. Bd. 36, S. 11. — Baumann, Traditionsbuch von Benediktbeuern in Archival. Zeitschrift, N. F., Bd. 20 (1914), S. 62 f.

²⁾ Meichelbeck, Historia Frisingensis (1724), Bd. I, 1, S. 289, bringt den Wortlaut dieser Stelle, die sich in dem vierten Schenkungsbuch des Hochstiftes Freising, dem Liber traditionum quartus sive magnus, jetzt im Hauptstaatsarchiv in München, Literalien des Hochstiftes Freising Nr. 3c, fol. 115, befindet. Bitterauf hat in seiner neuen 1905 erschienenen Ausgabe der Freisinger Traditionen, S. XIII, diese Handschrift wohl erwähnt, jene Stelle über „media silva“ aber nicht in den Wortlaut der Urkunden aufgenommen, was als Mangel empfunden werden muß, da sie eben die älteste Erwähnung eines so wichtigen Ortes wie Mittenwald betrifft. Baader hat in seiner Chronik von Mittenwald (1880), S. 17, die Stelle wohl aus Meichelbeck angeführt, diesen aber nicht zitiert, wohl aber Faslinger in seinem Buche über die alten bayerischen Klöster (1903), S. 110.

³⁾ Baumann, Das Traditionsbuch von Benediktbeuern in der Archival. Zeitschrift, N. F., Bd. 20, S. 59. — Meichelbeck, Hist. Fris., Bd. 1, S. 99.

Im Jahre 1305 wird *Mittlenwald* in einem Urbar des Hochstiftes Freising als *Markt* bezeichnet, dessen sechzehn namentlich angeführte Bürger von ihren Häusern jährlich einen Weinzins in *Maifer Maß* zu leisten haben¹⁾. Diesen Wein haben die *Mittlenwalder* auch damals nicht selbst bei ihrem Heimorte gepflanzt, sondern mit den Ertragnissen ihres Fracht- und Wirtsgewerbes einhandeln müssen. Darauf deutet gerade die Ansetzung des Zinses in *Maifer Maß*, es war eben *Südtiroler Wein*, der nach dem Maß von *Mais* bei *Meran* eingekauft worden ist. Die Verkehrsgewerbe, Fuhrwerk auf den Landstrafen von und nach *Zirl*, *Partenkirchen* und *Walchsee*, und die *Flößerei* auf der *Isar*, sowie die Gastung der durchreisenden Fremden haben seither, natürlich neben der Landwirtschaft, den *Markt Mittlenwald* gefördert, der *Seigenbau*, der als *Heimgewerbe* hier betrieben wird, begeht heuer das 250jährige Gedenken an seine Einbürgerung. Um das Jahr 1620 zählte *Mittlenwald* bei 1320, um 1850 bei 1750 Einwohner. So hatte es schon damals unter allen Ortschaften des *Karwendelgebietes* in dieser Höhe — über 900 *m* — die größte Einwohnerzahl, größer sind nur die Stadtorte im *Inntal*. Seit etwa 1880 wurde *Mittlenwald* eine sehr beliebte Sommerfrische und dann auch Winter Sportplatz, sowie Ausgangspunkt für Gebirgswanderungen. Der alte *Markt* hat sich mit einem ganzen Kranze von Gast- und Landhäusern umgeben und seine Einwohnerzahl war schon im Jahre 1925 auf 2500 gestiegen²⁾.

Wie im *Uchtental* und im *Isartal* bei *Lenggries* die meisten Höfe als *Schwaighöfe* etwa seit dem 12. Jahrhundert begründet und weiterhin betrieben worden sind, so auch in der Umgebung von *Mittlenwald*. Diese *Schwaighöfe* befaßten sich ihrer Lage gemäß hauptsächlich mit der Haltung von Milchvieh und hatten an ihre Grundherrn *Käse*, zumeist jährlich 300 kleine *Laibe* zu 1—2 *Pfund* als Abgabe für die Überlassung des Hofes, der dazugehörigen Gründe und eines eisernen Bestandes von Vieh, meist bei sechs *Rühen*, zu liefern³⁾. Solche *Schwaighöfe* waren in der Umgebung von *Mittlenwald* zu *Elmau* und *Krün*, dort muß schon längere Zeit ein Hof bestanden haben, weil in der vorerwähnten Urkunde von 1295 ein Sippname *Gerouner* erwähnt wird, der eben von *Geroune*, später *Krün* abgeleitet ist. Der *Schwaighof* zu *Ehlos*, d. i. *Klais* bei *Mittlenwald*, war 1324 Gegenstand eines Gerichtspruches zwischen seinem Grundherrn, dem Kloster *Schäftlarn* (bei *Wolfratshausen*) und seinem bäuerlichen Inhaber. Den *Schwaighof* zu *Walgau* hat 1317 der Schulhalter *Heinrich* von *Mittlenwald* dem *Spital* zu *Innsbruck* vermacht⁴⁾.

Die jüngste Gemeinde im *Scharnikwald* ist die heute noch so genannte Ortschaft *Scharnik*, wenn sie auch allein den ältesten Namen der Gegend für sich behauptet hat. Der „locus *Obernbrugge*“ wird zwar schon 1177 erwähnt, *Kaiser Friedrich* hat damals dem Kloster *Piburg* (bei *Abensberg* in *Niederbayern*) den Wald vom Ursprung der *Isar* bis zu dieser Brücke verliehen, die ihren Namen zum Unterschied von der *Isarbrücke* bei *Mittlenwald* erhalten hat. Auch später führte die *Isarbrücke* in der Ortschaft *Scharnik* diesen Namen „*Obere Bruggen*“. Damals kann aber hier wohl nur ein einsames Haus gestanden haben, das Kloster *Piburg* hat auch bald wieder jenen Waldbesitz verloren. Einem „*Otto de Mittlenwalde in Scharnika*“ hat im Jahre 1332 der Landesfürst von *Tirol* eine größere Pfandschaft gegeben. Jene Ortsangabe weist darauf hin, daß man damals den Namen *Scharnik* neben *Mittlenwald* bereits für eine bestimmte Ortschaft gebrauchte. Andererseits wird 1453 noch die *Schwaige* „zu *Klais*

¹⁾ *Faßlinger* a. a. O., S. 110.

²⁾ *Vgl. U. Penck*, *Geograph. Führer*, Bd. 4, *Das Tor von Mittlenwald* (1930).

³⁾ *Vgl. O. Stolz*, *Die Schwaighöfe in Tirol*, *Wissenschaftliche Veröffentlichungen des D. u. S. Alpenvereins* (1930).

⁴⁾ *Prechtl*, *Chronik von Werdensfels* (1850), S. 220; *Regesta Boica* 6, S. 143. — *Stolz*, *Schwaighöfe*, S. 16. — *Bader*, *Chronik von Mittlenwald*, S. 253—257.

(nördlich Mittenwald) in der äußern Scharniz“ erwähnt. Im Jahre 1478 verließ der Landesfürst von Tirol seinem Pfleger auf Schloßberg, der Grenzfestung bei Seefeld, „den ganzen Hof in der Scharniz bey der obern Pserprugken zu raumen“, d. h. neu anzulegen und steckte auch für andere Höfe, die da noch werden, einen Wald- und Weidereich aus, der von Viehenbach und Zirmbach im Gleirschtal bis zu jener Pfarbrücke gehen soll. Innerhalb derselben hatte bereits 1405 der Tiroler Ubelige Karlinger die Anlage eines Schwaighofes, genannt zu Zwieslen im Mittenwalder Gebiet, dem Heinrich Lamparter zu Mittenwald verliehen; dieser Hof, der wegen seiner Lage an der Gabelung des Karwendel- und Hinterautales Zwieslen genannt wird, heißt später Schönwieshof¹⁾. Da in einer Urkunde von 1260, die über die Abgrenzung von Gütern des Klosters Benediktbeuern zu Seefeld und Reith handelt, unter den Zeugen ein „Perhtoldus Gernende Laur“ erwähnt wird²⁾, so ist die Bildung eines Sippenamens nach dem Karwendeltal, das zu jener Zeit in der Form „Gerbintla“ in dem Markenbeschrieb der Grafschaft Werdenfels vorkommt, wohl nur so zu erklären, daß irgendwo in diesem Tale, vielleicht an seiner Mündung, ein Einzelhof bestanden hat und die dort hausenden Leute danach jenen Namen erhalten haben. Vielleicht war es ein Vorkäuser des erwähnten Schönwieshofes.

Während dieser Hof einsam geblieben ist, vermehrte sich die Siedlung bei der Pfarbrücke. Als im Jahre 1586 der Landesfürst dem Gotteshaus in Seefeld die Pflege Schloßberg samt den zugehörigen Gütern in der Scharniz übereignete, waren es deren zehn Höfe oder Bauernwirtschaften, im Jahre 1770 bei 30 Häuser und Familien. Nachdem die österreichische Regierung im Jahre 1656 den Platz nördlich der Pfarbrücke erworben und hier eine neue Festung, die Porta Claudia, angelegt hatte, entstanden auch hier einige Häuser, die aber nicht der Pflege Schloßberg, sondern unmittelbar dem Landgerichte Hörtenberg unterstellt waren, um 1770 waren es 22 Häuser. Auf der andern, rechten Seite der Pfar waren einige Häuser, die politisch dem Hochstifte Freising zugehörten und nach der dortigen Gegend „Im Rain“ genannt wurden, wofür später mitunter ganz sinnwidrig „Innrain“ geschrieben wurde. So war die Ortschaft Scharniz damals drei verschiedenen Amtsgewalten unterstellt. 1789 errichteten der schloßbergische und hörtenbergische Anteil eine einheitliche Gemeindeordnung, nachdem sie schon früher in der Nutzung der Gemeindeweide aufeinander angewiesen waren. Mit der Aufhebung des Fürstentums Freising im Jahre 1803 kam auch der „Rain“ dazu³⁾. Im Jahre 1840 hatte Scharniz 560 Einwohner in 36 Häusern, im Jahre 1900 ebensoviel, heute über 800 Einwohner, eine für eine Landgemeinde verhältnismäßig starke Vermehrung.

Seefeld ist in jenen ältesten Erwähnungen mehr als Gegend denn als Siedlung gemeint. Um das Jahr 1300 werden öfters Güter und die Kirche zum hl. Oswald nach ihrer Lage „bei Slogperch“, nicht aber „zu oder auf dem Seefeld“ benannt, einmal auch die „Capella S. Oswaldi in silva Schernitz“, im Scharnizwalde also, der damit zum letzten Male in so großer Ausdehnung bezogen erscheint. Schloßberg war eine Burg am nördlichen Ausgang der heutigen Ortschaft Seefeld, sie gehörte seit 1263 den Tiroler Landesfürsten und diese erwarben im Jahre 1312 auch die hier gelegenen Güter und die Vogtei über die Oswaldskirche von den Herren von Weilheim, einem oberbayerischen Adelsgeschlecht. Unter jenen Gütern war auch der Hof des Leitgeben bei Schloßberg, Leitgeb bedeutet einen Gastwirt. Der Name Seefeld wird in der Aufzählung der Gemeinden des Gerichtes Hörtenberg, zu welchem die Gegend gehörte, im 14. und 15. Jahrhundert aber nie gebraucht, dürfte also damals als bäuerliche Sied-

¹⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 420—425, 451—459. — Die „äußere Scharniz“, 1453 erwähnt bei Baader, Chronik von Mittenwald, S. 257. — Die Urkunde von 1322 im Archivio Alto Adige, Bd. 25 (1930), S. 175.

²⁾ Baumann, wie oben S. 43, Anm. 3.

³⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 453f.

lung unbeträchtlich gewesen sein¹). Der hl. Oswald war ein englischer König, dessen Verehrung durch die Schottenmönche nach Deutschland gebracht worden ist und hier wohl wegen der wichtigen Durchgangsstraße eine Stätte gefunden hat. Seit 1390 haben die Landesfürsten von Tirol „die Kirche Sant Oswalds auf dem Seefeld“, wie sie nun genannt wird, noch reicher als bisher mit Gütern und Einkünften ausgestattet, weil dort eine besondere Wallfahrt „zu dem hl. Fronleichnam“ und „hl. Blut“ entstanden war. Seither nimmt die Zahl der Häuser in Seefeld merklich zu, im Urbar des „Gohhaus des heiligen Blutes (Bluts) und Sand Oswalds Kirchen“ von 1535 sind eine Reihe von „neuen Zins von Hofstetten und Heuseln auf der Gmain auf dem Seefeld“, darunter auch „auf dem unteren Seefeld“ eingetragen, Seefeld also als eigene Ortsgemeinde anerkannt. Im Jahre 1604 hat der Landesfürst hier ein Augustinerkloster errichtet und ihm die Kirche samt ihren Gütern übergeben. Am 1770 waren laut des Steuerkatasters in Seefeld 42 Bauerngüter mit Häusern und Feldern, darunter gehörten 27 mit der Grundherrschaft jenem Kloster an, 5 dem landesfürstlichen Amte Hörtenberg, darunter auch das einzige Wirtshaus zum Schwarzen Adler, 5 andere dem Hofbauamte.

Der Verkehr auf der Landstraße und die Wallfahrt haben die Siedlung in Seefeld, mit einer Höhenlage von beinahe 1200 m über dem Meer die höchst gelegene im ganzen Karwendelgebiet, größer werden lassen, als dies ohne diese besonderen Antriebe aus rein bäuerlichem Bedürfnis geschehen wäre. Hat auch die Lage inmitten ausgedehnter, meist ebener oder sanft gewellter Wälder die Anlage von Feldern begünstigt, so hat deren Ertrag der ungehemmte Zutritt des Nordwindes vermindert. Der Steuerkataster von 1627 vermerkt: „Die Orte Seefeld, Scharniz und Leuttasch sind grob, rauch und gebirgig, daher an Viehern wenig erpaut und trachtig.“ Der Durchgangsverkehr auf der Scharnizer Straße hat seit der Erbauung der Eisenbahn durch das Unterinntal (1858) wohl zum größten Teile aufgehört, einen gewissen Ersatz brachte dafür dann die Turistik, für welche Seefeld stets ein wichtiger Kreuzungs- und Rastpunkt gewesen ist. Allein den großen wirtschaftlichen Aufschwung nahm Seefeld erst seit der Erbauung der Eisenbahnlinie Innsbruck—Partenkirchen, auch Karwendelbahn genannt, im Jahre 1912. Nun entwickelte sich Seefeld dank seiner freien, sonnigen Lage im weiten Wald- und Gebirgsrahmen zwischen Karwendel und Wetterstein, dank ferner seiner kräftigen Schneedecke und des moorigen Wildsees zu einem viel besuchten Erholungs- und Sportorte für Winter- und Sommerzeit. Während um das Jahr 1840 Seefeld 500 Einwohner in 66 Häusern, 1910 nur 468 zählte, sind heute dort bei 1000 ständige Einwohner und 226 Häuser, darunter 30 Gasthöfe und Pensionen mit beinahe 3000 Fremdenbetten, und im letzten Jahre vor der Absperrung der Grenze des deutschen Reiches gegen Österreich, nämlich im Jahre 1932, betrug der Fremdenbesuch bei 25 000 Gästen mit einer beinahe zehnfachen Zahl von Übernachtungen.

„Reut“ und „Leiten“ sowie Seefeld waren im 14. und 15. Jahrhundert mit Zirl als ein Viertel des Gerichtes Hörtenberg in einem engeren Verbands, seither sondereten sie sich als eigene Gemeinden aus. 1435 wird von den „Nachpauern gemainlich ab dem Raut und auch ab dem Sevelt“ gesprochen²), das zeigt den Gang der Absonderung an, welche durch den Höhenunterschied von über 500 m gegenüber Zirl begründet war. Den Grundbesitz, welchen die bayerischen Klöster Benediktbeuern und Wessobrunn in Reith, wie oben S. 42 angedeutet, bereits im 12. Jahrhundert gehabt haben, verloren sie bald wieder. Vielmehr war in „Reut“ laut der Urbare von 1288 und 1406 das landesfürstliche Amt Hörtenberg vorwiegende Grundherrschaft. Wie der Ra-

¹) Stolz, Landesbeschreibung, S. 408 f. und 420—422.

²) Stolz, Landesbeschreibung, S. 425, Anm. 1.

taster von 1775 bemerkt, gab es in Reith seit alters sieben Höfe, die aber schon seit langem in Viertel geteilt und so die jüngern Bauerngüter gebildet haben. Davon waren damals 23 und 7 Söhlhäuser der Grundherrschaft des Amtes Hörtenberg unterworfen, 4 neuerbaute dem landesfürstlichen Hofbauamt und 3 dem Kloster Seefeld, diese am Mühlberg. In „Eiten“ — Leiten — hat das Kloster Stams im Oberinntal bald nach seiner Gründung im Jahre 1284 vom Ritter Konrad von Fragenstein 3 Güter mit 30 Eigenleuten erhalten, und jenes war auch laut des Steuerkatasters von 1775 hier mit vier Gütern der alleinige Grundherr. Um das Jahr 1840 zählte Reith 440 Einwohner, um 1900 nur mehr 300, wohl infolge des Aufhörens des Durchgangsverkehrs auf der Scharnitzer Straße, heute wieder bei 400.

Die Geschichte der Siedlung am Nord- und Oststrand des Karwendels

Ganz besonders der Nordrand des Karwendelgebietes, der durch das Isartal von Walgau bis Fall und durch das Achenental von Fall bis Achenwald auf eine Strecke von 36 km gebildet wird, fällt durch seine Siedlungsleere auf. Diese Talstrecke liegt bei 900 m Meereshöhe und ist in der Sohle ziemlich breit, wäre also für landwirtschaftliche Zwecke nicht so ungeeignet, außerdem ist der obere Teil des Tales bei Mittenwald verhältnismäßig dicht besiedelt, ebenso der obere Teil des Achenales mit Achenkirch. Allerdings hat die Talstrecke von Walgau bis Fall im Verhältnis zu den Straßen über Garmisch und Kochel für den Verkehr stets eine geringere Bedeutung gehabt, aber das allein kann doch nicht erklären, daß jene ganz ohne bäuerliche Siedlung geblieben ist. Es dürfte dabei wohl das bewußte Streben der alten bayerischen Herzöge mitgewirkt haben, sich hier ein möglichst geschlossenes Forst- und Jagdgebiet zu erhalten.

Die nächste Strecke des Isartales von Fall abwärts über Lenggries bis Tölz hat — abgesehen von älteren Bevölkerungsschichten — eine bäuerliche Besiedlung schon bald nach der Landnahme der Baiwaren erhalten, schriftlich erwähnt werden als besiedelte Orte hier am frühesten Gatsach (Reizabu) im Jahre 817, Wadersberg (Waltchonisperch) 1075, Tölz (Tolnze) zuerst als Burg um 1180, und ebenso Hohenburg bei Lenggries. Ein ausführliches Verzeichnis der Güter, die zum Amte Tölz (Tolnze) der Herzöge von Bayern pflichtig waren, bietet das Urbar derselben von 1280¹⁾. Hier werden in der Umgebung von Lenggries (Lengengriezze, d. h. Langes Gries oder Schotterfeld am Flusse) eine Reihe von Vaccarie oder Schwaghöfen, das sind Höfe mit vorwiegender Haltung von Rindvieh, angeführt, darunter auch der Hof „das dem Valle“, eben jenes Fall, das als die letzte bäuerliche Siedlung im Isartal heute noch so heißt und von dem benachbarten Wasserfall der Isar seinen Namen hat. Im 15. Jahrhundert hat der Landesfürst von Tirol den Hof „zum Schöttlein am Val“ für sich beansprucht, weil seine Besitzer jedes Jahr in die Schranne von Wiesing, Landgericht Rottenburg im Inntal, auf das Matentaiding, die allgemeine Gerichtsversammlung, gegangen seien. Im Vertrage mit den Herzögen von Bayern von 1493 wurde aber dieser Anspruch aufgegeben und das Achenental nur bis zum Püttenbach bei Tirol belassen²⁾.

Im Isartal zwischen Fall und Walgau ist keine bäuerliche Siedlung, sondern nur in der Vorderriß ein Forsthaus, das als Besitz der Herzöge von Bayern erstmals um 1500 erwähnt wird und ebenso wie jenes in Fall einem herzoglichen Forstknecht,

¹⁾ Wilhelm Schmidt, Tölz in alter und neuer Zeit, geschichtliche Beilage zum Tölzer Kurier vom 22. November 1931. — Bitterauf, Tradition. von Freising, Bd. 2, S. 722. — Monumenta Boica, Bd. 36 A, S. 208 und 212.

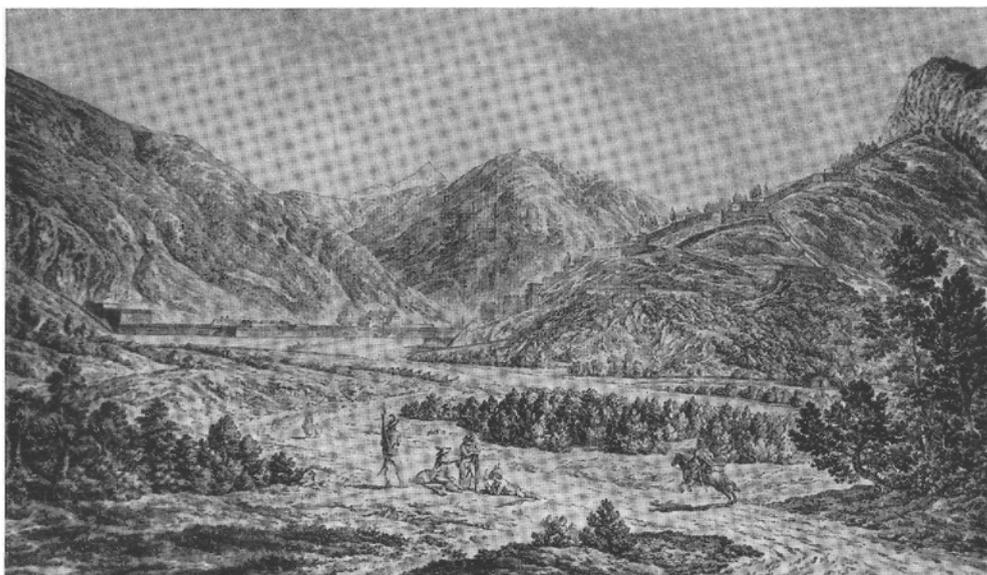
²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 201.

das ist nach der heutigen Ausdruckweise Förster, als Amtssitz zugewiesen war¹⁾. Später kam ein Gasthaus hinzu, im ganzen sind hier bei 30 ständige Einwohner. Nicht in der Talsohle, sondern auf den Anhöhen liegen zahlreiche Almen der Bauern aus Tölz und Lenggries.

In dem hier abzweigenden Rißtal, zwei Stunden süd- und aufwärts, liegt bereits innerhalb des Landes Tirol die Gegend *Hinterriß*. Hier war bereits seit dem 15. Jahrhundert ein Jagdhaus und ein Forstamt der Tiroler Landesfürsten; die hier das ganze Jahr über hausenden Forstleute hielten sich ihr eigenes Milchvieh, wozu ihnen ein Weiderecht in der benachbarten Rontalalm und die Rodung eines Aungers zur Heugewinnung bewilligt wurde. Ferner war hier seit dem 17. Jahrhundert ein kleines Eisenbergwerk, das nun schon lange eingegangen ist. Bei diesem entstand schon damals eine Kapelle mit einem Muttergottesbilde aus Lindenholz, das als wunderfätig galt. Um 1740 kam das tirolische Oberstjägermeisteramt auf den Gedanken, hier „in der hinteren oder tirolischen Riß“ eine ständige Seelsorge oder Kuratie mit einem Priester zu errichten. Laut der damaligen Erhebungen waren im Gebiete der Riß, das 22 Almen zählte, zur Sommerzeit bei 300 Almleute und Holzknächte beschäftigt, in den landesfürstlichen Forsthäusern auch im Winter bei 5 Familien mit 40 Köpfen wohnhaft, ähnlich auch „in der bayerischen oder vorderen Riß“. Für diese zeitweiligen und ständigen Bewohner sei in der abgelegenen Gegend eine eigene Seelsorge nötig. Während aber die amtlichen Vorbereitungen sich in die Länge zogen, erfolgten von Bayern aus seitens des Münchner Kaufmannes Roder und des Priesters Polz in Partenkirchen die ersten Stiftungen für diesen Zweck, da ja unter den Almleuten und Holzarbeitern auch solche aus dem bayerischen Startal waren und auch die benachbarte Vorderriß an der neuen Seelsorge beteiligt werden sollte. Im Jahre 1759 wurde dann die Stiftung der Kuratie vollzogen, die gemäß der bisherigen Ausdehnung dem Bistume Freising angehörte. Die alte Bergwerks- oder Schmelzkapelle wurde zum Kirchlein bestimmt und mit der Zeit ausgebaut, daneben ein Widum errichtet und diesem ein größeres Waldstück an der Riß zur Rodung und ein Grasrecht in der Rontalalm zugewiesen, damit der Kurat und der Mesner sich einiges Milchvieh und zwei Saumpferde halten können. Im übrigen wird ihnen eingeschärft, sich genau an die Waldordnung zu halten, den Wildprettschützen keinen Vorschub zu leisten und keine eigenmächtige „Landsöffnung“ durch Anlage eines neuen Weges zu machen. Nicht in dem Stiftbrief, wohl aber in dem vorbereitenden Gutachten ist auch davon die Rede, daß neben dem Widum „ein Preihäusl“ erstellt werde, in dem das Bier für den Bedarf „der Geistlichen, Kirchfahrer und Holzknächte“ zubereitet werde; es sei bisher stets von Tölz hereingeschafft worden, was aber bei der Länge des Weges im Sommer wegen der Hitze und im Winter wegen des vielen Schnees nicht vorteilhaft sei. Die Fürsorge für die leibliche Stärkung wird also nicht übersehen und auch bemerkt, daß der Mesner den Verdienst aus dem Ausschank nötig habe²⁾. Früher war ja die Bierbrauerei nicht so wie heute auf einige wenige Großunternehmungen vereinigt, sondern es gab in vielen kleineren Orten eigene Braustätten, so auch in Seefeld im dortigen Kloster, aber die Hinterriß war für ein eigenes Bräuhausl schon ganz besonders abgelegen, es zeigt aber dies die alte Beliebtheit des bajuwarischen Volksgetränkes. Beim Kloster Wilten bei Innsbruck wird schon um 1300 ein „Preuhaus“ erwähnt.

¹⁾ Vgl. Höfler in Zeitschrift des Alpenvereins, Bd. 1888, S. 90. — Riezler, Geschichte Baierns, Bd. 6, S. 98.

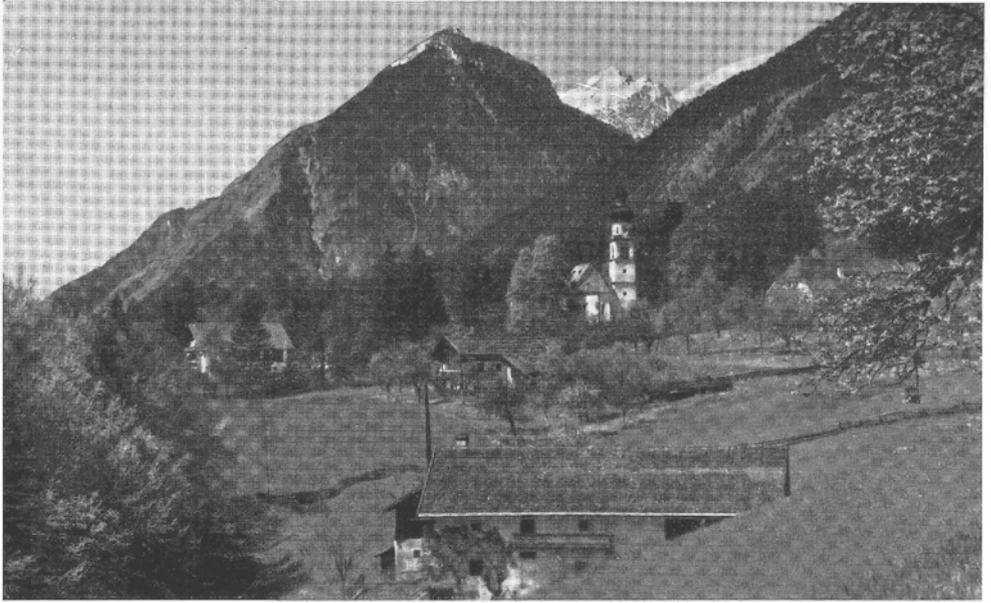
²⁾ Ausführliche Erhebungen und Berichte über die Stiftung der Kuratie in der Hinterriß, insbesondere durch den ersten Inhaber derselben, Polz, finden sich im Archiv des tirol. Oberstjägermeisteramtes im Staatsarchiv Innsbruck. Dazu die Darstellung bei Kapp, Beschreibung der Klöster Brigen, Bd. 2, S. 811 f.



Die Festung Scharnitz von Norden, um das Jahr 1800
Nach einer Zeichnung von F. Zoller. Ferdinandeum, Innsbruck



Hall in Tirol gegen den Bettelwurf



St. Martin im Gnadenwald gegen das Halltal



Kirche und Jagdschloß in der Hinterrifß

Auf der Karte von Anich von 1770 sind zwar „die Herinnere und die Heraußere Riß“ als kleine Ortschaften eingetragen. Wie damals gehört auch heute noch das Tal der Hinterriß zwei verschiedenen Gemeinden an, nämlich rechts, östlich des Talbaches der Gemeinde Eben-Perthisau, links, westlich der Gemeinde Womp. Das ist ein sicheres Zeichen, daß hier nie eine einheitliche Ortsgemeinde bestanden hat. Im Steuerkataster von 1775 werden in „der hinteren Riß“ nur zwei Behausungen mit Feldern angegeben, die eine in Womp Nr. 623 ist jener Widum, die andere in Eben Nr. 163 gehörte damals der Försterfamilie Neuner und heißt auch später noch Neunerhaus. Die Kuratie Hinterriß wurde 1819 dem Bistum Brigen zugewiesen, die Sonderung der Stiftungsgelder bedurfte aber eines Staatsvertrages zwischen Österreich und Bayern im Jahre 1843. Die Seelsorge übernahmen um 1830 Franziskanerpater aus Schwaz und daher wurde dann der Widum „Klösterl“ genannt, doch ist er in Wirklichkeit keine klösterliche Gründung gewesen. Um das Jahr 1840 waren in der Hinterriß an Gebäuden auch nur die Kirche und der Widum, das an diesen angebaute Wirtshaus, eine Sägemühle, die Grenzwahe und etwas talein das Försterhaus und ein neues Haus zum Branntweimbrenner. Im Jahre 1844 hat Fürst Leiningen, der die staatlichen Jagden in der Umgebung gepachtet hatte, gegenüber der Kirche sich ein Jagdschloß und ein Wildmeisterhaus erbaut, 1858 ging dieser Besitz an den Herzog Ernst von Koburg über, dessen Erben ihn heute noch haben. Auch das vorerwähnte Neunerhaus erwarb der Herzog und es wurde, nachdem sich hier schon früher eine Herberge befunden hatte, zum Gasthaus „Alpenhof“ umgestaltet¹⁾. Auch seither hat sich die Siedlung in der Hinterriß nicht vergrößert, die Zahl der ständig, d. h. das ganze Jahr über hier wohnenden Personen beträgt bei 40, eben die Wirtsleute, Förster, Jäger und Zollbeamten und deren Familienangehörige. Eigentliche Bauernhöfe sind wie früher auch jetzt in der Hinterriß nicht, aber es ist der Mittelpunkt des Jagd- und Forstbetriebes und die wichtigste Eingangsstelle für die vielen Bergwanderer, die gerademwegs von Norden her in das innere Karwendel streben oder es dorthin verlassen.

Den Ost rand des Karwendelgebietes bildet das Achen tal, seine Siedlungsgeschichte ist geschlossenere als jene der Scharniskente. Die erste Nachricht, die wir darüber haben, stammt aus der Zeit um 1120 und besagt, daß die Edlen von Schlitters ihr „Patrimonium“, d. h. ihren Eigenbesitz vom Bache Wandrad (zwischen Maurach und Eben) bis zum Püttenbache (nördlich von Achenkirch), der heute noch die Landesgrenze bildet und innerhalb dieser Marken die Puchowe, d. i. die Buchau und den Ort und See, genannt Emaus, und die dortige Kirche dem Kloster Georgenberg bei Schwaz schenken. Die Edlen von Schlitters führen ihren Namen von der gleichnamigen Ortschaft am Eingang ins Zillertal und waren anscheinend die Vorläufer der Herren von Rottenburg, die seit 1180 als das reichste Adelsgeschlecht der damals andechsischen und seit 1248 bzw. 1280 tirolischen Grafschaft im Unterinntal erscheinen. Wie die Herren von Schlitters Eigentümer des Achentales geworden sind, können wir nur vermuten, wahrscheinlich durch Verleihung seitens der Grafen von Andechs, in deren Auftrage die Herren von Rottenburg die Landgerichtsgewalt im Inntale unterhalb Wolders bis zum Ziller ausgeübt haben. Der Name Emaus, mit dem in jener Urkunde von 1120 der See und das Tal Achen bezeichnet werden, war von den Mönchen von Georgenberg natürlich aus der Bibel entnommen, wie auch jene von Benediktbeuern die Tachenau am Walchensee als Nazaret benannt haben. Doch ist diese Entlehnung auch hier gegenüber dem volkstümlichen deutschen Namen, nämlich Achen und später Achental, nicht durchgedrungen²⁾.

¹⁾ Vgl. Staffler, Tirol, Bd. 2, S. 665. — Sülz, Die Hinterriß im Jahrbuch des österr. Alpenvereines 1869, S. 176 ff.

²⁾ Podstaller, Chronik von Georgenberg (1870), S. 7 und 230. — Stoiz, Landesbeschreibung, S. 179 f. — Über Tachenau s. Baumann in Archival. Zeitschrift, Bd. 20 (1914), S. 74.

Diese Urkunde von 1120 deutet an, daß am Achensee schon damals einzelne Siedlungen bestanden haben. Das Stift, das hierdurch die Grundherrschaft in diesem Gebiete erworben hat, hat die Zahl der bäuerlichen Höfe durch Verleihung des Rodungsrechtes an Neusiedler vermehrt. Laut einer Steuerbeschreibung vom Jahre 1315 gab es damals in „A h e“ 26 verschiedene Steuerparteien, bäuerliche Gutbesitzer, die zum Teil mit Vornamen und einem Beinamen, zum Teil nur mit Vornamen benannt sind¹⁾. Sie heißen: „Seibot von Ahen, Albrecht, Chuone ab dem Steg, Heinrich der Mitterinn jun (Sohn), Hainrich von Ahen, Johannes, der Greuler, Seipot und sein pruoder, Ulrich ab dem Raine, diu Widmerin, Arnolt, Diemut, Heinrich der Mulner, Heinrich von Lente, Jannes von Riede, Heinrich von Schranpach, Irngart, Friedrich von der obern Lente, Chunrad der Detenlehner, Engelm, Dietreich von Sidel, Jacob von Sewen, Christan und sein pruoder, Albert von Puochawe, Seifrit und sein gemeiner, Albert von Sidel.“ — Hingegen haben damals zur Gemeinde Wiesing gehört die Höfe von E b e n, nämlich „Eberhard, Ruede und Chunrad ab Fuschel, Chunrad und Heinrich die Hopfentaler, Ulrich ab der Eben, Heinrich sein gemeiner, Chunrad der Welder, Chunrad ab Liugeffe, die Swaiger dasselben, in dem M u r a c h, Eberhard der Hade.“ Gleichzeitig brachten damals „Aher“, d. h. die Leute der Gemeinde Achen, die Klage vor, daß „der Stoudaher vier Hamerland in sein gericht gezogen hat“. Dieser Mann war damals Richter der Herren von Rottenburg und er hat offenbar für jene vier bäuerlichen Güter oder Kammerlande die Grundherrschaft des Stiftes Georgenberg nicht anerkannt. Im übrigen hat die Gemeinde Achen jener unterstanden, dennoch hat das Stift Georgenberg über diesen seinen ausgedehnten grundherrlichen Besitz im Achental niemals die Gerichtsgewalt, auch nie die niedere, an sich gebracht, was den Stiftern gegenüber den Landgerichten im tirolischen Inntal auch sonst viel seltener gelungen ist als in Oberbayern.

In einem Weistum über die Marken des Gerichtes Rottenburg von etwa 1350 wird die Gegend am Achensee „S a n d J ö r g e n t a l“, eben mit Beziehung auf das dort begüterte Kloster genannt und außerdem vier andere Güter, nämlich W a n c h r a d, die Merer S i d e l und die Merer und Minder P u c h a u²⁾. Wandhrad ist der Hof am gleichnamigen Bache in der Gegend des heutigen Hanselwirtes in Mauraach, Sidel ist ein Hof mehr gegen den See, das Wort „Sidel“, d. h. Anstiz, ist als örtlicher Eigenname im Inntal selten und auch hier wieder verloren gegangen, während der älteste Hofname dieser Gegend, die Buchau am Südennde des Achensees, heute noch wohl bekannt ist. Merer und Minder bedeutet das größere und kleinere Gut in der betreffenden Lage. Noch genauer sind die Angaben in einem Urbar des Stiftes Georgenberg von 1380³⁾. Es bezeichnet alle Güter im Achental als „vacariae“ oder S c h w a i g h ö f e, d. h. Güter mit vorwiegender Viehhaltung, wie es in diesem ziemlich rauhen Alpentale von der Natur gegeben ist. In A h e n werden 15 verschiedene Hofnamen angeführt, nämlich Poekstal, Ampelspach, Steger, Varmach, Rayn, Widem, Winchel, Schraenpach, Chirchpuhel, Haechel, Arnolter, Ried, Mesner, Graewl; in P e r d i s s a w, womit diese sehr bekannte Ortschaft am westlichen Ufer des Achensees erstmals erwähnt wird, 8 Güter, nämlich Winchel, Rupert, Zetter, Michelspach, Rotenwant, Banseiter, Juntrawer; auf E b e n die Güter Sewn, d. i. See, Wandhrat, die Merer und Minder Sidel, die Merer und Minder Puchau.

Neben den Gütern, die das Stift Georgenberg hier als Grundherrschaft gehabt hat, dürften nur wenige von anderen Grundherren gewesen sein. Im Jahre 1558 stellte die landesfürstliche Regierung dem Stifte aus, daß es den Untertanen im Achenwald, dem

¹⁾ Stl. Innsbruck, Cod. 107, fol. 17. — Seb. Ruf erwähnt in seiner Chronik des Achentales (1865) diese besonderen siedlungsgeographischen Angaben nicht.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 199.

³⁾ Stolz, Schwaighöfe, S. 113.

nördlichen Teil des Achentales, erlaubt habe, „zu brennen und zu schwenden, zu räumen und Wohnungen zu bauen, die dem Stifte dienstpflichtig sind“. Darauf erwiderte der Abt: „Das Achental sei Besitz des Stiftes, daher könne ihm nicht verwehrt werden, in seinen Wäldern Austeilungen und Einfänge zu machen, auch Hoffstätten und Häuser darein zu richten und leidlichen Zins daran zu legen, damit das Stift einen Nutzen davon habe. Der größte Teil der dabei gewonnenen Kohle werde für die landesfürstlichen Bergwerke verwendet. Es seien auch zu Zeiten bayerische Untertanen über die Landmarken hereingedrungen und hätten, was dort gewachsen (nämlich an Holz und Gras), weggeführt. Das werde nun verhütet und die Grenzen besser bewahrt, wenn man an diesem Orte Sölkhäuser, das sind kleine Bauernhäuser sehe“¹⁾.

Das Achental gehörte mit seinen Ortschaften Achen, Perdisau und Auf dem Eben nachweisbar seit dem 14. Jahrhundert zum Landgerichte Kottenburg und zu dessen Schranne Wiesing, deren Sitze im Inntal lagen. Achen und Eben, zu dem auch Pertisau gehört, werden seit dem 15. Jahrhundert auch als eigene Hauptmannschaften, d. h. Gemeinden bezeichnet. Kirchlich gehörte Achen, wenn auch schon um 1120 dort eine eigene Kirche erwähnt wird, unmittelbar zum Kloster Georgenberg und erst 1498 wurde hier ein eigener Pfarrer eingesetzt. Der Name Achenkirch für die ganze Gemeinde kommt erst seit dem 19. Jahrhundert in Brauch.

Nach der bereits mitgeteilten Steuerliste von 1315 waren damals im Achental bei 30, in Eben 10 Haushaltungen. In einer Zählung der Feuerstätten oder Häuser vom Jahre 1427 werden für „Achen“ 61, „auf dem Ebne“ samt Pertisau 28 vermerkt, also das Doppelte gegenüber der Zeit von 1315. Seither hat sich aber die Zahl der Häuser und damit wohl auch der Bevölkerung wiederum verdreifacht.

Im Jahre 1835 hat Achenkirch	170 Häuser und	1071 Einwohner
„ „ 1920 „ „	185 „ „	1122 „
„ „ 1934 „ „	317 „ „	1228 „
Im Jahre 1835 hat Eben-Pertisau	79 Häuser und	465 Einwohner
„ „ 1890 „ „	100 „ „	474 „
„ „ 1920 „ „	147 „ „	610 „
„ „ 1934 „ „	311 „ „	769 „

Die große Vermehrung der Häuser und Einwohner in Pertisau und Maurach in den letzten dreißig Jahren ist jedenfalls auf Rechnung des Fremdenverkehrs zu setzen. Der Achensee und seine Uferorte werden schon seit dem ersten Erwachen der Vorliebe für die Alpen wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und Reize berühmt und erhielten einen immer mehr wachsenden Besuch von Sommergästen und Wanderern.

Die Anfänge der Siedlung am Südrand des Karwendels

Nur der Südrand des Karwendelgebietes, das Inntal, hat eine Besiedlung, die schon in alter Zeit eine gewisse Dichte besaßen und diese bis zur Gegenwart immer gesteigert hat. Es war dies eine Folge seiner klimatisch günstigen Lage, bei 500 m über dem Meere ist es zwischen hohen Gebirgszügen eingeschlossen, gegen Norden geschützt, im vollen Genuße der Sonnenbestrahlung von Süden und Westen auf den entsprechenden Abdachungen, durch den von Süden kommenden Föhn in der Jahrestemperatur noch besonders gehoben. Nur die linke, nördliche Seite des Inntales, vom Flusse aus gerechnet, gehört geologisch dem Karwendel an, liegt auf den Schotterablagerungen, die zum Teil aus feinen Grundgesteinen, Kalk und Mergel, zum Teil aus den eiszeitlichen Moränen des Urgebirges stammen. Gerade diese nach Süden

¹⁾ Aus dem Archiv des Stiftes Fiecht.

gelegenen flachen Schuttkegel und steileren Hänge der linken Seite des Inntales haben besonders günstige Besonnungsverhältnisse, zum Teil sind sie aber zu kalkig und daher zu trocken für einen reicheren Pflanzenwuchs, gut geeignet aber für Getreide- und Gartenbau bei entsprechender Pflege. Damit zeigt die Besiedlung in diesen Lagen ihre innere Abhängigkeit von der Eigenart des Karwendelgebirges. Von diesen Siedlungen aus werden über die Föcher der südlichen Karwendelketten hauptsächlich die Almten in den Quelltälern der Riß und Isar befahren, einige auch von Angehörigen der Gemeinden Schwarz und Buch und Reith bei Brizlegg rechts des Inn, sonst aber haben die Dörfer in dieser Lage auf der Urgebirgsseite meist bessere und näher erreichbare Almten. Der Bedarf an Almten, den die Dörfer links des Inn haben, wird übrigens im Karwendel nicht allein befriedigt, einzelne Bauern in jenen besitzen daher Almten auch in den südlich benachbarten Urgebirgstälern.

Es kann natürlich hier nicht eine vollständige Siedlungsgeschichte des Inntales oder auch nur seiner linken Seite als der südlichen Basis des Karwendelgebirges geboten, sondern nur deren Hauptzüge angedeutet werden. Die dauernde Niederlassung des Menschen beginnt hier in der jüngeren *Steinzeit*, einzelne Steinbeile und Spuren von Wohngruben fand man besonders auf den Hügeln bei Hötting, eine Stein Klinge sogar am Erlfattel, Spuren von Pfahlbauten am Seefeld der See, nicht aber am Achensee¹⁾. Viel reicher ist im Inntal die spätere *Bronzezeit* mit ihren Urnenfeldern bei Wilten, Wöls, Hötting und Mühlau bei Innsbruck, bei Schwarz und Wörgl und mit Einzelkunden in Absam, Mils, Gnadenwald, Wattens und Stans vertreten. Die Träger dieser Kultur, die sich in vielfältigen Metallarbeiten und eigenartig verzierten Tongefäßen kundgibt und bereits geschlossene Siedlungen an den erwähnten Orten hervorgebracht hat, dürften im 2. Jahrtausend vor Christus aus dem Südoften in unsere Gegend gekommen und illyrischer Abkunft gewesen sein.

Die *Römer* nannten das Alpengebiet zu beiden Seiten des Brenner *Rätien* und seine Bewohner ohne Rücksicht auf ihre sprachliche Zugehörigkeit, ob illyrisch, keltisch oder etruskisch, *Räter*, unterschieden bei ihnen mehrere Stämme, von welchen in unserm Gebiet die *Breunen* oder *Breonen* gehaust haben²⁾. Nach ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft Roms nahmen sie die lateinische Sprache an und bildeten sie zu einer Art derselben, der rätoromanischen Sprache um, doch werden auch nach dem Sturze des weströmischen Reiches die Breonen als eigener Volksstamm angeführt. Spuren an Bauten und Geräten aus der Römerzeit fanden sich besonders in Wilten (Veldidena damals genannt) und beim Schlosse Martinsbühl bei Zirl; den Namen Teriolis, in welchem Orte im 3. Jahrhundert eine römische Besatzung stand, bezogen die Gelehrten früher auf das Dorf Tirol bei Meran, jetzt aber deuten sie ihn meist auf Zirl und nehmen an, daß dort zur Römerzeit die Reichsstraße den Inn überquert habe. Die Beweise für diese letztere Annahme sind allerdings nicht zwingend, andererseits ist aber auch der Bestand der Innbrücke zu Innsbruck vor dem 12. Jahrhundert nicht bestimmt zu erweisen.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts drang der germanische Stamm der *Baiwaren* oder alten Baiern unter der Führung seiner Herzöge in das Inntal ein und eroberte dieses und auch das Isacktal und das Eisacktal bis Bozen. Die rätoromanische Bevölkerung, von den Baiern als *Walchen* bezeichnet (siehe oben S. 42), unterwarf sich

¹⁾ Menghin, Steinzeit in Tirol, Jahrb. für Altertumskunde, Wien 1912; Die prähistor. Perioden im Inntal in Forsch. zur Gesch. von Tirol, Bd. 16 (1920), S. 9ff. — Erbil in Tir. Heimatbl. 1933, S. 262f.

²⁾ Über die Räter, ihre Abkunft und Sprache und ihre Romanisierung, sowie über die Niederlassung der Baiwaren und damit der Deutschen in den Alpen im allgemeinen verweise ich auf meine Abhandlung „Der Deutsche Raum in den Alpen und seine Geschichte“ in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins, Jahrg. 1932, S. 11—28.

ihrer Herrschaft, die Baiern haben sich mit einzelnen Sippen und Verbänden in den bisherigen Ortschaften niedergelassen und auch neue begründet. Freilich liegen über die Anfänge dieser Ansiedlung gar keine gleichzeitigen Nachrichten vor, erst mit dem 8. Jahrhundert setzen solche ein. Sie nennen uns von da bis gegen das 11. Jahrhundert erstmals die Siedlungsgemeinden, die heute im Innthal bestehen. Ihre Namen zeigen, wenn sie auch zum Teil rätischer Wurzel sind, eine Formung, die der althochdeutschen Sprache entspricht und daher ihre Übernahme durch eine deutschsprachige Bevölkerung andeutet. Da die bajunvarische deutschsprachige Bevölkerung aus ihrem Hauptgebiet nördlich der Alpen immer wieder neuen Nachschub erhielt, die herrschende Schichte, die Krieger und Grundherrschaft, der Adel ihr angehörte, hat die deutsche Sprache die rätomanische bald ganz verdrängt, zwischen den beiden Volksgruppen trat eine blutmäßige Verschmelzung ein, in der das Deutsche die bestimmende Oberhand erhielt. Wir können diesen Vorgang der Eindeutschung des Alpengebietes am Inn und Eisack und an der oberen Etsch nur in seinem Endergebnis feststellen, aber nicht einen bestimmten Zeitabschnitt angeben, in welchem das Rätomanische im Innthal völlig erloschen ist. Um 1160 werden hier zwar in einer Urkunde einige Leute als „Latini“ bezeichnet, aber es ist fraglich, ob dieses Wort damals noch eine Sprachzugehörigkeit oder nur einen Beinamen bedeutet hat gleich dem späteren im Innthal wie im Eisackthal häufigen Sippennamen „Walch“. Denn es ist dies nicht nur die letzte, sondern überhaupt die einzige Urkunde, welche für das Innthal, und zwar für die Gegend von Telfs diesen Ausdruck „Latini“ erwähnt¹⁾.

Die Personen, die in den Urkunden über Güterschenkungen im Innthale als Zeugen genannt werden und daher vielfach Grundbesitzer in dieser Gegend gewesen sind, haben meist Rufnamen germanischer, deutscher Sprachwurzel. Es ist dies allerdings noch nicht für die Umgang- und Muttersprache der Träger dieser Namen unbedingt beweisend, aber jedenfalls wird dadurch das Überwiegen der deutschen Sprache in dem ganzen Gebiete angedeutet. Als Beispiel seien hier die Zeugen einer Urkunde angeführt, die als älteste in den Brigner Schenkungsbüchern für die Zeit um 900 eingetragen und ausdrücklich in Wiltzen (damals Wiltina) ausgestellt worden ist. Sie heißen nämlich: Hunold, Lanzo, Ruodpret, Engildeo, Reginheri, Notart, Heinrich, Graman, Gerho, Riger, Sigilant. Für die Orte auf der nördlichen Seite des Inn sind aus dieser frühen Zeit weniger Schenkungsurkunden überliefert als für jene auf der rechten, südlichen Seite. Als um das Jahr 1000 ein Graf Otto dem Kloster Georgenberg seine Eigengüter bei Vomp übergab, bezeugen dies folgende Männer: Wolfheri, Mazili, Wolvold, Durinch, Rihheri, Engildio, Walto, Tefilo, Rihperht, Heimo, Immo, Atto. Die mit dem Gute verbundenen bäuerlichen Leibeigenen heißen: Salaman, Rizo, Eginio, Jonzo, Azaman, Odalt, Penno, Oza, Irmingart, Perta, Mahtilt. Also auch die Eigenleute hatten damals hier durchwegs deutsche Namen und dabei bemerkt die Urkunde, daß jene Leute in Vomp dasselbe Recht haben, wie die Eigenleute des Grafen in Abazanes oder Absam. Um das Jahr 1160 schenkt ein Rudigerus de Abazan dem Kloster Polling einen Weingarten und als Zeugen werden genannt Wifarbus, Milo, Fridericus, Solvangus, Heinrichus, Gottfriedus, Adalbertus diaconus, Martinus, Turjo, Badillus, Vivianus und sein Sohn Adalbertus und viele andere von Abazan oder Absam. Demnach waren also alle diese Leute aus Absam; aber gerade die beiden letzten Zeugen, von welchen der Vater einen lateinischen und der Sohn einen deutschen Rufnamen hatte, geben zu bedenken, daß die Namen nicht unbedingt die Muttersprache ihrer Träger anzeigen²⁾.

Ich führe nun die ältesten urkundlichen Erwähnungen der Dorf-

¹⁾ Näheres bei Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol, Bd. 4, S. 154—156.

²⁾ Diese Urkunden bei Redlich, Acta Tirol. 1, S. 1 und S. 19 und Mon. Boica Bd. 10, S. 33.

gemeinden an, die an der linken, nördlichen Seite des Inntales liegen, und zwar mit der Jahrzahl der Erwähnung und der damaligen Namensform: Chreola (Zirl) 799, Hettingen (Hötting), Arcelle (Arzl), Rume um 1100, Laurane, Loura (Thaur) um 800, Abazanes (Absam), Mulles (Mils) um 900, Pauminachircha (Baumkirchen), Terbanes (Terfens) um 1080, Fruzens um 1200, Fonapa (Vomp) 930, Viehts, Stannes (Stans), Wisinga 930¹⁾. Von diesen Namen sind nur Hötting, Mühlau, Baumkirchen, Wiesing, Fiecht sicher deutscher Wurzel, bei Frizens und Terfens ist dies nicht ausgeschlossen, alle andern sind aber sicher nicht deutscher, sondern meist urredischer oder illyrischer und Arzl (von arg, d. h. Burg) und vielleicht auch Absam romanischer Wurzel. Manche dieser Ortsnamen finden wir in andern Gegenden der Alpen, so gibt es ein Stans in der Urtschweiz, ein Mils im Oberinntal bei Imst und ein Muls im Sarntal, am Ronsberg in Westtirol ein Rumo und Lora, und hierzu liefert eine im 13. Jahrhundert niedergeschriebene Legende, daß ein edler Baiern, namens Remedius oder Komediuss, das Schloß Thaur mit vielen Leuten dem Hochstift Trient geschenkt und als Einsiedler am Ronsberg sein Leben beschloffen habe, eine merkwürdige Beziehung²⁾. Ist also schon in den Namen der Hauptorte die Nachwirkung der vordeutschen Besiedlung unverkennbar, so verstärken diesen Eindruck noch die Namen der Fluren, Waldteile und Weidegebiete, die zu diesen Gemeinden gehören und eben auch nur zum Teil deutscher, zum wenn auch geringeren Teil aber rätischer und romanischer Herleitung sind.

Als ein auch die anderen Gemeinden kennzeichnendes Muster führe ich solche Flur-, Weide- und Waldnamen aus der Gemeinde Thaur an. Vordeutscher Wurzel sind die Namen Gamperl, Gerpans, Gerschaffl, Gerschauer, Ladins, Lung, Marstanz, Masson, Melang, Parabels, Partschell, Pelsels, Pflider, Pfull, Plan, Planitz, Playen, Pulfrai, Rufen, Quabrell, Schlung, Schreiß, Traggen, Traten, Tredig. — Namen deutscher Wurzel, die stark in der Mehrzahl sind: Ahsel, Au, Auele, Aichberg, Albern, Altenburg, Anemant, Angerl, Anlah, Bernbach, Bangerl, Bichl, Freitwies, Brunnenfeld, Cornach, Eben, Einsang, Eisenanger, Effach, Gerbental, Galkenwand, Fischbach, Fleischbänk, Fugloch, Fürstenweg, Ganspeunten, Gattern, Gebrette, Gestöß, Gießen, Graben, Grillenbichl, Grubach, Gspraidach, Guggermauer, Guggenbreiten, Haliwand, Hanggen, Hartmahd, Haselberg, Haslach, Hertergasse, Hinterfeld, Hirschtal, Hirschgufel, Höratader, Hofanger, Hopfgarten, Horlach, Hühnerbichl, Hundskirchen, Ifferbruggen, Kainzenwand, Kagenbichl, Keilenburg, Kinzach, Klamm, Klupp, Köhl, Kopsstein, Krautfeld, Kreidenbichl, Kreuzader, Kronbichl, Lend, Linden, Loch, Loo, Mairanger, Manteltal, Maierjusz, Meisenbichl, Meuspeunten, Mitteregg, Mittenfeld, Müssel, Moos, Muhr, Neurauth, Osterfeld, Peunten, Pflanzgarten, Platten, Prennten, Rappenguß, Rastl, Reise, Riechtatt, Rohanger, Rostal, Rottal, Sameregg, St. Ulrichsviertel, St. Vigilienfeld, Sandäder, Sawanger, Scheibe, Schloßfeld, Schrotland, Schwabental, Schwarzwald, Segenbichl, Spiltinnen, Spizader, Steinach, Stieranger, Stodach, Talader, Tieranger, Timmelmahd, Troffen, Voglangner, Vorberg, Wasserfall, Weglanger, Wegscheid, Weier, Weinfeld, Wiberkschlag, Wiesensfeld, Wildanger, Winkl, Winterkiel (kühl), Zeislermahd, Zigelstadel, Zunderkopf, Zwerchmahd u. a. m. (S. P e l n y, Die Flurnamen von Thaur in Tir. Heimat, N. F., Bd. 3, 1930, S. 10 ff.).

Oberhalb Zirl, also schon außerhalb des Bereiches der Karwendelgruppe, bis gegen Imst liegt aber eine ganze Kette von Ortsnamen auf -ing, wie Inzing, Hatting, Polzing, Flaurling, Leublsing, Mieming, Wilraming oder Wildermieming, Haiming, diese Namen sind einer frühen deutschen Einwanderung zuzuschreiben, die entweder über den Fern oder durch die Scharnitzsenke von Norden her in einem Zuge vorgestoßen und diese Orte begründet hat.

Alle jene Erwähnungen von Ortschaften finden wir in den Aufzeichnungen, welche

¹⁾ Nachweise s. Stolz, Landesbeschreibung von Tirol, Arch. österr. Ges., Bd. 107, S. 178, 229, 242, 271, 397.

²⁾ Vgl. Volkeltini, Der hl. Komediuss usw. in Veröffentlich. d. Ferdinandeums, Bd. 8 (1928), S. 237 ff.

die geistlichen Stifter über die Schenkung von Gütern durch Herzöge, Grafen und andere adelige Grundherren und durch gemeinsfreie Grundbesitzer angelegt haben und die man Schenkungs- oder Traditionsbücher heißt. Diese Güter haben also zum Zeitpunkt ihrer Abergabung als Wohnstätten bereits bestanden, doch wurden von den neuen geistlichen Grundherren auf den zugehörigen Gründen auch neue Höfe angelegt. Die Grundherren hielten nur einen Teil ihres Bodens in eigener Wirtschaft, den größeren verliehen sie an freie oder auch leibeigene Bauern gegen Leistung jährlicher Abgaben und Dienste. Wie schon früher die adeligen Führer der Sippenverbände und Ortsgemeinden und die adeligen Grundherren auf den Fortgang der Siedlung einen großen Einfluß genommen haben, so auch dann die kirchlichen Grundherren, sie waren zum wohlverstandenen eigenen Vorteil Anreger der Rodungsarbeit, durchgeführt haben aber diese die mit dem grundherrlichen Boden belehnten Bauern, und ihnen ist nicht minder ein sehr großes Verdienst an dieser Kulturarbeit zuzuschreiben.

In den erwähnten Ortschaften auf der linken Seite des Inntales waren nach Angabe der älteren Traditionsbücher und der Urbar oder Güterverzeichnisse des 13. und 14. Jahrhunderts die bedeutendsten weltlichen Grundherren die hier gebietenden Gaugrafen, die Grafen von Andechs, und deren Rechtsnachfolger, die Grafen und Landesfürsten von Tirol, ferner deren adelige Dienstmänner, wie die Herren von Rottenburg, Freundsberg, Thaur u. a. An kirchlichen Grundherren treffen wir hier besonders begütert das Hochstift Augsburg in Vomp, Thaur und Absam, mit dem Sitze seiner Verwaltung auf dem „obristen Maierhose“ in Absam; das Stift Frauenchiemsee in Hötting und Wiesing; das Kloster Hohenwart, am untersten Inn bei Neuburg gelegen, in Thaur, Rum und Arzl; das Stift Polling, bei Weilheim in Oberbayern gelegen, in Hötting und in der Leutasch; das Hochstift Freising in Zirl und früher auch in Thaur; das einheimische Stift Georgenberg zu Stanz, Vomp, Terfens, Mils und im Gnadenwald, auch das Stift Wilten mit einigen Höfen in den Orten von Hötting bis Mils; dort hat im 12. Jahrhundert sogar das Stift Admont in der Steiermark vorübergehend Güter besessen. Auffallenderweise hatte das Hochstift Brigen im 13. Jahrhundert im Inntal sehr wenig Grundbesitz, obwohl es dort die kirchliche Obergewalt hatte, manches dürfte es allerdings vorher an die genannten Stifte Georgenberg und Wilten abgegeben haben. Auch die Pfarrkirchen haben durch Stiftung, vielfach erst nach dem 14. Jahrhundert in den zugehörigen Gemeinden grundherrliche Rechte in großem Umfang erworben. Wie schon diese Aufzählung zeigt, war dieser Besitz der einzelnen Grundherren in den Ortsgemeinden nicht geschlossen, sondern durcheinandergemischt oder in Streulage¹⁾. Es hat auch die Grundherrschaft die einheitliche Unterordnung dieser Gemeinden unter die Gewalt der Grafen und dann der Landesfürsten von Tirol und unter deren Landgerichte nicht geschmälert. Die Besitzlichkeit, welche die Grundherren den Bauern verliehen, hießen in dieser Ge-

¹⁾ Belege hierfür: Für den Grundbesitz der Grafen von Andechs s. deren Geschichte von Desele (1877), S. 61 ff.; für jene der Grafen von Tirol deren Urbar von 1288, Font. Rer. Austr. 45, S. 35—56; für das Kloster Hohenwart ebenda, S. 51 und Urbar von Thaur von 1555; für das Hochstift Augsburg dessen Urbar von 1310, Mon. Boica, Bd. 34, S. 349 und Tir. Weistümer, Bd. 1, S. 1f.; für Frauenchiemsee dessen ungedrucktes Urbar von 1400 (Stl. München) und Tusch, Wiesing in Tir. Heimatbl. 1930, S. 257; für Polling dessen Urbar von 1340 in den Abhandlungen der bayer. Akad. d. Wiss., hist. Kl., 9, S. 353; für Georgenberg dessen 1874 gedruckte Chronik des., S. 81 — für den Grundbesitz aller dieser Stifter siehe auch Jäger, Gesch. d. Landständ. Verfassung Tirols (1881), Bd. 1, S. 310, 326, 335, 369, 394. — Ein genaues Verzeichnis aller Grundherrschaften, die im Dorfe Mils einzelne Güter besessen haben, nach dem Steuerkataster von 1775, gibt Hochenegg in Tir. Heimat, N. F., Bd. 1 (1928), S. 157, dieses Muster ist bezeichnend für die Streulage und Mischung der Grundherrschaften auch in den anderen Dörfern des Inntales.

gend „Lehen“ oder „Hube“, in alter Zeit meist „Kammerland“, ein Ausdruck, dessen Sinn nicht sicher zu deuten ist. Wenn im Urbar des Amtes Thaur von 1555, f. 147, gesagt wird, daß der Puren- und Rechenhof, die auf einer Hangstufe oberhalb Arzl liegen, als je ein Kammerland zu rechnen seien, so kann man sich eine beiläufige Vorstellung von der Größe dieser Bezeichnung machen.

Einen einheitlichen Überblick über den Stand der Besiedlung des Inntales am Schlusse des frühern Mittelalters vermittelt uns ein Verzeichnis der steuerpflichtigen Bewohner, das für alle diese Ortschaften im Jahre 1313 im Auftrage des Landesfürsten von Tirol ohne Rücksicht auf die grundherrliche Zugehörigkeit angelegt worden ist. Im allgemeinen sehen wir daraus, daß damals, um das Jahr 1300, die Zahl der bäuerlichen Bestheinheiten, also der Häuser, in diesen Orten nur etwa ein Drittel oder etwas mehr ausmacht als zu Anfang des 19. Jahrhunderts¹⁾. Wenn man auch annimmt, daß die bäuerlichen Bestheinheiten um 1300 etwas größer gewesen sind, also auch die darauf hausenden Personen etwas zahlreicher als später, so ergibt sich doch, daß die bäuerliche Bevölkerung in der Zwischenzeit sich mindestens verdoppelt hat. Es ist eben im Laufe der Jahrhunderte immer wieder neues Land in den Auen der Talebene und an den untern Abhängen der Berge gerodet und dadurch der Nahrungsspielraum innerhalb der einzelnen Gemeinden und damit die Bevölkerungszahl vergrößert worden. So ist die Au am Inn zwischen Arzl und Thaur, wie uns genaue Flußverbauungskarten aus dem Jahre 1746 belehren, damals noch zum größeren Teile im Urzustande, von Erlengehölz, Riedgras, Sumpf und Wasseradern bedeckt gewesen, erst nachher ist sie zur Gänze in Felder umgewandelt worden und ähnlich war es auch mit der Au in Hötting. Von den höheren Gehängen ist z. B. der Scheibenbichl bei Arzl bis zum Mühlauer Bach erst im Jahre 1610 zum Reuten oder Roden ausgeteilt worden, das Aicht, bisher eine Gemeinweide bei Abfarn und Mils im Jahre 1439²⁾.

Die Landwirtschaft hat in diesem Gebiete gleichmäßig Viehzucht und Ackerbau umfaßt. Die trockenen Schuttfelgelflächen waren für den Ackerbau, die etwas tieferen Lagen gegen den Inn zu für Wiesen besonders geeignet. Ubrigens hat man auch hier in älterer Zeit für die künstliche Bewässerung der Fluren weit besser gesorgt als heute, die Gemeinde Rum hatte z. B. laut ihres Weistums von 1500 das Recht, vom Wurmbach bei seinem Ursprung in der Mühlauer Klamm quer über den Berghang auf ihre Felder ein offenes Gerinne zu leiten, das nun schon seit längerem nicht mehr eingehalten wird. Der Ackerbau erstreckte sich in alter Zeit hauptsächlich auf Roggen und Gerste, Weizen tritt erst seit dem 15. Jahrhundert in stärkerem Ausmaße hinzu. Hirse, die früher hier auch gebaut wurde, verschwindet später, ebenso der Buchweizen oder schwarze Plenten, dafür breitet sich um so stärker seit 1600 der Mais oder Türken aus, dessen Felder für das Innthal zwischen Telfs und Jenbach so bezeichnend sind. Gemüse- und Obstgärten gedeihen nicht nur heute in diesen Lagen sehr gut, sondern auch schon früher. Im alten Weistum von Rum aus der Zeit um 1500 wird für den Schutz „der Pirnpaum, Spilpaum und Kerschpaum“ und deren Früchte eine eigene Bestimmung getroffen. Aber auch der Weinbau hatte hier in früherer Zeit eine ziemliche Heimstätte. Ausdrücklich erwähnt werden seit dem 13. Jahrhundert Weingärten bei Arzl, Fragenstein und Martinsbichl, bei Hötting, Thaur und Hall, sie lagen an den warmen trockenen Leitern, die sich am untersten Hang dort überall hinziehen³⁾. Seit dem 17. Jahrhundert werden aber diese Nebengärten am Fuß des Kar-

¹⁾ Dieses Steuerverzeichnis ist enthalten im Cod. 107, StA. Innsbr., die Namen der Orte in denselben siehe auch Stolz, Landesbeschreibung, S. 188, 233 und 250.

²⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Karten Nr. 153 und 453; Oberjägermeisteramt, Mischlingsbuch S. 150f., 20—70; Archivberichte 3, Nr. 479.

³⁾ Stolz, Gesch. d. Landwirtschaft in Tirol, in Tir. Heimat, N. F., Bd. 3 (1930), S. 115f. u. 132f.

wendels aufgelassen und nur einige Blumen erinnern dort noch an eine Weinbergflora. Wenn das Kloster Georgenberg aus den Dörfern des Inntales von Thaur bis Münster jährlich eine erhebliche Zahl von Fudern Wein als Grundzins bezogen hat, so wäre dennoch der Schluß, daß der Weinbau sich geschlossen über das ganze Tal ausgedehnt habe, voreilig. Denn als es im Jahre 1424 wegen dieses Weinbezuges zu einem Streite kam, hat man sich an den Richter und Stadtrat von Meran um eine Feststellung, wieviel Wein alljährlich an Georgenberg geliefert werde, gewendet¹⁾. Das zeigt wohl deutlich, daß aus Südtirol jener Zinswein von den Inntaler Grundholden des Stiftes in Südtirol eingekauft worden ist, wohl gegen Erzeugnisse ihrer Viehwirtschaft. Ein Weingarttal gibt es auch in einer Höhe von über 1200 m an der Nordseite des Gleirschtales, im Jagdbuch des K. Max heißt es Weinrebtal und Weinrebbberg. Wegen der Lage ist unmöglich anzunehmen, daß dort Wein gebaut worden ist. Entweder kommt der Name daher, daß dort eine der Weinrebe ähnliche Schlingpflanze verbreitet war oder daß die Weide und Waldnutzung dortselbst in dauernder Verbindung mit einem Gute in Zirl bestanden hat, wo ja einstmal's Wein gebaut worden ist.

Über die Ernährung der Bauern in dieser Gegend erhalten wir frühen Aufschluß aus einer Aufzeichnung, die um 1400 im Kloster Georgenberg über dessen Verpflichtung gegenüber den Leuten aus Achenkirchen gemacht wurde, wenn sie alljährlich zur Holzarbeit dorthin gerufen wurden. Sie sollten demnach erhalten am Morgen Mus und Milch, am Mittag gekochte Gerste und Milch, am Nachmittage Bohnen und Milch und am Abend Kraut und Käseuppe. Fleisch also bekamen sie keines und so dürfte es auch sonst an den Werktagen gewesen sein. Daß man aber bei besonderen Gelegenheiten auch ein anderes Essen kannte, zeigt die Bestimmung, wie „die Kirchferter“, die Vertreter und Angehörigen der Gemeinden, die alljährlich zum Kloster kamen und dort ihre Gaben überreichten, zu speisen seien: abends „Suppsfleisch, Kraut und Fleisch darauf und Gerste“, an Fasttagen statt des Fleisches Eier und Pfansl (Pfannkuchen) und dazu Wein und am nächsten Morgen ebenso. Um Ostern machte man im Kloster die sogenannten Käsefladen, die aus geriebenem Käse, Eier und Semmeln mit Zusatz von Feigen, Mandeln und Weinbeeren, also offenbar ein Lederbissen, von dem auch jene Achentaler Leute einige bekamen, ferner ein Stück geräuchertes Rindfleisch und Eier, alles geweiht²⁾.

Die Siedlungen auf den Hangstufen der südlichen Karwendelketten

Das Inntal hat auf beiden Seiten rund 300—400 m über der Talsohle Längs-Hangstufen (Terrassen) von wechselnder Breite, Mittelgebirge, wie man sie auch in der Stadt nennt, und so auch auf seiner Karwendelseite. Da sie rückwärts an den hohen Wall der Hauptkette des Gebirges angelehnt sind, haben sie trotz ihrer bedeutenden Höhenlage über dem Meere (800—1000 m) ein verhältnismäßig warmes Klima. Das trifft besonders für die nach Süden ausgelegte Karwendelstufe zu, aber hier sind diese Hangstufen meist nicht so gleichmäßig breit und auch nicht so reich von Wasseradern durchzogen, daß sie ganzen Dorfmarken Raum bieten, wie die Hangstufen auf der Urgebirgsseite südlich von Innsbruck, oder auch auf der Südseite des Wettersteingebirges die Meminger Fläche, wohl aber ermöglichen sie die Anlage von Einzelhöfen.

Die größte Hangstufe auf der Karwendelseite ist der Gnadenwald am Fuße der Bettelwurfkette. Die Schenkung von Gütern zu Walda und Dista an das Hochstift Brixen im Jahre 1070 bezieht sich eher auf Wald und Öfen bei Imst als auf die vor-

¹⁾ Podkallner, Chronik von Georgenberg, S. 64, 81 und 87.

²⁾ Chronik von Georgenberg, S. 90—95.

genannte Gegend. Da aber um 1085 Höfe auf dem „mons supra Tervanes“, dem Berg ober Terfens, erwähnt werden, ist eine gewisse Besiedlung dieser Hangstufe schon für jene Zeit nachgewiesen. Durch Schenkung von Adligen erhielt das Kloster *Georgenberg* im Jahre 1277 damals bereits bestehende Schwaigen auf dem Walde zu Sinkmos, Oberaichberg, Zehenthof und Umlberg. Ein Gerichtspruch vom Jahre 1319 trug der „Paurtschaft auf dem Walde“, die damit als Gemeindeverband erscheint, über Klage des Abtes von Georgenberg auf, seinen Hof zu Sinkmos nicht zu besteuern. Die stärkste Grundherrschaft war aber dort wie im benachbarten Absam und Bomp das Hochstift *Uugsburg*, es hatte laut seines Urbares von 1300 „in dem Walt“ acht Lehen, nämlich in dem Marpach, Puhele, Laimgrube und das Zudenlehen, ferner zwei Kammerlande zu Schlegelsbach¹⁾. Diese einzelnen Höfe bildeten laut des Steuerverzeichnisses von 1315 „die Gemain uf dem Walde“, es waren 22 Haushaltungen, deren Vorstände damals hießen: „Seibot von Marpach, Chonrad daselben, Epple der Breude, Gebhart der Resche, Christan der Breude, Heinrich Watscherer, Engelmar uf dem Ugen, Chonrad der Puhler und sein gemainer, Chonrad der Zude, Ulrich der Teshfer, Heinrich in dem Bach und sein gemainerin, Hainrich der Puocher, Engelmar der Huober, Geifrit der Sinchmoser, diu Zehenthoverin, Walchun der Puochner, Chonrat der Streune, Chonrat der Ule, Engelmar uf der Trate, Chonrat der Chirchner und sein gemainer, Berweich der Ligoede, Ulrich der Glüht, Engelmar der Chrampuhler, Christian von Laimgruobe.“ Bei vielen dieser Namen sehen wir die Bildung des Sippennamens aus einem Hofnamen mittels der Endsilbe -er bereits vollzogen. Einige Einzelhöfe auf der Ostseite der Gnadenwalder Hochfläche werden 1315 als Zubehör der Gemeinde *Terfens* angeführt, nämlich vier von Slegelspach (Schlegelsbach), einer von Grueh, Lehen und Huntefer, heute Hundegger²⁾. Diese Höfe, sowie jene zu Marbach und am Uml- oder Umlberg gehören auch heute noch zur Talgemeinde Terfens und nicht zur Gemeinde Gnadenwald.

Laut des Steuerkatasters von 1775 gab es in der Gemeinde *Wald* 46 einzelne Bauerngüter oder Höfe mit eigenem Haus und Feldern und davon waren 16 der Grundherrschaft nach dem Hochstifte Uugsburg bzw. dessen Obristmaierhofe zu Absam untergeben, 14 dem landesfürstlichen Pflegamt Thaur, 6 der St.-Michaels-Kirche im Wald, 4 der Kirche zu Bomp, 3 dem Herrn v. Weinhart, keines aber dem Stift Georgenberg, dieses dürfte seinen dortigen Besitz inzwischen an jene Ortskirchen abgetreten haben. Die Namen dieser einzelnen Höfe werden aber in dem Kataster ausnahmsweise nicht angeführt, sondern nur die Namen ihrer Besitzer, wohl aber in den Urbaren des Pfleramtes Thaur und des augsbürgischen Obristmaierhofes aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. In den letzteren erscheint auch zum erstenmal um 1770 die Bezeichnung „*Gnadenwald*“, die aber anscheinend nicht auf eine Wallfahrt sich bezieht, sondern darauf, daß das landesfürstliche Waldmeisteramt dort gelegene Waldstücke an Angestellte der Saline zur Ruhezufung vergeben hat.

Gnadenwald ist die Heimat des aus der Geschichte des Jahres 1809 berühmten Anführers der Tiroler Schützen, *Josef Speckbacher*. Über die Herkunft dieses Sippennamens schwebt aber ein gewisses Dunkel. Unter den vom 13. bis 18. Jahrhundert genannten Höfen auf dem Wald kommt nämlich der Name „*Speckbach*“ oder *Speck* nicht vor. Im Urbar der Pflerger Thaur von 1580 werden aber als Besitzer des damals bereits in zwei Haushaltungen aufgetheilten Gutes Laimgrube, das der Grundherrschaft des Hochstiftes Uugsburg unterstand und schon in seinem Urbar von 1300 genannt wird, ein *Georg Laimgruber* und *Michael Speckbacher* angeführt, aber schon früher, nämlich 1502, ein *Hans Speckbacher* auf dem Wald als Besitzer eines Bergmahdes dortselbst³⁾. Das ist die erste Erwähnung dieses Namens in Gnadenwald und von da ab erschei-

¹⁾ Acta Tirol, Bd. 1, Nr. 270 und 393. Chronik von Georgenberg, S. 33. — Stolz, Schwaig-höfe, S. 33; Mon. Boica, Bd. 34/2, S. 359—361.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 229 und 233. Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 107, fol. 12 u. f.

³⁾ Archivberichte aus Tirol, Bd. 3, S. 13.

nen Angehörige der Familie Spedbacher in den Urbaren des Hochstiftes Augsburg im Besitze der beiden Güter in der Laimgrube, ebenso im Kataster von 1775, aber ohne Nennung des Hofnamens. Dort kam der spätere Freiheitsheld im Jahre 1767 zur Welt und wuchs heran, in den benachbarten Bergen des Karwendels bis hinaus zur Landesgrenze betätigte er sich als verwegener Wildschütz und lernte dabei den Gebrauch der Waffen und das Vertrauen auf die eigene Kraft. Dann erwarb er durch Heirat den Schmiedereherhof bei Rinn auf dem jenseitigen Mittelgebirge des Inntales. Erst seit 1800 erscheint für diese ehemals Laimgrube genannten Höfe die Bezeichnung der o b e r e und u n t e r e S p ö d. Nun bedeutet aber Laim und Sped dasselbe, nämlich Lehm oder fetter Erde, und so ist es möglich, daß beide Namen sich schon seit langem auf dieselbe Ortschaft bezogen haben, ein Bach war auch in der Nähe. Sonst müßte man annehmen, daß die Träger des Namens Spedbacher spätestens also im 16. Jahrhundert in den Gnadenwald von anderswoher gekommen und nach ihrem Namen dann der Hof in der Laimgrube umbenannt worden sei. Das Spedkar im Halltal, das auf Ulrichs Karte um 1770 erwähnt wird, hat seinen Namen wohl auch daher, daß die an diesem Berg gelegene Alm, „die Galtalm Kar unter dem Peterswurf“, wie sie in Urkunden von 1617 und 1825 genannt wird, dem Michel Spedbacher auf dem Wald und dann seinen Erben gehört hat¹⁾. Einen Spedbichl gibt es auch bei Hötting, im Arbar der dortigen Kirche von 1365 „an der Spede“ genannt, und auch hier tritt lehmiger Boden auf. Einen „Spedbach“ finde ich allerdings nicht im Gnadenwald, wohl aber im Arzthal, einem Seitental des Wipptales, aber in einer Gegend, die knapp über dem oberen Rand der Dauerfiedlung liegt, so daß die Abstammung des Geschlechtes Spedbacher von dorthier doch nicht ganz sicher behauptet werden kann.

Auf der Hangstufe oberhalb Vomp, am Eingang ins Vomploch, am „V o m p e r B e r g e“, hatte das Hochstift Augsburg laut seines Urbars von 1300 grundherrlichen Besitz mit mehreren Kammerlanden und Lehen, ebenso wie unten im Dorfe Vomp. Das Steuerverzeichnis von 1315 führt unter der Überschrift „die ab dem Vompberger Perge“ eine große Liste von Gutsbesitzern an, es ist das nur so zu erklären, daß jene im Dorfe Vomp ihren Hauptteil bilden. Auch nach dem Steuerkataster von 1747 war das Hochstift Augsburg auf dem Vompberger mit zehn Gütern die vorwiegende Grundherrschaft, vier gehörten der Sebastianibruderschaft in Vomp, zwei dem Spital in Schwaz und nur eines dem benachbarten Kloster Georgenberg. Dafür unterstanden diesem grundherrlich fast alle Güter auf der Hangstufe oberhalb F i e c h t und S t a n s, nämlich Eggen, Weng und Bauhof am linken und Kofweid und Heuberg auf der rechten Seite des Stallentales, nur den Hof Durach hat das Kloster später an das Schloß Trauberg abgegeben. Hauenperg und Durach werden erstmals im Steuerverzeichnis von 1315 sowie um 1400 erwähnt²⁾. Während hier die Namen der Höfe seit alters gleich geblieben sind, lauten sie am Vompberger heute meist anders als noch im 18. Jahrhundert. Laut des Katasters von 1747 hießen die dortigen Güter nämlich Hueben, Wiesentaler, Steirer, Hupfen, Harter, Baumeister, Klocker, Ganslinger, Schrotten, Kiechl, Lechen, Migen, Mitterlehen, Unter- und Oberschafhausen, Rieder und Unterauslaß. Vor einigen Jahren hat hier am Vompberger eine ausländische theosophische Gemeinschaft eine Niederlassung, bestehend aus einem Versammlungshaus und mehreren Wohnhäusern, errichtet.

Die Solsteinkette hat nur kleinere Talleifen, die den Innsbruder Ausflüglern wohl bekannte Einzelhöfe tragen: Oberhalb T h a u r liegt der S c h l o ß h o f und der G a r z a n h o f, erstmals um 1300 erwähnt und grundherrlich zum Schlosse Thaur gehörig. Oberhalb A r z l der Hof auf P u r e n, er gehörte um 1280 grundherrlich dem landesfürstlichen Arbaramte, wurde dann dem Kloster Wilten geschenkt und im 15. Jahrhundert durch einen zweiten Hof vermehrt, der nach seinem damaligen Inhaber Hans Röch später R e c h e n h o f heißt³⁾. Umgekehrt ist nach dem Purenhof

¹⁾ Wie vorige Anmerkung.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 229 und 233; Mon. Boica, 34/2, S. 360. — Chronik von Georgenberg, S. 83 und dessen Arbar von 1380.

³⁾ Stolz, Schwatzhöfe, S. 47; Landesbeschreibung, S. 250. — Arbar von 1288, Zingerle, S. 50; Tir. Weist. 1, S. 220; Urbare d. Kl. Wilten.

eine weit verzweigte Familie Purner benannt. Diese Höfe sind also schon im 13. Jahrhundert als grundherrliche Rodungen im Gemeindewald entstanden.

Jung ist hingegen die Siedlung auf den Anhöhen oberhalb H ö t t i n g. Im Jahre 1616 wurde dort ober dem Grauenstein, der auf der Grenze zwischen Hötting und Arzl ober der Weiherburg liegt, eine sogenannte Vogelhütte erbaut, wie solche vielfach auf den Anhöhen um Innsbruck standen, das war ein kleines Haus mit der Berechtigung zum Vogelfang. Um das Jahr 1840 machte dort ein Herr v. Uttlmayr, Besitzer der Weiherburg, eine größere Rodung im Wald und benannte das Haus nach einer neu gefundenen Quelle „M a r i a b r u n n“, der Volkswitz belegte es aber mit dem Namen „H u n g e r b u r g“, entweder weil die dortigen Felder nur wenig Ertrag hatten oder das dort eröffnete einfache Wirtshaus dementsprechend war¹⁾. Es genügte immerhin so manche Jahrzehnte dem Bedarf, als um das Jahr 1905 unternehmende Leute die günstige Lage für Erholungs- und Ausflugszwecke entdeckten, eine Drahtseilbahn schuf die kurze Verbindung mit der Stadt und es entstand hier besonders nach 1920 eine ganz neue Ortschaft von Gasthöfen und Landhäusern, der aber der Name Hungerburg geblieben ist. Hier ist auch die Talstation für die im Jahre 1928 erbaute Hafeletar- oder Nordkettenbahn, die einzige Seilsehwebebahn auf einem Gipfel des Karwendels. Heute hat das Gelände der Hungerburg bis zum Grammart 67 Häuser mit 280 ständigen Einwohnern, sowie eine neue geräumige Kirche.

Auch der weiter östlich gelegene G r a m m a r t b o d e n, eine alte Weideflur, erhielt erst seit 1905 ein Wirtshaus. Der P l a n ö h e n h o f ist trotz seines romanischen Namens, der sich eben auch auf einen ebenen Weideplatz bezogen hat, nicht sehr alt, sondern erst um 1600 gebaut worden²⁾ und dem Hofbauamt grundhörig, ebenso der Plattenhof und Lippentaler in der Nähe. Der am Fuß des Hechenberges gelegene K e r s c h b u c h h o f ist wieder viel älter, 1331 schenkte Wernlein von Hötting den Hof zu Gerspuch dem Kloster Wilten. Die Höfe weiter unten am Waldrande, nämlich H a r d und K r a n e w i t t e n tragen ebenfalls deutsche Waldrodungsnamen. In „Harde“ hatte das Kloster Polling laut einer Urkunde von 1298 und seines Urbars von 1340 einen Schwaighof, der später an das Stift Wilten übergegangen ist. Dieses und die ihm angegliederte Pfarrkirche zu Hötting besaßen laut des Urbars der letzteren von 1367 zu Harde fünf Höfe, die sie als Grundherrschaft weiter vergaben. Dieselben werden später und heute nach einer kleinen Kirche, die dort auch schon im 14. Jahrhundert bestanden hat, „A l l e r h e i l i g e n h ö f e“ genannt, heute auch eine Haltestelle der Karwendelbahn, von welcher aus der Weg zu den Solsteinhütten der Sektion Magdeburg geht. Nur der am weitesten nach Westen liegende Hof heißt heute noch Harterhof. An diesen schließt dann der Weiler Kranewitten an, 1402 erwähnt „als Gut zu Harde gelegen zu Platten in dem Krembittach“. Das hier befindliche Gasthaus zu Kranebitten bestand jedenfalls schon im 17. Jahrhundert, hier wurde der Prior von Füssen von der Gemeinde Hötting feierlich begrüßt, als er über deren Bitte im Jahre 1678 mit dem Stabe des hl. Magnus zur Vertreibung der Maikäfer hergereift ist³⁾.

Die Hangstufen oberhalb Zirl erhielten erst seit der Erbauung der Karwendelbahn und ihrer Station S o c h z i r l und der staatlichen Lungenheilstätte nach 1910 die ersten Häuser. Alt, nämlich schon seit dem 12. Jahrhundert nachzuweisen, sind aber die Höfe zu L e i t e n am Aufstieg der Scharnitzstraße ober Zirl (siehe oben S. 46).

¹⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 252.

²⁾ Stolz, Gesch. Folgerungen aus Hofnamen, Zeitschrift für Ortsnamenforschung, Bd. 7 (1931), S. 74.

³⁾ Schuler, St. Korbinian und die Kirche zu Hart (1928). — H ö r t n a g l, Innsprugg (1932), S. 62.

Die Städte am Südfuße des Karwendel

In noch höherem Grade als die Landwirtschaft hat auch hier zur Bevölkerungszunahme das Aufkommen der selbständigen Gewerbetätigkeit — Handwerk, Handel und Verkehr und Bergbau — geführt. Seit etwa 1260 wurde das Salzsudwert, das bisher ober dem Dorfe Thaur am Ausgang des Halltales gestanden war, unmittelbar an den Innfluß verlegt, und hier entstand auch ein wichtiger Anlegeplatz, eine Lände für den Schiffsverkehr auf dem Inn in Verbindung mit der Landstraße über den Brenner. Um 1280 wird erstmals an diesem Ufergelände, das bisher zu der am Schuttkegel des Halltales gelegenen alten Ortschaft Absam gehört hat, der Markt Hall erwähnt und 1304 wird dieser mit dem Recht der etwas älteren und nur zwei Stunden entfernten Stadt Innsbruck ebenfalls zur Stadt erhoben; in wirtschaftlicher Hinsicht ist Hall bis ins 16. Jahrhundert der Landeshauptstadt mindestens ebenbürtig gewesen. Abgesehen vom Salzhandel war hier der Stapelplatz für das Getreide, das den Inn aufwärts aus Bayern und Osterreich für den Bedarf des ganzen Landes Tirol eingeführt wurde. Die Eisenbahn, erbaut 1858, hat den Schiffsverkehr lahmgelegt, aber schon seit dem 16. Jahrhundert ist Hall gegenüber dem rascheren Wachstum der Landeshauptstadt immer mehr zurückgeblieben. Nur die Saline hat ihren Bestand gewahrt, öffentliche Heil- und Pflegeanstalten sind seit 1830 dazugekommen, aber erst in letzter Zeit ist die Stadt in zielbewusster Weise daran gegangen, die natürliche Sole des Salzberges, sowie die milde und landschaftlich schöne Lage an der Südwand des Karwendels zum Aufbau eines Kurortes auszuwerten. Übrigens haben seit jeher auch in den alten Landgemeinden der Nachbarschaft Thaur, Absam und Mils ganze Familien von Berg- und Salzarbeitern ihren dauernden Wohnsitz gehabt.

Das Gegenstück zu Hall nach Lage und Geschichte ist Schwaz. Der Ort, schon um 900 als Suates erwähnt, wurde der Mittelpunkt eines für seine Zeit, das 15. und 16. Jahrhundert, ungemein ergiebigen Kupfer- und Silberbergbaues; dessen Lagerstätten befanden sich aber jenseits des Inns im Schiefergebirge, ebenso wie die Marktgemeinde Schwaz selbst. Durch den Rückgang des Bergwerkes seit dem 17. Jahrhundert selbst zum Stillstand verurteilt, ist Schwaz im Kriegsjahre 1809 durch einen Brand zum größten Teile vernichtet worden und hat sich erst allmählich wieder erholt. Die Errichtung einer staatlichen Tabakfabrik im Jahre 1827 konnte für den schließlich ganz aufhörenden Bergbau nur einen beschränkten Ersatz bieten, dennoch hat Schwaz im Jahre 1899 die Erhebung zur Stadt erhalten, sie zählt heute bei 7800 Einwohner, nur um 500 weniger als Hall.

Jenbach, Aenpach um 1300 als Weiler der benachbarten alten Dorfgemeinde Wiesing erstmals genannt, erwuchs seit dem 15. Jahrhundert infolge seiner Hüttenwerke und Schmieden und seiner Lage als Ausgangspunkt ins Ahtental zu einer selbständigen Gemeinde, die die Muttergemeinde Wiesing an Bevölkerungszahl dann überflügelte hat. Im Jahre 1427 hatten beide noch beinahe gleichviel Häuser, nämlich Jenbach 33 und Wiesing 38, im Jahre 1840 zählte Jenbach 940, Wiesing 500 Einwohner, gegenwärtig Jenbach 2300, Wiesing blieb gleich. Abgesehen von der Industrie gewann Jenbach auch weiterhin durch den Verkehr, hier zweigt von der Hauptlinie die Eisenbahn in das Zillertal und die Zahnradbahn in das Ahtental ab.

Auch Mühlau bei Innsbruck, um 1280 Muelaenne und 1315 Mulein genannt, gehörte damals mit Arzl zu einer Gemeinde und verdankt seine erste Anlage, wie der Name sagt, den Mühlen, die die Wasserkraft des hier von der Mergelzone der Nordfette herabstürzenden Wurmbaches aufgesucht hatten. Im 15. Jahrhundert wurden aus demselben Grunde hier Waffenschmieden, Plattnereien zur Herstellung von Harnischen und Erzgießereien von großem Rufe errichtet, auch gegenwärtig ist hier noch die größte Getreidemühle des Inntales und Lodenfabrik. Doch hat sich in letzter Zeit

Mühlau gleich Hötting, dank seiner günstigen Sonnenlage, auch als Gartenvorort der Landeshauptstadt stark vergrößert.

Lag der Kern der alten Landsiedelgemeinde Hötting auf der Karwendelseite im Gehänge etwas oberhalb des Inn, so bildete sich knapp an dessen, hier schmalen Ufer, wo eine Fähre und dann seit etwa 1150 eine Brücke über den Inn führte, die erste Marktsiedlung. Der alte Römerort *Velidena* und die deutsche Dorfsiedlung *Wiltina*, später *Wilt en* und das geistliche Stift, die schon bald nach der Wölterwanderung an der Stelle *Velidenas* erstanden, lagen gegenüber auf der rechten Seite des Inn, aber von ihm durch eine breite Au getrennt. In dieser Richtung suchte auch der junge Markt seine Erweiterung, knapp an der Innbrücke, aber auf dem rechten Ufer wurde von den Grafen von Andechs im Jahre 1180 ein neuer Markt begründet, der alsbald „*Jnespruke*“ heißt und 1239 das Stadtrecht erhielt. Die Verkehrsfrage begünstigte den weiteren Aufschwung von Innsbruck und besonders dann der Umstand, daß es um 1420 zur Hauptstadt des Landes Tirol und der österreichischen Vorlande in Schwaben und Elsaß gemacht wurde. Den eigenen landesfürstlichen Hof hat Innsbruck 1665 zwar verloren, auch ist es seit 1750 nur mehr Hauptstadt für Tirol und Vorarlberg, dafür hat es 1678 eine Universität erhalten. Wie damals so blieb auch später seit dem 18. und 19. Jahrhundert die breite Schwemmläche der Sill am rechten Innufer das Ausdehnungsgebiet für die Stadt, hier konnten auch allein die Eisenbahnanlagen für den Knotenpunkt zweier Weltverkehrslinien, nämlich der Brenner- und Arlbergbahn, sowie der Karwendelbahn Raum finden.

Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat wie überall die größeren Zentren und so auch hier im Inntal die bisherige Hauptstadt besonders ergriffen, Innsbruck und die nächstgelegenen Dörfer, heute Vororte der Stadt, zählten um das Jahr 1550 bei 7000, um 1850 bei 17 000 und heute bei 70 000 Einwohner, ihre Zahl hat sich also in dieser Zeit verzehnfacht. Erst in der letzten Zeit sind auch auf der linken Seite des Inn, auf den sonnigen Abhängen von Mühlau und Hötting größere Wohnviertel in offener Bauweise entstanden. Füllt so heute Innsbruck das ganze Mündungsbecken des Sill- in das Inntal aus, so unranden auch heute wie einst über grünen Vorbergen und Hängen auf drei Seiten graue Felshäupter das Bild der Stadt, nordwärts Karwendel vom Solstein über Brandjoch und Frauhütt zum Bettelwurf, südwärts Saile und Serles von den Stubai-er Kalkbergen und nur auf einer Seite die rundslichen Urgebirgsformen des Patsherkofel und Glungezer. Die nächsten der Stadt in der Luftlinie sind jedoch jene Karwendelberge, sie geben ihrer Lage die kennzeichnende Eigenart.

Burgen und Klöster

Zu den bäuerlichen Siedlungen, Dörfern und Höfen, und zu den Städten kommen als besondere Kennzeichen des Mittelalters und von diesem aus auch in unsere Zeit hineindauernd die Burgen und Klöster. Wir finden solche auch in den Randgebieten des Karwendels.

Sogenannte Wall- oder Fluchtburgen sind besonders in Südtirol bereits aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit bekannt, auf Vorsprüngen, die zur Verteidigung besonders geeignet waren, haben schon die alten Römer Ringwälle angelegt, in die sie sich bei Feindesnot aus ihren offenen Siedlungen zurückzogen. Auf solchen und anderen günstig gelegenen Stellen haben dann seit dem 12. Jahrhundert die Grafen und Bischöfe zur Sicherung ihrer Landesgewalt nach innen und außen gemauerte Burgen anlegen lassen und ihren ritterlichen Lehensleuten zur Verteidigung und zugleich als dauernden Wohnsitz, sowie als Amtssitz der Landgerichte verliehen, über welche in ihrem Auftrage einzelne dieser Lehenssträger geboten. Die adeligen Geschlechter haben

sich dann nach diesen Burgen benannt. Die starke Landesgewalt, die die Grafen von Tirol schon seit 1250 ausgebildet, hielt diese adeligen Burgenbesitzer in straffer Abhängigkeit und verhinderte — von kurzen Zeiten der Schwäche des Landesfürstentums abgesehen — daß in Tirol die Burgen zu dauernden Stützpunkten des adeligen Faustrechtes oder gar des Raubrittertums geworden sind wie in anderen Gegenden, wo eine überragende Landesgewalt gefehlt hat.

Auf der Südseite des Karwendels, an seinen untersten Abflürzen gegen das Inntal, etwa 200 m über der Talsohle, lagen mehrere solche Burgen, deren Bestand unter der Landeshoheit der Grafen von Andechs und dann jener von Tirol seit dem 12. und 13. Jahrhundert urkundlich nachzuweisen ist. Sie sind selbst sehr malerisch anzusehen und bieten von sich aus einen noch schöneren Rundblick. So das Schloß *T h a u r*, am vordern Rande einer Hangleiste, Sitz eines Landgerichtes und einst ein landesfürstliches Hauptschloß, jetzt die Mauerreste unter Waldbäumen versteckt. Richtig in die Kalkfelsen hineingebaut sind *F r a g e n s t e i n* oberhalb Zirl, heute zwei stattliche Ruinentürme ober der Zirler Klamm und daher dürften die adeligen Herren von Klammertor, die früher in dieser Gegend genannt werden, sich auf Fragenstein beziehen. *M a r t i n s b e r g*, auch ein alter, wenn auch kleinerer Burgsitz, auf einem Felsbuckel zwischen dem Inn und der Martinswand, als natürliche Straßensperre der hier vorbeiführenden Landstraße schon zur Römerzeit besetzt, in unserer Zeit in eine klösterliche Lehranstalt umgewandelt. *T r a s b e r g* oberhalb Jenbach, auch später als Besitz der Grafen von Tannenberg und von Enzenberg in gutem Bauzustande erhalten, ist ebenso prächtig von außen anzusehen wie im Innern reich an eigenartigen Kunstwerken ausgestattet. *S c h l o ß b e r g* bei Seefeld, die Grenzfestung des Landes Tirol im Norden vom 13. bis 15. Jahrhundert, ist heute dem Erdboden gleich).

Das sind die alten Burgen unserer Gegend. Den Anstz *S i g m u n d s l u s t* bei Womp hat der Landesfürst gleichen Namens um 1460 erbaut, wohl im Hinblick auf nahe Jagd- und Fischereireviere. Erst im 15., 16. und 17. Jahrhundert entstanden, nun nicht mehr wie die alten Burgen aus militärischen und politischen Gründen, sondern als standesgemäße Ansitze von Personen, die meist neu zu Wohlhabenheit, grundherrlichem Besitz und Adelsrang gelangt waren, die adeligen Ansitze *S h i e r b u r g* und *W o l l a n d s e g g* am Rande des Gnadenwalds, *G r i e n e g g* in Mils und *W o h l g e m u t s h e i m* in Baumkirchen, *M e l a n s* und *K r i p p a c h* bei Absam, *G r a b e n s t e i n* bei Mühlau, *L i e c h t e n t u r n*, *B ü c h s e n h a u s e n* und *W e i h e r b u r g* in und bei Hötting und das *R u m e r s c h l ö ß l* oberhalb Rum, das um 1600 aus dem bisherigen *M a d l e i n h o f* ausgebaut worden ist²⁾.

Diesen Burgen auf der Karwendelseite liegen auf der anderen, der Urgebirgsseite des Inntales gegenüber als Hauptfesten des Landesfürsten und der von ihnen abhängigen Dienstmannen *R o t t e n b u r g* ob Jenbach, *F r e u n d s b e r g* ob Schwarz, *R e t t e n b e r g* ob Wattens, *U m r a s* und *S o n n e n b u r g* hinter Wilten, *B e l l e n b e r g* bei Böhens und *H ö r t e n b e r g* bei Telfs. Die Gerichte, die dort seit alters ihren Sitz hatten, *R o t t e n b u r g*, *F r e u n d s b e r g*, *S o n n e n b u r g* und *H ö r t e n b e r g* haben vom Inntale her tief in das Karwendel bis zur Landesgrenze hineingereicht.

Von den *K l ö ß e r n* haben nur wenige sich in oder unmittelbar an die alten Römerorte gesetzt, so im Inntal *W i l t e n* auf dem Boden des römischen *Velvidena*;

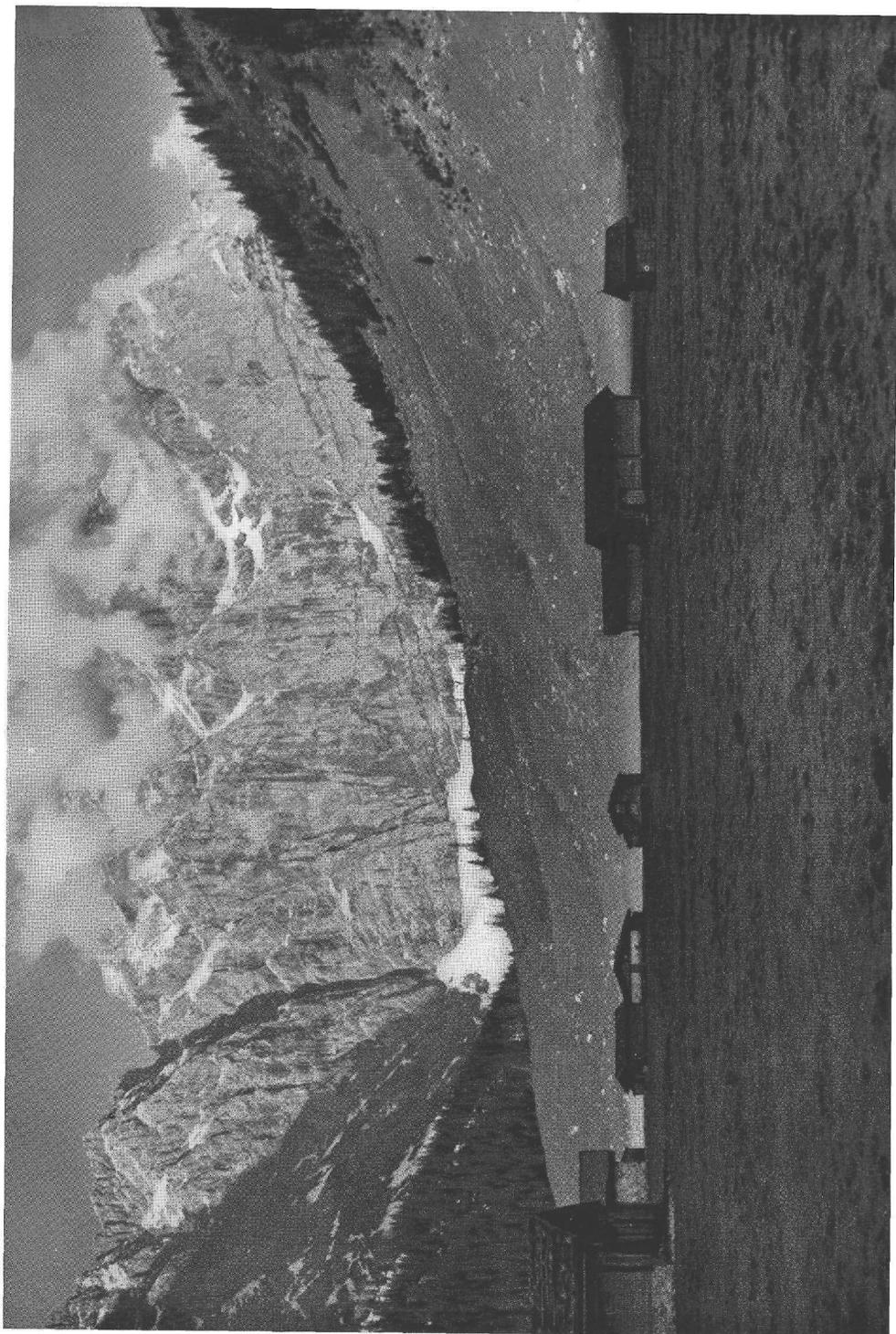
¹⁾ *Stolz*, Landesbeschreibung, S. 249 und 449f. — *H e c h f e l l n e r*, Gesch. d. Schloßes Thaur im Programm des Gymnasiums Innsbruck 1901. — *R o g g l e r*, Die Martinswand und der Burgstall Martinsberg, Tir. Fremdenblatt 1888.

²⁾ *H a m m e r* in Zeitschrift Ferd., Bd. 42, S. 252. — *Stolz*, Landesbeschreibung, S. 269—271; *K r i p p*, Familienchronik, S. 46. — *W e i h e r b u r g*, f. Zeitschrift Ferd., Bd. 41, S. 300. — *M a d l e i n h o f*, Tir. Heimatblätter 1929, S. 83 und Tir. Weist. 1, S. 217 und 219.

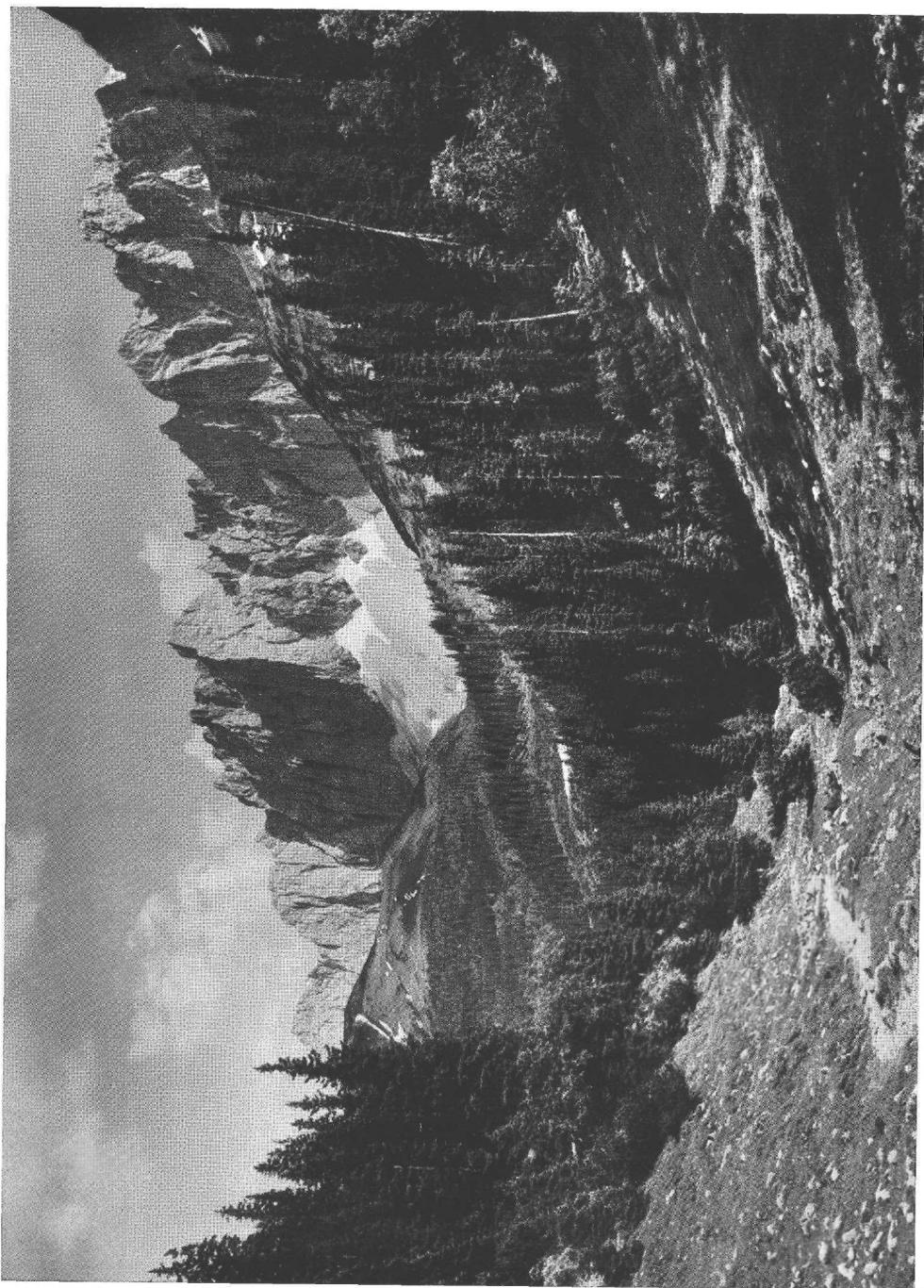
häufiger haben sie ihren Standort etwas abseits von den bereits bestehenden Siedlungen gewählt, es sind dann aber doch aus ihren Wirtschaftsanlagen oft neue Siedlungen erwachsen. Manche Klöster sind aus bisherigen Einsiedeleien hervorgegangen, die einsame und versteckte Plätze sich ausgesucht hatten. Zu solchem Behufe war in dem siedlungsarmen Karwendel reichlich Gelegenheit, so zeigt dieses Motiv nach Lage und Gründungsgeschichte das Kloster Georgenberg, das im Stallen-
tal bei Schwarz auf einem Felsen in dichtem Walde lag, „in silva rupestri“ laut der Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts. Ein Mann aus edlem Grafengeschlecht aus dem ebenen Inntale bei Nibling hatte nach der Legende sich als Einsiedler dorthin zurückgezogen, er wollte dann näher beim Orte Stans ein Kloster bauen, wurde aber durch Wunderzeichen daran behindert. Die an dem Bau beschäftigten Leute verwundeten sich nämlich beim Zurichten der Balken und Ußgel trugen die blutigen Holzspäne in die Gegend der alten Einsiedelei. Dort wurde nun das Stift Georgenberg erbaut, das in noch höherem Grade als andere Klöster zugleich Wallfahrt war. Aus allen Gemeinden des Inntales von Nibling bis über Innsbruck hinaus kamen jährlich unter Führung ihrer Pfarren die Wallfahrer dorthin und spendeten Wachs, Käse und Geld, bischöfliche Urkunden aus dem 13. Jahrhundert erklären dies mit Rücksicht auf die Lage des Klosters als notwendig für seinen Bestand. Doch hat es dann auch reichen Grundbesitz im Inntale, besonders in Stans und Bomp und im Achen-
ental erworben. Sein köstlichstes Besitztum, den Achensee, mußte das Stift dann allerdings mit dem landesfürstlichen Hofe teilen, der nicht nur nach den guten Fischen des Sees und dem Wilde der umliegenden Forste, sondern auch nach der schönen Wasserfläche und ihren Gestaden zur Veranstaltung von Festlichkeiten Verlangen trug. Als aber das alte Kloster im Jahre 1705 abgebrannt war, beschloß der Konvent, das enge Gebirgstal zu verlassen und in der Ebene des Inntales beim Orte Fiecht ein neues Gebäude sich zu errichten, in Georgenberg blieb nur die Wallfahrt.

Im Halltale ließ sich um das Jahr 1440 ein ehemaliger Salzamtsleiter mit mehreren Genossen als Waldbruder oder Eremit nieder, dann gründeten hier Waldschwester ein Klosterlein zur hl. Ußherin Magdalena, aber schon um 1490 verlegte dieses seinen Sitz aus der schattigen Enge des wilden Hochtales in die freundliche Sonnengegend des Gnadenwaldes zum hl. Martin, wo es dann allerdings auch bald eingegangen ist. Geblieben ist nur das Kirchlein und die bescheidene Gaststätte St. Magdalena im Halltal, allen Besuchern dieses großartigen Karwendeltales wohl bekannt, und das Kirchlein von St. Martin im Gnadenwald mit seinen prächtigen Lindnbäumen.

Das älteste Kloster im Karwendelgebiet ist, wie oben S. 41 näher erwähnt, schon um das Jahr 760 im Scharnizwalde bei Mittenwald gegründet, aber bald nachher nach Schlehdorf am Kochelsee verlegt worden, wahrscheinlich weil der erstere Platz als allzu rauh und einsam befunden wurde, obwohl er an einem viel begangenen Verkehrswege gelegen war. Am Scheitelpunkt dieser Straße, in Seefeld, entstand aber seit dem 14. Jahrhundert eine Wallfahrt mit einer gotischen Kirche, deren Größe eben nur durch diese, nicht durch den Umfang des Ortes erklärt wird (siehe oben S. 45). Es wurden hier ähnliche Wunderzeichen an der hl. Hostie verehrt wie in Georgenberg. Damit wurde auch eine geschichtliche Gestalt aus der Gegend selbst, der übermütige und daher gestrafte Ritter Oswald Milser, Pfleger auf Schloßberg, in Verbindung gebracht. Im Jahre 1604 errichtete der Landesfürst dort ein Augustinerkloster und übertrug ihm die Seelsorge, 1786 hat es Kaiser Josef II. aufgehoben. Heute erinnert daran nur mehr das Gasthaus zum Klosterbräu. Dafür hat sich am bisherigen Burgstall Martinsbühl bei Sirl seit 1890 eine ausgesprochen der Handarbeit sich widmende Benediktiner-Kongregation niedergelassen und auf dem höchst eigenartig zwischen den Fluten des Inn und der dräuenden Martinswand gelegenen Hügel eine



Die Engalinen mit Grubenfarfänge — Nordwand



Hinterer Karwendelfette vom Weg Kleiner Hornboden—Karwendelfhaus

prächtige Gartenanlage geschaffen und eine Lehranstalt für Gartenbau und Handwerk dort errichtet.

Die Wallfahrt in der Kirche zu Eben am Eingang ins Achental hat eine besondere örtliche Beziehung, eine Bauersmagd, namens Rothburga, die dort im 14. Jahrhundert gelebt hat und begraben ist, wird hier als Heilige und Patronin der Diensthöten verehrt. Der germanische Name läßt sehr alte Zusammenhänge dieses Kultus vermuten. Jüngerer Entstehung sind die Wallfahrten zum hl. Romedius beim Schlosse Thaur, das Höttingerbild bei Innsbruck, Maria-Larch bei Terschens, Maria-Lag bei Stans und das weit verehrte Marienbild in der Kirche zu Abjam. Beim Komedikirchl oberhalb Thaur hausten öfters Einsiedler und einer von ihnen brachte die Inschrift an „D, wie süß feint die Widnussen“ — auch ein Ausdruck von Karwendel-Einsamkeit.

Landesgewalt und Landesgrenzen, Gerichte und Gemeinden

Wie das Karwendelgebiet innerhalb der römischen Provinz Rätien, so war es auch seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. inmitten des alten Stammesherzogtums Baiern gelegen. Dieses gliederte sich aber wieder in Gaue und Grafschaften und zwischen zwei von ihnen lag das Karwendel. Der größere südliche Teil gehörte dem Gau im Inntal, der nördliche dem Huosigau an. Die Grafschaft im unteren Inntal hat Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 dem Hochstift Briren übertragen und dieses hat sie den Grafen von Andechs zu Lehen gegeben. Der Sitz dieses Grafengeschlechtes, das sich seit 1180 auch Markgrafen von Istrien und Herzoge von Meranien, d. h. Küstenland an der Adria, nannte, war im Inntal das Schloß Anras und dann die Stadt Innsbruck. Ihr Stammsitz aber war die Burg Andechs am Ammersee, von hier aus haben diese Grafen von Andechs den südöstlichen Teil des Huosigaues, die Grafschaften Diehen und Wolfratshausen beherrscht. Der südwestliche Teil dieses Gaues wurde im 12. Jahrhundert auch eine eigene Grafschaft unter den Grafen von Eschenlohe und Berdenfels, so benannt nach zwei Burgen nördlich von Garmisch, und diese Grafschaft hat über Mittenwald in den nordwestlichen Teil des Karwendels hereingereicht. Aber auch diese Grafen von Eschenlohe haben damals im 12. und 13. Jahrhundert im Inntale von Zirl aufwärts die kleine Grafschaft Hörtenberg, so benannt nach einem Schlosse bei Telfs, besessen. Das wichtige Verbindungsglied von Mittenwald bis Zirl, der Scharnithwald, war auch den Grafen von Andechs verliehen. So war also vom 11. bis 13. Jahrhundert das Karwendel- und Wettersteingebiet von Norden nach Süden unter zwei altbairischen Grafenhäusern dynastisch geeint, wenn es auch zwei verschiedenen alten Gaue angehört hatte.

Marken dieser Gaue innerhalb des Karwendels werden allerdings in dieser frühen Zeit nicht erwähnt, wohl aber Marken von Bistümern im kirchlichen Sinne und diese haben oft mit den Gaue und Grafschaften übereingestimmt. So wird am Nordende des Achentales, das zum Inntale gehörte, der Pittenbach schon um 1100 als Grenze des Bistums Briren bezeichnet, er ist bis heute Landesgrenze geblieben. Die Grenzen des Bistums Freising, die um 1060 niedergeschrieben wurden, laufen südwärts bis zum Seebel (Seefeld) und über das Geiztal (Gaistal bei Leutasch) und Larinmos (Lermoos), hier hat sich die tirolische Landesgrenze seit dem 15. Jahrhundert etwas nach Norden vorgeschoben. Kirchlich sind aber die Ortschaften Scharnitz und Unterleutasch von der Freisingischen Pfarre Mittenwald bis zum Jahre 1786 abhängig geblieben¹⁾.

¹⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 201, Anm. 10 und S. 414.

Um 1250 haben sich die vor angedeuteten dynastischen Verhältnisse gründlich geändert. Die Andechser starben aus, ihr Land im Inntal und damit auch das zugehörige südliche Karwendel fiel an die Grafen von Tirol, jenes nördlich davon an die Herzoge von Bayern. Die Grafen von Eschenlohe verkauften ihren Landbesitz im Inntale um 1290 an die Grafen von Tirol, und fast gleichzeitig die Grafschaft Werdenfels an das Hochstift Freising. Daß sich der letzte Graf hierbei einen lebenslänglichen Bezug von Etschländer Wein ausbedang, gibt dieser Staatsaktion einen feucht-fröhlichen Anstrich.

Seitdem teilen sich in das Karwendelgebiet drei verschiedene Landesfürstentümer, die zwar alle dem alten deutschen Reiche angehört haben, dennoch aber eigene Staatswesen darstellten, nämlich das Herzogtum Bayern, das Hochstift oder Fürstbistum Freising und die Grafschaft Tirol. Die letztere kam 1363 in dynastische Verbindung mit Österreich, allerdings noch lange unter einem eigenen Zweige des Hauses Habsburg, erst seit 1665 ist sie mit dem Staate Österreich unmittelbar vereinigt. Das Hochstift Freising und dessen Land Werdenfels ward erst 1803, bei der allgemeinen Aufhebung der geistlichen Fürstentümer, dem Königreich Bayern einverleibt. Nun waren nur mehr zwei Staaten innerhalb des Karwendels, das Königreich Bayern und das Kaisertum Österreich, die von 1815 bis 1866 immer noch einem staatsrechtlichen Verbände, dem Deutschen Bund, angehört haben. Seit 1871 war dann Bayern ein Gliedstaat des damals neubegründeten Deutschen Reiches. Demgemäß ziehen durch das Karwendel zuerst drei verschiedene Landes- bzw. Staatsgrenzen, seit 1815 aber nur mehr eine Staats- oder Reichsgrenze.

Die Landesgrenze des Hochstiftes Freising bzw. seiner Grafschaft Werdenfels ist in einseitigen Aufzeichnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert beschrieben. Diese greifen aber nicht nur gegen Tirol, sondern auch gegen das Herzogtum Bayern viel weiter aus als später die Grenze tatsächlich gegangen ist, indem sie das ganze Isartal vom Walgau bis Fall für Werdenfels beanspruchen, den bei Fall gelegenen Sulfenstein als östlichsten Markpunkt¹⁾. Das Herzogtum Bayern hat allerdings dies nie anerkannt, vielmehr bezeichnet Appian in seiner um 1550 verfaßten Landesbeschreibung von Bayern den Fischberg und Brunnenberg ober dem Isarbug bei Walgau als Grenze des herzoglich bayerischen Landgerichtes Eßl gegen Werdenfels, das sind wohl die beiden „Markköpfe“, die hier zu beiden Seiten des Isartales, der südliche zwischen diesem und dem Fischbachtal, emporragen. Die Bayerkarlspeize im Ramme zwischen dem Fischbach- und Fermannsbachtal hat wohl auch den Namen daher, daß bis dahin das Gebiet des Herzogs von Bayern und seiner Untertanen gegenüber jenem von Werdenfels gereicht hat. Der Dreierbach, der von jener Spitze zum Fermannsbach herabrinnt, bildet heute noch die Grenze zwischen den Bezirksamtern Eßl und Garmisch. Die Mittenwalder haben auch noch im 15. und 16. Jahrhundert das Fischereirecht und den Wasserbau auf und an der Isar bis Fall ausgeübt. Damals wurde zwischen Bayern und Freising wegen der Grenze der Landeshoheit im Isartal noch verhandelt, doch ist der abschließende Vertrag hierüber mir nicht bekannt, er dürfte auch die heutige Grenze zwischen den Bezirksamtern Eßl und Garmisch, bzw. den Gemeinden Lengries und Mittenwald vorgebildet haben.

Die Landesgrenze zwischen Tirol einer- und Bayern und Freising-Werdenfels andererseits hat in einzelnen Abschnitten allerdings auch lange gebraucht, bis sie genau auf den heutigen Verlauf festgelegt war. Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts war keine Grenzlinie beiderseits gleichmäßig anerkannt, vielmehr beanspruchten beide Länder Grenzen, die jenseits der heutigen liefen und daher einen strittigen

¹⁾ Siehe die Karte bei J. Hübner, Geschichte von Werdenfels (1924). Ferner Appian, Oberbayern. Archiv Bd. 39 S. 62 f. Baader, Chronik von Mittenwald (1880), S. 27, 31, 37 f.

Grenzraum, einen Grenzgürtel einschlossen, zum Unterschiede von der späteren, beidseitig anerkannten linearen Grenze¹⁾.

Im östlichen Teile des Karwendels, vom Achenal bis zur Riß ist die Lande s g r e n z e zwischen Tirol und Bayern durch einen Vertrag vom Jahre 1493 auf den Stand gebracht worden, den sie seither nicht mehr wesentlich verändert hat. Bis damals haben aber die tirolischen Landgerichte Rottenburg und Freundsberg laut ihrer im 14. Jahrhundert niedergeschriebenen Weisungen und der Landesfürst von Tirol laut seines Wildbannes als Marken beansprucht einen Hof genannt Schöttlein am Fall im Isartal, die Ötztal ziemlich nahe vor ihrer Mündung in die Isar und die Moosalm nördlich vom Scharfreiter, endlich westlich von der Riß den Fermannsbach. Die Bayern hingegen benannten als ihr Mark den Grabenbach am Juifen, diesen Berg selbst, den Leckbach, der westlich davon in die Ötztal rinnt, die Baumgartenalm südlich des Scharfreiter, den Leckbach knapp nördlich der Hinterriß, den Vorderberg und den Ronberg westlich der Riß. Diese Örtlichkeiten liegen ungefähr 5 km südlich der vorgenannten, so breit war also der strittige Grenzgürtel. Die 1493 gezogene Mittellinie geht vom Pittenbach im Achenal über das Demmeljoch, den Lerchogel und Scharfreiter gerade hinab zur Riß und zur Mündung des Fermannsbaches. Die Verträge von 1557 und 1672 haben ohne wesentliche Änderung diese Grenzlinie noch genauer vermarktet, dem ersteren verdanken wir auch die erste Landkarte des Karwendels durch den Maler Paul Dag, von der ich einen kleinen Ausschnitt im Bande 1927 der Alpenvereinszeitschrift, S. 19, mitgeteilt habe.

Noch größer waren die Gegensätze der Grenzansprüche auf der Westseite des Karwendels zwischen Werdenfels und Tirol längs der Scharnitzsenke. Werdenfels hat um 1300 und später als seine südlichen Marken angegeben: Laliders, Gerbintla (Karwendeltal), Kristen (im Gleirschtal), Sevelt (Seefeld), die Altentirche in der Oberleutasch. Die Tiroler Landesfürsten beanspruchten hingegen für ihren Wildbann und damit ihre Landeshoheit um das Jahr 1430 als nördliche Ausdehnung: den Fermannsbach, der von Westen in die Riß mündet, den Garwendelpach, die Rientleiten bei der Mündung des erstern in die Isar, den Brunnstein oberhalb der Ortschaft Scharnitz, das Werd, die Talebene südlich Mittenwald, das Halsl, den Übergang von der Unterleutasch zum Forchensee, diesen selbst und den ganzen Ebenwald und das Raintal nördlich des Wettersteinammes. Ja in einer Kundtschaft des Richters von Hörtenberg oder Telfs vom Jahre 1476 wird sogar behauptet, daß die Marken des Tiroler Landesfürsten vom Kreuzel über die Partnach bis zum Forchensee bei Mittenwald und jenseits in den Seinsbach, der von der Vereinalm in die Isar heraustrinnt, und von dort in die Riß laufen. Hier war der strittige Grenzgürtel etwa 10 km breit.

Die Ortschaft auf dem Seefeld gehörte auch damals im 13. bis 15. Jahrhundert unbestritten zu Tirol, ebenso die am Nordende desselben stehende Feste Schloßberg, die 1305 in einer Kaiserurkunde ausdrücklich als ein Marktpunkt der Herrschaft der Grafen von Tirol bezeichnet wird. Der Pfleger von Schloßberg war mit der Sicherung der Landesgrenze beauftragt, er und der Forstmeister von Tirol haben damals die Mittenwalder, die südlich der Scharnitzenge bis gegen Seefeld hinauf und im Hinterautal Holz und Weide nutzen wollten, in die Schranken gewiesen. Recht sprachkräftig lauten die amtlichen Berichte, die über solche Streitigkeiten um das Jahr 1430 geschrieben wurden, wie etwa: „Der Reich von Mittenwald hat Holz geschlagen herauf gegen den Dieffenpach (heute Gießenbach zwischen Scharnitz und Seefeld); da redet der Forstmei-

¹⁾ Alles Nähere über die Geschichte dieser Grenzabteilung siehe bei D. Stoß, Polit. hist. Landesbeschreibung von Nordtirol im Arch. österr. Geogr., Bd. 107, S. 414—440. Dazu die Karten im histor. Atlas d. österr. Alpenländer, Abt. I/2 (1910).

ster (von Tirol) mit ihm, warum er meines Herrn Genad (des Tiroler Landesfürsten) das sein Holz niederschlug; da sprach der Resch: da ich ander Leut sah schlagen, da gng ich hin in des Teufels Namen und schlug als ander Leut; da sprach der Forstmeister zu dem Reschen: Hast du in des Teufels Namen geschlagen, so will ich dich in des Teufels Namen darumb strafen und will die Pen (Strafe) in Gottes Namen von dir nemen." Die Mittenwalder sagten, daß sie oftmals gejagt hätten in der hintern Au bis unter Lafatsch, Hirschen gehezt ab der Hohen Fludrach (nördlich bei Seefeld) und Bären sogar bis an den Inn.

Im Jahre 1500 schloß dann R. Max als Landesfürst von Tirol mit dem Bischof von Freising den ersten Vertrag über die Landesmarken. Dieselben sollten darnach gehen über den Kamm des Wettersteins, doch mit Vorbehalt des nördlich davon gelegenen Ebenwaldes für Tirol, weiter über die Leutaschklamm, den Urnkopf und das Maullegg zur Fzar bei der Ortschaft Scharniz, der Fzar entlang aufwärts bis zur Rtenleiten am Eingang in das Hinterautal und von da dem Grate (der Hinterautalfette) nach zur Hochalm, von da über den (östlichen) Garmwendelspiz und den Wechsel zum Fermespach (Fermannsbach) und in die Riß. Das Karwendeltal gehörte also damals noch ganz zur Grafschaft Werdenfels und zur Gemeinde Mittenwald.

Im Dreißigjährigen Kriege erkannte die österreichische Regierung die Notwendigkeit, die Scharnizenge besser als bisher zu besetzen und erwarb zu diesem Zwecke in den Jahren 1633 und 1656 vom Hochstift Freising den hierzu besonders geeigneten Platz in der Talenge knapp nördlich der bisherigen Landesgrenze und Ortschaft Scharniz. Die hier gebaute und heute nur in Überresten erkennbare Befestigung erhielt nach der damaligen Landesfürstin den Namen *Porta Claudia*. Im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg mußte man es auf österreichischer Seite als nachteilig verspüren, daß das Karwendeltal noch der Landeshoheit von Freising untergeben war und ein von Norden kommender Feind von Mittenwald aus über die Bärenaspfarte und das Karwendeltal bis knapp an den Ort Scharniz und damit in den Rücken der *Porta Claudia* gelangen konnte, ohne vorher das freisingische Gebiet zu verlassen, bzw. das österreichische zu betreten. Nach langen Verhandlungen hat im Jahre 1766 Freising an Österreich die Landeshoheit über das Karwendeltal abgetreten, nur das Forst- und Allrecht blieben dem Hochstift und seinen Untertanen vorbehalten. Österreich verzichtete dafür auf seine älteren Ansprüche auf den Ebenwald und das Raintal. Nun ward die Landesgrenze über die vordere Karwendelfette von Scharniz bis zum östlichen Karwendelspiz gelegt, westwärts über den Urnspiz und jenseits der Leutaschklamm über den Kamm des Wettersteins. Damit hat sie erst auch hier den Verlauf erreicht, der seither gilt.

In den Jahren 1840—1850 haben die beiden Staatsregierungen von Österreich und Bayern die gegenseitige Staatsgrenze auf der ganzen Nordseite von Tirol und Vorarlberg gemäß ihres bisherigen Verlaufes neu vermessen und vermarken lassen und darüber ein für damalige Zeit sehr schönes und genaues kartographisches Werk anfertigen lassen, das auch erstmals die Höhen der einzelnen Grenzpunkte über dem Adriatischen Meer in Ruthen und Klaftern angibt. Geschichtlich fast noch mehr bemerkenswert als diese schöne technische Leistung sind die Worte, die der damalige Gouverneur von Tirol, Graf Clemens Brandis, anlässlich der Vollendung derselben im Jahre 1843 an den bayerischen Innenminister Freiherrn von Abel gerichtet hat: Diese Grenzrevision „soll jeden Streit zwischen zwei Grenzvälkern (eben Bayern und Tirol) beseitigen, die in einem Stamme entsprossen, von der Natur an den Austausch ihrer Produkte und an ein gemeinsames Band gewiesen sind und nur durch ein feindliches Geschick so lange und so oft sich entfremdet wurden. Der Tag scheint Gottlob anzubrechen, wo endlich die Teutschen alle sich des Landes bewusst werden, das sie umschlingt“.

Man empfand aber dann die Vermarkung gerade auf den Hochgebirgsfresden des

Karwendels und Wettersteins als unzulänglich und daher wurde in den Jahren 1900 bis 1903 dort eine weitere noch genauere Vermarkung und Kartierung der Staatsgrenze durchgeführt, diese auch im Jahre 1909 durch einen Staatsvertrag sanktioniert, dessen Rahmentext sogar noch in lateinischer Sprache abgefaßt ist, zwischen „Franciscus Josephus I. Austriae Imperator, Rex Bohemiae et Hungariae“ usw. und „Princeps Luitpoldus Regni Bavariae Vicarius“ usw. Über die Arbeiten dieser Vermessung hat ihr Leiter F. Waltenberger in der Zeitschrift des Alpenvereins 1903 einen nähern Bericht geliefert.

War so das Karwendel Grenzgebiet zwischen deutschen Ländern, so ist es auch von manchen innerdeutschen R r i e g e n berührt worden, jedoch nur an den Randlinien, die eben zugleich Verkehrslinien waren, nicht aber im Innern, das von ständigen Siedlungen und Verkehr frei geblieben ist und daher auch für Kriegshandlungen keinen Anreiz geboten hat. Schon in dem Kampfe zwischen Staufern und Welfen hat im Jahre 1132 Herzog Heinrich von Bayern aus dem letzteren Hause die staufisch gesinnten Grafen von Andechs bekriegt und ihre Hauptburg im Inntale, Umras, erobert und zerstört. Im Kriege, der zwischen Bayern und Osterreich in den Jahren 1363—1369 um den Besitz des Landes Tirol geführt wurde, haben die Bayern das Inntal zwischen Rattenberg und Innsbruck verheert, aber nicht dauernd erobern können. Nur die Feste Schloßberg bei Seefeld blieb bis zum Frieden in ihrem Besitze. Im Dreißigjährigen Krieg haben die Schweden Bayern, das damals mit Osterreich verbündet war, überzogen, vermochten aber nicht in das Land Tirol einzudringen. Damals wurde in der Scharnitz eine neue Sperre erbaut, die Porta Claudia und ebenso im Achental. Während des Spanischen Erbfolgekrieges hat der Kurfürst von Bayern im Jahre 1703 Nordtirol eingenommen, aber die Erhebung des Tiroler Landsturmes nötigte ihn bald wieder, das Land über die Scharnitz zu verlassen, wobei um die dortige Festung mehrfach gekämpft wurde. Die Kriege Osterreichs mit Frankreich unter Napoleon I. haben bekanntlich Tirol sehr stark berührt. 1805 erzwang eine französische Armeegruppe unter Marschall Ney den Durchgang durch die Scharnitz; die dortige Sperre ward von den Osterreichern anfangs erfolgreich verteidigt, es gelang aber dann den Franzosen, über das Halsl, das von Mittenwald in die Leutasch führt und trotz der Warnungen der Tiroler Landesfürsten von dem dort befehligenden osterreichischen Offizier nur ungenügend besetzt wurde, die Scharnitz im Süden zu umgehen und die Besatzung gefangenzunehmen¹⁾. Nur die Tiroler Landesfürsten, die an dieser Verteidigung teilnahmen, verstanden sich besser auf die Gebirgsart ihrer Heimat und entkamen durch das Gleirschtal und über das Stempelhoch ins Inntal. Im Jahre 1809 bildeten die Scharnitz und das Achental wichtige Verteidigungs- und Ausfallstellen der Tiroler Landwehr, die kleineren Kampfhandlungen, die damals hier stattfanden, waren auch die letzten, die diese Gegend seither gesehen hat.

Die bedeutsamste Einteilung des Landes war jene in L a n d g e r i c h t e, sie geht noch auf eine ältere Gliederung der Grafschaften zurück und bezog sich dann auf die gesamte öffentliche Verwaltung, die in unserem Gebiete stets im Namen des Landesfürsten ausgeübt worden ist und den Umfang der Staatshoheit in den kleinern örtlichen Kreisen vertrat. In das Karwendelgebiet haben, wie die bereits erwähnten Markenbeschriebe und andere Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert angeben, vom Inntale her mehrere Landgerichte hereingegriffen, deren Sitze früher auf Schloßern sich befunden haben. Das Landgericht R o t t e n b u r g, dessen Gerichtschloß am Inn gegenüber Jenbach liegt, erstreckte sich über das Achental, Bächental und das Rißtal rechts oder östlich des Flusses; das Landgericht F r e u n d s b e r g mit dem Burgsitz

¹⁾ Näheres darüber bei Baader, Chronik von Mittenwald (1880), S. 74 u. 142 ff. Auf, Chronik von Achental (1865), S. 60.

bei Schwaz über das Rißtal links, westlich des Flusses und das Pomperloch links des Baches. Die Bäche oder die Tiefenlinien der Täler waren also hier Gerichtsgrenzen, nicht die Bergkämme. Während diese beiden Gerichte auch einen großen Anteil an der rechten südlichen Seite des Inntales hatten, beschränkte sich das Landgericht Thaur von Lersens bis Mühldorf bei Innsbruck auf die Karwendelseite und umfaßte dazu noch das Lafatsch und Obere Gleirschtal. Der Inn hat also hier auf eine ziemlich lange Strecke die Gerichtsgrenze gebildet. Das Landgericht Sonnenburg oder Innsbruck griff mit der Gemeinde Hötting über den Frauhitt-Sattel auch in das Gleirschtal hinüber, das Gericht Hörtenberg oder Telfs mit der Gemeinde Zirl in das Zirler Kriften- und Eppzirtal. Die Ortschaft Scharniz bildete allein das kleine Gericht Schloßberg, dessen Burgsitz aber bei Seefeld lag, während Seefeld und Reith wie Zirl zum Landgericht Hörtenberg gehört haben.

Auf der bayrischen Seite gehörte der Westen des Karwendelgebietes mit Mittenwald zum Landgerichte Werdensees und die östliche Seite zum Landgerichte Tölz, die bis 1803 zwei verschiedenen Landesfürstentümern, nämlich dem Hochstift Freising und Herzogtum Bayern, unterstanden haben, seither aber unter der Krone Bayern vereinigt worden sind (siehe oben S. 66).

Das Gericht Schloßberg wurde 1808 mit dem Gerichte Telfs vereinigt, die Gerichte Rottenburg und Freundsberg ebenfalls miteinander zum Gerichte Schwaz, das Landgericht Thaur mit den Gemeinden auf der gegenüberliegenden südlichen Seite des Inntales zum Landgerichte Hall. Die Gemeinden Seefeld, Scharniz und Leutasch, die bisher zum Gerichte Telfs gehört hatten, hat man im Jahre 1925 mit Rücksicht auf ihre direkte Bahnverbindung mit Innsbruck dem dortigen Bezirksgerichte zugewiesen.

Die Gerichte gliederten sich wieder in Gemeinden, deren Raumbildung auch in sehr alte Zeit zurückreicht. Im Innthal von Jenbach bis Zirl werden sie früher, wenn nicht allgemein als „Nachbarschaften“ oder „Gemein“, häufiger als „Hauptmannschaften“, „Stäbe“ oder „Oblaien“ bezeichnet; bei dem letzteren Ausdruck, der aus der lateinischen Sprache stammt, ist es fraglich, ob er aus der rätoromanischen Volkssprache oder aus der lateinischen Kirchensprache genommen ist, was für die Beurteilung des Alters keineswegs gleichbedeutend ist. Die Bereiche der einzelnen Gemeinden werden in früherer Zeit schriftlich nur auf den Südhängen der südlichen Karwendelketten entlang des Inntales und auf den Westhängen entlang der Scharnitzer Senke angegeben, während für die Almten des Bächentales, Riß-, Karwendel- und Hinterautales nur die Zugehörigkeit zu den Landgerichten angeführt wird. Erst bei der Anlage des Grundsteuerkatasters im Jahre 1775, der räumlich auf den Gemeinden beruhte, hat man auch die Almten zum Großteil bestimmten Gemeinden zugeteilt und falls dies nicht damals geschehen ist, so sicher bei der Anlage der Katastermappe im Jahre 1856. Demnach waren schon damals verwaltungsmäßig die Almten im Rißtal rechts des Baches, im Bächental und im Pertisautal der Gemeinde Eben-Pertisau zugeteilt, jene im Rißtal links des Baches der Gemeinde Vomp. Die Verbindung des Rißtales und seiner linken Nebentäler mit der Gemeinde Vomp im Innthal wird dadurch gegeben, daß das Stallental und die Ortschaft Fiecht, von der aus der Hauptweg in jenes und weiter über das Ramsenjoch in das Rißgebiet führt, zur Gemeinde Vomp und nicht zur Gemeinde Stanz, durch die der Stallentalbach in seiner letzten Strecke rinnt, gehört. Das Karwendeltal wurde auch erst nach 1815 der Gemeinde Scharniz zugeteilt, ebenso das innere Hinterautal mit der Kastental im Jahre 1856, das Lavatschtal damals der Gemeinde Abfarn. Im Gleirschtal haben 1856 die Gemeinden Arzl-Mühldorf, Hötting und Zirl ihre Gebiete entsprechend der bereits angedeuteten Ausdehnung ihrer alten Landgerichte behauptet, ebenso Zirl im Eppzirtal.

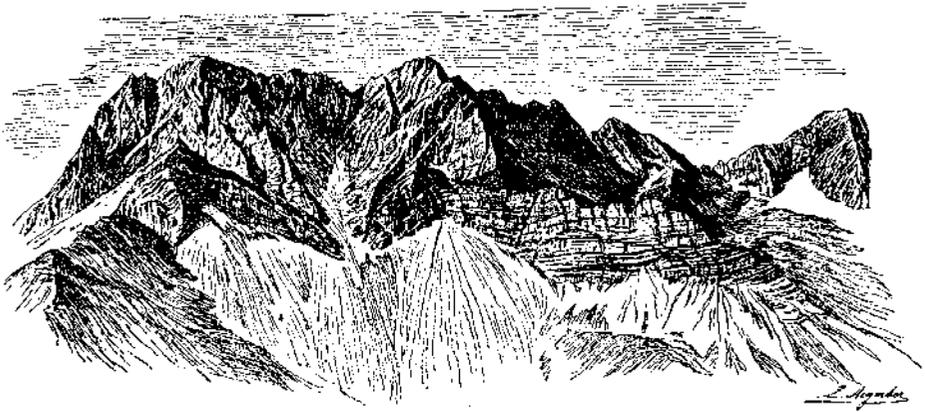
Die bäuerliche Siedlung in Dorf, Hof und Alm hat also an den Rändern die räum-

liche Grundlage für die ältere Landesherrschaft und die heutige Staatshoheit geliefert, im innern Karwendel, in dem seine landschaftliche Eigenart am stärksten ausgeprägt ist, war jedoch hierfür der landesfürstliche Wild- und Forstbann entscheidend. Im nächsten Bande sollen noch diese mit der Wesensart des Karwendels besonders enge verknüpften Ausübungen der Almwirtschaft, der Jagd, des Forstwesens, des Bergbaues und des Verkehrs dargestellt und damit erst diese Geschichtskunde des Karwendelgebietes abgeschlossen werden.

Zu den Bildern: Außer den hier gebrachten Ansichten verweise ich noch auf die Städte- und Siedlungsbilder, welche für das Karwendelgebiet in dem vom Alpenverein im Jahre 1933 herausgegebenen Werke „Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte“, Bilderband, enthalten sind, nämlich Innsbruck, Hall, Schwaz, Trauberg (Burgstall), Achensee, Zirl mit Fragenstein, ferner auf die Tal- und Gebirgsbilder Martinswand, Seefeld, Bomperloch, Ahornboden, Hinterautal und Gleirschtal. — Geschichtlich sehr beachtenswert ist ferner das um 1540 von Sebastian Schell gezeichnete Bild der Martinswand mit dem Schloß Martinsberg, von dem eine Wiedergabe in den Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte von Tirol, Band 2 (1905), S. 165, zu finden ist.



Hall in Tirol, Münzerturm und Bettelwurf



Grubenkar Spitze-Nordwand

Karwendelfahrten

Von Franz Nieberl, Rufflein

Von bergheimatlichem, verklärendem Schimmer sind mir zwei Gruppen der Nördlichen Kalkalpen überstrahlt: Mein lieber, immer wieder gern aufgesuchter „Kaiser“ und die ernsten, grauen Ketten des Karwendels. Als ich daher aufgefordert wurde, ein paar bergsteigerische Begleitworte zur Karwendelkarte zu schreiben, habe ich ohne Bedenken zugesagt. Freilich ist das Meiste, was ich im Karwendel erleben durfte, schon da und dort im alpinen Schrifttum zu finden und die Wahl fiel mir daher nicht leicht.

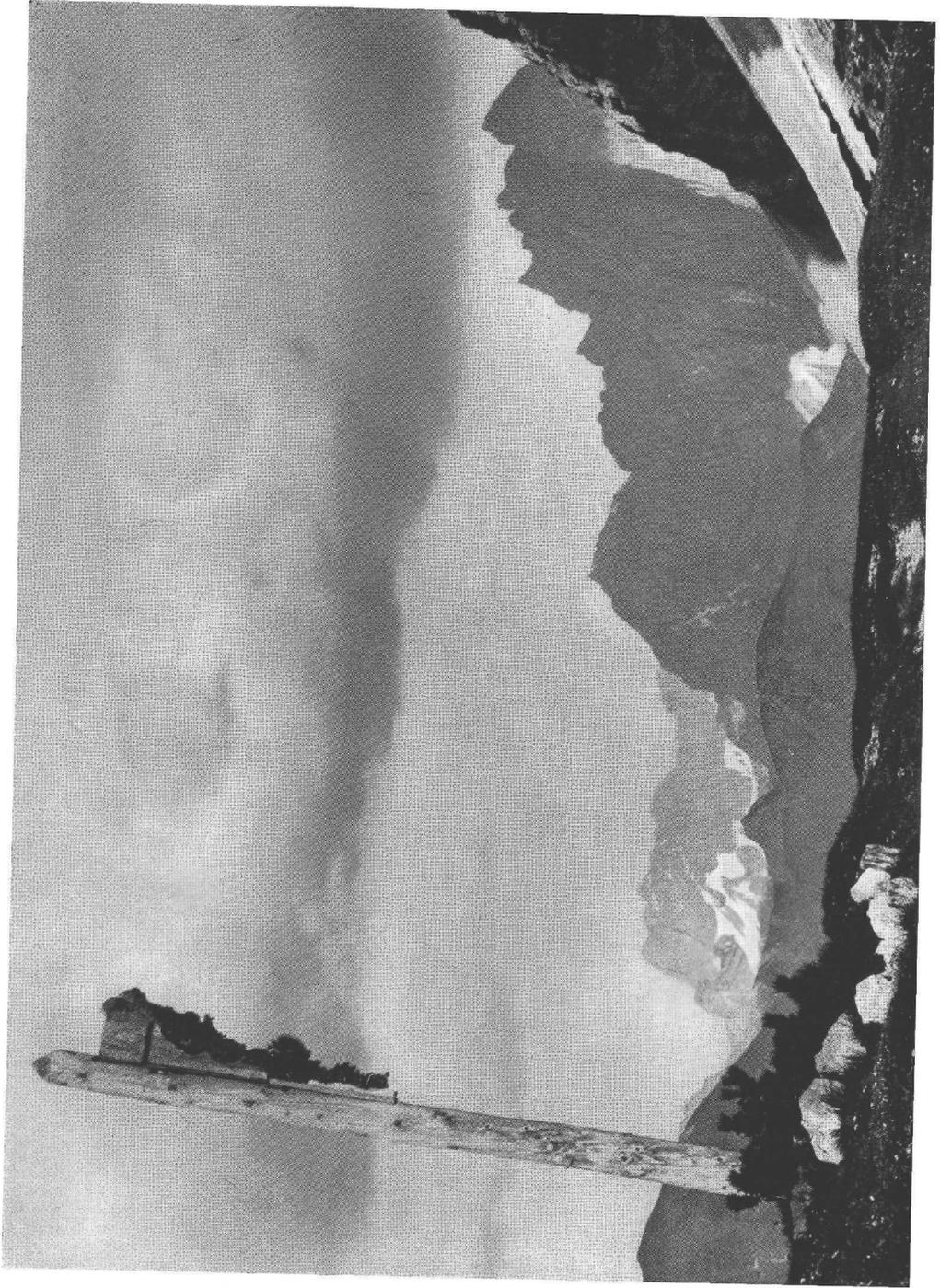
So möge denn eine schwere Kletterfahrt alter Art und eine wunderschöne Wanderung dazu beitragen, Liebe zum Karwendel zu zeugen. Menschliches Wort, und entfliehe es auch gottbegnadeter Feder, wird niemals Berges Größe und Tales Lieblichkeit so zu schildern vermögen, wie der Augenschein. Daher wünsche ich: Die neue Karte möge Vielen, Vielen verlässlicher Führer sein durch die wunderbaren, stillen Berge des Karwendels.

Eine Überschreitung der Grubenkar Spitze

Die Bergfahrt, die ich in Folgendem schildern will, habe ich im Jahre 1905 ausgeführt; das muß man heute beim Lesen sich ständig vor Augen halten. Ich habe sie bald danach zu Vortragszwecken niedergeschrieben und gebe sie, abgesehen von geringfügigen Äußerlichkeiten, unverändert wieder. Ich empfand eine wirkliche Freude, als ich beim Sichten alter Schriften die schon vergilbten Blätter fand, und diese Freude war, man nehme mir das nicht übel, stark von Stolz durchsetzt. Aus diesen vergilbten Blättern lachte mir eine Zeit hellster Jugendsürmerlust entgegen, da ich sehr gerne ganz allein, nur auf mich angewiesen, die Berge durchstreifte. Wandere ich heute durchs Karwendel, so komme ich an mancher stolzen Nordwand vorüber, der ich mich allein genah, und auf diese Nordwandfahrten bilde ich mir ein bißchen etwas ein und dieses Bißchen wird schließlich so viel, daß ich bei Vergleichen mit der heutigen Kletterzeit zu dem Ergebnis



Hochalm, darüber Karwendelhaus mit Birkkarspitze und Odskarspitzen



Blick vom Hochalmjattel auf Lamfengruppe, Grubenkarpeise und Saliderer Wände

komme: Jene einsam unternommenen Nordwandfahrten stellen kaum geringere Leistungen dar als die heute beliebten Klettereien. Man wolle mich nicht mißverstehen. Die zu überwindenden „Stellen“ sind heute ganz anders geartet als damals. Aber das Durchsteigen einer mehr als 1000 m hohen, verwickelt gebauten Wand mit den tückischen Eigenschaften der Unübersichtlichkeit, der Brüchigkeit, erforderte damals einen ganzen Mann nicht minder als die schweren Felsgänge von heute, die überdies fast nie allein unternommen werden. Ich möchte wirklich wünschen, der eine oder andere der glänzenden Felsgeher von heute möge einmal allein in meinen Spuren wandeln durch die Nordwand des Hochnissels, der Kaltwasserkar Spitze, des Großen Bettelwurfs, der Grubenkar Spitze und er möge mir dann vorurteilsfrei seine Eindrücke mitteilen. Ich glaube, wenn er ehrlich ist, werden ihm diese Karrwendelwände, von vielen mit den Worten „brüchiger Schund“ hoheitsvoll abgetan, aber nicht einmal richtig und eingehend betrachtet, einen unausstülgbaren Eindruck hinterlassen. —

Ein milder Herbsttag sah mich im Stallenal. Duster grau stiegen seine Tortwächter, Fiechter- und Mittagsspitze, aus dürren Sandreihen in die Luft. Daran schloß sich als fürchtbar lähe Mauer der großartige Absturz, mit dem der Hochnissel das Tal im Süden umfaßt. Befriedigt ruhten meine Augen auf diesem grau, gelb und rot gesprenkelten Felsenwall, in den ich vor kurzer Zeit Bresche gelegt, ohne mir im mindesten bewußt gewesen zu sein, daß ich damit auf neuen Wegen wandelte. Außer mir und meinem Vorgänger Hechenbleifner hat sonderbarerweise niemand Gefallen gefunden an dieser gewaltigen Wand. Vielleicht ist's besser so, denn das Gestein ist morsch wie vermooste Dachziegel und ebenso ungünstig für den Angreifer geschichtet. Mit nicht minder kriegerischen Gedanken trug ich mich heute; wiederum wollte ich einer Karrwendel-Nordwand zuleibe rücken, wiederum an zweiter Stelle. Vor zwei Jahren war dem heißen Liebeswerben von Haff und Euringer die wahrhaft fürchtbar anmutende Nordwand der Grubenkar Spitze erlegen. Ich wußte, daß Ostler schon stundenlang mit dem Fernglas vor ihr gesessen, ohne Glück. Jedesmal verhinderten Nebel und Regen das Zurechtfinden, bis ihm die Genannten zuvorkamen. Morgen wollte ich die Fahrt wiederholen.

Im Wohlgefühl unbeschränkter Freiheit — ich war noch nicht verheiratet — kehrte ich in der Stallenalm ein, wo die Sennen eben zum „Abfahren“ rüsteten. Dennoch erhielt ich noch einen Weidling ausgezeichneter Milch und mit diesem und meiner Pfeife verträumte ich die heißesten Mittagstunden im Gras hinter der Hütte. Dann schlenderte ich sorglos weiter, denn ich hatte Zeit; die Branntweinhütte in der Eng war mein heutiges Ziel. — Allgemach hob sich der gutangelegte Steig stärker und schlängelte sich durch Krummholz und grobe Blöcke. Auf der Höhe einer bedeutenden Bodenwelle, die den Beginn des Marzans — so nennen die Eingeborenen das obere Stallenal — anzeigt, erschien das klobige Plattendreieck der Lamsen-Ostwand. Mein erster Gedanke beim Erblicken dieses klassischen Berges galt dem Mann, der der gefürchteten Spitze sich zuerst begehrlieh genah; nimmt doch von allen Schilderungen verwegener Fahrten in Barth's „Nördliche Kalkalpen“ die Bezwingung des „Lamsenspitze“ unbestritten den ersten Rang ein. Freilich fiel damals Barth's Auge nur auf die Südseite, wo ja auch tatsächlich eine Annäherung den meisten Erfolg versprach; die Wand, die sich nach Osten kehrt, hatte noch lange Ruhe vor den geküßten wagemutiger Bergsteiger, bis auch da der Bann der Unnahbarkeit durch Bauriedl gebrochen wurde. Wohl dem größten Teil der durchs Stallenal Wandernden wird diese Karrwendelwand heute noch als ein steinernes „Rühr mich nicht an!“ erscheinen.

Hart unter dem Nordgrat des Berges läuft der Steig vom Östlichen zum Westlichen Lamsenjoch. Endlos dehnt sich zur Rechten das Falzturmtal, von hohen, steilen Berggestalten, Schaufelkar-Bettlerkar Spitze, begleitet. Im Sommer schattenlos, etwas einförmig, vermag es bei gutem Schnee dem Schifahrer bescheidene Abfahrtsfreuden zu gewähren. Am Westlichen Lamsenjoch ward mir für die bisherige Mühe als Lohn ein

Prachtbild bis in dunstige Karwendelferne beschert. Die Sonne stand schon tief und beleuchtete die gewaltigen Ketten der Pomper Kette mit glühenden Farbentönen. Der Weg, der leicht fallend ins Binsal und weiter zur Eng leitet, wurde mir an diesem Abend zu einer Kette von Schönheiten. — Ein höchst sonderbarer Grat strahlt nach Nordwesten von der Schafarspize aus. Er ist besetzt mit so dünnwandigen Türmen, daß ein vorstellungreicher Mensch dem Glauben zuneigen kann, hier hätte ein übermenschlicher Steinmetz mit der Säge abenteuerliche Gebilde herausgearbeitet. Eine Zeitlang hemmt dieser Steinbrettergrat noch den Blick in das dahinter eingebettete Hochglücklar; dann schließt es sich auf mit seinen grüngesprenkelten Blochhalden und hellen Firnflecken. Alle Augenblicke erscholl der scharfe Pfiff des scheuen Gemswildes, das hier, seinem häufigen Vorkommen nach zu schließen, in einem Paradies leben muß. Schafarspize, Hochglück, die Eiskarlen, die Sprizkarspize schauten mit ernster Unnahbarkeit zu dem einsamen Wanderer hernieder und gerade vor mir, scheinbar weit draußen, durchschnitt ein scharfes Riff die abendliche Luft: dort lodte Weg und Ziel für morgen, denn diese abweisende Kante gehörte dem Nordpfeiler der Grubenarspize an, den vor nicht gar langer Zeit Spötl, Melzer und Berger angegriffen und glücklich zu Fall gebracht hatten.

Wie ein häßlicher Fled in einem Meistergemälde kam mir die armselige Binsalpe vor, wo ich nochmals Milchgelüste empfand; nicht oft habe ich leibliches Begehren so rasch und nachdrücklich unterdrückt als angefichts dieser Musterschmuckwirtschaft. Die ärmlichen Hütten standen in tiefem Morast, der alles andere eher als reine Bergesklüfte atmete. Die Sennen, die ich sah, hätten eines Kleidungsstückes kaum bedurft; sie waren förmlich in Schmutzkrusten eingehüllt wie ungepflegtes Stallvieh. Ich kam fast ins Laufen und war wirklich froh, bei einer Wegkrümmung die Alm verschwinden zu sehen.

In der Dämmerung kam ich zur Eng. Ich bin ein großer Freund von Heuhütten; sie bieten kostenlos die schönste Übernachtungsgelegenheit und das Wörtchen kostenlos spielt keine geringe Rolle im Leben eines unbegüterten Bergsteigers. Heute wandelte mich ausnahmsweise wieder einmal starker Leichtfynn an. Ich bestellte Essen und Nachtlager, machte mir's auf einer Bank etwas abseits vom Hauptgebäude bequem und ließ mir das Vereichte — es waren sterbliche Überreste vom „rosenfarbenen, göttlichen Schwein“ — ausgezeichnet schmecken. Das war notwendige Prosa. Für deren Gegenteil sorgte meine Umgebung. Weit dehnte sich vor mir der große Uhornboden, dessen namengebende Fier, die gewaltigen Bergahorne, ich allerdings nur mehr als schattenhafte Flecken ausheben konnte. Hinter mir sprudelte ein Bergwässerlein. Dem Talgrund entstieg eine gewaltige Mauer, vorerst noch ohne Gliederung, bis der Mond herauszog auf seiner Silberbahn. Da kam Leben in den Fels. Das bläuliche Sauberlicht löste Rippen und Zacken aus der Wand; in den Schlünden dazwischen gähnte die Nacht. Mit köstlichem Schmuck gürtete sich die Eiskarlspize zur nächtlichen Ruhe; gleich blinkenden Edelsteinen erglänzten hoch oben im Gewände die winzigen Gletscherchen, während sich das feinzugeschärfte Horn der Sprizkarspize gierig über die schöne Nachbarin zu beugen schien wie ein nächtlicher Räuber über sein ahnungslos schlafendes Opfer.

Hätte ich das alles wohl gesehen, umgeben von lachenden, plaudernden Menschen? Jene Nacht war mir Beweis für meine Ansicht, daß dem Alleingehenden Stunden beschert sind, die dem in Gesellschaft Wandernden kaum jemals schlagen; ich halte fest an dieser Ansicht, obwohl ich behaupten darf, ein geselliger Mensch, mindestens aber kein einsiedlerischer Sonderling zu sein.

Noch lagen die Schatten der Nacht über Berg und Tal, als ich andern Tags an der einem Dörflein gleichenden Engalpe vorüberzog, meinem heutigen Tagwerk entgegen. Längere Zeit wird der Steig vom Bachlauf begleitet. Ein feierlich schöner Morgen zog herauf; des Himmels schönstes Blau erschien über mir. In ungeheurer Wucht erstanden die gestern im Mondstrahl geschauten, schemenhaften Wände und bald vermochte ich, kurze Weile innehaltend im Schritt, den Weg festzustellen, welchen der verstorbene En-

zensperger mit Hans Leberle ausgedacht, um über die Nordwestwand den Gipfel der Spritzkar Spitze zu erreichen.

Nach einer Weile hob sich der Pfad; steil kletterte er an waldburchstetem Hang empor zum Hohlloch. Von Minute zu Minute erweiterte sich der Blick. Ich gewann ungehemmte Einsicht in den düsteren Schuttkessel „Im Grund“. Eine wahrhaft überwältigende Ringmauer umklammert im Halbkreis dieses gemäßen Hochkar; neben Spritzkar- und Plattenspitze starrt mir die Grubenkar Spitze plattenblank entgegen und ich begreife im gleichen Augenblick, was mir Ostler sagen wollte, als er mir einmal auf einem abendlichen Spaziergang erklärte: „Eine Panzerplatte kann auch nicht viel hoffnungsloser aussehen als die Nordwand der Grubenkar Spitze.“ Mir stieg das Blut zu Kopf, als zum erstenmal frei und ungehemmt mein Auge über diese düster grau aufschnellende Mauer flog. „Das soll die Nordwand¹⁾ sein! Da willst du hinauf?“ Ich gestehe offen, daß einen Augenblick mein Entschluß schwankend wurde. Allerdings nur einen Augenblick. Dann kam der Umschlag auf eilenden Flügeln bergsteigerischen Wagemuts. „Und jetzt gerade! Was andere können, wagst du auch!“ Und mit festem Entschluß und Vorsatz, mich nur im äußersten Fall geschlagen zu geben, stieg ich weiter aufwärts in der Hoffnung, von der Umgebung des Hohllochs aus noch besseren Einblick in den Aufbau meiner Wand zu bekommen. Hochaufatmend betrat ich gegen 7 Uhr die Höhe des Jochs.

Wer noch nicht da heroben wollte, wo ich mich in geradezu andächtiger Stimmung auf den stacheligen Rasenpolstern niederließ, der kann sich, und sei er noch soviel gewandert im Felsgebirge, keinen Begriff machen von der Großartigkeit dieses Erdensieds. Da möchte ich alle die herauf wünschen, die geringschätzig die Äpfel zuden, wenn von Hochlandsprache die Rede ist; wenn sie da nicht ehrfürchtig werden vor diesem Bild der Größe, dann wird ihnen überhaupt keine Erscheinungsform der Erde etwas zu sagen haben.

Vor mir lag die Wand von Lalliders, eine Steilmauer, die sogar den etwas nüchtern denkenden Hermann von Barth zu hinreißender Schilderung ihres Eindrucks gebracht hat:

„Ein freundlicher Umgrund deckt das Tal. Zerrissene Wände begleiten seinen Lauf. Ein ausgedehnter Schutt- und Trümmerwall lagert dem Süden vor und über ihm steigen die Koflochzinnen auf. Hier kann man sehen, was Steilmwand heißt. Ohne Stufe, ohne queren Absatz, von senkrechten, mächtigen Klüften allein gegliedert, stürzt die ganze Felsenmasse in geschlossenen Mauern von ihrer Gipfelhöhe herab — glatte Steilmwand von mindestens 3000 Fuß. Raum, daß die ersten Strahlen des Morgens, die letzten des Abends in diesem finsternen Gewände spielen. Seine kühn gezackten, schlanken Graterhebungen stechen schwarz dräuend in den Himmel; durch tiefeingesägte Scharten schimmert das helle Blau zum einsamen Wanderer herab.“

Ein unauslöschlich Bild hab' ich mitfortgenommen, so oft ich das gesehen. Hier zeigt sich der Berg in seiner ganzen schauerlichen Wildheit und Größe. Mich wundert nur, daß sogar da der Mensch die Vermessenheit besitzt, noch zu begehren, wo er stumm anbeten sollte. Und doch bin ich noch einmal gekommen mit dem Vorsatz, den Bann dieser Wände zu brechen — es blieb beim bloßen Anstaunen dieses Heldenmals der Bergnatur; denn wenn irgendwo, dann muß hier der Kletterer sich wandeln zum Bekenner: Bis hierher und nicht weiter! Freilich sind seitdem die Lalliderer Wände längst durchstiegen worden.

Ganz erfüllt von diesem „gewaltigsten Felsenrund der Alpen“ stieg ich wieder etwas zurück gegen den Lalliderer Hochleger und schickte mich an, den Weg auszukundschaften, der hinanführen sollte zum fast waagrechten Gipfelgrat der Grubenkar Spitze. Und da hatte ich ein unverdientes Glück. Ich wußte, daß Ostler lange und unermüdet sein Glas

¹⁾ Die richtige Bezeichnung ist Nordostwand.

auf diese Nordwand gerichtet hatte. Bei mir ging das erheblich rascher. An Hand der allerdings nicht ganz klaren Beschreibung meiner Vorgänger konnte ich in kurzem so ziemlich den ganzen Wegverlauf feststellen, so daß ich Grund zu hochmütiger Regung gehabt hätte, wenn mir nicht zwei Umstände redlich beim Suchen geholfen hätten. Einmal hatte ich eben schon eine Beschreibung, also die Gewißheit der Durchführbarkeit in Händen und weiters war ich vom denkbar besten Wetter begünstigt, während bei Osllers Versuchen die Nebel das Geheimnis der Wand hüteten. Heute fiel hell der Sonne Strahl ins Gemäuer; ich entdeckte sofort die beiden, durch losgetrennte Faden gebildeten Scharten in der grauen Wandflucht an ihrem auffallenden Schattenwurf und damit mir die Sache noch leichter gemacht wurde, zogen ganz feine Nebelschleierchen gerade an den Stellen dahin, die ohne diese Helfer sich niemals von der scheinbar glatten Mauer abheben dürften. Nur der Einstieg, das Gamsenband, blieb mir zunächst verborgen; leider fehlten auch die hilfreichen Gamsen, die seinerzeit Heinz von Fider und auch die Erstbesteiger darauf aufmerksam gemacht hatten.

Ich zog Bleistift und Notizbüchlein hervor, schuf mir eine allerdings nicht mit den Augen des Künstlers zu wertende Zeichnung des mutmaßlichen Wegverlaufs und beschrieb den Aufbau der Wand. Diese Beschreibung habe ich nach glücklicher Durchkletterung der Wand zur Veröffentlichung an die Osterreichische Alpenzeitung eingeschickt; sie ist die Ursache geworden, daß heute viele Aufsätze von mir in alpinen Schriften zu lesen sind. Dann ging ich auf die Suche nach dem Gamsenband. Ich beschloß, vom Hohljoch abwärts am Fuß der Wände mich entlang zu pürschen, dann konnte mir ja das Band gar nicht entgehen. Ich täuschte mich nicht. Einige vorspringende Rippen umschlich ich; schon wollte ich ungeduldig werden, als ich an der letzten ohne Erfolg angekommen war; in begreiflicher Neugierde drückte ich mich um die sperrende Ecke; da lag die Bresche im Wall vor mir, gekennzeichnet durch reichliche Losung; der Einstieg war gefunden.

Da das Wetter in einer geradezu vorbildlichen Beständigkeit zu verharren versprach, und da ich mich mit dem allerdings scheu gehegten Gedanken trug, noch heute wieder hierher zu gelangen, ließ ich Rucksack und Nagelschuhe hier zurück, band mir ein Beutelchen mit Mundvorrat, Schneehaube und Fäustlingen und mit meiner vielbewickelten Holzpeise auf den Rücken. Einige Seilringe und 2 Mauerhaken in den Taschen, mein gutes Seil über der Schulter vollendeten die Ausrüstung und mit wahrhaftig freudelöffelndem Herzen legte ich die Hand an den Fels.

Müheelos ist der Beginn; das Band ist breit und nicht steil. Ich hatte aber keine Lust, daselbe in seiner ganzen Länge zu begehen, da ich dergestalt fast wieder zum Hohljoch zurückgekommen wäre. Die in Euringers Bericht als sehr bössartig hervorgehobene Wandstelle, an der das im spitzen Winkel vom Gamsenpfad zurückführende, zweite Band endigen sollte, hatte ich mir, wie ich glaubte, genau gemerkt; sie mußte meiner Berechnung nach fast senkrecht ober mir liegen. Ich ergriff also die Gelegenheit, gerade aufwärts zu streben, sofort beim Schopf, kletterte an äußerst steiler, aber großgriffiger Wand empor und landete nach einem brüchigen, bösen Überhang wirklich auf einem zweiten Band, das von rechts, vom Hohljoch her, zu meinem Standpunkt strich; gar nicht weit links von mir endigte es an rasendurchsehter, jäher Wandstufe. Kein Zweifel, das war die berüchtigte Stelle. Ihre Bezwingung ist mir weniger schwer, als höchst unheimlich vorgekommen; der Fels war alles eher als treu, die Grasbüschel kamen mir vor wie mit schlechtem Leim angeklebt und die lehmigen Plätzchen zwischen Fels und Gras hätten viel besser den Nagelschuh vertragen als die Hanfsohle. Die Tritte waren insolgedessen überhaupt so schlecht, wie nur denkbar; wer den Halt hier verliert, dessen Bergfahrt endet ungeheuer schnell drunten im Schutt, den ich schon tief unter mir flimmern sah, wenn ich einen Blick rückwärts warf. Zum Glück sind die ersten Stufen die schlechtesten; weiter oben besserte sich das Gefüge des unheimlichen Wandls; das un-

mittelbar darauf folgende Steilwand verdient sogar uneingeschränktes Lob. Es mündet auf einem Grasfeld und da bekam ich Einblick auf eine große Strecke des Weiterwegs. Hoch ober mir sprang ein milder Felssturm aus der Wand und bildete mit dieser eine Scharte, aus der eine Rinne zu mir herabließ. Viel bequemer konnte ich mir den Weg nicht wünschen. In dem glatt gewaschenen, festen Gestein war es eine wahre Lust, zu steigen und ehe ich mir's versah, stand ich in der Scharte vor dem bescheidenen Steinmann der Erstersteiger. Da ich nicht im Besitz einer Besuchskarte war, klemmte ich einen Streifen grünen Papiers unter einen Stein.

Von hier aus betrachtet, scheint sich die Wand endlos, sowohl in die Breite wie in die Höhe zu erstrecken. Verwickelt kam mir ihr Bau nicht vor; der Weg ist zunächst kaum zu fehlen, weil ein Abweichen wohl überall an gewaltigen Platten ein rasches Ende finden möchte.

Schon von unten, wo ich die Wand heute früh betrachtet hatte, fällt dem aufmerksamen Beobachter eine Wandeinbuchtung auf, die sich mir jetzt annähernd in Dreiecksform, gebildet aus hellgrauen Platten, in den Weg stellte. Jenseits dieser dreieckigen Einbuchtung zieht wieder eine lange Verschnidung schräg aufwärts zu einer zweiten, größeren, hoch oben eingerissenen Scharte im Wandkörper. Die grauen Platten wiesen mir zunächst bissig ihre Zähne in Gestalt eines glatten Abbruchs. Freilich war er nicht glatt genug, um den Kletterschuh abzuweisen und als ich den Abbruch unter mir hatte, wurden die Platten auffallend zahm; man kann auf bequemen Gefimfen durch den Gürtel steigen, der hier behäbig geneigt ist. Das Gestein, glatt geschuert, ist prachtvoll fest; überall hat das nimmermilde Wasser Gruben und Löcher ausgefressen, und in mancher Vertiefung stand es klar zum Trinken, so daß man hier wohl nur nach sehr langer Dürre seinen Durst nicht löschen kann.

Auffallend änderte sich das Gestein mit dem Verlassen der grauen Platten. Die Felsen, welche die Verschnidung zur Linken begleiten, sehen recht griffig aus, sind aber faul und morsch. Freilich sind dafür die Schwierigkeiten auch gering. Ich wußte mich vor Staunen kaum zu fassen, daß eine Wand, die man besonders bei ungünstiger Beleuchtung von unten für eine Panzerplatte anschauen kann, so reichliche Gliederung zeigt. Besonders von der zweiten Scharte ab sind sicher mehrere Weiterwege möglich; wohl alle aber müssen eine schräge Richtung nach links aufwärts einhalten; ich bezweifle, ob sich ein sog. Idealdurchstieg gerade hinan zum Gipfel durchführen läßt. — Die Art der Kletterei oberhalb der zweiten Scharte erinnert mich heute, da ich dies niederschreibe, auffallend an die oberen Stellen in der Nordwand des Hochmanners. Merkwürdigerweise löst sich aber nach oben gegen den Grat zu das Gefüge der Wände nicht nur nicht, wie man das eigentlich gewohnt ist, in harmloses Geschröfe auf, sondern es schließt sich zu einem letzten Verteidigungsring, den zum Glück ein zuverlässiger Fels auszeichnet. Die drei schweren Stellen, von denen Curinger schreibt, habe ich nicht getroffen, dafür aber andere, die jenen wahrscheinlich nicht nachstehen; besonders ein Riß, schon ganz nahe dem Grat, flözte mir unbegrenzte Hochachtung ein, vor allem sein geschlossener Ausgang, wo ich mich an einem kleinen Klemmstein festhalten mußte, um nach rechts hinaus auf einen schon sehr kleinen Tritt spreizen zu können. Gleich darnach verflacht sich das Gelände; über lose Kalkwürfel und leichte Blockstufen erreichte ich den Ostgrat — ein suchender Blick rechts aufwärts — da zittert förmlich in der Sonnenglut ein wettergebleichter Pfahl in einem unansehnlichen Steinmann; noch ein paar Minuten, ich lasse mich neben ihm nieder; die Nordwand der Grubenkar Spitze hatte sich zum zweitenmal menschlichem Werben ergeben.

Stolzer Befriedigung voll hielt ich eine ganze Stunde lang einsame Gipfelrast. Ich durfte mir das leisten, denn ich hatte, entgegen meiner Berechnung, knapp 5 Stunden zur Durchkletterung der Wand benötigt und damit sicher noch lange keine Höchstleistung aufgestellt, da ich mir überall bedächtig Zeit gönnt, erst zu schauen, zu erkunden,

und dann erst das Erschaute in Angriff genommen hatte. Ich glaube überhaupt, man darf im Fels nichts eilig und unüberlegt tun. Man muß es machen wie der gute Jäger, der auch das Wild ersißt und erschleicht, wogegen der Draufgänger auf Dianens Pfaden seine Beute höchstens in sicherer Entfernung und — weidmännisch gesprochen — in Scheibenansicht gewahrt.

Von den beiden Hauptansprüchen, die man an die Aussicht eines Berges zu stellen pflegt: ausgedehnte Fernsicht und belehrende Blicke auf die nähere Umgebung — genügt die Grubentarspitze hauptsächlich dem letzteren. Nach Norden irrt der Blick fast scheinbar hinab über die Steilflucht, die ich mir soeben aus nächster Nähe stundenlang betrachtet hatte, und bleibt schließlich ruhen auf den grünen Böden von Ladiz und Laiders, während im Süden das Gelände in ganz sanften, trümmerbedeckten Wellen sich abflacht. Hier zeigt sich auch die Karbildung, die dem Gebirge vielleicht den Namen gegeben, in großem Maßstab. Ich wäre gar nicht ungern da hinabgestiegen, jene denkwürdigen Punkte aufzusuchen, von denen aus Hermann von Barth seine kühnen Streifzüge auf die Koflochgipfel unternommen hatte. Doch anderes lag mir im Sinn. Da vorne im Westen zog ein nicht gar langer Seitengrat nach Norden. Das ist die obere Kante des Steilaufschwunges, den ich heute morgen schon vom Hohlloch aus begehrt gemessen hatte, der sog. Nordpfeiler, der als Stütze des Hauptgrates vorspringt und über den sich, wie schon erwähnt, drei Innsbrucker einen Zugang zu meinem Standpunkt ertrotzt hatten. Wo man in die Höhe klimmen kann, kommt man sicher auch hinab. Deswegen hatte ich ja mit Vorbedacht mein Gepäc im Geröll unterm Gensenkband liegen gelassen, schon um etwa aufkeimende Reue über diesen Entschluß im Keime zu ersticken. Die Reue kam aber gar nicht; der schöne Herbsttag mußte voll ausgenützt werden.

Eine Stunde nach Mittag packte ich meine geringen Habseligkeiten und wanderte westwärts, den Grat zur Dreizinkenspitze entlang, die zwar abweisend ihre Gipfelfürme aufbaut, in Wahrheit aber ein ziemlich harmloser Berg ist. Das ist eine der schönen Gratwanderungen, an denen das Karwendel reich ist, eine Wanderung, bei der man meist sorglos dahinschlendert und auf der man ständig ausgeführte, landschaftliche Bilder zu beiden Seiten bewundern darf. Ich möchte das den größten Vorteil des Karwendels nennen, der besonders einem Spitzensammler in die Augen stechen wird.

Gar zu lange dauerte heute die Gemüthlichkeit nicht. In seiner größten Ausdehnung zieht der Kamm des Nordpfeilers, der sich in scharfem Winkel vom Hauptgrat nach Norden loslöst, im allgemeinen waagrecht dahin. Er ist besetzt mit abenteuerlich geformten Türmen. So viel als möglich hielt ich mich an die Gratschneide und überkletterte die meisten Erhebungen, wobei ich die angenehme Entdeckung machte, daß das Gestein gar nicht etwa „rogel“, wie anderwärts im Karwendel ist. Schon dachte ich, etwas leichtfertig geworden: das ist eine höchst einfache Sache. Gleich darauf dachte ich das Gegenteil, als ich auf der Spitze eines Turmes angelangt, über eine jähe Steilwand die nächste Scharte mindestens zwei Seillängen unter mir erblickte. Nach einigen Versuchen, die mir begreiflich machten, daß man wirklich nicht überall, „wo Felsen wachsen, auch klettern kann“, schlug ich mich in die Ostflanke des wilden Burschen und gelangte schließlich, an oftmals sehr kleinen Haltepunkten abwärtssteigend, in die Höhe der Scharte, die ich dann nach kurzem, nicht leichtem Quergang erreichte. Während ich ein wenig von der Anstrengung mich erholte, hatte ich Muße genug, mir den Turmabbruch näher zu betrachten, der ja auch den Erstersteigern ein furchtbares Hindernis in den Weg gestellt hatte. Links draußen an der Kante baumelte eine gebleichte Seilschlinge und gab mir Kunde von verzweifelt hartem Kampf des Menschen mit dem Berg. — Schon flöhte mir der leichtere Weiterweg wieder etwas vom göttlichen Leichtsinne ein, da sah ich schon wieder fest. Wieder klaste, tief eingerissen, eine wildzerfägte Scharte im Grat. Da erinnerte ich mich endlich, daß ich ja hilfreiches Eisen bei mir trage und gar schnell machte ich mir mittels eines Mauerhakens den Weg frei. Längere Zeit gab's nichts Aufregendes mehr;

ich setzte mich sogar einmal zu einem Pfeifchen Tabak auf einem reizenden Erkerchen nieder. Überhaupt wird nach den wilden Türmen der Gang über die Schneide betüfelnd schön und ich fand vielfach Gelegenheit zum Verhalten des Schritts. Man braucht nur ein wenig sich auf der Offseite zu bewegen: da flimmert in graufiger Tiefe der Winkel „Im Grund“, umschlungen von den Nordwänden der Grubenkar- und der Plattenspitze. In schwachem Halbbogen schließt sich daran die rumsendurchsüchte Nordwestwand der Spritzkar Spitze. In der Sonne glitzernd, zieht vom „Grund“ das helle Bächlein hinaus zum grünen Thornboden, wo trotz der späten Jahreszeit, von hier aus allerdings in Fliegengröße zu sehen, noch Almwieh weidet. Und hab' ich mich sattgesehen an diesem lieblichen Anblick, so genügen ein paar Schritte auf die andere Gratseite, um mir ein völlig anderes Bild zu entrollen. Da zittern in der Sonnenglut weite, helle Kalkströme, aus denen das glattgepanzerte Riesenschiff der Kaliderer Wände ragt. Um dieses Wunder der Natur mit einer jedermann zugänglichen Laufbahn zu umsäumen, hat Menschenhand ein kunstloses Steiglein angelegt, das an den Kaliderer Reifsen entlangzieht und zuletzt windungsreich in steilem Zickzack zum grünen Sattel des Spielstjochs hinanklettert, um, eine Zeitlang unsichtbar, weit draußen wieder aufzutauchen und schließlich im Dunst der Tagesglut gegen den Kleinen Thornboden zu verschwinden.

Diese schönen Bilder hatte ich von jetzt ab immer vor mir und ich hab' sie auch wirklich gesehen; ich trage glücklicherweise auch beim Klettern keine Binde vor den Augen und will es auch immer so halten, um zu verhüten, daß sich die Binde nicht zum Brett wandle, das ich dann vor dem Hirnkasten tragen müßte.

Nach einer rundköpfigen Graterhebung zeigte mein Weg kräftigliche Neigung, sich steiler abwärts zu senken. Ein Ausweichen wird nicht mehr gefordert, aber der Grat wird von Schritt zu Schritt steiler und als ich nach Durchkletterung eines leichten, aber brüchigen Ramins auf vorgeschobener, begraster Kanzel stand, da zog schwindelnd jäh der selbstgewählte Pfad zur Tiefe; ich sah bereits die Stelle, wo der Nordpfeiler auf dem Hohljoch fußt. Da haben sich überall Latzen und Gras angesiedelt, was meinen Kletterstiefeln nicht sonderlich behagen wollte. Diese Fußbekleidung ist für derartigen Felsüberzug ganz und gar nicht geeignet und so kam es, daß ich sogar nochmals zu einem Mauerhafen greifen mußte, um über eine scheußlich steile Grasrinne hinabzugelangen, bis ich, zuletzt sogar mit einem ansehnlichen Sprung, dem Bann des Pfeilers entwich und auf dem Hohljoch landete, wo ich heute morgen gestanden.

Die sechste Stunde zeigte die Uhr. So lang wie im Aufstieg durch die Wand, hatte ich gebraucht, um auf dem kühnen Weg der Innsbrucker auf sicheren Boden zu gelangen. Schon stand die Sonne an der Schwelle ihres Schlafgemachs, als ich die steilen Schutthalden hinabsprang, um endlich wieder zu meinen Nagelstiefeln zu gelangen. Meine Sprünge scheuchten ein Rudel Gemsen auf, das mir heute morgen als Wegweiser mehr gefallen hätte und wie erwartet: die flinken Tiere eilten vor mir her und verschwanden Stück für Stück schier gespensterhaft in der Wand auf dem Band, das ich heute morgen begangen. Weniger gespensterhaft waren die steinernen Zeugen ihrer Anwesenheit, die alsbald in Gestalt eines wahren Hagelstrichs aus der Wand herabpfeiften. Mich schreckten sie nicht mehr, ich war mit Rudzack und Schuhen eilends dem Feuerbereich entronnen. Ich wanderte zur Eng und nach kurzer Stärkung über das Lamfenjoch nach Schwarz und eine herrlich kühle, von Mond und Sternen erhellte Nacht beschloß einen Tag, der mir eine Fülle von Erlebnissen gebracht im Kreise jener stillen, starren Berge, die, noch heute vielfach unverstanden, von vielen gemieden, ihr Dasein verträumen dürfen, obwohl sie wert wären, ebenso durch Besuch geehrt zu werden wie beispielsweise ihre stolzen Brüder tief drunten im Süden.

Vielleicht aber wäre es diesen Herren von uraltem Karrwendeladel gar nicht angenehm, wenn sie so viele an sich herumsteigen lassen müßten, wie z. B. Zugspitze und

Ulmauer Halt oder die obengenannten Noheziele der Dolomiten. Drum, ihr Herren vom Karwendel, bleibt einsam, ich komme wieder.

* * *

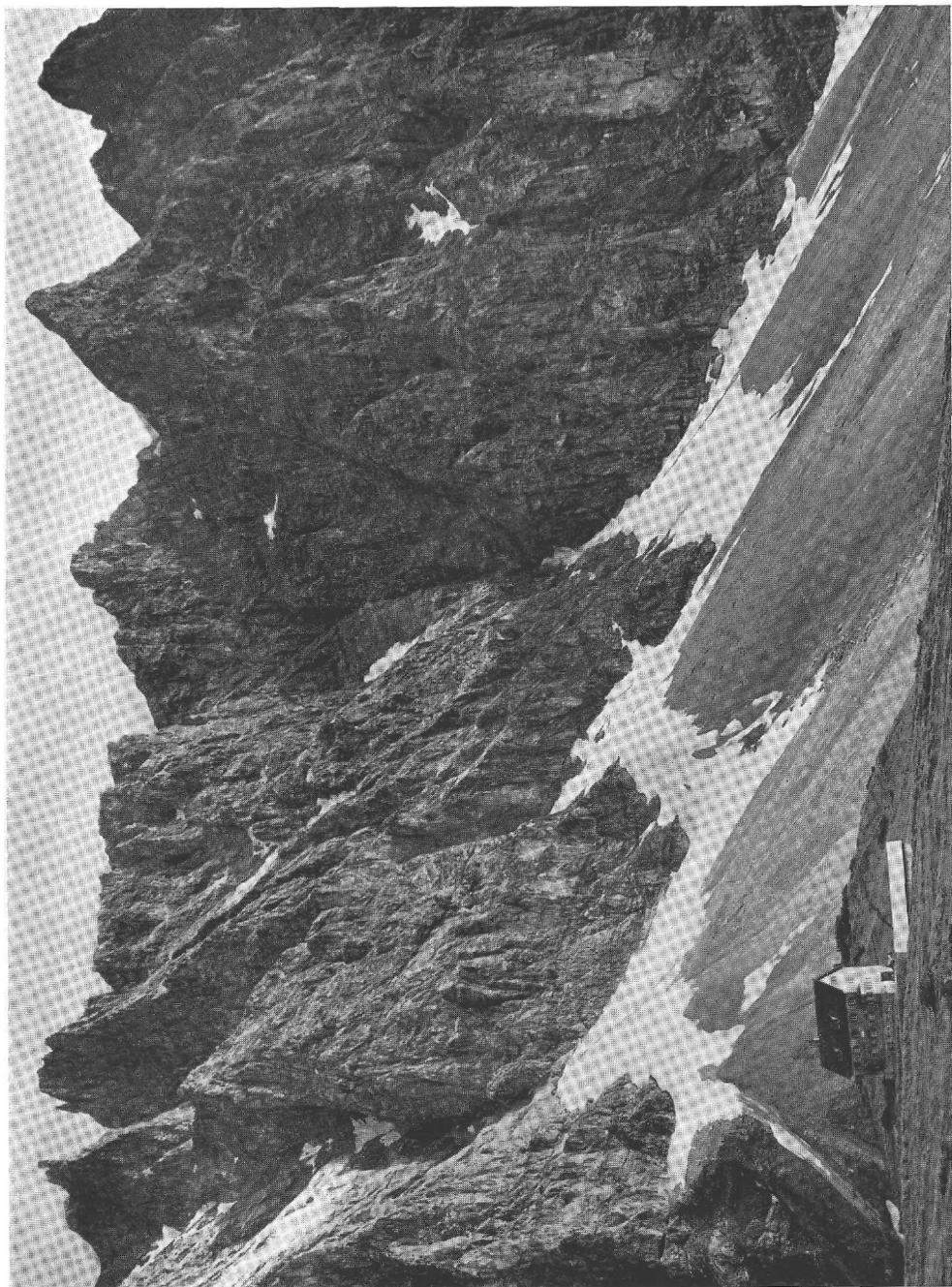
Und ich kam wieder. Es war kein billiges, hohles Wortgeflingel, sondern tiefstem Versprechen zwischen treuen Freunden. Freund ist mir ja das Karwendel geblieben bis zum heutigen Tag und soll es auch bleiben, solange ich lebe. Nie ließ ich eine Gelegenheit ungenützt, konnte ich einem Anderen guten Rat geben für Bergfahrten; immer nannte ich ihm mit an erster Stelle das stille, große Karwendel. Nie habe ich selbst die Pflicht der Dankbarkeit vergessen, die ich gerade diesen Bergen schulde. Da lernte ich zuerst die überwältigende Freude an schwerer Kletterei kennen; da habe ich im Donnern des Steinfalls furchterregende Augenblicke, in harmlosem Wandergang tiefbeglückende Stunden erlebt.

Ich habe — nach gewichtiger Ansicht leider — nicht zu denen gehört, die das Glück, Karwendelluft zu atmen, bei sich behielten. Ich habe gerade über diese düsteren Kalkberge vieles veröffentlicht. Aber wenn irgendwo, so haben mir da bestimmt nicht Eitelkeit oder Wichtigmacherei die Feder geführt. Kam ich heim von erlebnisreicher Fahrt durch einsame Karwendellare, durch steile Riesenwand, über lustigen Grat, da war's mir ganz einfach ein jauchzender Befehl: Setz dich hin und künde, was du gesehen und erlebt. Das müssen andere auch erfahren. Und ich hab's getan, was mir mein liebes Karwendel auftrug, und ich glaube heute noch, ich habe recht getan. Denn ich habe damit bestimmt nicht zur Entweihung und Übervölkerung dieses noch an vielen Stellen einsam träumenden Gebirges beigetragen, wie man mir mitunter vorwarf. Wo sich diese Erscheinungen einstellten, da wären sie auch ohne solches Tun eingetreten. Im übrigen sind heute noch eine ganze Anzahl der von mir beschriebenen Orte im Karwendel einsam geblieben. Oder will mir jemand ernsthaft beweisen, daß etwa im Riegelkar, im Fallbachkar der Lärn der Vielzuvielen dem Besucher ans Ohr klingt oder daß am Barthgrat oder in einer beliebigen großen Nordwand die Seilschaften am Einstieg etwa „anstehen“ müßten? Nein; ist auch längst der Ruf von der Schönheit des Karwendels vielerorts verstanden worden: „Große Mode“ wird es wohl nie werden. Dazu ist es doch zu ernst, zu „titanenhaft öde“ und — für den neuzeitlichen Kletterer — zu rogelig.

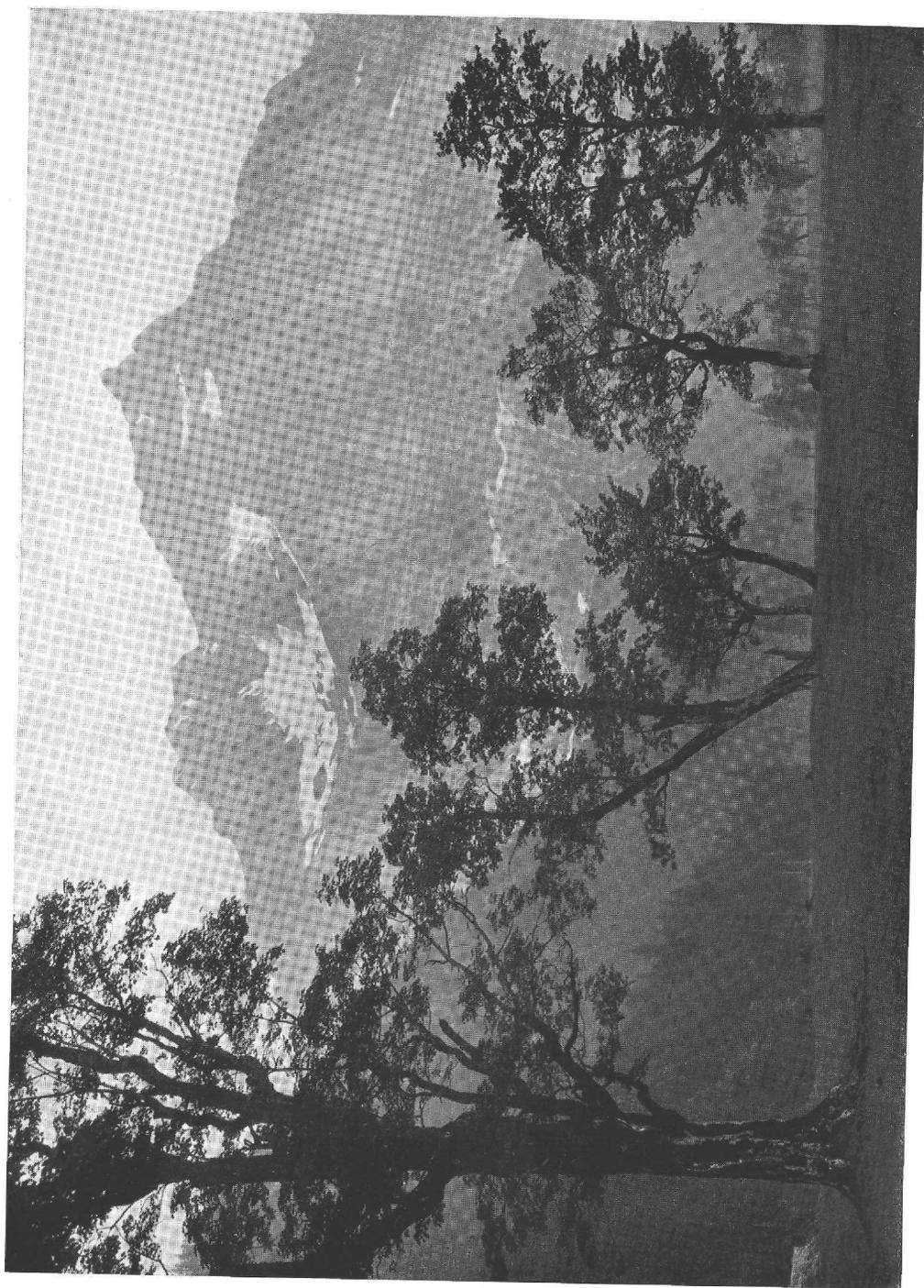
Die eben geschilderte schwere Bergfahrt stand so ziemlich am Beginn meiner vielen Karwendelunternehmungen. Viele ernste sind noch darunter, zum größeren Teil im alpinen Schrifttum da und dort aufzufinden als begeistert geschriebenes Wort. Viele besinnliche Wanderungen stehen auch in meinem Tagebuch verzeichnet. Der schönsten eine von diesen Wanderfahrten, nach meinem Geschmack und meiner Kenntnis die schönste überhaupt in den Nördlichen Kalkalpen, die ich vor kurzer Zeit erst mit meiner bergfreudigen Frau wieder einmal durchgeführt habe, die Durchquerung von Scharnis nach Schwarz, sei in Nachstehendem festgehalten. Ich habe diese Wanderung wiederholt, auch in umgekehrter Richtung unternommen. Ich halte aber die Wanderrichtung West — Ost für glücklicher, da der einförmige Teil dabei gleich zu Anfang unter die Füße genommen wird. Wenn andere sagen, umgekehrt sei der Gang reizvoller, da es wohl tue, nach wichtigem Aufbau der Eindrücke sie leise verklingen zu lassen, dann ist das zweifellos auch ein verständlicher Standpunkt. Aber über den Geschmack läßt sich schwer streiten.

Quer durchs Karwendel von Scharnis nach Schwarz

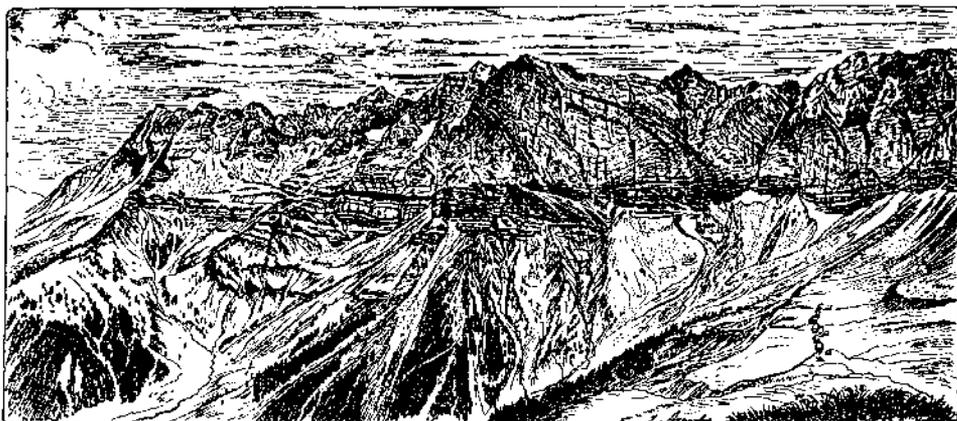
„Wollendurchbrauste Luft aber gehört ins Karwendel, drohende Gewitter, deren Schatten die grauen Felsenwälle mit blauen Tinten übergießen, blutrot hervorbrender Schein der Abendsonne, der seine flammenden Strahlen auf die düsteren Riesen-



Gaflenhütte, im Hintergrund die Nordabstürze der Bodffarunrahmung



Am Großen Hornboden. Blick auf Sprigkaripitze



Lamsenspitze — Hochglückspitze — Spritzkarspitze — Grubenkarspitze

mauern wirft.“ Recht hast du, Altmeister Plaz. Du hast mit Maleraugen des Karwendels Eigenart erkannt und geschildert und ich habe die Wahrheit dieser Schilderung mitunter gerne nacherlebt. Aber als ich einmal meiner jungen Frau, der ich oft vorge-schwärmt von der Königin der heimatlichen Gebirgswanderungen Scharnitz—Schwarz, diese Schönheit zeigen wollte, da wäre es mir doch lieber gewesen, es hätte an jenem Augustnachmittag etwas weniger „wolkendurchbrauste Luft“ gegeben in meinem lieben Karwendel, als wir von Scharnitz zu dritt — eine junge Innsbruderin hatte sich uns zugesellt, über den steilen „Birzel“ hinaufstiegen ins Karwendeltal. Hätten die Wolken sich ruhig verhalten, dann wäre ja nicht viel zu klagen gewesen; aber sie grollten recht vernehmlich und ließen von ihrem feuchten Segen so ergiebig viel fallen, daß wir bald unsere Rucksackschirme hervorsuchen mußten. Und dabei wäre der erste, fast ebene Teil, dem rauschenden Karwendelbach entlang bis zur Angeralm durchaus nicht langweilig, wie viele behaupten. Jedenfalls wird der Wanderer, der mit wachen Sinnen dahinzieht, sofort fühlen, daß er in einer geradezu heldisch ernsten Gebirgsgruppe sich befindet. Zur Rechten wie zur Linken öffnen sich gewaltige Kars; dunkle Latschenselder von bedrückenden Ausmaßen umgürten ihren Eingang und darüber stehen, freilich stark verkürzt, die Riesenruinen dieser sterbenden Berge. Wir sahen gerade hinauf zu den felsigen Schwellen des Lärchledtkars, des Tiefkars, Großkars, Hochkars im Norden, wo gleich von Riesenbränden aufwallende Rauchschwaden heute die düsteren Regennebel ihren Herzentanz austobten. Die südlichen Felswälle der Pleisenspitze, der Larchetkar-, Riedelkar-, Bodkarl- und Margenkarspitzen waren weniger verhängt, aber überall glänzten vor Nässe ihre schwarz und gelb gestriemten Mauern und zahllose kleine, herab-schleiernde Wasserfälle kündeten, daß auch sie ihren Teil von der „wolkendurchbrau-ften Luft“ schon erhalten hatten. Trübe Stimmung ließen wir trotzdem nicht aufkommen und da auch die Wettervorhersage baldige Besserung erhoffen ließ, dampfte froh das Pleischen unterm Regendaß und floß munter das Bäcklein der Rede bei meinen Begleiterinnen.

Bei der Angeralm, wo auch ein Jagdhaus steht, rauschte die Regenflut wie graue, zerschläffene Leintücher herab, neben dem Bedürfnis, etwas Warmes zu trinken, ein gewichtiger Grund zur Einkehr.

Nur mehr leise rieselte das Raß, als wir weiterzogen. Von der Alm weg läßt der Weg mehr und mehr seinen bisherigen, treuen Begleiter, den Bach, in die Tiefe sinken; in gleichem Maße hebt er sich und durchzieht in gemächlichen Windungen hochstämmigen

Fichtenforst. Da erreichte uns die graußügelige Dämmerung und fast Nacht war es schon geworden, als wir das wuchtig gebaute Karwendelhaus als gewaltigen Fels vor uns aufwachen sahen. Minuten später waren wir geborgen, nah, aber zufrieden, auch hoffnungsvoll, das Wetter möge Einsicht haben mit anständigen Bergsteigern.

Es hatte Einsicht. Anderntags blaute der Himmel, lachte die Sonne. Und damit war mein sehnlicher Wunsch erfüllt, meinen Begleiterinnen die Karwendelberge in leuchtender Schönheit zu zeigen, sie teilnehmen zu lassen an den tiefen Eindrücken, die diese Höhen von jeher mir in Herz und Sinn gegraben haben. Wir beschloßen, das höchste der rundum aufragenden Bergeshäupter, die Birkkarspitze, zu ersteigen. Auf gut gestuftem Steig schraubten wir uns steil empor am begrünten Rücken und schwenkten hinein ins schmale Schlauchkar. Rechts brechen die Nordfluchten der Ödkarspitzen, gelb und schwarz gefärbt, unten regenmaß glänzend, weiter oben überrieselt vom Neuschnee vergangener Schlechtwetterstunden hinab zum Schutt; links begleiten uns die begrünten Schrofenhänge des Hochalpenkreuzes. Hoch über dem Schlauchkarbach wanderten wir eben dahin. Rechts, in geringer Tiefe unter uns standen Gamsen auf den grünen Böden. Sie waren so vertraut, als wären sie Tierparkbewohner, gewohnt an den Anblick der „Zweibeine“, denen sie für gewöhnlich so weit als möglich aus dem Wege gehen. Einzelne blieben überhaupt ruhig im Lager und verfolgten uns nur aus aufmerksam neugierigen Lichtern. Und dabei betrug die Entfernung etwa 70 Schritte!

Das freundliche Grün verschwand; ein Blockfeld tat sich auf. Da begann der Neuschnee. Die Blöcke lagen hinter uns; in brüchigem, verschneitem Fels stiegen wir, erst in südlicher, dann in westlicher Richtung auf das steile Schneefeld hinüber, das sich unterm Schlauchkarfattel einlagert; kerzengerade zeichnete ich die Trittspur hinan zu seiner schmalen Senke. Natürlich sang da der Jochwind ein schneidig Lied, aber eng an den Fels geschmiegt, duckt sich ein winziger Holzbau, und da drinnen war es windstill und gab es Gelegenheit zu Stärkung und Pfeifenbrand. Als wir wieder hinaustraten, war auch der rauhe Geselle schlafen gegangen. Westwärts überschauten wir die wenig aus dem Gratverlauf emporstrebenden Höcker der drei Ödkarspitzen, deren mittlere, höchste, das amtliche Vermessungszeichen trägt. Unter uns im Süden breiteten sich die riesigen Steinwälder aus, denen die Gipfel den Namen geben, jeweils in Kleines und Großes Öd- und Birkkar geteilt. Und östlich, da kriechen die metallenen Schlangen der Drahtseile hinan und bannen nervenberuhigende Eisentritte für den Angstlichen die Gefahr des Abgleitens im splittelligen Fels. Keine halbe Stunde war vergangen und des Karwendels Höchster hatte uns empfangen.

Aufgeschlossen lag die funkelnde Eismwelt der Uralpen von den Tauern bis zur Silvretta im Süden. Weit dehnte sich im Norden des Deutschen Reiches Hochebene mit spiegelnden Seen. Gen Sonnenaufgang die Berge, die meine ersten, gar nicht schüchternen Gehversuche lächelnd und gnädig ertragen haben vor vielen, vielen Jahren, die Herren von Berchtesgaden und links davon „mein Kaiser“. Im Westen furchen die Rämme des Wettersteins, der Mieminger und in bläulicher Ferne Lechtaler und Allgäuer die reine Himmelslocke. Ein riesenhafter, erhabener Kranz und mitten drinnen das Gefolge des Fürsten, bei dem wir zu Besuch gekommen; ich glaube, kein nennenswerter Gipfel des Karwendels kann sich an klaren Tagen hier oben dem Auge des Schauenden entziehen. Mein erster Blick aber flog hinab nach Osten zum nächsten Nachbarn. Da ragte wie ein blanker, aus braunem Erz gegossener Schiffskiel der Berg herauf, der mich, vor vielen Jahren war's, um Haarsbreite gestrichen hätte aus der Reihe der Lebendigen, die Kaltwasserkar Spitze, die mit harmlosem Rücken über Heisentopf und Sägezähne heraufsteigt aus dem Hinterental und mit schauerlichem Nordabbruch hinabspringt zum Kleinen Ahornboden. Gedenkstein froher Jugendstürmerzeit, heute wertvollste, verklärte Erinnerung.

Auf gleichem Weg, der uns zur Höhe geführt, stiegen wir wieder zum Schuhhaus

hinab. Da sahen wir noch eine ganze Weile im Freien an der Nordwestecke des Bergfahrrerheims und ich war froh ob der Sonne und des Blauhimmels. Wir überfahen den größten Teil des Weges, den wir gestern im Regen gewandelt; ich konnte meinen Gefährtinnen mancherlei zeigen im Blickfeld der Hütte. Da lag schräg links drüben überm Tal, behäbig gebettet zwischen Raffelspitze und Bärenalpkopf, die breite, grüne Bärenalpscharte, gerade in diesen Tagen ein gern gesuchter Übergang für solche, die aus politischen Gründen hinüberwechselten ins Nachbarreich. Ich bin einmal vor langen Jahren vom Wörner über den langen Grat, der die Grenze trägt, gerade noch rechtzeitig auf die Scharte gekommen, als ein schauerliches Hochwetter losbrach und mich 3 Stunden lang unter einem kleinen Überhang gefangen hielt. Aber ich bin doch hochbefriedigt dann in kühler Abendluft zu Tal gestiegen und nach Scharnitz hinausgewandert. Dem Schutzhäus gerade gegenüber im Norden stehen zwei Berge, deren Zwischenstück mir im allerbesten Angelegenheit steht. Da schwingt sich von der Grabenkar Spitze zur Östlichen Karwendelspitze ein turmgezierter Grat hinan. Auf diesen Türmen verriet mir einst das Karwendel, daß es „auch anders könne“. Ich überkletterte den Grabenkargrat mit meinem lieben, lustigen Freund Detti, den leider eine Ruffentugel aus daseinsfreudigem Leben hinweggerissen hat und wir zwei waren begeistert von diesem Gang und spendeten ihm das höchste, zur damaligen Zeit zu vergebende Lob: „Der ist ja fast schöner als der Kopfsbrügrat“, und aus heller Bergesfreude habe ich noch zweimal hintereinander diese prachtvolle, festgefügte Turmreihe überklettert; einmal war Freund Klammer dabei.

Gegen Mittag mahnte ich zum Aufbruch. Wir stiegen auf fein angelegtem Weg noch gemeinsam hinan zum Hochalpsattel, von dessen Jochkreuz aus schon, heute allerdings unübersehbar im Mittagsdunst, die wilden Zinnen der Falken und der Kaliberer den Blick fesseln. Da verließ uns die Freundin meiner Frau, die aus beruflichen Gründen morgen wieder in Innsbruck sein mußte; sie ging zurück, woher wir gekommen und wir zwei zogen weiter nach Osten. Wir verließen auf der Jochhöhe den Fahrweg und griffen zur Linken den Fußsteig auf, der uns in etwa einer Stunde hinabbrachte zum Kleinen Ahornboden. Wohl hatte meine Frau hochgespannte Erwartung angeammelt und solche wird oft nicht ganz erfüllt. Aber hier auf diesem, vom Schöpfer gesegneten Erdenfleck, wird wohl nur ein Mensch ohne Gemüt achtlos vorüberwandern. Wir waren beide überglücklich, Erna von erster Schau, ich schon aus dem Wissen heraus: Hier verhältst du bestimmt wieder den Schritt und weißt wieder nicht, wohin zuerst schauen in dieser holden Vereinigung von Lieblichkeit und Größe.

Es ist ein Heiligtum, dieser Kleine Ahornboden. Auf freundlicher Bergwaldwiese steht ein einfaches Jagdhaus zwischen uralten Ahornen, blitzerspaltenen, hohlen, moosbehangenen; aber fröhlich treibt grünes Leben aus ihren weitausladenden Kronen. Diese alten Herren stehen zum Glück unter höchstem Schutz; sie sind zum unangreifbaren Naturdenkmal erklärt. Und mitten in diese Naturburgen hat dankbare Menschenhand einen schlichten Denkstein gesetzt zur Erinnerung an den Ersten, der es gewagt, in verwegendem Alleingang Karwendelberge anzugreifen, der es unternahm, in die ängstlich gehüteten Gemisnare einzudringen und so gar manchem Hubertusdiener ein Dorn im Auge war, an den unvergeßlichen Hermann von Barth. Schade, daß er da nicht zur Ruhe gebettet liegt; er hätte den gewaltigsten Behüter seines letzten Schlafes; denn auf das grüne Fleckchen schaut stolz und drohend der Berg hernieder, den er in seiner packenden Schilderung „Im Schneesturm auf der Kaltwasser Spitze“ als die drohend gegen den Himmel aufgezückte Dolch Klinge bezeichnet. Der Gegensatz zwischen dem grünen, kinderfroh lachenden Talflächchen und dem finsternen Ernst des steinernen Riesen darüber in schwindelerregender Höhe ist in Wahrheit „unbeschreiblich“. Man muß ihn erleben.

Der wunderschöne Wald von Ladiz mit seinen uralten, herrlichen Fichtenbäumen nahm uns auf. Beim Durchschreiten seiner kühlen Wandelhallen kam uns die herrschende Hitze gar nicht mehr schlimm vor. In eine große Umlichtung hinaus, hinauf zu

einem flachen Kamm — da lagen sie vor uns, die Ladizer Ulmen, die dem Stürmer von ehedem Obdach geboten vor der großen Fahrt durch die Nordwand der Barth'schen „Dolchflinge“. Und als ob mir die furchtbaren Augenblicke von damals jäh und nachdrücklich in Erinnerung gerufen werden sollten, hub mit einem Male ein schweres Gewittergrollen an, dumpfes Rollen und Donnern in den Lüften, dazwischen gellendes Knattern wie Maschinengewehrfeuer. Wir sahen einander verwundert an: der Himmel blank und klar. Unwillkürlich zieht's den Blick nach rückwärts. Weißgelbe Rauchschwaden umwallten das Horn der Kaltwasserkarsspitze und wirbelten durch die ganze Nordwand auf und nieder; immer wieder dröhnender Schlag, heulendes Säusen, schleifendes, mahlendes Knirschen: Steinfall tobte dort durch die Wände, und blitzschnell kam mir der Gedanke: Herrgott, das ist ja genau wie damals, als ein armseliges Menschenleben in der Wand nur mehr auf den Stein wartete, der es zum Erlöschen bringen sollte. Sie hat sich nicht geändert, die wilde Wand. Sie ist heute noch die grauenhafte Riesin, die in stäubendem Felssturz sich selbst, wenn auch für menschliche Beobachtungsgabe kaum wahrnehmbar, allmählich zum Sterben bringt.

Am späten Nachmittag tauchte das schöne Oberländer Bergheim vor uns auf, die Falkenhütte. Der Mann muß Glücksaugen gehabt haben, der diesen Fleck als Hüttenplatz erschaut und erwählt hat. Falkenhütte? Gewiß, sie liegt am Spielstjoch, am Ausgang des Kammes, der von dem wilden Falkenstod südwärts sich ablenkt. Sie ist damit der gegebene Ausgangspunkt zur Falkenfahrt und diese Berge sind gewiß trotzig schön. Aber keinen Vergleich vermögen sie auszuhalten mit dem über alle Vorstellung wilden Felsabbruch, der nur durch ein schmales Tälchen von ihr getrennt, geradezu himmelverfinstern im Süden auf die Hütte herabdröht: die Nordkante der Kaliderer Spitze, nicht unpassend auch als Westpfeiler der Kaliderer Wände zu bezeichnen. Ob der Name Kaliderer Hütte nicht noch passender gewesen wäre?

Ein Prachtabend sank hernieder. Lange stand ich draußen und konnte mich kaum losreißen von dem übermächtigen Felsbild. Der Nichtkenner sieht hier ja nur die abschreckend steilen Wandfluchten, für ihn senkrecht, tritt- und absatzlos. Schon der Gedanke, da hinaufzusteigen, erscheint ihm entweder als Ausgeburt eines wahnsinnstollen Gehirns oder, falls er es dennoch als feststehende Tatsache glauben muß, als Gottverfuchsen und als eine Sonderart von Selbstmord. Ich sah voll tiefer Bewunderung etwas anderes. Die von wagemutiger Bergsteigerjugend gesuchten und gefundenen Wege durch diese Mauern sind doch wahrhaftig der schönste Ausfluß unbeugbaren Leistungswillens. Ich habe früher wohl auch dann und wann den Kopf geschüttelt und manchmal keimte es bange in mir auf: Das bedeutet das Ende des Bergsteigens. Niemand ist froher als ich ob der Täuschung. Heute schaue ich stolz die Wunderpfade unserer Jungen. Was hat sich denn geändert seit der Zeit, in der auch ich brennend gern schweren Fels angriff? Nichts im Menschen. Auch uns Alte trieb seinerzeit das gleiche Gedankengut, befeuerte der gleiche Wille zur Tat wie heute die Jungen. Geändert hat sich das Hilfsmittel, geändert hat sich „der Widerstand, der eingeschaltet wird zwischen Mensch und Berg“, um den letzteren zu erobern, und ich bin dankbar, daß ich heute nicht nur neidlos und ohne jede Geringschätzung das Tun des jungen Bergsteigers betrachte, sondern daß ich ihm froh bewegt die Hand drücken darf, verstehend mit des Alters Reife der Jugend Tatenlust und Drang.

Der Abend in der gemütlichen Klische bei den trefflichen Wirtsleuten lebt uns in froher Erinnerung. Spät, es war längst Nacht geworden, kam noch ein Gast, ein Ingenieur, der sein Motorrad auf der Ladizer Alm eingestellt hatte und dann mit langem, ungefügtem Meßgerät noch heraufgestiegen war. Wozu er das mitgebracht hatte, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Noch ruhte meine Frau in gesundem Bergschlaf, Morgendämmergrau stand im Osten, als ich mich stille wegschlich aus der Hütte. Zum Ladizjoch schritt ich hinüber, wo des

Grattiers Pfeifen unterm Zunderhang des Mahnkopfs mich kurz verweilen ließ. Ein starkes Rudel hatte ich rege gemacht und mit eiligen, steinelbsenden Sprüngen segten die flinken Tiere nach Osten gegen die Gumpenspitze hinab. Dann betrat ich das fast waagrechte Steiglein, das den Mahnkopf im Westen umgeht. Hinter ihm gewann ich bald den breiten, begrüntem Gratrücken, der zu den Felsen emporsteigt. Der Rücken wurde zum schmalen Grat, links zog die um diese Stunde noch in tiefem Schatten ruhende Erzklamm mit rotbraunem, splinterigem Gefels zur Tiefe. Auf Steigspuren, über brüchige Stufen, schließlich in den obersten Wänden der Erzklamm querte ich hinüber zur letzten Einschaltung vor dem Steinfalken (Steinspitze), schlug mich, wiederum spärlicher Trittspur folgend, in die Westflanke und erreichte über rogeliges Blockwerk die Spitze.

Der Führer sagt: „Für sich allein wenig lohnend.“ Ich weiß nicht recht, was das heißt. Ich war heute schon das dritte Mal heroben. Mir hat dieser Gipfel immer sehr gut gefallen, besonders wegen des aufschlußreichen Blicks auf den Falkenstoc. Und wenn der frühe Sonnenstrahl einen Einsamen trifft auf einem wenn auch bescheidenen Bergeshaupt, dann wohnt für ihn auch da das Glück der Höhe so gut, als auf weit höherer Warte, erklommen auf schwierigem Wege. „Es kommt auf die Augen der Seele nur an, mit denen du schaust in die Welt.“ Des Pfeischens Rauch umkräuselte schmeichelnd das still zufriedene Menschenkind.

Zurück nahm ich den gleichen Weg, wurde aber vom Ladizjoch weg nochmals Leistungsalpinist und überstieg den Mahnkopf. Eigentlich ein kleiner Schinder, hat es sich doch gelohnt. Gerade als ich anstieg, wechselte über den Ramm Rotwild durch, vier Stück Kahlwild und ein geringer Hirsch. Da der Wind noch abschlug, zogen sie völlig vertraut vom Laiderer Tal herüber und verschwanden in einem seichten Graben der Ladizer Seite.

Meine Frau empfing mich mit der frohen Kunde, daß sie schon Lichtbildbeute eingehemmt habe. Sie hatte natürlich vor allem die Hütte mit ihrem wilden Felswächter in die Linse genommen und da ich ihren künstlerischen Blick kannte, freute ich mich damals schon auf die Bildchen. Sie sind auch schön geworden.

Der geschlängelte Hüttensteig brachte uns hinunter zum Talweg und bald schritten wir im Geröllstrom der Laiderer Reichen fürbaß. Der Gang durch dieses Trümmertwerk am Fuß der ungeheuerlichen Steilmauern, der gewaltigsten, geschlossenen Wände der Nördlichen Kalkalpen überhaupt, ist vielleicht landschaftlich nicht der Höhepunkt der Karmendeldurchquerung, aber nirgends tritt dem Wanderer die schwere, finstere Wucht des Berges so unmittelbar entgegen wie hier. Noch war kein Sonnenstrahl hereingefallen in die Wand. Kühle Luft strich herab aus dem schauerhaft steilen Geklüft; frösteln machen könnte der Anblick dieser Anhäufung von Steilheit und Masse. Unter diesem Eindruck, den ein englischer Bergsteiger als von passiver Grausamkeit des Berges ausgehend bezeichnete, steht wohl für jeden fühlenden Bergwanderer dieser einzigartige Gang.

Wir näherten uns mehr und mehr dem rundbogigen Sattel, auf den der Ostpfiler dieser Mauern, der Nordgrat der Grubentarspitze, absetzt, dem Hohljoch. Da treten, nicht hoch überm Geröll, aus der Wand waagrechte Bänder heraus, echte Gemsepfade. Hatten wir schon vorher am Ausgang der schattigen Schluchten bei den dort abgelagerten, großen Firnresten kleine Rudel unserer Berggazelle beobachtet, so schien auf diesen Bändern Großverkehr dafür eingerichtet zu sein. Hin und her wechselte das sonst so scheue Bergwild in geringer Höhe über uns und hätten wir nicht mit der Zeit haushalten müssen, dann wäre der Jäger in mir zum Rechte gekommen. Dem Wild halbe Tage lang zuzusehen in seiner spielerischen Lust, seiner aufregenden Leidenschaft ist mir immer freudvolles Erleben gewesen.

Dann standen wir am Hohljoch. Ich brauche nicht zu wiederholen, was ich zum Lob dieses Überganges schon früher gesagt habe. Was dem jungen Mann schon das Blut

rascher kreisen machte, das trat mir auch ein Menschenalter später nicht anders gegenüber. Ich halte die Schau vom Hohlloch für die landschaftlich großartigste des ganzen, langen Weges Scharnis—Schwaz.

Stolzer Erinnerung voll — wer wollte mir das verdienen? wies ich meiner lieben Berggefährtin Wege, die ich gegangen, besonders die Steilwand der Grubenkar Spitze und ihren Nordgrat, das düstere Kar „Im Grund“, die Spritzkar Spitze. Dann stiegen wir durch steilen, hochstämmigen Wald hinab zum Großen Ahornboden. Bei den Engalmen hielten wir beschauliche Rast, das heißt, Beschaulichkeit pflegte nur ich. Meine Frau strich mit ihrer Strahlenfalle umher und suchte Bergbilder und gab sich schließlich die größte Mühe, einige quitschvergnügte Fertelchen auf den Filmstreifen zu bannen.

Den Nachmittagskaffee tranken wir im Gasthaus „In der Eng“. Das ist ein neuzeitlicher, zum Glück nicht unangenehm auffallender Bau geworden. Es ist nichts dagegen einzumenden, daß man auch da mit der Zeit gegangen ist, aber ich erinnerte mich doch mit leisem Wehmutsgefühl an die alte Bude, wo der berühmte „Mair in der Eng“ hauste, von dessen Tisch Schweinsbraten und Schnaps nicht wegzudenken waren.

Daß der „Große Ahornboden“ prächtige Bilder schenkt, habe ich schon erzählt. Das hat schon vor 33 Jahren ein gewiegter Karwendelkenner, Heinz von Fider, in einem wunderschönen, heute leider fast der Vergessenheit anheimgefallenen Bergbuch „Aus Innsbrucks Bergwelt“ niedergelegt. „Ich glaube, in der Eng ist es am schönsten. Nirgends, so scheint mir wenigstens, schließen starrer Fels und lieblicher Talgrund sich zu einem harmonischeren Bilde wie hier.“ Ich persönlich halte allerdings seinen kleinen Bruder für noch schöner. Wenn der alte Führer von einem prächtigen Ahornwald schreibt, so trifft das jetzt leider nicht mehr zu; der Bestand dieser ehrwürdigen Bäume ist stark gelichtet; was noch vorhanden, ist auch hier Naturdenkmal geworden, aber die Zeit wird nicht mehr allzuferne sein, daß auch der letzte der gewaltigen Stämme in sich zusammenstürzt und sich schließlich in roten Holzmulm auflöst.

Hinter dem Gasthaus schleicht der Bergpfad hinan in kühlen Wald, bald tritt er ins Freie und da begrüßt uns sogleich wieder echtes Karwendel. Die Binsalpe ist sauber geworden. Wo man früher durch Brenneffelfgestrüpp und wild wuchernde Laegerpflanzen, zwischen Mistlachen und Sumpflöchern hindurchsteigen mußte, ist längst Ordnung eingekehrt. Das Geröll unterm Ramm Spritzkar—Eiskar Spitze war wiederum belebt von Gemen. Der alte, schon geschichtlich gewordene Block des „Kirchl“, ein echter Frühstücksplatz, weckt altes Erinnern an eine Erststeigung des Hochglücks mit Freund Klammer, die dadurch unauslöschlich in uns haften blieb, daß wir uns einen schon sehr abenteuerlichen Abstieg durch die sturzbaddurchrauschte Ödakarbachklamm hinab ins Pomper Loch leisteten, der mindestens nicht im Verhältnis zu meiner Ausrüstung stand — 10 m Reepschnur und zahnlose, durchgelaufene Bergschuhe. Der düstere Bau der Barth Spitze lugt stark verkürzt herab, übrigens ein Berg, den Barth nicht erstiegen hat; das Felsbrettergerüst des Kaisergrates löst sich los von der Schaffar Spitze und dann fällt aus lichter Höhe zu flachem Sattel der prachtvolle Nordgrat der berühmten Lamsen Spitze herab mit seinem wunderschönen, festen Gestein und seinem steilen Stufenbau. Mag sein, daß die Ostwand dieses Berges einen auffallenderen Anblick darstellt, aber — man muß zuerst hingehen und klettern, dann wird man sich nicht lange besinnen, welchem Wege der Vorzug zu geben ist.

Schräge Sonnenpfeile trafen uns am Westlichen Lamsenjoch, wo wir nochmals kurze Rückschau hielten; der Nachmittag hüllte allerdings die Berge in sonderbar unförperliche Formen. Unter den Steilabbrüchen der Lamsen Spitze hat die S. Oberland den Steig zum östlichen Zwillingbruder des Lamsenjochs geradezu „herrlich“ hergerichtet. Wir trafen die Spuren der Wasserleitung, deren Röhre den Weg begleitete. Ich zeigte Erna die etwas ungewöhnliche Schiabfahrt hinab ins Falzturtal, hinaus nach Pertisau am

Achensee, die ich als junger Draufgänger mit zwei Amtsgenossen an einem zum Glück bitterkalten Abend unternommen hatte. Die war allerdings damals nicht vorgesehen, aber als wir zu vorgerückter Stunde, durchs Stallental kommend, die Höhe erreicht hatten, da rief ich mir die Augen: Die Lamsenhütte war nicht da. Und ich wußte doch ganz gewiß, daß sie „daherum“ stehen mußte. Stand aber nicht mehr. Ich entdeckte zuerst die Reste einer langen Gehäuseruhr, dann einen gebrochenen Stuhl und schließlich sogar noch die Grundmauern, deren die Lawine doch nicht Herr geworden war. Ich glaube, wir drei waren die ersten, die Kunde von diesem Hüttenuntergang erhielten, denn wann sah damals das Karnwendel Schiläufer in seinen Tälern?

Heute stand die Hütte, freilich an anderem Platze, behäbig zur Aufnahme bereit. Ganz zuletzt hatten wir sogar eine Führerin, eine schöne, weiße Kuh, die es sich nicht nehmen ließ, vor uns bis zur Hüttentür herzutrotten. — Auch dieses Haus hat eine glückliche Lage, wie man überhaupt den Oberländern schon einen guten Geschmack in der Wahl ihrer Hüttenplätze zubilligen muß. Sie ist vor allem der gegebene Stützpunkt für alle Besteigungen in der Pomper Kette. Das Glanzstück ihrer Umgebung ist die auf den ersten Blick ganz unangreifbar anmutende Ostwand des Vorgipfels der Lamsenspitze. Im Süden wuchtet der lange Ramm von der Lamsenscharte ostwärts hinaus zum Hochnissel; ein gewaltiger Gratreiter, der sog. Hüttenturm, fällt besonders auf. Auf der anderen Talseite erhebt sich ein harmloser, begrünter Schrofenrücken, das zahme Schafjochl, das seinen Namen zu Recht trägt; es ist ein alter Weideplatz der Schafe. Ich habe ein paarmal auf seinem höchsten Punkt beschauliche Rast gepflegt und besonders gern das Verglühen des Tagesgestirns erwartet.

Morgenfrisch sprang uns der Wind um die Nasen, als wir anderen Tages auf sauberem Steig hinaufzogen zum Hüttenturm. Dieses Ungetüm ist von der wegbaufreudigen Sektion Oberland sämtlicher Krallen und Zähne beraubt worden. An steilen, sehr ausgefetzten Platten sind förmliche Prügeltreppen eingebaut und des Drahtseils beruhigender „guter Griff“ wird nirgends vermißt. Diese Anlage stiegen wir gemächlich hinan zu einem gewaltigen Überhang, der in einer tiefen, kühlen Höhle ansetzt; von oben, aus ansehnlicher Höhe, fällt das Tageslicht in diesen natürlichen Felschacht herein. Über den Überhang, der frei wohl nicht zu erklettern wäre (bitte nicht zu lächeln, ich habe eben „alte“ Kletteraugen), stiegen wir ohne jede Schwierigkeit hinauf zum Felstor, das hier den Ramm durchbricht. Und „das hat mit eisernen Tritten der Wegbaumeister getan“; Brüberturnel wurde der Schluß getauft.

Auf der Südseite gab's keinen Wind und im Gegensatz zur kühlen Nordflanke keinen Sonnenschein. Wir setzten uns zu kurzer Rast, sahen in glückhafter Erinnerung ostwärts den Steig, der mich des öfteren schon, das letzte mal mit meiner Frau und einem Kufsteiner Bergkameraden, vom Hochnissel über Steinkarl- und Rotwandspitze zu unserem Standplatz gebracht, schauten vor uns die oberste Stufe des Zwerchlochs, das teilweise begrünzte Lamskar und im Südwesten Schaffar und Barthspitze, die wir vorgestern von der anderen Seite aus bewundert hatten und freuten uns wie so oft schon des blendenden Glanzes der Eisfürsten aus den Geschlechtern derer von Tauern und anderer Hoheiten im Gletschergewand.

Nichts Großes lag uns im Sinn. Wir wollten nur die Lamsenspitze „auf dem Ruhweg“ besuchen, den allerdings eine Kuh doch nicht beschreiten wird. Ein Steiglein leitete um den Abbruch des Berges zur Lamsenscharte herum; wir ließen den Barth- und den Kraftweg rechts liegen und stiegen hinan zur „Turner-Bergsteiger-Rinne“. Sie führt großes Blodgeröll und wo sie plattigen Abwehrschild aufstellt, schlüpfen wir auf einigen fragwürdigen Tritten nach rechts hinaus zum oberen Rand der Schluchtwand und dann „geht's überall“.

Ein großer Steinhaufen mit entsprechendem Gipfelbuch frönt den berühmten Berg, mir von oftmaligem Besuch auf fast allen Wegen längst bekannt. Sogar einen neuen

Beiweg habe ich mit Klammer einmal „gefunden“, d. h. wir fanden den Krasttkamin nicht und so entstand die Neufahrt, die im unteren Teil gar nicht leicht war.

Im Windschatten verbrachten wir die Gipfelfstunde. Im Westen stand regenschwangeres Gewölk. Es kümmerte uns nicht viel; die Karwendelfahrt neigte sich ihrem Ende zu und so liebten wir uns trotzdem Zeit, oben beim Steinmann und auch beim Abstieg über die Lamfenscharte. Da zeigte ich Erna den Verlauf einer unfreiwilligen Abfahrt, die ich einmal bei hartem Schnee unternommen habe. Sie muß nach der Aussage meines Gefährten Klammer für den Beobachter „schlach“ gewesen sein. Ich kam mit einigen Hautabschürfungen davon. Nochmals hatten wir Gelegenheit, Gamsen so nahe bei uns zu sehen, daß meine Frau sie sogar mit dem Lichtbildgerät angriff; noch vor der Mittagsstunde saßen wir wieder in der Hütte.

Bei leisem Regen wanderten wir das Stallental hinaus. Hatte uns „wolkendurchbrauste Luft“ beim Eingang ins Karwendel empfangen, so wollte sie wahrscheinlich beim Ausgang nicht ganz fehlen. Da sie aber in recht bescheidenem Maße auftrat, wirkte sie weiter nicht störend. Bei der Stallental konnten wir sogar während kurzen Aufenthalt wieder die Sonne durchs Gewölk brechen sehen. Die paar Hütten sind mir alte Bekannte; so oft ich da vorbeikam, bin ich zugekehrt. Einmal vor langer Zeit habe ich mit ein paar Bergkameraden zur Winterzeit sogar übernachtet. Obwohl mir die Öffnung verschlossener Almtüren gewöhnlich leicht gelang, wenn nicht richtig gehende Eisenschlüssel angelegt waren, wollte sich der Holzriegel damals nicht von außen fassen lassen. Kurz entschlossen stieg ich aufs Dach, wo ein breiter, mit Brettern gedeckter Kaminschacht zu sehen war. Die Bretter abgehoben, hinein in das schwarze Loch, ein paar Stemmbelegungen abwärts — wozu hat man denn Kaminkletterer gelernt? und gleich darauf landete ich im Aschenhaufen der Feuerstätte. Die Tür war natürlich rasch geöffnet — unauslöschliches Gelächter begrüßte mich. Kein Wunder. Bevor ich in den Kamin schlüpfte, trug ich einen nagelneuen, blendend weißen Schwitzer. Er war nach dessen Durchkletterung nicht mehr blendend weiß.

Die Nordwand des Hochnissels im Südwesten der Hütte ist das letzte große und wilde Felsbild des Weges. Ich habe ihrer früher schon gedacht. Diese rotgelbe Riesenuine wird wohl heute kaum mehr angegriffen werden; mich haben ihre brüchigen Steilstufen vor einem Menschenalter stolz und glücklich gemacht. Unter den Wänden der Fiechter- und Mittagsspitze, gleichfalls alten Bekannten, hindurch, kamen wir hinter dem Stallentboden zur Wegkreuzung. Links zieht das Steiglein hinab zu Kirche und Widum von St. Georgenberg. Wir wählten den rechts abzweigenden Weg, der sich bald stark südwärts wendet, sauber gepflegten Fichtenforst durchzieht und uns plötzlich mit einem Schlag das Tor aufriß zum breiten Inntal. Kloster Fiecht mit seinem stattlichen Kirchturm und nicht minder stattlichen Klosterbräugarten steht drunten im Grünen; der gedoppelte Stahlwurm der Eisenbahn kriecht durch den Talgrund und jenseits steigen die Wohnstätten von Schwarz hoch hinan gegen die untersten Hänge des Kellerjochs. Abendsonnenschein lag verklärend über diesem Schlußbild des langen Weges von Scharnitz bis hierher.

Was zwischen diesen beiden Orten liegt, ist eine lange Kette kostbaren Berggeschmeides; herrlich gefasste Edelsteine sind darein eingegliedert. Noch einmal sei's gesagt: Ich weiß mir nirgends in unseren Nördlichen Kalkalpen schöneren, eindrucksvolleren Gang durchs Tal!





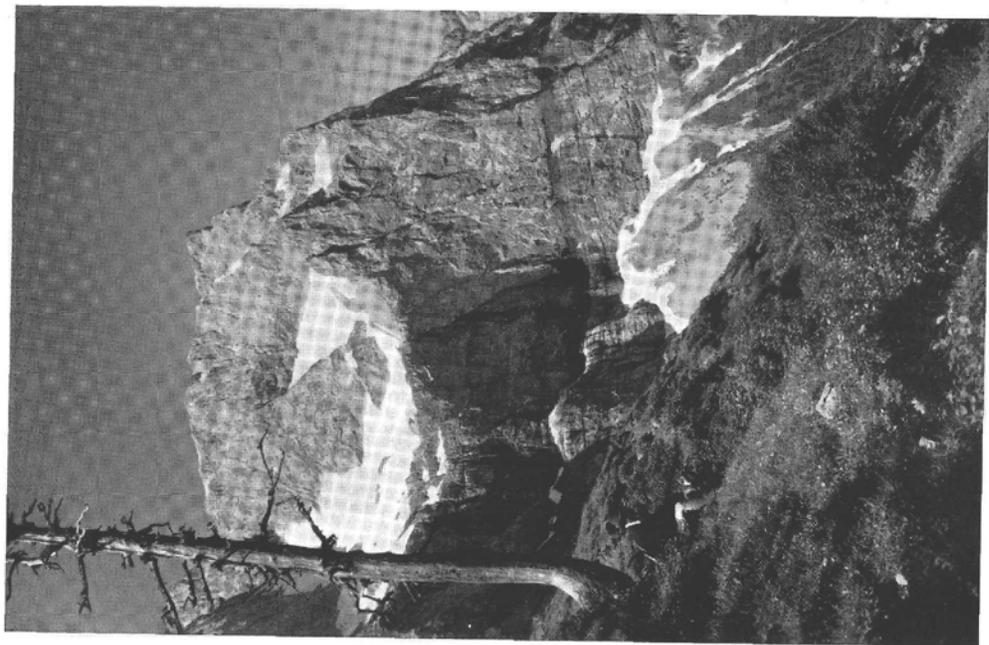
Pfeishütte, Pragmarkarspize und Kaskarspize



Mumserjochhütte gegen Galkengruppe



Blick vom Kaisergrat auf Lamfen—Nordgrat



Sprisferpise vom Kaisergrat

Karwendel-Zauber

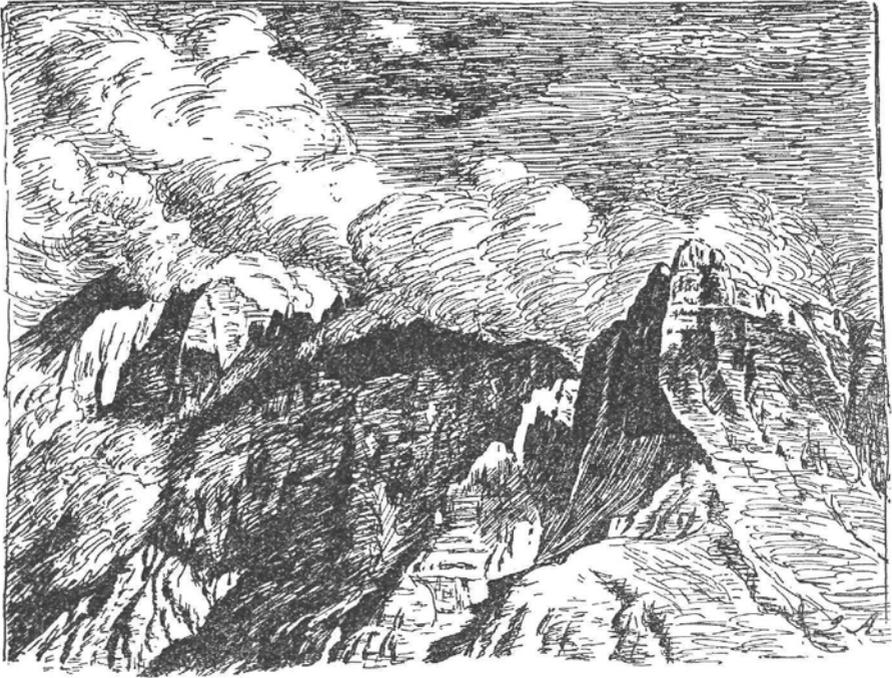
Von Dr. Egon Hofmann, Linz a. d. Donau

„Da, wo wir lieben, ist unser Vaterland.“ (Goethe)

Durchstreift man nachts in der Stadt am Inn die engen Gassen mit den dunklen Laubengängen, dann ragt die „Nordkette“ — man spricht in Innsbruck nicht anders vom ersten Karwendelzug — über die Giebel und Türme dieser schönsten Alpenstadt unheimlich in das samtene Dunkel des Himmels, fast erdrückend, so ähnlich wie der Fee-gletscher über den Schieferdächern von Saas-Fee lastet und auf sie geradezu hinabzufallen droht. Im klaren unerbittlichen Lichte des Tages jedoch ist dieses Bild der Berge, überragen sie auch die Falschle über 2000 m, wesentlich sanfter. Eigentlich kein sonderlicher Anreiz für einen kühnen Stürmer; Wälder, die den Sattel verbergen, Latschengürtel, die Hänge hinauf züngelnd, grüne Halden von Gräben durchsurcht, und erst als Firn bleicher Stein in sanft erscheinendem Kammverlauf, eine Kette von mehr behäbigen Kuppen.

Es war ein früherer Frühlingstag, als ich zum ersten Male auszog, um einen Karwendelgipfel zu besteigen. Heute kennt diesen, das Hafeletar, die ganze Welt, weil zu seinem Scheitel eine der schönsten Seilbahnen in unerhört kühner Anlage führt, und vielen Tausenden alljährlich die Möglichkeit gibt, mühelos einen Blick in die Geheimnisse des Karwendels zu werfen. Damals aber, fast drei Jahrzehnte sind es her, daß ich auf Innsbrucks Hoher Schule studierte, mußte man sich diesen Aufstieg in seinem Schweiß erkämpfen, und nur deshalb, weil zu dieser Zeit wenig andere Tourenmöglichkeiten vorhanden waren und sich die langen Schneezungen in den Schluchten weit herab in die grünen Flanken zogen, und somit eine flotte Abfahrt gaben, war ich aufgebrochen. Als ich dann aber auf dem Gipfel stand, und von der nebelumwallten Höhe, um welche der Wind pfliff, in unbekanntes Land hinausblickte, da schaute ich nach Norden in verborgene Felskluft und zu aufragenden Türmen, sahl und erschreckend öde lag ein Kar unter mir, und durch ein tiefes Tal getrennt, erhob sich abermals eine Kalkette und hinter dieser wiederum ein paar hohe Sinnen eines anderen Zuges. Da begann diese Welt, von der ich bisher nichts geahnt hatte, für meine Augen ein Erlebnis zu werden, und der Name Karwendel, der so geheimnisvoll klingt, in meinem Ohre einen besonderen Laut zu bekommen.

Ganz verfallen war ich aber dem Zauber des Karwendels einige Monate später, seit einer Tour im Herbst. Inzwischen hatte ich auch die zweite oder Bettelwurkfette kennengelernt, und nun zog es mich nach den Bergen des höchsten dieser Parallelzüge. An die Einzelheiten dieser Fahrt, erinnere ich mich wohl nicht mehr, denn gewaltigeres stürmte inzwischen in den Bergen und im Leben auf mich ein. Aber noch heute bedünkt es mich, als wäre die Nordwestwand der Schaffar Spitze und der anschließende Grat zur Lamsen Spitze gerade ein Typus einer Karwendelfahrt, die wohl deshalb auch auf mich so nachhaltigen Eindruck gemacht hat. In dem damaligen Karwendelführer waren nur die Zeiten als kurz und die Schwierigkeiten als nicht sonderlich erwähnt. Der Anmarsch zur Wand war lang. Von der alten Lamsenhlütte, die nicht lange darauf eine Lawine vernichtete, über das Joch zu einer anderen Einschartung, ein ziemlicher Abstieg gegen die Eng hinunter zu, weil der abzweigende Kaisergrat, dessen Zacken fast wie selbständige Gipfel wirken, eine große Umgehung verlangte. Hierauf ein Kar, mit einem zünftigen Geröllschinder, wie er ja so oft dem Karwendel eigen ist, eine Art Abwehr gegen solche,



Kaltwasserfarspiße

die in den Bergen nur den reinen Sport suchen. Als wir beim Einstieg standen, spürten wir bereits ein wenig die Knochen. Ich bezweifle übrigens, daß es der richtige war, denn er gestaltete sich schwierig. Freilich mußte ich den größten Teil der Kletterarbeit auch zugleich für meinen Gefährten leisten, weil ihm eine Säbelwunde am Ellbogen noch zu schaffen machte, und er infolgedessen einen Arm so gut wie nicht gebrauchen konnte. Nach dieser schweren Wandstufe kamen wir, wie es ja oft im Karwendel der Fall ist, in viel leichteres Gelände und über dieses allerdings schon reichlich spät zum Gipfel. Der folgende Gratübergang war wohl deshalb nicht einfach, weil ich damals noch nicht den nötigen „Karwendelinstinkt“ besaß, den dieses oft mehr verwickelte als schwierige Gelände bedingt. Der Föhnsturm brauste über die Schneide und bog knatternd das Seil in weiten Bogen über den Abgrund hinaus. Glücklicherweise fanden wir nach verschiedenen Umgehungen die aus Felsen gebildete Naturbrücke über eine tiefe Schlucht, und standen dann im späten Lichte des Tages auf der unbedeutenden Mitterspiße. Zur Lamsen reichte die Zeit nicht mehr, der Verzicht war außerdem nicht schmerzlich, denn von hier aus wäre sie ein belangloser Umweg gewesen und wirkte im Gegensatz zu anderen Standpunkten kaum anders als ein geräumiges Schuttfeld.

Steigspuren gab es damals noch sehr wenige, so war es mehr ein glücklicher Zufall, daß wir auf ersten Anhieb sofort in die richtige Rinne einstiegen, die durch den schroffen Wandgürtel hinunter in das Kar leitet. Die Gewißheit am richtigen Pfade zu sein, ward uns durch die in der Mitte dieses Schlufs gemalten Buchstaben „Turner-Bergsteiger-Rinne“, was uns bei der einbrechenden Dunkelheit mehr als befriedigte. Als wir die Lamscharte erreichten und an deren Versicherungen abwärtsstürzten, umging uns bereits die Finsternis. Die Lichter der freundlichen Hütte wiesen uns aber untrügerisch den Weg zu unserem Quartier. Am nächsten Morgen stiegen wir zu Tal durch die Wäl-

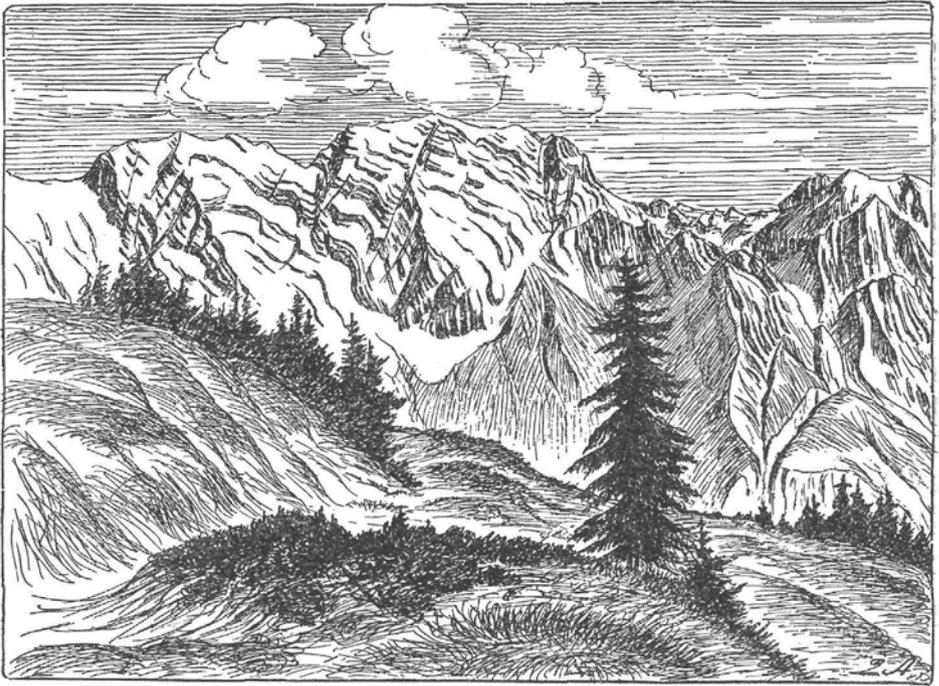
der, die in allen Farben strahlten, ein geruhames Wandern in den goldenen Herbst. Das Karwendel hatte mir sein erstes großes Erlebnis geschenkt.

Das Wesen des Karwendels erfaßte ich aber trotzdem erst später, als ich, meinen wahren Beruf erkennend, Maler geworden war. Fern von diesen Bergen hatte ich die ganzen Jahre meinen Sitz und vielleicht legte gerade der weite Raum, der mich von ihnen trennte, die unstillbare Sehnsucht nach ihnen in mein Herz. So kam ich dann wenigstens zu einer Jahreszeit immer wieder, in den Monaten, in denen das Karwendel am schönsten ist, im Herbst, und nicht wie früher, um es mit den Kletterschuhen und den Eifen zu erobern, sondern es zu gestalten, es mit den Augen und der Seele erfassend. Freilich auch der Alpinist kam dabei nicht zu kurz, denn immer wieder in Arbeitspausen zog mich auch die Tat zu den Höhen, besonders zu einsamen Gängen, und auf den hundert Gipfeln, die ich im Karwendel betrat, stand ich zumeist als Alleingänger. Besonders lockten mich die Grate, an denen das Karwendel so reich ist, und die seine Eigentümlichkeit bilden. Denn hier, wo sich Kette an Kette reiht, der Gipfel mit seinem Nachbar durch eine Schneid verbunden ist, die nur selten zu tiefen Scharten führt, ist es gleichsam ein kategorischer Imperativ, nicht nur einen Berg zu besteigen, sondern von diesem Ziel hoch über den Karan hinüberzuturnen zu einem nächsten. Mir ist dies überhaupt überall die liebste Art, Berge zu schauen. Bei jedem Schritt entrollt sich ein anderes Bild, es ist gerade dort eine ewige Schau zur gähnenden Tiefe und doch zugleich wieder in die beruhigende Weite hinaus, kaleidoskopartig wechselt der Ausschnitt der Landschaft, jeder Turm und jede Umgehung eines Felsklozes bietet ungeahnte Überraschungen, immer wieder findet sich an unmöglich aussehender Stelle ein Ausweg. Das Wandeln auf diesen Schneiden ist abenteuerlich. Und auch jene Bergsteiger, die dem Karwendel nicht viel abgewinnen können, werden mir zugeben müssen, daß, um nur ein Beispiel aufzuzählen, der Grabenkargrat zu den dankbarsten und anregendsten Turen dieses Gebietes gehört. Ist auch gerade das Karwendel als brüchig verufen, so gibt es auch dort Fahrten, wo man herrlichen festen Fels in der Hand hat.

Das Karwendel ist überhaupt das Land der Gegensätze. Es gehört zu den erschloffensten und besuchtesten Gegenden der Alpen, in seinen Tälern ziehen sich Fahrstraßen dahin, die oft über bequeme Soche führen und eine Durchquerung auf leichtem Wege für Wanderer gestatten. Abwärts aber vom gebahnten Pfade gehören, von der Nordfette abgesehen, die anderen Rämme zu den einsamsten Gegenden der Alpenwelt, zumal die Rare des Karwendels.

Wohl haben auch andere Kaltberge Rare, aber solche wie im Karwendel findet man nirgends in den Alpen. Weder in der Zahl, noch in dieser Vielgestalt. Denn die Ketten gleichen einem Dachstuhl, von dem Sparren als Zweiggrate zu den tiefen Abfällen stoßen, und zwischen diesen eingeschlossen liegen jene Kessel. Große Mulden, Buchten von Wänden beengt, freundliche Anger mit dem leuchtenden Smaragd der Latschen; Geröllfelder und Trümmerhalden, ein Chaos von Felsen, ein Gewirr von Blöcken, die Wind und Wetter in Hunderttausenden von Jahren von den Graten abgetragen und das Wasser von den Felsen ausgewaschen. Aber während dort die Vernichtung ein grausames Spiel getrieben und den Tod entsandte, siegt, gleichsam als Symbol, auf gleichem Boden das sich immer erneuernde Leben, und der Humus setzt sich auf den Halden und Sandreihen fest, um die Vegetation in zähem Ringen zur Höhe kriechen zu lassen und schüchtern eine grüne Decke zu schaffen.

Ich kann es mir vorstellen, daß manchem die Rare unerschön dünken. Für den Hochtouristen, der nur die Freude des Kletterns sucht, sind sie freilich eine Qual. Denn bei jedem Schritt rollt das Geschiebe unter dem steigenden Fuß und man vermeint oft, daß es kaum möglich ist, an Höhe zu gewinnen. In ihrer Verschlossenheit aber, in der Einsamkeit und der Ede, liegt eine fast tragische Größe. Ihre Sprache ist nicht lyrischer Art,



Bettelwurfspitze von Westen

es ist ein Epos, ein Bardengesang aus grauer Vorzeit. Es gibt Rare, die schlummern in monumentaler Ruhe, als wären sie von den Fangarmen der Bergjungfrau eingeschlossen. Andere entfenden Schuttreißen bis in den Talgrund, hinab zu den Allmen, an denen die Wege vorbeiführen, oder bis zum Hochwald der Böden, zwischen denen sie verschwinden. Auf den Südseiten der Karwendelketten sind die Rare sanfter und größer, gegen Norden zu aber wilder und unzugänglicher. Alle umweht jedoch der Hauch der Einsamkeit. Ich sah sie am frühen Morgen, wenn die Wandfluchten noch im Schatten lagen, da waren ihre Farben gedämpft und geheimnisvoll, schimmernd wie ein Feld im Tau, nur das Gelb und Rot der Abbrüche glich feurigen Zungen. In der prallen Sonne des Mittags dagegen leuchtete der Kalk, und diese ausstrahlenden Lichter wurden nur übertroffen von dem blauen Föhnhimmel, an welchem die feinen weißen Strichwolken des Herbstes dahinzogen. Am Abend aber, wenn die blauen Schatten lange werden und dann zu einem fahlen Violett verblassen, haben diese Rare fast etwas Unheimliches.

Wenn aber der Nebel in den Tälern brandet und von der Tiefe zur Höhe steigt, so daß er die Rare auf ihrer freien Seite gleichsam mit seinem Dunste abschließt, dann werden sie so gewaltig, daß man kaum mehr von Schönheit sprechen kann. Ringsum wachsen die Berge in die Unendlichkeit und scheinen aus dem Bodenlosen aufzusteigen, weil man nur ihre Torfen erblickt. In ewigem Spiel züngeln die Schwaden um die Vorsprünge, und dort, wo im Sonnenlichte nur eine einzige Wandflucht schien, formt sich Kante an Kante, man ahnt jetzt die Schluchten, die früher verborgen waren, und die Grate, die neben- und hintereinander absetzen. Ich kenne kein stärkeres Gefühl der Abgeschlossenheit, als an einem solchen Tage in einem Karwendeltal zu sitzen, man wähnt sich in einem gewaltigen Kerker.

Kein Kar ist dem anderen gleich. Viele liegen im Karwendel derart verborgen über

den Wandstufen des Tales, daß man ihr Dasein nicht ahnen kann, schreitet man unten in der Tiefe. Tatsächlich ist es oft der schwierigste Teil der Bergfahrt, den verwickelten Zugang zu einem solchen Kessel zu finden. Vielleicht sieht das geübte Auge irgendwo hoch oben in den Latschenflecken, die auf die Schrofen hingeklebt sind, einen feinen hellen Strich, eine Gasse, die sich durch dieses Gewirr hinschlängelt, das Bruchstück eines Jagdsteiges, der sich dann in den Felsen verliert. Der Beginn dieser Pfade ist aber meist aus höchst begreiflichen Gründen versteckt. Denn die Kare sind die Heimat der Gemsen, ihr Einstand und ihre Zuflucht, und das Wild braucht Ruhe, wenn es sich halten soll. In keinem Kare des Karwendels fehlt das edle Kridelwild.

Da ist das Dammkar in der ersten Kette, durch einen mächtigen Riegel in zwei Teile geteilt. Eine gewaltige Mauer ist die Scheidewand, glatt, als hätte Gottes Hand den Fels mit einem ungeheuren Messer zerschnitten. Da ist das Hochglückkar, wo zu den Scharten der Berge steile Schneefelder hinaufkriechen und in den Schluchten des Gewänds verschwinden. Daneben sind die „Eiskarln“, die letzten Reste der einstigen Karwendelvergletscherung, beide von gewaltiger Ausdehnung. Gegenüber aber, wo sich der formensöhne Bau des Gamsjochs erhebt — im Karwendel bedeutet ja der Name Joch nicht immer eine Einsenkung, sondern oft einen Berggründen, der sich zwischen zwei größeren Tälern hinzieht, und daher bedeuten, um nur einige anzuführen, Brandjoch, Sonnenjoch, Sonnwendjoch: Gipfel, — sind zahlreiche Kare übereinander geschichtet. Im Gumpenkar daneben trifft man Sandsteingebilde, so daß ich mich in die Sächsisch-Schweiz verfehlt wähnte. Hunderte von solchen Karen habe ich betreten und von ihren Kesseln zu den Höhen, oder von diesen zu ihnen hinabgeblickt. Unvergeßlich sind mir die Falken, ein Ait außerhalb der Karwendelketten, wo sich die Schneiden des Riffer und des Kaliber Falkens treffen, und mit dem Grate des Steinfalken zusammenstoßen. Nach drei Seiten konnte sich dort mein Blick in die Tiefe senken, unter mir das Blausteigkar, das Kar Talelekirch und das Falkenkar, es bedünkte mich, als sähe ich von der Leiste eines Wolkenkrägers hinab in ungeheure Lichthöfe.

Sind die Kare ein Erlebnis der Seele, das in mir verwandte Seiten des Herzens erklingen läßt, so sind die Böden im Karwendel ein schwelgendes Fest für die Augen. Da die meisten leicht zugänglich sind, und am Wege stehen, ist jedem Karwendelwanderer zumal der Große oder der Kleine Ahornboden bekannt.

In keinem Gebiet der Alpen findet man eigentlich sonst diesen Landschaftstypus. In diesen Räumen, auf diesen weiten ebenen Böden, Eilande inmitten gigantischer Berge, drängt sich alle Schönheit zusammen. Sie sind wie Inseln, die freundlich grünen, und deren Farben trunken machen. Als Wächter vor den Bergflanken, Vorposten der Wälder, stehen vereinzelt Wettertannen. So mächtig diese sind, so wird ihre Form fast erdrückt durch die Kronen der Ahorne, die Hunderte von Jahren den Stürmen der Berge getrotzt. Man muß den Ahorn, den Baum des Karwendels, in den Gründen im Spätherbst geschaut haben, um ein Bild seiner Schönheit zu erhalten. Ein Leuchten geht von seinen Zweigen aus, das die untergehende Sonne beschämt. Das Rot des Feuers sprüht von den gezackten Blättern und in den Laubbaldachinen mischt sich dazu das Gelb des Schwefels. Der gestreckte Stamm ist bleich, grünes Moos umwuchert die Wurzeln. Diese Reden sind jedoch ein vergehendes Geschlecht, manche von ihnen sind abgestorben und strecken in Trauer ihre Stümpfe zum Himmel. Als Einzelgänger oder Einsiedler stehen sie auf den weiten Böden. Doch gibt es auch Ahornwälder, einer der schönsten steht im Engtal. Dieser Ahornwald ist ausgedehnt, aber die Bäume stehen schütter um ein im Herbst ausgetrocknetes Flußbett, dessen Schotterbänke die Mure im Frühjahr auf den grasigen Boden aufwirft.

Im Herzen des Gebietes, nahe beim Kleinen Ahornboden, angelehnt der Kaltwasserkar Spitze, die Hermann von Barth, der Erschließer dieser Berge, mit einer aufgerackten



Sonnenspitze und Kaltwasserkarspitze

Dolchlinge vergleicht, liegt am Wege zum Spielstjoch ein kleiner Zauberhain. Birken stehen auf diesem Plan, die Geschöpfe des Nordens. Fast schüchtern schütteln sie ihre goldenen Blätter vor den ungeheuersten Wänden des Karwendels. Ihr gefleckter Stamm scheint Mitleid zu heischen, so zart ist ihre Erscheinung in diesem Felszirkus. Im Frühling stehen neben ihnen in einer Mulde, ganze Beete blühender roter Alpenrosen, unmittelbar vor den gewaltigen Schuttriesen, die vom Soëel der in einer einzigen Flucht zum Himmel ragenden Wände herunterziehen. Blickt man von hier hinab zum Ahornboden, so schaut man auf ein wogendes Wipfelmeer. Denn hier beginnt das Reich der Wälder. Diese Karwendelwälder, welche ringsum die Maffive der Ketten einfassen, sind ein Märchen im Herbst. Es ist nicht allein jener grüne Wald, an den wir Deutsche denken, der ernste Dom mit dem Gewölbe der Fichten und Tannen, hier mischt sich eine fast sinnlich zu nennende Farbe in den smaragdnen Grundakkord. Das sind die Rotbuchen, deren Laub wie eine Skala von Zinnober über Braunrot zum Orangegelb führt, mächtige Bestände an den Leitern. Dazwischen ist das Saftgrün der jungen Lärchen und das Dunkelgelb der Nadeln der mächtigen Einzelgänger eingesprenkelt, die auch öfters vereinsamt über den Wänden stehen, und dort heller glänzen als das Gemäuer, von dem sie sich abheben. In Familien wachsen sie auch auf den Terrassen oberhalb der Latschenzungen.

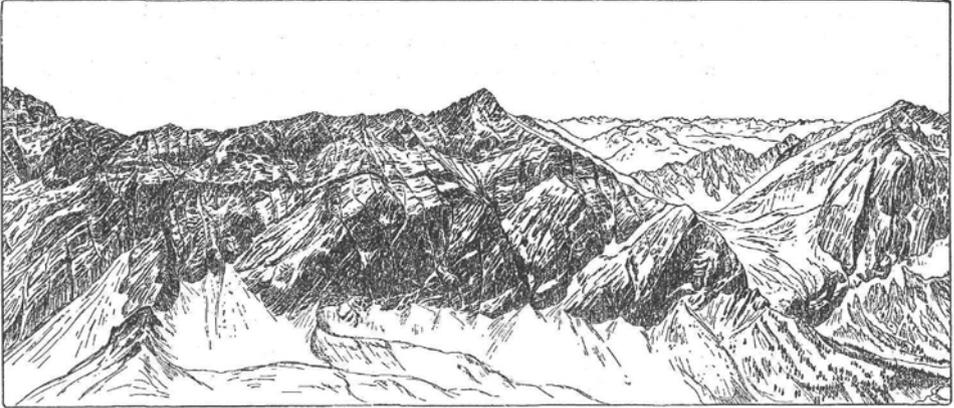
Diese Berglärchen schenkten mir einst einen stärkeren Eindruck als die Gipfel, über die ich an diesem Tage geklettert war. Wir waren abends in das Frau-Hitt-Kar abgestiegen, nach einer abenteuerlichen Tur, wobei mein Freund sogar seinen Rucksack eingebüßt hatte. Da wir in Nagelschuhen kletterten, seilten wir den einen Schnerfer am Grate der Hohen Warte auf, und Freund Max mußte wohl das Bündel sehr schlampig an das Seil gebunden haben, denn es löste sich und fiel nach Norden in die Tiefe mit samt der ganzen Habe meines Freundes, Weste, Rock, Mundvorrat und Kletterschuhen. Eine Möglichkeit, den Ausreißer wieder zu erlangen, hatten wir nicht, so mußte mein Freund eben notgedrungen hemdärmelig weitergehen. Die Sonne neigte

sich hinter den Graten. Auf einer grünen Insel, einer kleinen Kuppe im schlauchförmigen Kar, dessen bleich werdende Geschiebe schon die kommende Nacht verriet, standen vier einsame Lärchen. Das schienen aber keine Lärchen mehr zu sein, sondern Zauberbäume. Ihre gekrümmten Äste trugen goldene Fäden, und diese funkelten wie kostbares Geschmeide. Der eine von den Bäumen hob sich frei ab vom Himmel, den graue Berge begrenzten. Die andern wurden von einem Zackengrat überhöht, dessen violette Felsen durch das Geäst blinkten. Reich an Eindrücken war unsere schneidige Bergfahrt gewesen, denke ich aber an jene Grattur zurück, so sind es jene Bäume, derer ich mich vor allem erinnere.

Da nur wenige Täler das Riesenreich des Karwendels durchschneiden, sind diese Karwendelhöden seltene Kleinode. Wenig bekannt ist die Karau vor den Wänden der Lafenkarspitze und des Kreuzgrates, und ebenfalls von Hinterriß aus ist der Rohntalboden zugänglich. Vor dem Bärnalpl, dem niedrigsten Übergang in der vordersten Karwendelgruppe, liegt der einsame Hufschboden. Wohl aber gleichen manche Täler diesen Böden. So der Issanger im Halltal, bei dem sich die Wege auf das Lafatscher und Stempel-Joch gabeln, und das Falzturmtal, eines der schönsten Karwendeltäler überhaupt, das am Achensee mündet. Es ist breit und eben wie der Große Ahornboden. Auch sein Talschluß ist ein Felszirkus, die Lamsenspitze blickt zum Gramai-Niederleger herab und das Sonnenjoch zeigt hier seine wildeste Seite. In seinen Wänden kaffen große schwarze Höhlen, ein Gegensatz zu dem lieblichen Bild des Tales, das mit Auen anfängt und mit bunt gefleckten Wäldern endet.

Still und ruhig ist das Karwendel im Herbst. Leer von Menschen, wenn die Almen verlassen sind, aber vom Leben erfüllt, weil man zu dieser Zeit erst richtig das Wild beobachten kann, in den schönsten und besten Revieren, die Tirol sein eigen nennt. Die Bussardschreie tönen in den Klüften, und in den einsamen Gräben reiten die Auerhähne ab, gewaltige Vögel, Reste der grauen Vorzeit. Wenn das Wetter umzuschlagen droht, hört man mitunter auch im Herbst das herausfordernde Schleifen und Rodeln des Birrhahns, der sonst um diese Zeit nicht balzt. Der Schmuck des Karwendels ist aber das Schalenwild. Stark ist das Geweih des Karwendelhirsches; ich sah Abwurfstangen dick wie der Arm eines Mannes. Doch auch die Träger der Geweihe habe ich selbst oft genug in der Wildnis geschaut. Mitunter gleich neben dem Wege. In den Nächten dröhnt das Brunstgeschrei des Plahhirsches schaurig durch den Herbstwald, und auf der gegenüberliegenden Seite des Tales „orgelt“ ein Nebenbuhler. Als ich einst in der Hinterriß übernachtete, war das Konzert dieser Tiere im Liebesrausch so stark, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, weil es ununterbrochen rings herum um den Gasthof hallte. Oft sah ich am Filzboden oder am Mahntopfe drei bis vier Hirsche nebeneinander. Freilich muß man die Augen offen haben, um Hochwild zu Gesicht zu bekommen, wenn man seine Wechsel nicht kennt.

Anders ist es beim Gams. Man müßte im Herbst schon von besonderem Pech verfolgt sein, wenn man bei einer Bergfahrt keinen starken Bod sichten würde. Denn da sondern sie sich von dem Rudel ab, und bleiben einsam bis zur Brunst im November. Sie sind eigentlich nicht scheu, und wenn sie einen nicht in den Wind bekommen, kann man sich so nahe an sie heranpürschen, daß man mit freiem Auge erkennen kann, ob man es mit einem Bod oder einer alten Geiß zu tun hat. Mit Vorliebe stehen sie in den Karren und Schuttreißen. Denn dort gibt es gar wunderbare Kräuter, die man selbst gar nicht bemerkt, zwischen den Steinen und dem Geschiebe verborgen, und gerade auf die sind sie gierig, genäsig wie die Ziegen, mit denen sie im Grunde genommen ja auch verwandt sind. In dem verwickelten Gelände des Karwendels erleichtern mitunter die Gamswechsel den Zugang zu einem versteckten Kar oder über Wandstufen hinweg. Oft sah ich Rudel von hundert Gemsen, freilich ist es dann meistens Graffelzeug, wie der Jäger



Bettelwurfspitze, Speckfarspize und Großer Lafatscher

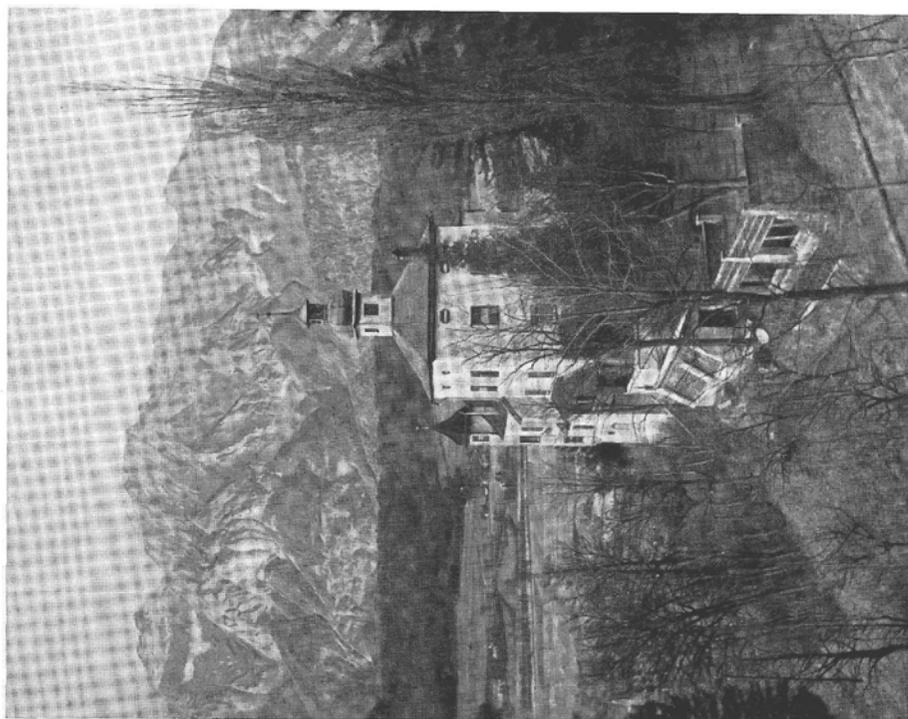
sagt, Geiß und Ritz ohne schußbaren Bod. Hat man besonders Glück, so kann man, wie ich einst im Vogelkar, das Spiel der jungen Tiere beobachten, wie sie auf den Hinterläufen sitzend, Schneezungen abfuhrten, eine richtige Kinderschule. Einmal im Spätherbst wurde ich durch ein Geräusch vor meinem Fenster im Karwendelhaus nachts aufgeschreckt. Ich vermutete, es wären Burschen vom Tale, die „Fensterln“ wollten. Ich erblickte jedoch in der Dunkelheit einige Gams auf der Terrasse vor dem Haus, das sich auf einem Felsvorsprung erhebt und durch eine Steinmauer eingefriedet ist. Oft haben mir Gemsen beim Malen zugeschaut, oder äßen vertraut unter einem Laden, auf dem ich saß, um zu skizzieren. Bei der Ladentarspize hätte mich sogar ein kapitaler Bock fast umgerannt, der über den Ramm hinabsezte.

Ganz selten hört man aber den schneidend gellen Pfiff der Murmeltiere, die nur auf wenigen Plätzen der vordersten Karwendelkette heimisch sind. Ich selbst habe sie ein einziges Mal am Bärenalpl gespürt. In der Nähe der Bettelwurfhütte jedoch fing ich mit meinem alten Berghut sogar ein paar junge Schneehühner, die ich natürlich sofort wieder freiließ. Ein Schneehase dagegen, das einzige Exemplar, das mir im Karwendel unterkam, brachte mich fast in eine alpine Verlegenheit. Ich fürchtete ihm nach, und achtete des Weges nicht mehr, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als auf die Niederbrandjochspize zu gehen, weil ich von dort aus auch in der inzwischen eingetretenen Dunkelheit den Abstieg zu finden wußte.

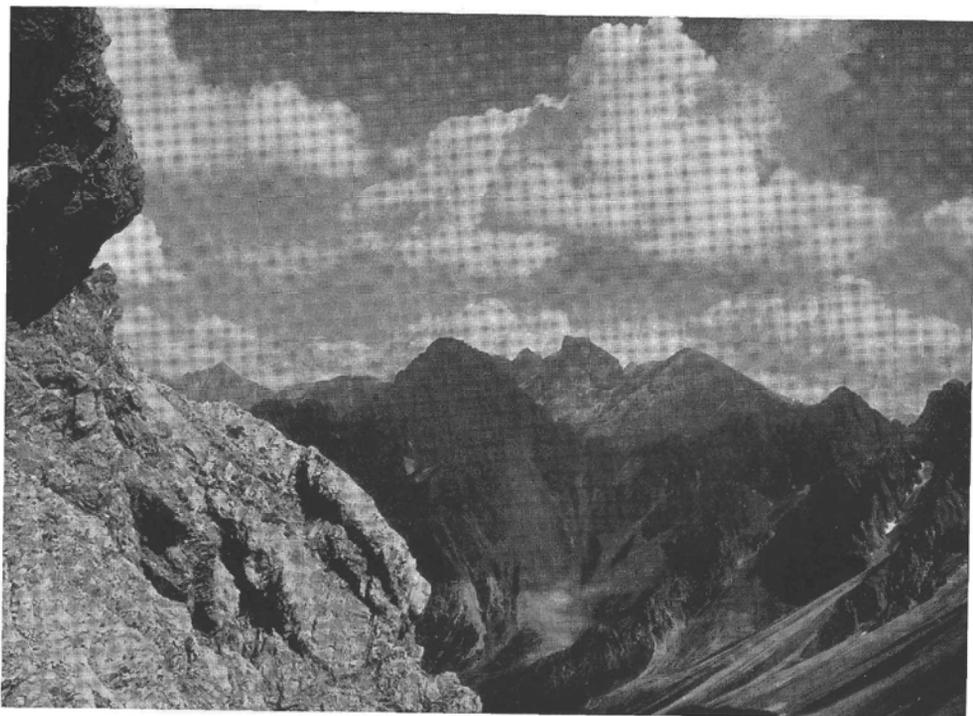
Es ist eigentlich sonderbar, daß das Karwendel im Herbst, der schönsten Zeit, nicht stärker besucht wird. In keiner Gruppe der Alpen haben die Berggasthöfe oder Alpenvereinshäuser ihre Pforten länger offen als dort, da sie hier mitunter erst in den ersten Novembertagen schließen. Auf allen diesen Hütten habe ich gewelt; und zähle ich die Tage zusammen, die ich dort verbracht, so werden es viele Monate; und rechne ich die Zeiten, die ich in den Dörfern am Fuße des Karwendels verweilte, in Seefeld, Mittenwald, Klais oder in der Pertisau, so runden sich diese Monate zu Jahren. Gerade in dieser Spätzeit ist es schön auf den Hütten, da man oft der einzige Gast ist und sich somit gleichsam als Herr fühlt. Ich wäre eigentlich in Verlegenheit, einer der Hütten des Karwendels den Vorzug zu geben. Schön sind sie alle. Meist haben sie noch teil an dem freundlichen Gelände des Umbodens, und bei mancher steht noch das dunkle Grün der Fichte. Nur die Bettelwurfhütte macht eine Ausnahme, sie nistet, einem einsamen Horste gleich, in den Felsen. Gern schmiegen sich die Schutzhäuser des Karwendels einem Sattel an, oder sie stehen auf einem Joch, freien Blick nach allen Seiten gewährend, so



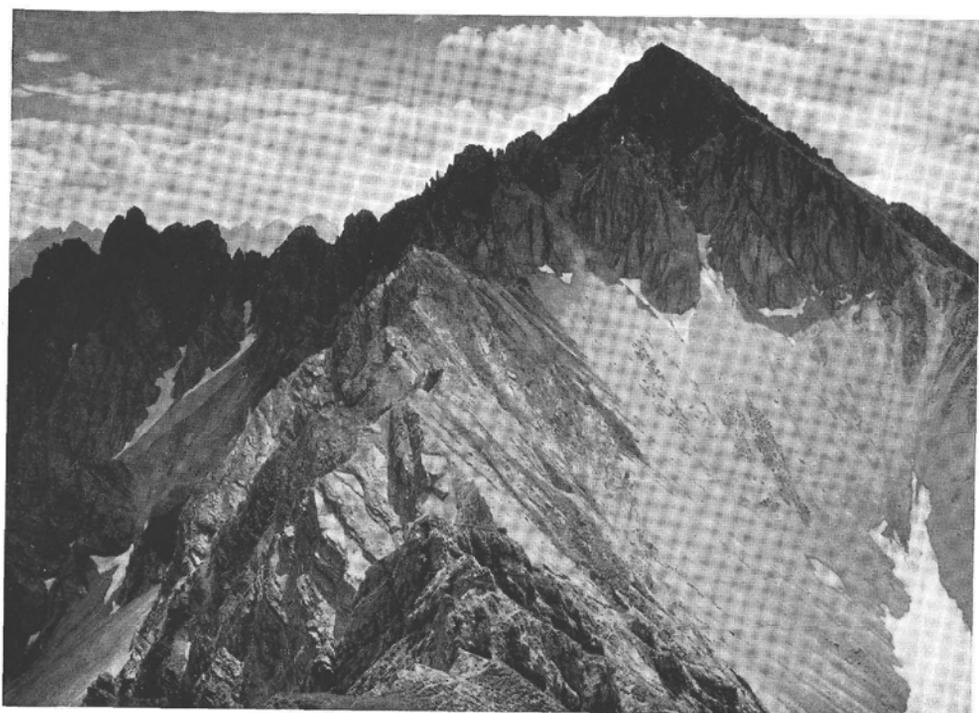
Nordwand des Kleinen Lafatscher



Bei Hall in Tirol, Blick auf den Bettelwurf



Blick von der Seefelder Spitze auf Erlstein und Solstein



Blick von der Seefelder Spitze auf Reitherspitze und Wimmertürme

das Solsteinhaus in der vordersten Kette, und die Falkenhütte im Herzen des Gebirges. Das Karwendel- und das Hallerangerhaus liegen in der Nähe eines Überganges, aber auch ihre Lage ist frei und ausrichtsreich. Ein Juwel ist die Hochlandhütte im Rälberalpi, die einzige nicht bewirtschaftete Hütte, und das ist gut, denn sonst würden die Sommerfrischler aus dem nahen Mittenwald zu ihr als Jausenstation regelrechte Wahlfahrtsprozessionen unternehmen. Ein Talgrund dagegen engt die Vereinsalm ein, die eigentlich ein Jagdhaus ist, und ebenso ist die Lage der kleinen Siedlung Hinterriß mit ihren zwei Berggasthöfen nicht von jener Art, die mich gerade begeistern, während der Gasthof in der Eng, die einstige Brennöhütte, eine wunderfame Stätte ist. Besonders liebe ich zwei Hütten, die in einer Art Kessel stehen. Die Lamjehütte, hinter der sich die Ostwand dieses einst berühmtesten Felszahnes aufbaut, die ich ausgerechnet gelegentlich meiner Hochzeitsreise durchkletterte, und die Pfeishütte, die am spätesten im Karwendel entstand, ein architektonisches Kunststück, das sich der Landschaft anpaßt und eine so reiche Auswahl an Gipfelsfahrten bietet, wie sonst kein Platz in den Karwendelbergen.

Auch manche Almen im Karwendel haben eine geradezu berückende Lage. Zahlreich sind sie in diesem weit ausgedehnten Gebiete gerade nicht, denn die Entwicklung der Täler ist verhältnismäßig gering, und oft herrschen Fels und Schuttreißen, statt Almhängen vor. Die tiefergelegenen Hütten heißen „Niederleger“; sie werden früher bezogen, und sind längere Zeit befahren. Erst später treibt man dann das Jungvieh auf vereinzelte hochgelegene Almen hinauf, die ihren Namen „Hochleger“ mit Recht führen. Die Niederleger bilden mitunter ganze Almdörfer. So vor allem in der Eng, und es ist ergreifend, wenn dort am Abend ein Glöcklein aus dieser Siedlung durch den stillen Grund läutet, Gottesdienst, inmitten der erhabenen Natur. Kaum weniger bekannt ist die Ladiz, unterhalb des Spielstjoches. Diese Hütten sind an die sanfte Kuppe des Mahnkopfes angelehnt, des einzigen Berges im Karwendel, den man als wirklichen Schigipfel ansprechen kann. Berge, die sonst wenig Bedeutung haben, blicken auf dieses Almdorf herab, mit formenschöner Gliederung Kuhkopf und Talelespitze, an denen man Geologie studieren könnte. Die kaliderer Wände dagegen sind erbarmungslos, Steilwände, die das Grauen lehren. Das Auge sucht vergebens in diesen glatten Riesenmauern einen Weg. Sie gehören zu den schwersten Wänden der gesamten Alpen, und trotzdem erkämpfen sich jetzt die jungen Stürmer verhältnismäßig oft mutig ihren Weg zu den Zinnen. Auch im kaliderer Tal steht ein Niederleger gleichen Namens als Dörfchen. Der Mahnkopf stürzt dorthin in senkrechten Fluchten ab, und die wilden Falken schauen hernieder. Der kaliderer Hochleger aber hat kaum seinesgleichen. Obgleich ein kleiner Almweg zu dieser dürftigen Behausung in wenigen Minuten vom Spielstjoch hinführt, ist er eigentlich wenig bekannt. Gerade in ihrer Kleinheit geben diese Hütten den richtigen Maßstab zur Bewertung des ungeheuren Hintergrundes, ein Gegenstück, der erschütternd wirkt. Die Wandlucht der Grubenkar Spitze ist ein würdiges Gegenstück zu den kaliderer Wänden, ihr Nordpfeiler scheint sich ins Unendliche aufzubauen.

Ein Bild, wie es ein Künstler nicht meisterhafter komponieren kann, ist die Hallerangeralm. Ein grüner Büchel, eine Kuppe, die aus den Matten aufsteigt, eine niedere Almhütte auf ihr, ein behäbiger Steinbau mit Giebeldach. Und dieses Dreieck, das von diesen Flächen gebildet ist, sanft zuerst der Hügel, der die Hütte trägt, scharfer schon durch die Linie des Daches betont, steigert sich im Hintergrunde durch den kühnen Felsbau des Kleinen Lafatscher, der seine glatt polierte Wand zeigt, zu einem Rhythmus von Gewaltigkeit, der seinesgleichen sucht.

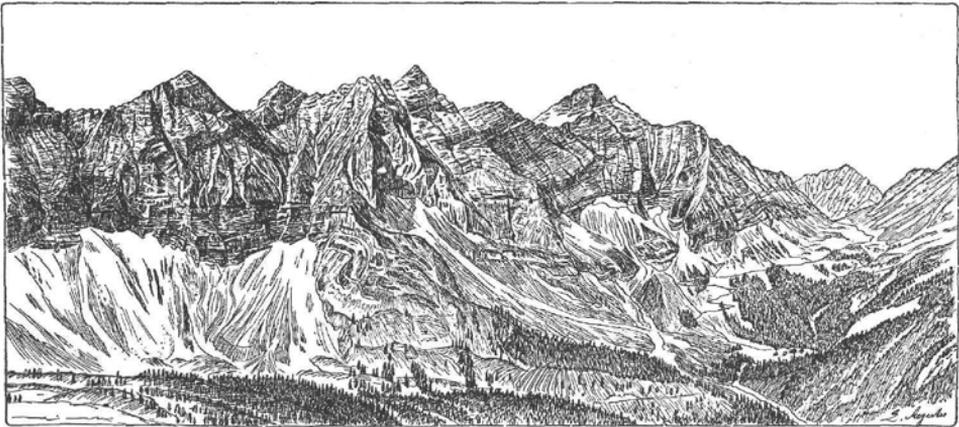
Und noch eine Alm weiß ich, deren Lage mit der am Halleranger wetteifern kann, die Walder Alm an den Ausläufern der Bettelwurfskette. Auf freier Höhe stehen ihre Hütten; weiß blinkt ihr kalkiges Gemäuer, flankiert von dunkelbraun gebeiztem Holz der Stadeln. Auf abfallendem Wiesenplan davor stehen ein paar Wettertannen von rie-

Gefühl der Sicherheit hatten wir auch die Gipfelkanten so lange ausgedehnt, daß uns dann unten schon die Dunkelheit überraschte, und wir nur durch einen abenteuerlichen Abstieg auf ungewöhnlichem Wege, zum Schluß sogar mit Abseilen, das Kar erreichten. So unswierig leichte Karrwendelberge sein können, wie der Hochnissel, war ich doch einmal dort gezwungen — es gab allerdings damals noch keine Weganlage —, zum Schluß kurzerhand das Seil zu zücken, um mich auf sicheres Gelände hinabzulassen, weil ich im Vorwärtstürmen vom richtigen Pfade abgekommen war.

Die Kaltwasserfarspize gehört wohl zu den schönsten Felsgestalten des Karrwendels. An einem späten Herbsttage bei trübem Wetter, hatte ich sie allein überschritten und den Südgrat als Abstieg gewählt. Als ich dann an seinem Fuße stand und die steile Schneide emporschaute, schien es mir fast undenkbar, daß ich so rasch und verhältnismäßig leicht diesen lustigen Weg herabturnen konnte, so abweisend schien von meinem Standpunkt aus dieser Bau. Bei genauer Betrachtung ist ja auch bei der Ostwand der Lamfenpize die schwierigste Aufgabe, den Einstieg zu finden, so verborgen ist sein Spalt. Hat man ihn aber endlich entdeckt, so ist der Weg bis zum Gipfel eigentlich nichts anderes als ein Zwangswechsel, dem man beim besten Willen nicht mehr entkommen kann. Zumal diese Entdeckerfreuden, zu denen ein gewisser Instinkt gehört, den man besonders im Karrwendel schulen kann, machten mir diese Berge so lieb; und wenn es auch in anderen Gruppen sicherlich viel genußvollere Fahrten gibt, die den reinen Kletterer ungleich mehr befriedigen werden, so ist das Karrwendel gerade eine Schule für das *S e h e n* im Fels, vielleicht eine Angelegenheit der älteren Alpinisten, die sich ihre Erfahrung erst in längerer Arbeit erringen mußten, und welche auch den Bergen gegenüber eine andere Stellung einnehmen als die heutige Jugend, für die diese Reize notgedrungen bereits geschwunden sind.

Wenn man aber auf einer Spitze des Karrwendels steht, lüften sich die Schleier seiner Geheimnisse. Dann liegen die Ketten offen vor dem Blick, die verschwiegensten Rare sind aufgeschlossen, die Zweiggrate, die man sonst kaum ahnte, bekommen ihre bestimmte Deutung, und Spitze an Spitze ist aufgestellt. Wenn der Herbst kommt, der goldene Herbst, und die Landschaft in den glühenden Farben schwelgt, gleichwie eine reife Frau noch einmal zur höchsten Schönheit erblüht, bevor das nahende Alter sich mit welken Falten über ihr Antlitz senkt, dann ergreift mich noch stärker als sonst eine unbezwingbare Unruhe, die eigentlich nichts anderes ist, als die Sehnsucht nach den Bergen. Und gerade um diese Zeit will ich das Gipfelgefühl wieder erleben, jene Empfindung, die ins Metaphysische hineinreicht. Der Ausblick von einer hohen Warte ist ein Geschenk, das einem bei einer schweren Bergfahrt zuteil werden kann, aber meist kein Anlaß, wenigstens für einen Alpinisten meines Schlages, sich einen Gipfel zu erwandern. Im Karrwendel jedoch ging ich oft der Ausblide halber hinauf zu den Höhen, weil ich dort eine Art der Aussicht erlebte, wie sie anderen Bergen nicht eigen ist. Die Ferne gibt selten das Glück des Malerischen. Im Karrwendel jedoch, dem Land der Gegensätze, gewährt die *Schau B i l d e r*. Es ist die Verbindung der Schau zu den Bergen, die in einem Zirkus um einen her stehen, mit dem gleichzeitigen Erfassen des Tieflands mit seinen Siedlungen. Gleichsam über den Höhen zu schweben, und doch mit der Erde, von der wir kommen, vereint zu sein.

Vor allem haben es mir die Ausblide von der Nördlichen Karrwendelkette angetan. Da liegen die Seen des Vorlandes, des Werdenfeller Gebietes, blaue Augen in smaragdener Einfassung, und man ahnt gleichsam die Ebene und das flache Land mit den Weilern. Und gesondert hebt sich Gebirgsstock auf Gebirgsstock, getrennt durch die Täler, in die man hinabblükt. Mitunter hörte ich bis zu meinem Gipfel herauf die Laute des Tales. An einem windstillen Tage im späten Oktober, als ich einmal auf der Rumerpize lag, vernahm ich jeden Ton der Innsbrucker Musikkapelle, die im Hofgarten spielte. So fühlt man sich auf diesen Höhen wohl einsam, aber nicht verlassen. Nicht die



Moserkarspitze, Kaltwasserkarspitze und Birkkarspitze

senhaftem Ausmaße. Durch das Bomper Loch getrennt — man ahnt dessen Tiefe — ein echter Karwendelhintergrund, Steilmauern durch Kare in alle Formen gegliedert, Kegel und Dachfirn, Hörner und zerzackte Schneiden, Eiskarlspitze, Huberbank, Kaiserkopf und Hochglück, über deren Abfall noch die Lamsenspitze hervorblüht. Auf der anderen Seite aber als Gegenpiel durch das Inntal geschieden, das Urgebirge, die Kuppen der Tuzer Vorberge, Ausdehnung in die Breite, Ruhe und Masse, und als Krönung am Horizonte Firn und Eis der Zillertaler, eingefasst von felsigen Schneiden. Schön ist auch noch der Gramai-Hochleger, aber seine Umrahmung ist schon mehr lyrischer Ausklang. Gramai klingt ja selbst wie sanfte lodende Musik. Vielleicht auch geheimnisvoll, wie so viele Karwendelnamen: Falzturn oder Lafatscher, Ladiz, Laliders.

Für mich selbst, der ich das Karwendel in allen Teilen kenne, haben diese meine Lieblingsberge immer noch etwas Geheimnisvolles. Auch der Reiz, den sie auf mich als Kletterer ausübten, der ich sonst in den anderen Gruppen grundsätzlich schwere Aufgaben suchte, bestand bei den Besteigungen so vieler Karwendelgipfel darin, daß so viele Wege unvermutet überraschende, aber nicht schwierige Lösungen bieten. So war es mir eine Freude, von der Westlichen Karwendelspitze zur Vogelkarscharte durch eine Rinne abzustiegen, eine kurze anregende Fahrt, die, vom Vogelkar aus gesehen, kaum entdeckt werden kann. Und ebenso staunt man bei der benachbarten Grabenkarlspitze, wenn man die Westschlucht betrachtet. Nie würde man es für möglich halten, daß unmittelbar vor einem eine wohl schwierige, aber, wie sie der Führer nennt, die „eleganteste“ Klettertur in der Umgebung des Karwendelhauses sich darbietet, so verschlossen sehen die unnahbaren Wände dort aus. Ebenso ist es geradezu eine Lust, wenn man von der Westlichen Lärchlecks spitze kommt und man überlistet mittels anfangs verborgener Bänder die Flanken hinunter zur unteren Dammkarscharte. Gerade das Aufsuchen der verwinkelten Durchstiege ist ein hoher Reiz, der auch bei Wiederholungen wirksam bleibt, weil man nicht jede Einzelheit dieses abwechslungsreichen Geländes im Gedächtnis behalten kann. Nur mit Mühe entging ich einmal beim Abstieg von der Mittleren Großkarlspitze einer Beiwacht, weil ich mir allzuviel auf meine Ortskenntnis zugute tat. Vor einigen Jahren hatten wir damals, gleichsam auf Anhieb, den richtigen Durchstieg zur großen Schlucht hinuntergefunden und dann die verborgenen Abbrüche und den Steinklippengrat spielend erreicht. Diesmal war es aber schon spät geworden, weil wir vorher noch den Schönberg und den Grat der andern Großkarlspitzen hinter uns gebracht hatten. Im

höchsten Gipfel des Karwendels schenken mir die Ausblicke, die am unvergänglichsten vor meinen Augen stehen. Am das Glücksgefühl künstlerischer Befriedigung zu haben, mußte ich gerade dort zu gleicher Zeit zu anderen Bergen hinaufblicken und auf andere herabsehen können. Diese Gegenätze, die ich oft empfand, wenn ich neben einem Steinmann saß, schenken mir Eindrücke besonderer Art. Etwa auf der Rastkar Spitze oder deren Nachbarn, wo über 1000 m geradezu unter mir das grüne Hinterautal lag, eigentlich durch keine Gliederung der Wandflucht mit meiner Warte verbunden, während gegen Süden zu nach dem Abfall der Grate sich sanfte Kare öffneten.

Doch auch auf Bergen, deren höchste Erhebung eine sanfte Ruppe ist, fand ich wunderfame Orte, wie auf dem Brunnensteinkopf. Da ist ein Ager, unterhalb des Gipfels, auf dem sogar eine Bank steht. Anderswo würde eine solche Erinnerung an das Tal ein störender Fleck in der Landschaft sein. Hier schien sie mir wie eine Einladung, den Sirius der Landschaft gemächlich zu beschauen. Als letzter Vorläufer, den die vorderste Kette entsendet, ein Eckfeiler und gleichsam die Nabe eines Rades, während die Gebirgszüge ringsum die Speichen darstellen, steht dieser Karwendelkopf da. Alle vier Ketten schaut man von hier fast in ihrer ganzen Längsenfaltung. Die höchsten Gipfel des Karwendels mit der Rirkar Spitze, und über dem Hochalmfattel erscheint selbst noch der Falkenaft. Gegenüber steigt die Pleisenspitze auf, eine Pyramide, sanfte Schuttfelder auf der einen Seite, Abbruch und Schluchten dem Karwendeltal zugewandt, und setzt sich fort in der Larchkar- und Riedelkar Spitze, die immer einjames Hochland bleiben werden. Und ein anderer Eckfeiler sendet seine verästelten Zweiggate hernieder, das Hinterau- vom Gleirschtal scheidend, eine kürzere Kette, als deren Endpunkt der trostige Kockkopf sein Haupt erhebt. Die Solsteinkette, die kleinste von allen, zeigt gegen Norden, wie überall im Karwendel, furchtbare Steilabfälle, und das Dolomitgestein der Seefeld Gruppe daneben bildet den zackigen Abschluß. Doch auch in benachbarten Gruppen erhebt sich Stod auf Stod, die Mieminger Kette, das Wettersteingebirge und die vorgelagerten Uhrnspitzen. Ein Rundblick, den man kaum ausgedehnter als gerade von diesem vorgeschobenen Posten der Karwendelberge genießen kann, alles zusammenfassend und doch wieder in den Einzelheiten zergliedernd. Denn auch die Nähe gibt ein Stück echten Karwendelgeländes. Unter uns das Kirchlekar, welches sich, unterhalb der Wandfluchten ansehend, geradezu bis ins Tal hinunterzieht, mit seinen Sandreihen und Latschenzungen, und oberhalb dieser beckenförmigen Mulde ein schneidiger Grat, der die ledigen Gestalten der Kircheln trägt, welche die Lärchfleckspitzen mit der Karwendelspitze verbinden, eine Welt von Gipfeln, die Kar auf Kar umklammern, und zugleich ein sanfterer Gegensatz zu den gegenüberliegenden Wandfluchten.

Geradezu beseligend waren die Tage auf irgendeinem Gipfel der Nordkette, wenn ich spät im Jahre im Sonnenglast neben einem Steinmann ruhte und unter mir ein Nebelmeer das Tal fjordartig erfüllte, bewegungslos, Niederungen und Ortschaften verdeckend. Hier oben genoß ich noch die herrliche Wärme, in der man sich so recht tierisch wohlfühlte, so wie ein Murmeltier, das in der Sonne wohligh vor seinem Bau liegt. Dieses Geschenk genießt man um so stärker im Bewußtsein, daß unten um diese Zeit die Menschen in der Feuchtigkeit des Dunstes fast ersticken und frösteln, während man hier oben 2000 m über ihnen einen scheinbaren Nachsommer erlebt. Und mit welcher Reinheit blicken die Berge zu einem herüber! Selbst die fernsten Kämme scharf umrissen.

Freilich, nicht immer schenkt der Oktober diese Sonnentage oder die Stunden des heißen Föhns, der zu dieser Jahreszeit gehört, und die Farben noch glutvoller malt. Doch auch in den grauen Zeiten des Herbstes, die den kommenden Winter ahnen lassen, hat das Karwendel seinen besonderen Reiz. Ich finde sogar, nur wer die drohende Stimmung kennt, bei der die Wände in die Unendlichkeit hinein zu wuchsen scheinen, die Arme verschwinden, nur ein Bergtorso feucht und kalt in ziehenden Schwaden auftaucht, die Farben ertrunken sind, alles nur Schattierung von Grau und Schwarz ist, und der

Frost in den Schluchten horstet, der hat Einblick in den Ernst des Karwendels und wieder Ehrfurcht bekommen vor der Größe dieser Berge, deren Gewalt nicht in der Zahl der Höhenmeter liegt.

So steht mir das Karwendel von meiner letzten Bergfahrt her in der Erinnerung. Bei Neuschnee hatte ich mir wieder einmal zum Abschied von diesen Bergen die Pragmarerklarspize erkämpft. Der Wind blies seinen feuchtkalten Odem, und wenn ein Stoß die Schwaden für einen Augenblick lichtete, dann erschienen Felsen wie gespenstige Klippen aus den brodelnden Massen. Eine Winterlandschaft lag zu meinen Füßen, und der Himmel war schwarz, als bräche die Nacht herein. Ein Bild der Düsterteit! Trostlos fröstelnd lag die Landschaft da, und dennoch in einer Größe und Schönheit. Eine Urzeitlandschaft, ursprünglich, als hätte sie nie eines Menschen Fuß betreten. Diese Stimmung, das Schweigen dieser Berge, die ich von allen am besten verstehe, das mich bedrückt als die meisten Worte, die mir jemals Menschen haben sagen können, das ward mir Karwendel-Offenbarung!



Bernina

Erfahrungen und Erlebnisse

(Fortsetzung, Beginn Zeitschrift 1934)

Von Walter Flaig

Im Jahrgang 1934 dieser Zeitschrift erschien Seite 50—87 unter dem gleichen Titel der erste Teil dieser Arbeit. Er umfaßte die „Erfahrungen“ und von den fünf Abschnitten der „Erlebnisse“ den ersten: Im Morteratschreich.

Ursprünglich sollten hier alle weiteren Abschnitte folgen. Raumbeschränkung zwang jedoch zur Aufteilung. Es folgt hier „Der Tschiervakessel im Rosegtal“. Der Rest schließt 1936 diese Arbeit ab mit Abschnitten über Schifahrten, über die italienische Bernina und eine Nachlese.

Die Umrahmung des Tschiervakessels findet man auf der Karte im Jahrgang 1934, S. 51, links unten.

Die wichtigsten Abkürzungen wiederhole ich:

B. = Bernina-Buch. Ich meine damit mein Werk „Hoch über Tälern und Menschen. Im Banne der Bernina“ (Französische Verlagshandlung, Stuttgart). Näheres siehe Zeitschrift 1934, S. 58.

Bf. = Der neue Berninaführer des SAC., vergleiche den Abschnitt in der Zeitschrift 1934, S. 52.

Der Tschiervakessel im Rosegtal

Am 14. August 1926 abends zog ich das ernste Rosegtal hinauf. Als ich hörte, daß die Tschiervahütte, mein Ziel, überfüllt sei, bezog ich kurzerhand im obersten Rosegwald ein Bimaf. Die Nacht war warm und ich schlief unter Zirbenzweigen im Sbarskysad ganz ausgezeichnet. Ein Feuer knackte neben mir.

Am Morgen stieg ich vollends hinauf zur Hütte. Ich war gespannt, ob meine Schüler schon da seien. Es sollte nämlich der erste jener zahlreichen Hochturen-Lehrgänge beginnen, die ich im Auftrag der Sektion Nürnberg fortan Jahr für Jahr leiten durfte und deren einen ich in der Zeitschrift 1934 bereits schilderte.

Als ich gegen 8 Uhr bei der Hütte ankam, war gerade ein großer, blonder Bursche dabei, ein Paar Schier zu schultern und loszuziehen! Meine Nase ging nicht fehl, wenn sie in diesem Außergewöhnlichen einen meiner „Lehrbuben“ vermutete. Es war „Otto“, den meine Leser schon kennen (Zeitschrift 1934, S. 67) und von dem ich damals nicht ahnte, daß er als Musterschüler und Kamerad aus dieser Begegnung hervorgehen würde.

Er war als erster und bisher einziger der drei angemeldeten Schüler am Vorabend eingetroffen. Es war ein leichtes, ihn von seinem Schiausflug zum Piz Corvatsch abzuhalten und zu einer

Überschreitung des Piz Umur, 3257 m

zu gewinnen. Viel mehr ließ sich aus dem angebrochenen Tag nicht mehr herausholen. Und überdies war mir dies Ziel ebenso lieb als wichtig: Lieb ob seiner unvergleich-

lichen Lage in der genauen Mitte des Echiervafessels, dessen Anblick von keinem Standort so machtvoll ist, lieb ob der schönen Kletterei über seine Grate — er ragt als dünne, langgezogene Felsenscheibe aus dem Gletscherbecken — und lieb ob der Pflanzenwelt, welche diesen „Garten im Eis“ schmückt und die ich im *WB.*, S. 40, schon mit so viel Liebe beschrieben habe, daß ich dorthin verweisen darf; — und wichtig, weil man von diesem Grat aus alle, gar alle Anstiege des Echiervafessels überblickt und ein kundiges Auge dort sofort im Bilde ist, was etwa an Veränderungen und zeitlichen Verhältnissen geboten wird.

Aus allen diesen Gründen ist der Piz Umur ein geradezu idealer Berg zur ersten Überschau, zum Einlaufen und Einklettern, oder für Nebeltage oder um einen unbekanntem Seilgefährten zu erproben.

Wir erklimmen (über die Westflanke) den Nordwest-Grat und über seine hübschen Felsen den Gipfelgrat, der sich lang hinzieht.

Warme Sonne, völlige Stille schenken uns eine köstliche Gipfelfrühstück im Anblick eines der schönsten Schauflüde der Alpen: des vielbesuchten, geschichtreichen „Dreigestirns“ der Bernina: Piz Bianco-Bernina — Piz Scerscen — Piz Rosseg, deren bekannteste oder gefürchtetste Wände, Grate und Scharten hier aufgestellt sind, etwa die Fuorcla Priedlusa und der Bianco-Grat, die Bernina-Westflanke, der Nordwestgrat des Piz Scerscen mit der „Eisnase“, die Porta da Rosseg, bei den Bergsteigern als Gießfeldsattel bekannt, die gefürchtete Nordost-Eiswand des Piz Rosseg und sein Efelsgrat, aber auch der Piz Morteratsch und Piz Echierva als Abschluß des wilden Kessels.

Wir mußten leider feststellen, daß vor kurzem erst reichlich Neuschnee gefallen war und die sonnengeschützten Flanken und Felsen noch allzudick verkleistert hielt.

Den Abstieg nahmen wir so, daß wir vom Gipfel gegen den Piz Scerscen hin am Grat entlang kletterten, aber nicht bis zu dem Schneefattel (Fuorcla da l'Umur), der unseren Berg mit dem Piz Scerscen verbindet (und sogar höher scheint als der Piz Umur!), sondern bis zur tiefsten Einsenkung des verbindenden langen Felsgrates, um von dort über die Nordflanke den Gletscher und die Hütte wieder zu erreichen.

Am Abend traf dort der zweite Lehrbub ein, Reinhard, zu meiner Freude auch ein großer, prächtiger Bursche und Sportsmann, der vieles versprach. Der dritte allerdings — der auch groß und stark sein sollte — war noch nicht da, auch schien mir so, als ob die beiden nicht restlos entzückt und überzeugt seien von ihm. Er kam auch nicht, hatte vielmehr sich mit Zahnschmerzen entschuldigt, um noch einen Zahnarzt in Pontresina aufzusuchen. Na ja, — wenn er dafür nachher gut in Form war, sollte es mir recht sein.

Wir drei jedenfalls waren fest entschlossen, sofort heftig ins Geschirr zu gehen, denn laut Vereinbarung hatten drei besonders auserlesene, berggerahrene Teilnehmer unbedingt „fil“ anzuschwirren, so daß die letzte technische Meisterschaft sofort im Verlauf entsprechender Touren ergänzt und erworben werden konnte.

Piz Rosseg, 3942 m, Nord- oder Efelsgrat — Westweg, eine Überschreitung

Wir fanden den Piz Rosseg gerade passend als erste Großfahrt. Am 16. August 1926, früh 3 Uhr 15 Min. verließen wir drei die Echiervahütte. Der Sternenspracht zum Trotz war die Nacht stockdunkel. Wir stolperten mit der Laterne über die Moräne hinaus und quer über den Ostarm des Gletschers.

Als wir am Westfuße des Piz Umur entlang anstiegen, setzten sich die zwei Rossegspitzen eben goldrote Kronen morgendlicher Herrschaft auf. Große Klüfte hielten uns aber so im Bann, daß wir wenig Zeit hatten, das Erwachen des Tages zu betrachten. Endlich schlossen sich die Klüfte und wir konnten nordwestwärts auf den breiten Schneerücken des untersten Grades hinaufsteigen, den wir also hoch über P. 2756 betraten.

Am ersten Felssturm rasteten wir eine Weile (6 Uhr 20 Min. bis 6 Uhr 35 Min.) und gingen dann stramm auf die meist ziemlich leichten Türme los, überstiegen sie, bis ein glatter Kerl uns in die Ostflanke des Grates drängte (vgl. Tafel 29, Abb. 5). Dort grüßte uns die Sonne und es wäre ein schönes Steigen gewesen, wenn der Fels ein besseres Gefüge gehabt hätte. Aber da galt es, sehr vorsichtig zu sein. Die wiedergewonnene Grat Schneide allerdings war gut und außerdem eine Überraschung durch den Blick in die wirklich phantastischen Eiswände der Nordwestflanke. (Vgl. Tafel 29, Abb. 4.)

Nachdem wir den letzten scheinbar unersteigbaren Felssturm auf überraschende Weise in der Westflanke überlistet hatten, traten wir auf das Gletscherdach des Berges. Mit Steigeisen liefen wir da leicht empor zum Fuß der Schneekuppe.

Hier betrat ich wohlvertrautes Gelände (vgl. BZ., S. 64) und überließ den zweien auch dann und wann die Führung. Mit Spannung beobachtete ich ihre Gesichter, als wir um 11 Uhr die Schneekuppe betraten und ganz plötzlich der unnahbar steile Hauptgipfel sich jenseits einer tiefen Scharte aufrichtete.

Und es widerfuhr ihnen, was wohl jedem widerfährt, der hier das erstemal über jede Erwartung überrascht wird: Bewunderung, Sorge und Neugier prägeln sich regelrecht um den Vorrang.

Wir waren aber so im Banne des Berges und Bildes, daß wir nach einer viertelstündigen Rast den Übergang wortlos in Angriff nahmen und nach einer Stunde vorsichtig über die scharfe höchste Schneide (vgl. Taf. 30, Abb. 6) in die Südflanke hinabstiegen, wo sich hinter der hochgespannten Gipfelwächte (vgl. Taf. 30, Abb. 7) ein überraschend breiter Blockhang zur Rast anbietet.

Über eine Stunde kümmelten wir im Blockwerk herum, denn es war unerträglich heiß. Hätten wir die immer drohendere Gewittergefahr nicht gefürchtet, wir wären wohl bis zum Abend dort geblieben.

Ein Falke schwebte eine Weile über dem Gipfel. Immer unheimlichere Wolkenburgen bauten sich über dem Becken auf. Die Gipfelwächten trieften in der Hitze, so daß ganze Perlenvorhänge kleiner Wasserfäden von ihren schmelzwasserschweren Säumen hingen. Schließlich trieb uns fast mehr die Hitze als die Gewitterangst fort. Flott und sicher gingen wir zur Schneekuppe über, stiegen und fuhren dann über die Firnhänge der Kuppe, zur Schulter hinab und wandten uns nun vom Grate weg in die steile, jetzt grell bestrahlte Südwestflanke hinein. Dort zieht ein steiles, anfangs schmales Firnfeld hinab auf den breiten, flachen Balkon eines Gletscherwulstes, der hier über die Wände wallt. Nachdem wir an der Schneekuppe so schön hatten abfahren können, wollten wir das hier natürlich auch vorteilhaft ausnützen, aber man brach in dem durchgeweichten, klitschnaffen Steilfirn so tief ein, daß an stehend Fahren nicht zu denken war. Gegen sitzend Fahren habe ich aber eine große Abneigung und außerdem traute ich dem Schnee nicht — der Lawinen wegen. Ich ließ mich also von den beiden sichern und versuchte die nasse Oberschicht zum Abfließen zu bringen. Aber sie dachte gar nicht daran, so sehr und verschiedenartig ich mich darum mühte. Wir kamen zur Überzeugung, daß meine Sorge ganz unbegründet war. Außerdem war von einer früheren Seilschaft — wohl vom Vortage? — einer jener eindeutigen Rutschgräben im Firn, wie sie beim sitzend Abfahren entstehen. Und was die gewagt hatten, konnten wir nach all den Vorsichtsmaßnahmen auch, zumal dieser Graben schon eine sichere Bahn zu bieten schien, außerdem aber der Hang auf eben jenem flachen Firnbalkon mündete, den ich oben erwähnte.

Wenn's wirklich einen kleinen Schneerutsch gibt, dann kommt er dort zum Halten, sagten wir uns, setzten uns hintereinander und rutschten los. Wir blieben angefeilt, weil ein Bergschwind unten quer zu ziehen schien.

Los! Wir fuhren. Es flutschte prächtig. Aber kaum ein Stück gefahren, sah ich

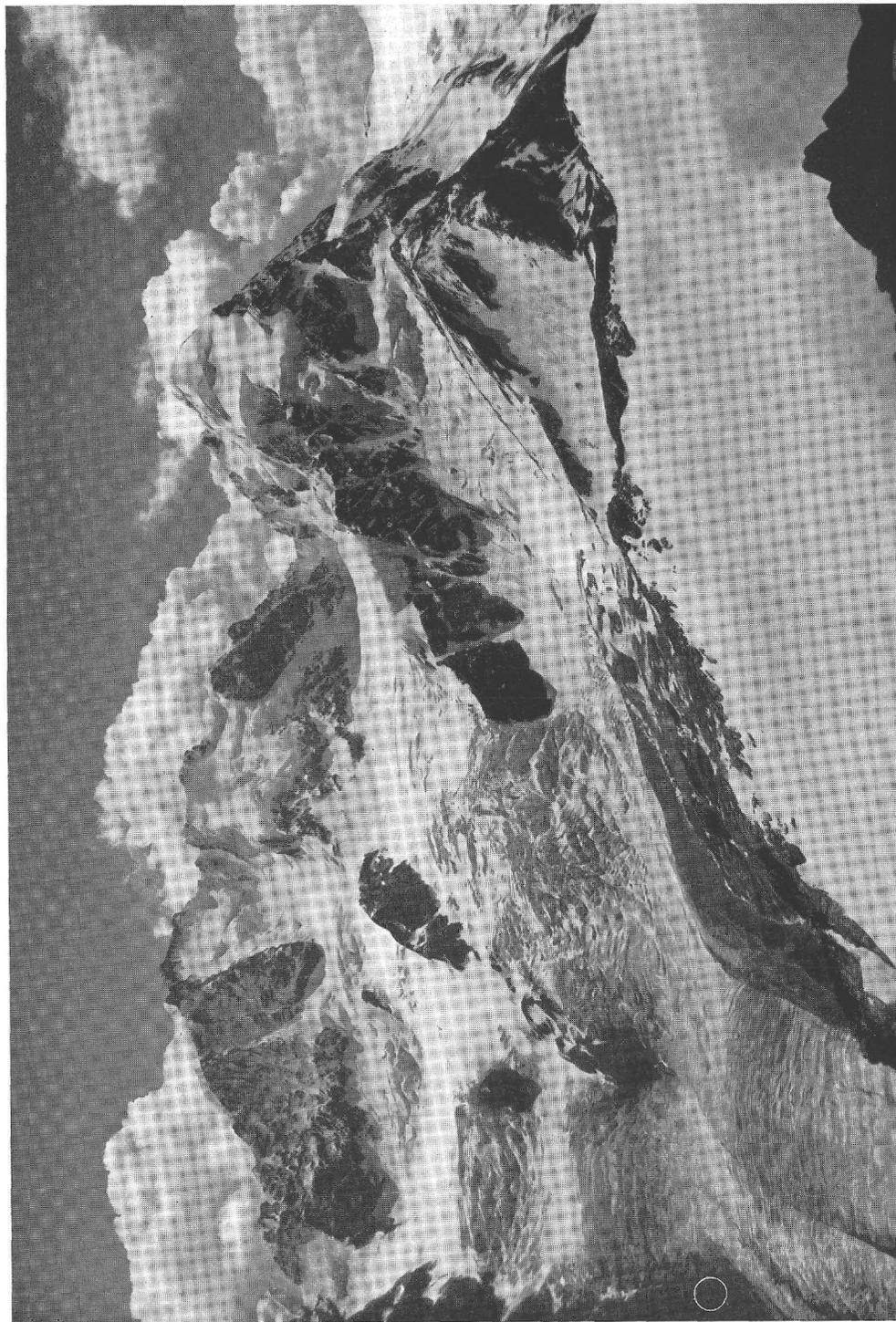


Abb. 1. Das Dreigestirn: Piz Bernina (mit Piz Bianco) — Piz Seerfen — Piz Hofeg, vom Corvatschgrat. o Lage der Eishörschlüfte



Abb. 2. Piz Bernina und Spalla vom Piz Bianco

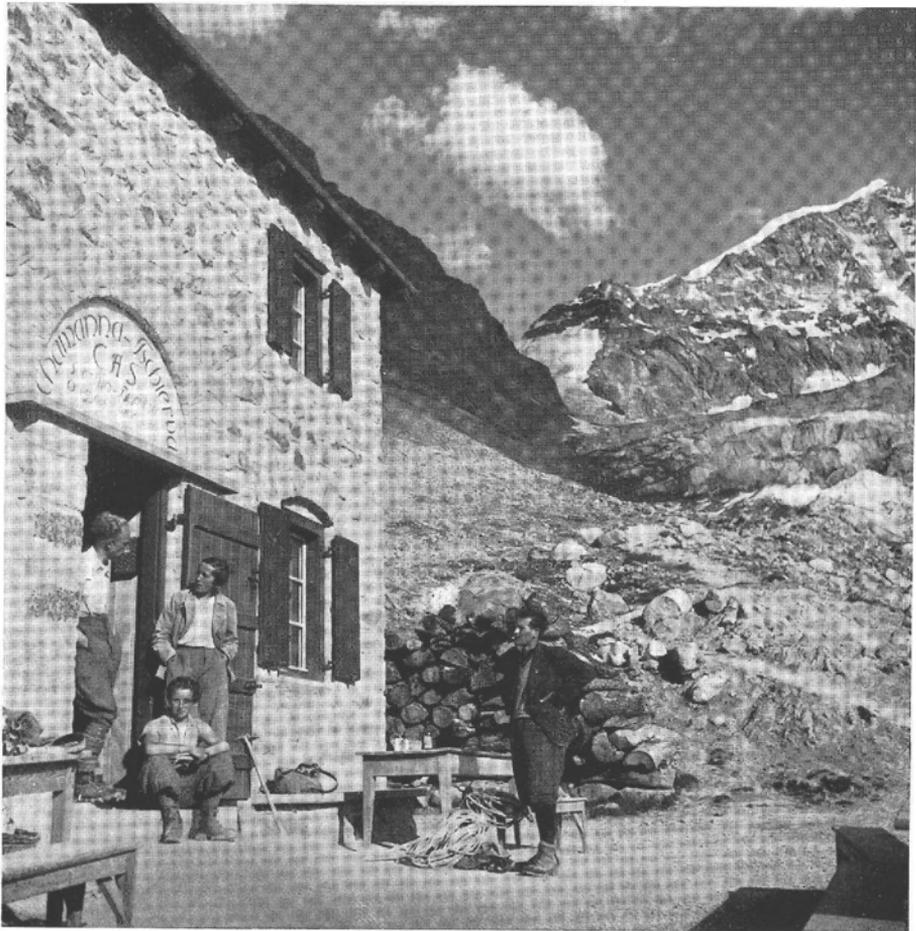


Abb. 3. Die Schierrahütte gegen die Fuorcla Priobluja und den Biancograt

neben mir eine Schneeschlange vorbeizischen. Auffspringend sprang eine andere mir ins Genick.

„Lawine!“ Ich schreie es und brülle: „Halt! Auf!“, reiße mich hoch und ramme Pichel und Beine mit jedmöglicher Wucht in den Firn. Es gelingt. Ich spüre, wie die Lawine sich an meiner entgegengepreßten Schulter und Schädel teilt und abfließt. Ich bin schon raus, über ihr! Aber dann strafft sich plötzlich das Seil. Die beiden! durchfährt es mich. Die Lehrbuben hatten sich nicht so schnell und erfolgreich zur Wehr gesetzt, wurden vom nachstürzenden Nassschnee jäh umgestoßen, mitgerissen. Und jetzt trifft mich die ganze Wucht ihrer Last und der an ihnen gestauten Schneemassen! Das Seil zerrt. Ich wehre mich wie ein Verzweifelter und Wahnsinniger. Das Seil wird dünner, drahtig steif, zerrt und zuckt. Ich kralle mich an den Pichel, sperre die Beine. Die Schenkel sind wie Bäume so steif. Ich muß sie doch halten . . . Himmel Donner! . . .

Aber plötzlich, urplötzlich weiß ich, daß alle Verzweiflung nichts nützt, die Zentner-, nein Sonnenlasten des Nassschnees reißen an dem Seil, wie ein Heer von Todfeinden. Gleich dem Pfeil von der Bogensehne geschneilt, wie vom Katapult geschleudert, fliege ich auf volle Seillänge hoch im Bogen durch die Luft und knalle — über die beiden hinweg! — vom Himmel herab mitten hinein in den Lawinenwirbel. Der packt mich und wirbelt mich mit, kopfüber, kopfunter, im Schnee, überm Schnee. Ich kugle mich zusammen, schnelle mich fort, werde geschlagen, gezerrt, gewalzt und gewickelt, daß ich mich bloß wundere, wie deutlich ich alles empfinde, wie fest ich immer noch zur Gegenwehr bereit bin und vor allem dem Zugedecktwerden wehre.

Auf einmal ist alles jäh zu Ende. Ich liege still. Ich höre das so bezeichnende Rauschen des fließenden, schiebenden Lawinenschnees. Ich fürchte zugedeckt zu werden und will aufspringen aber ich bin nicht mehr so „frisch“, als ich meinte. Das vom Schnee bedeckte Seil reiht mich um. Das Seil erinnert mich an die Verbundenheit und ich rufe — „Oskar!“ — „Reinhard!“ —

Oskar gibt Antwort, rappelt sich auf, und jetzt sehe ich auch Reinhard. Wir eilen zu ihm hin, denn er ist wachsbleich und sinkt zusammen, obwohl er sich ganz offensichtlich mit allmöglicher Willenskraft aufzureißen versucht.

Wie sich herausstellt, hat er sich mit dem Steißbein an einem Stein geprellt, der als Stein Schlag in den Firnhang gerollt und in dem Nassschnee versunken war. Außerdem hatte der Doppelzug des Seiles — er war Mittelmann — ihn toll gezerrt und geschnürt, obwohl der Knoten kunstgerecht geschürzt und kaum zu lösen war. Die Prellung gibt ihm jetzt plötzlich einen Schod, er verliert zuerst das Sehvermögen, dann die übrigen Sinne. Wir müssen uns mächtig zusammenreißen, um die Ruhe zu bewahren. Nach einer Weile kommt er zu sich, wird in die Sonne gebettet und erholt sich rasch. Wir klaben inzwischen unser Gewerkel zusammen, Pichel, Hütte und finden auch das meiste. Meine Brille ist fort, Oskars Pichel zerbrochen, in Brust und Arm hat er tiefe Steigeisenstiche, die ihm Reinhard während des Durcheinanderwirbelns in das Fleisch stieß. Von uns gestützt, bald zähneknirschend, bald lächelnd, überwindet sich jetzt Reinhard, abzusteiigen. Ich habe ihn unablässig aufgemuntert, es zu versuchen, wenn je er es sich zumuten könne, denn einmal drohte ein Gewitter jetzt heran, und dann war eine Nacht auf dem Gletscher eine große Gefahr für ihn, trotz Seltack, den wir natürlich mit hatten.

Mit einer bewundernswerten Schneid raffte sich Reinhard auf und stieg, von uns gut gesichert, bald selbständig ab. Eine dunkle Wetterwolke schob sich vor die Sonne. Es graupelte, grollte, verzog sich aber dann bald wieder. Mit Einbruch der Dunkelheit betraten wir den Gletscherboden des Schiervagletschers gegenüber der Hütte. Reinhard schritt wieder leichter dahin, doch schmerzte ihn die Prellung beim Schreiten. Wir fanden aber alle drei noch Zeit, dem letzten Leuchten der Spitzen Bewunderung zu schenken. Und als wir auf der Hütte einzogen, waren wir einig, daß uns kein Mensch

etwas anmerken dürfe. So geschah und gelang es auch. In meinem Tagebuch steht noch kurz und bündig als Tagesabschluss: Kampf ums Quartier. Tiefer Schlaf.

* * *

Der dritte, von Pontresina zurück, war uns über den Gletscher entgegengekommen. Aber am anderen Tag verließ er uns wieder, um nochmals zum Zahnarzt zu gehen. Wir ließen ihn ziehen und schoben einen wohlverdienten Rasttag ein; natürlich galt unsere Sorge Reinhard, der sich aber so gut erholte, daß wir schon wieder Pläne machten, denn die östliche Hälfte der „Tschierva-Umrahmung“ zu überklettern, das wollten wir uns nicht leicht nehmen lassen. Einige Sorge bereitete uns der dritte. Um ihn etwas in Schwung zu bringen und ihm auf den Zahn zu fühlen, turnten wir am andern Morgen in den Eiswänden des Tschiervabruches herum, daß es mich selber bald grufelte. Am zeitigen Nachmittag wurde aber Schluß gemacht und das Sturmgepäck für die große Fahrt gerichtet. Der dritte war bereit, mitzutun. Er war groß, schien stark, wengleich er für sein Alter ein wenig zu viel gepolstert war.

Schon lange hatte ich die Absicht, die Tschierva-Umrahmung zunächst in allen Teilstücken zu begehen, um dann bei Gelegenheit das ganze „Dreigestirn“ Piz Roseg, Piz Scerfsen und Piz Bernina-Bianco zu überklettern. Die östliche Hälfte — in dieser Weise wohl bis dahin nicht begangen — sollte der Auftakt sein.

Piz Scerfsen—Piz Bernina—Piz Bianco

Am Donnerstag, 19. August 1926, um 1 Uhr nachts, trat ich vor die Tschiervahütte. Mutter Rauch schüttelte den Kopf, seitdem sie wußte, was ich vorhatte: „Ihr Narre!“ sagte sie, „was went'r denn da droba?“ Ich blieb ihr die Antwort schuldig, denn der dunkle, drohende Nachthimmel sah nicht gut aus. Aber ich warf die anderen und auch zwei Nacherer gleich raus. Sie wollten auf den Roseg über den Efelsglat und da hatten sie ja ein Stück gleichen Wegs wie wir. Umdrehen kann man allerweile. Wollten mal sehen. Um 1 Uhr 30 Min. marschierten wir ab, die zwei Nacherer hinterher.

Es war lästig warm und die Schmelzwasser rauschten überlaut, alles schlechte Zeichen, alles angeian, uns ziemlich übellaunig zu machen, ja fast bedrückt.

Am den düstern Klotz des Umur herum steigen wir auf den westlichen Tschiervasfirn hinüber, wo bald tüdtische Spalten uns vollauf beschäftigen. Indes geht ein sahles Rot rasch über Spigen und Wolken, verblaßt und läßt dem Grau wieder Raum. Was wird aus diesem Tage? Bald darauf trennen sich unsere Wege. Die zwei Nacherer ziehen dem Roseg zu auf unseren alten Spuren. Ein Händedruck und Heilruf und schon tauchen sie in das Gewoge der Spalten, indes wir mühsam über steile Firnhalden der Fuorcla da l'Umur zustreben. Dort muß unser Schicksal sich entscheiden.

Als wir am Fuße der Gratfchneide standen, durchschauerte uns ein kalter Windstoh. Das nahm ich als gutes Zeichen. Wenngleich im Nordwesten noch immer das düstere Gewölk drohte, so hoffte ich doch auf Besserung und ohne große Beratung begannen wir. Eine steile Firnfchneide vermittelt den Aufstieg zu dem plattigen Felsgrat, über dessen teilweise noch sehr verschneite Schärfe wir bald emporturnten. Mit Freuden sah ich, daß die Freunde alle die Schwierigkeiten ohne viel Federlesen anpaktten und meisterten. Ostar hatte den dritten Mann am Seil und ließ ihm keine Zeit, sich über diese oder jene Stelle zu wundern. Drei Stunden schlugen wir uns mit diesen Fährnissen herum, wobei ich einmal — an einer schweren Stelle — zu meinem Staunen noch ein vortrefflich erhaltenes 20-m-Seil hängen fand. Man hatte sich offenbar hier abgeseilt, denn das doppelte Seil war halb abgezogen und hatte sich dann verklemt. So ließ man den Strick hängen. Das wäre nicht gerade nötig gewesen. Aber wer weiß, wie

es damals war? Wir nahmen das Seil mit. Vielleicht konnte es uns helfen auf dieser Fahrt.

Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr legte sich der Felsgrat vor uns zurück und tauchte unter das Eis der „Eisnase“, die sich hoch und steil über uns herauswölbte. Die Gefährten schauten scheu empor. Die Eiswände funkelten und glitzerten im Scheine der Sonne, die jetzt, freudig begrüßt, erstmals über die himmelnahen Grate des Piz Bernina hereindrückte. Der kalte Wind fuhr schärfer über Grat und Berg und begann das Firmament zu säubern. Aber wir bemerkten dies kaum, so restlos standen wir im Banne des Eises und der großen, alles entscheidenden Frage: Wird die Eisnase zu erklimmen sein?

Was ich vom Amur aus schon geahnt hatte, bestätigte sich hier nur zu deutlich und erschreckend: Die Nase war gar nicht vergleichbar schwieriger als vor zwei Jahren. Ein sehr steiler und harter Eishang stieg als eine Art schräger Sockel vom Felsrand empor gegen den Fuß der eigentlichen Nase. Der Eishang war zwei Seillängen, also rund 60 m, die eigentliche Nase insgesamt etwa 40 m hoch. Lotrechte Eiswände, von querziehenden vorkragenden Wülsten verteidigt — das war die Rosenseite. Und von der Berninaseite braucht man gar nicht zu reden. Ihr Dachrand hing weiter heraus als der eines Schwarzwaldhauses.

Immer und immer wieder lugte bald dieser, bald jener scheu und fragend empor, indes wir am Eisrand auf schmelzwasserverglasten Platten entlangkrochen, um die einzige schwache Stelle der „Nase“ im Nordwesten zu erreichen. Auf einem schmalen Felsbänke, dessen Rand senkrecht in die Tiefe brach, während über ihm das Eis sich wuchtig vordrängte, kauerten wir uns nieder, schnallten die Steigeisen an die Schuhe und verschlangen schnell einige Bissen. Die Zeit drängte. Es galt, die Entscheidung raschest herbeizuführen, denn dicht hinter der Eisnase brach jetzt mit Getöse ein Eisfall in die Tiefe, eine gar nicht „leise“, aber desto unheimlichere Mahnung. So krallte ich mich denn alsbald mit den Eisen an dem Sockel empor, bis die zunehmende Steile und die unheimliche Ausgeföhtheit mich zwang, Stufen zu schlagen. Zwei Seillängen liefen ab, dann stand ich unter dem Eismulst, dessen vorgewölbter Bauch mich schon bedrängte. Jetzt kam Reinhard heraufgestiegen über die glatte Eisfläche, die hinter ihm ins Bodenlose abfiel. Das sah grausig aus. Der vierte Mann folgte zaghaft unter Oskars Hut, und bald klebten und schwebten wir alle am Eisgehänge.

Unterdes legte ich mir einen Plan zurecht, wie ich wohl die Eismulste bezwingen könnte. Die völlig senkrechte Eiswand hing unten über, stieg dann 8—10 m gerade empor und bog sich erst jetzt — noch immer sehr steil — mehr und mehr zurück zum Firndach des Hängegletschers. Sie wäre ganz und gar unersteigbar gewesen, wenn die Eiszirne nicht von einer Spalte in der Falllinie zerschiffen gewesen wäre. Die senkrechten Kanten dieser Spalte waren abgerundet, derart, daß ein gerade gut mannsbreiter, senkrechter Schlot ins Eis geschmolzen war und von unten bis oben durch den Eismulst hinaufzog — eine lotrechte Eisnische von denkbar ungünstiger Form und Höhe. Das war unser „Weg“! Reinhard nahm sicheren Stand, dann kroch ich in die Nische und begann in ihren Seitenwänden eine Stufenleiter einzuschlagen — wechselnd links und rechts eine Stufenhöhle. Im Grunde der Nische, das heißt dicht vor meiner Nase, meißelte ich Handgriffe, denn ohne mich festzuhalten, wäre ich rücklings in die Ewigkeit geflogen. Hier und da war mir das Glück hold. Dann konnte ich mir den Handgriff sparen und mit der Handschuhfaust in eben jenen Spalt hineingreifen, der da und dort die Nische mitten zerschlug und den Anlaß zu ihr gegeben hatte. Festgepißt wie ein Specht am Stamme schwang ich dann wieder einarmig die Art, um eine neue Stufe, neue Handgriffe zu schlagen. Je höher ich mich hinaufhaute, um so heikler wurde meine Lage, um so peinlicher mußten alle Bewegungen abgemessen werden. Das Gleichgewicht galt es „aufs Gramm“ hinzulegen auszuwiegen, und jeder Schlag mit der Art mußte sitzen, denn ein Fehlschlag war so gut wie ein Sturz. Als ich so hing,

donnerte es wieder hinter der Eismase, das Eis bebte leise: irgendwo stürzte ein Stück des Gletschers in die Tiefe. Nachdem ich mich mit äußerster Vorsicht und unter der bangenden Acht der Kameraden über einen vordrängenden Bauch der Nische hinaufgehoben hatte, lag das Schlimmste unter mir, und mit bald wuchtigeren Schlägen konnte ich mir nun rasch einen Weg aus der engen Gasse auf den Klüften der Nase hinausfinden. Und bald schon krallte ich mich mit den scharfen Eismasen stufenlos am Nasenrücken hinauf, bis ich in der Firn- und Neuschneeaufgabe eine tiefe Grube graben konnte.

Als ihr wohlgeborgen faßte ich Stand und schaute aufschauend hinaus. Und staunte: Der Himmel war klar und glänzte fast blank wie blaue Seide! Ja — der Himmel war uns hold! Ich jauchzte und kaum verklungen flog fern vom Rosog eine klingende Antwort her! Uha! — die Nachener!

Wohl gesichert stieg jetzt Reinhard erfreulich rasch empor. Das unterwegs gefundene und völlig vertrauenswürdige Seil kam uns jetzt sehr zu statten: Reinhard und Oskar verbanden sich damit, so daß Oskar als Führer der zweiten Seilschaft nicht ungesichert nachsteigen mußte. Das bedeutete nicht nur hohe Sicherheit, sondern auch große Zeiterparnis. Und an Zeit mangelte es uns sehr. Fast 1 ½ Stunden hatte mich die Eismase gekostet. Es war schon 10 Uhr. Aber mehr noch kostete uns der dritte. Schon am Felsgrat war er mehr und mehr zurückgeblieben, hatte uns warten lassen, und als wir dann die Steigeisen anlegten und nebenbei ein paar Bissen kauten, da meuterte er und erzwang sich mangels jeder Einsicht eine Ehrast. Es war mir klar, daß wir mit sehr viel Zeit rechnen mußten.

Zum Glück war auch Oskar fix und schneidig, so daß wir schon bald alle drei beieinander standen. Ein paar Blide und Händedruide wurden getauscht und jeder wußte, daß das so viel hieß als: Wir werden dem Zahnwehkind schon hinüberhelfen über den Scerfjen.

Wir nahmen vorzügliche Stände ein und sicherten alle gemeinsam den dritten Lehrbuben. Er hätte, so gesichert, wie eine Rahe emporklettern können. Aber er verträdelte viel — zuviel — unserer kostbaren Zeit, hatte sogar noch an den Stufen und Griffen herum; stellenweise mußten wir ihn regelrecht hissen, wenn wir nicht einfrieren wollten, bis er den Mut zum Weitergehen fand. Als er endlich austauchte, war ihm das Essen wieder das Wichtigste, so daß wir nach meiner Ankunft auf der Nase (10 Uhr) noch weitere 1 ½ Stunden verbummelten.

Dann und wann jauchzte ich den zwei Rosogmannen zu, die dann wieder antworteten. Es klang ganz fernher und melodisch, fast wehmütig, und war doch wie ein Band der Treue und des Gedankens über alle Tiefen und Gefahren.

Endlich war auch der dritte marschbereit. Mit seinem Auftauchen hatte das Schicksal sein Netz über uns geworfen, denn mit ihm da hinunter zurückzusteigen war keine Lust — verdammt! Jetzt mußten wir durch; zum mindesten zum Diz Bernina. Nun — auf die zwei Rosogkämpen konnte ich mich verlassen und das Wetter schien alles Gute zu versprechen. Immerhin — es war mir klar, daß es nun galt, die Unternehmung mit eiserner Straffheit durchzuführen. Zunächst stapften wir über das Firnbach des Gletschers empor. Das war mühsam, heiß, stumpf. Die Sonne stand schon viel zu hoch dazu, denn wir hatten am Grat und an der Eismase viel Zeit hängen lassen, wertvolle, unwiederbringlich verlorene kühle Morgenstunden. Das mußten wir jetzt teuer bezahlen.

Mittag war längst vorbei, ja die zweite Stunde schon nahe, als wir endlich die scharfe Firnschneide des Grates überstiegen und die Freunde staunend die Schau nach Süden überflogen. Wolken ballten sich da und dort, doch schienen sie kein Unheil in sich zu fragen. Auf einer Felskanzel der Südseite hielten wir Rast. Der dritte blieb hier und stürzte sich über seine „Fressalien“, indes wir drei die Felsen ober uns erklimmen und über die scharfe Gipfelschneide zur Spitze hinüberkletterten. Am Steinmann vereinigten sich zum zweitenmal die braunen Fäuste. Indes das gewaltige Bild unter den

regelnden Wolken sich vor uns entrollte, schlossen wir insgeheim unsern Bund fester und fester, denn jetzt begann auch für mich Neuland: der Grat zum Bernina hinüber. Wächte an Wächte gereiht, zog er auf und ab. Da mußten wir treu zusammenstehen, wenn wir den dritten gut durchbringen und uns selbst nicht allzu großer Gefahr aussetzen wollten. Bald standen wir bei ihm, seilten an und packten den Stier sogleich bei den Hörnern. In zügigem Voran wurden die bald links, bald rechts gewendeten Wächten überschritten, die Felsstürme dazwischen überklettert. Wir kamen flott voran, Reinhard und ich. Aber die andere Seilschaft blieb bald zurück. Wir saßen ungeduldig auf den Türmen und warteten. Oskar hatte seine liebe Not mit seinem Seilgefährten, der zögernd und furchtsam den Spuren folgte, obwohl dies ja viel einfacher war als das Wegsuchen und das erste Sichhinauswagen auf die trügerischen Schneebalkone. Hatten sie uns eingeholt, dann zogen wir wieder los und waren bald weit voraus. Die Stunden eilten. Es war, als schmelze uns der schöne Tag unter den Händen fort. Mühsam kämpfte ich den Unmut nieder, denn die Gefährten sollten nichts merken.

Die Sonne sank und sank, indes wir auf der Schneide dahinturnten, zur Linken die steilen Eisschiffe der Schweiz, zur Rechten die senkrechten Mauern Italiens, denn wir bewegten uns auf der Grenze dieser Länder. Urplötzlich ballten sich auf der italienischen Südseite Nebel um die Felsen und blieben hartnäckig kleben, obwohl ein frischer Wind aus der Tiefe heraufzöste. Die unheimlichen Nebel verhüllten die schauerlichen Abgründe. Aber man mußte von ihnen und mir schien, als seien sie noch grauenhafter, als sie so im Nebel, raumlos schwebend, versanken. Die Nordseite blieb frei vom Nebel, der an der Schneide senkrecht in die Luft wallte. So gingen wir stets an der Nebelgrenze: im Norden die freie Schau, im Süden das düffere Grau. Es war, als sei die halbe Erde in den Weltraum hinausgeführt.

Und die Sonne sank und sank. Wir kamen langsam vorwärts. Meine leise Hoffnung, wenigstens den Piz Bernina noch vor der Dunkelheit zu erreichen, war längst verfliegen. Dort kannte ich jeden Stein und hätte die drei in der Nacht hinabgeleitet zur nahen Marco-e-Rosa-Hütte. Schon huschte ein seltsam gelber Abendchein über die Nebel. Plötzlich brach der Grat vor uns in die Tiefe. Aha — der große Absturz zu dem türme- und wüchtereichen Grund der Scerscenscharte. Er war immer ein Fragezeichen gewesen, entpuppte sich aber mit steilen Schrofen der Südseite zunächst recht milde. Aber bald zeigte er Zähne: eine Plattenwand, mit Eisschmud da und dort, brach in eine dunkle Scharte vor einem spizen Turm ab. Der Nebel wallte nun hoch und grau über uns. Wir nahmen das gesunde Seil, machten Seilringe und hingen den Rest hinein, um dann hinabzuturnen. Alle Seile waren steif und eisig, denn hier im Schatten war es kalt und der Nebel näßte alles, indes die Kälte Eis daraus machte. Endlich waren wir alle glücklich drunten, umkletterten den Turm und dann in die nebelgraue Flanke hinab, denn nordwärts wurde es ganz unbefahrbar. Die Felsstürme und Wächten hingen dort über 70 und 80 Grad steilen Eiskanälen von unheimlicher Glätte und Tiefe. Nach einem Quergang erreichten wir den Grat wieder. Eine große Wächte bäumte sich an einem Turm empor, der sich als unüberschreitbar entpuppte. Zurück und in die Südwand hinab. Der Turm blieb hoch links, als ich endlich über einen kleinen Schneesattel unter ihm durchqueren konnte. Seine Plattenwände hingen über mich herein und stürzten, rechts umgebogen, steil in die graue unergründliche Tiefe. Forschend glitt mein Blick unter den Wänden hin, wo ein Band in zwei gebrochenen Stufen sich hinzog und im Turmwinkel endete: das war vielleicht ein Bivakplatz, der erste, den ich — immer spähend in den steilen Wänden — erforschte. Von Reinhard gesichert, kletterte ich zu dem Bande hinauf und schwang mich auf seine erste Stufe: zwei Mann hatten da wohl Platz. Trocken und sicher war es auch. Einen Meter höher lag die andere Stufe im Winkel der Wände. Ich kletterte hinauf und untersuchte sie. Es sah schlimm aus da: die Stufe fiel abwärts in die Wände hinab und war hoch mit Eis und Schnee bedeckt, vermutlich abge-

stürzte Teile vom Saum der großen Wächte, die in einer Scharte über dem Wandwinkel hing wie ein Baldachin. Aber soviel ich in den Wänden spähte, es war nirgends ein Plätzchen, das auch nur entfernt so geeignet war als dieses. Das Eis ließ sich ja wohl weghaken. Die Nacht drohte nun schon düster her. Die grauen Nebel wallten, und nur in seltenen Sekunden schimmerte der rotleuchtende Abendschein vom Berninagipfel herab. Als die zwei anderen Männer um die Felsenacke kletterten, befahl ich daher das Ziwak. Ich bezog mit Reinhard den Eiswinkel. Den andern blieb die Felswanne. Man begann sich einzurichten, wobei uns die Nacht schnell und plötzlich überfiel. Mit Felsstücken und Eisbroden wurde die abschüssige äußere Seite ein wenig erhöht — das Lager war fertig. Zum Glück konnten wir einen Stein finden, der fest in einem Riß des Felswinkels verklemmt war und sicheres Anfeilen erlaubte. Nun begannen wir uns einzurichten. Reinhard bezog den Felsrand gegen die untere Stufe. Die Füße lagen — in den geleerten Rucksäcken verstaut — auf dem Mauerlein über dem Abgrund. Ich legte meinen Kopf aufs Eis und das Seil unter die Hüften. Aber Eiszollen und Felsbroden stachen überall durch und es dauerte geraume Zeit, bis Fleisch, Knochen, Eis und Fels sich ineinanderfügten. Zwischen uns stellten wir den kleinen Kocher auf und schmolzen Schnee zum Tee. Auch die andern zwei kochten. Als es fast dunkel war, zogen die Nebel auseinander und die Berge im Süden stiegen beim letzten Tagesleuchten und unter den ersten Sternen geisterhaft hervor, ja sogar ein Lichtlein leuchtete auf — drunten von der Marco-e-Rosa-Hütte. Aber das zauberhafte Abendbild, das den Nebeln entstieg, versöhnte alle schnell mit der Lage, zumal wir mit allem gut versehen und auf die Bewachung vorbereitet waren. Ferne Berge schwebten wie Wolken am Himmelrand. Es war, als seien wir der Erde schon entrückt. Eine stille Heiterkeit kam über uns. Wir fühlten uns geborgen in dem Winkel, schlürften den heißen, herrlichen Tee und verzehrten allerlei Schledereien. Als dann die Nachtkälte und das Dunkel hergriffen, zündeten wir Kerzen an, schlüpfen in alle Kleidungsstücke und stülpten die Zbarskysäde über uns. Kerzen und Kocher heizten behaglich. Wir lachten einander an, glücklich wie Kinder: Herrlich hatten wir's!

10 Uhr: Noch ein Blick hinaus, der uns staunende Rufe der Bewunderung entlockt. Der Mond ist aufgegangen und sein blauweißes Licht schmolz eben die letzten Nebel; die Firne gleißten über den dunklen Tiefen. Dies Bild im Herzen entschließen wir müde . . .

Dies war das erste Nothiwak, das ich beziehen mußte, nach 20jähriger Bergsteigerlaufbahn. Das surte mich. Aber abgesehen von einer kurzen Unterbrechung um Mitternacht schlief ich so fest, daß ich erst gegen 5 Uhr früh erwachte, als gerade das allererste Dämmern über den Himmelsraum schlich. Es war kalt draußen und in den Türmen sang ein lauter Nordwind, vor dem wir Gott sei Dank fast ganz gedeckt waren. Nur durch die Wächterscharte über uns fiel manchmal ein kalter Strom herab. Wir kochten wieder und begannen uns zu rüsten. Man kroch aus den Zelten und packte. Ich fühlte mich frisch wie ein Fisch und da das Wetter gut schien, so war ich voll Hoffnung, daß wir bald auf dem Piz Bernina ständen.

Um 6 Uhr brachen wir auf und kletterten immerzu auf Bändern der Südflanke hinab, der tiefsten Scerzenscharte zu. Der Grat selbst wurde erst dort wieder gangbar. Er begann mit überkühnen Wächten und Firnschneiden, wie wir sahen. Auch hörte man den stürmischen Wind orgeln und sah Schnee wirbeln. So zogen wir denn die Eisen wieder an, wozu der dritte gleich eine halbe Stunde brauchte und uns zum Warten auf der windigen Gratschärfe zwang, was die gute Meinung von ihm nicht bessern half. Ein verhängnisvolles Pech brachte diesen Unglücksraben in immer neue Nöte und immer größeren Abstand zu unserer Dreierheit.

In unerhörter Steile und Schärfe schlangen sich diese letzten Wächtenbögen zum Fuße des Bernina hinüber. Dazu kam der sturmartige Wind, der in unberechenbaren

Stößen durch die Senke fuhr und uns beutelte und schüttelte. Und endlich sahen wir jetzt erstmals nach Norden und Nordwesten, wo sich ein unerfreuliches Gewölk hereinbrängte. Mit äußerster Vorsicht und doch so rasch als möglich überschlichen wir die Schneiden. Um so ärgerlicher war das faumselige Gehaben des dritten, der zudem die Anlage der Spur bemängelte (1), anstatt ihr rasch zu folgen. Endlich stiegen wir auf das breite, flache Dach jener letzten Wächte aus, die selbst im Rosengtal drunten dem aufmerksamen Beschauer auffällt, weil sie als ein ungeheurer Schneebalkon die ganze Scerfcengharte ausfüllt. Zum Glück sitzt sie fest auf dem Eishang der Fchiervaseite auf. Hier auf dem Südhang der Wächte waren wir im Windschatten, auch lugte die Sonne jetzt über den Bernina herein und der Wind begann abzuflauen.

Der Himmel klärte sich und alles wäre gut gewesen, wenn wir nur nicht so schauerlich viel Zeit mit wertlosem Warten hätten vertrödeln müssen, so daß sogar der großartige Abschluß der Tur — der Abstieg über den Biancogrät — durch Zeitverlust in Frage gestellt schien. Nach langem Warten traf die zweite Seilschaft endlich ein und dann kamen wir erst nicht gleich weiter, weil jener eine Schnaukraft brauchte, bis er wieder weiter konnte.

Die Zeit verrann.

Steile Firnhalden, Eisstreifen und Felsrippen waren der Weg, der uns zum Südggrät emporbrachte. Als eben einige Italiener und ein einzelner Engländer vorsichtig über seine Schneide schritten, da schwang ich mich über eine kleine Wächte auf sie empor. Die Augustsonne brannte steil und heiß herab. So eilten wir zwei denn vollends rasch zur Spitze, 4055 m, hinauf und ließen uns in ihren warmen Felsen nieder, wo schon vier deutsche Herren uns begrüßten. Es war 10 Uhr 45 Min. Als nun unser vierter Mann unter Oskars geduldiger Führung $\frac{1}{2}$ Stunde später über die Grat-schneide emporkam, müde und ängstlich, ausgepumpt und — wie immer — hungrig wie ein Wolf, da bat ich, kurz entschlossen, die vier Herren, ihn mitzunehmen. Beim Abstieg auf dem leichten Gelände des üblichen Weges erholte er sich sicher bald, so daß er ihnen kaum Hindernis sein konnte, während er als weiterer Teilnehmer bei dem schwierigen Schlusstück am Bianco uns in steigendem Maße behindern, ja in Gefahr bringen und schließlich zu einer zweiten Beiwacht zwingen mußte.

So teilte ich ihm denn sofort mit, daß die Herren freundlicherweise bereit seien, ihn nach Boval mitzunehmen.

Auf! Wer weiß, was uns noch bevorsteht!? Wir drei seilen uns zusammen, schauen nochmals rundum, nehmen Abschied und klettern auf den Nordgipfel hinaus, wo der noch auffallend tief verschneite Grat zur Berninagharte abstürzt. Mit großer, zeitraubender Vorsicht klettern wir hinab. Von drunten herauf drangen Rufe und bald erkannten wir zwei Bergsteiger im Abstieg vom Diz Bianco. In der Scharte steht, zwei geschlossenen Fingern vergleichbar, ein Doppelturm, ein jeder Gefelle, den wir der Eile halber auf steilem Firn umgingen und hier den zwei Männern begegneten. Man tauscht rasch Erfahrungen aus und indes sie zum Bernina hinaufsteigen, erklimmen wir den Diz Bianco. Der Scerfcenggrät bietet jetzt einen phantastischen Anblick und der Berninagipfel kaum weniger (vgl. Tafel 28, Abb. 2 und Tafel 31, Abb. 9).

Auf seiner Spitze lassen wir uns nieder, denn es ist fast unerträglich heiß. Ein jäher Durst und Hunger befällt uns. Schnell ist $\frac{1}{2}$ Stunde verstrichen. Die Eisen angelegt und los — es ist allerhöchste Zeit! Und schon tauchen wir in die Tiefe, zum endgültigen Abstieg. Unser Weg ist der Biancogrät, ein Eis- und Firngrät von edelstem Schwung, einer der schönsten und längsten der Alpen. Die Eisen beißen trefflich und im Gleichtakt steigen wir eiligst in die Tiefe, zur Linken und Rechten die riesigen eisgefüllten Kessel der Gletscher. Aber je tiefer wir steigen, um so sengender, lästiger umglüht uns die Hitze, um so weicher wird der Schnee, um so schlechter die Stufen. Der Schnee war ein nasser Brei, der unter dem Fuße abglitschte auf der Eisunterlage. Und

wir waren doch so träg und schlapp von der Schwüle des Tages! Trotzdem hatten wir das steilste Stück und drei Viertel der Höhe bald hinter uns, bis dann jene scharfe Schneide als fußbreiter Grat begann, die zu den Felsen in feingekrümmten Bögen hinabfällt. Dieser scharfe Grat war haltlos durchweicht und brach und glitt in kleinen Lawinen bald links, bald rechts unter dem tastenden Fuße. Wir mußten wie Schnecken vortasten und kamen kaum vom Fleck. Endlich ertastete ich den ersten Fels. Es war wie eine Erlösung, in seinem Schatten eine Weile zu ruhen, die Augen zu schließen und nichts zu denken. Aber die Zeit und die Unruhe ob dem Weiterweg trieb uns bald wieder fort. Das Schlimmste kam ja erst!

Wir turnen über den Grat, kriechen über seine Platten, hinab und hinab. Es wird immer heißer und erst recht, als wir die Schneide — wie üblich — verlassen und in die Westflanke einsteigen müssen, wo die Sonne prall herschießt mit Blutspfeilen. Das Eisfeld in den Felsen muß mit äußerster Vorsicht begangen werden, denn das Wasser rinnt geradezu daraus hervor wie aus einem triefenden Schwamm. Es plätschert über die plattigen Felsen unterhalb und heischt auch hier Vorsicht und Zeit.

Zum Teufel! Und wir sind doch so spät dran. Ich wage gar nicht mehr auf die Uhr zu schauen. Übrigens sagen ja die schrägen Sonnenpfeile alles. In den Morteratschwänden frachen Steinschläge und poltern in den Schiervatessel hinab.

Auf einmal standen wir vor der Fuorcla Prievlusa, der „Gefährlichen Scharte“. Im Gedanken an den nun folgenden Abstieg von der Scharte schien mir der Name sehr zutreffend — allzu treffend. Und heute diese Hitze! Der Firn ist glitschnaß. „Ein ganz hundsgemeines Zeug das! Bitte Vorsicht!“

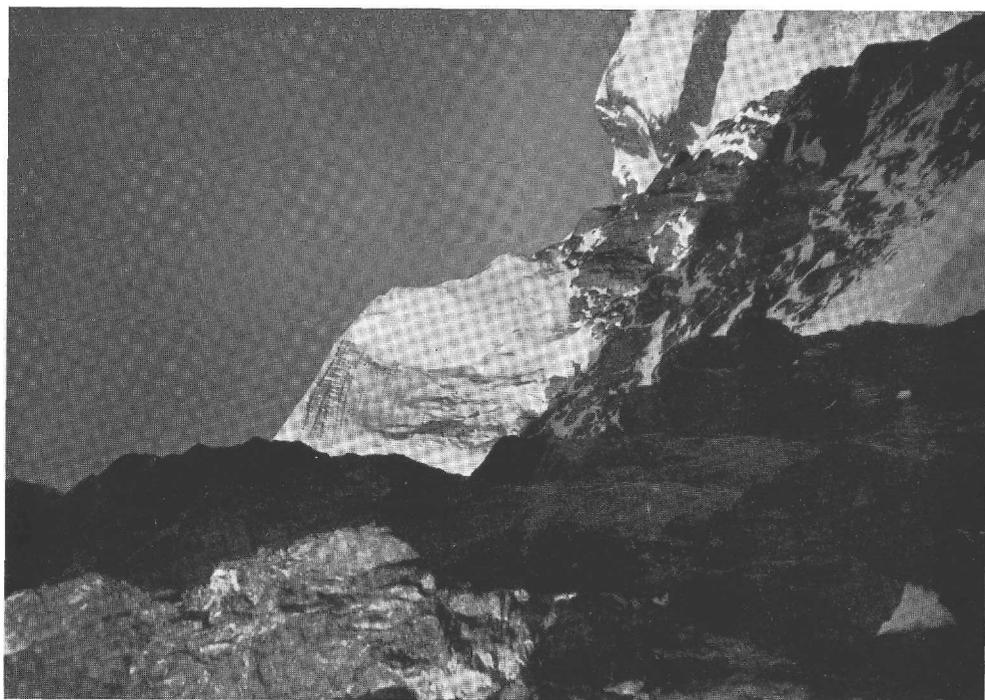
Wir denken alle drei an die Lawine am Nofeg. Hier ist's noch weit schlimmer, hier liegt die Gefahr offen zutage, denn man gleitet hier und da, und dann fliehet das schmierige Zeug, das einmal Firn hieß, wie dieses Salzwasser unter den Füßen weg und rauscht und wächst und braust als Lawine davon. Aber soviel auch abfährt, es wird nicht besser oder fester oder anders. Es ist wie „verhezt“. Hier und da liegt eine ganz trügerische Schicht auf dem Eis, und wenn man das nicht spürt und ahnt wie ein Helffer, dann ist einer weg ums Herumschauen, und die zwei anderen müssen höllisch stramm stehen, daß sie ihn erfangen.

Und all das kostet Zeit — Zeit — Zeit. Und die Sonne sinkt und sinkt. Endlich springen wir erleichtert in den Firnkessel hinein. Die Sonne steht schon am Horizont. Los!

Im halben Lauffschritt laufen wir durch den Kessel, über Spalten und den nächsten Steilhang hinab, bis plötzlich ein Eisbuckel aus dem Firn vorsteht und uns nochmals die Eisen aufzwingt! „Eisen anlegen!“ Ich bin schnell fertig. Aber Reinhard's Eisgurten sind eingeschnürt und er murkst eine Ewigkeit daran herum. Aber es ist ja auch zum Aus-der-Haut-fahren, wenn so ein Dredzeug nicht tut, wie es tun soll. Jetzt stehe ich mir da in den Eisen am Steilhange die Beine krumm wegen so ein paar Gurten. Und hinter uns steht die Nacht und wir sind noch immer auf dem Gletscher. Wenn wir nicht im letzten Dämmern aus den Spalten drunten herausfinden, dann können wir auf dem Eise schlafen, 1 Stunde ob der Hütte.

„Fertig?“ — „Gott sei Dank!“ Und wir traben los, erst über das Steileis hinab und dann in richtigem Schweinsgalopp über den Gletscher hinunter, um Spalten herum und über sie weg — in langen Sägen. Jetzt gilt's. Wettrennen mit der Nacht. Wer erst am Gletscherufer ist, ist Sieger. „Lauffschritt!“

Ein paar Spalten noch, dann scharf rechts um, dem felsigen Ufer zu. Die Nacht rennt wie närrisch, daß ihr schwarzer Mantel uns um die Ohren fliegt. Aber wir lachen jetzt! Wir springen ans Ufer! Wir schnaufen, streifen Seil und Eisen ab, und solange die Freunde es versorgen, trabe ich schon wieder los, denn irgendwo muß da unter den Wänden des Morteratsch der dünne Trampelpfad beginnen, der im Laufe der Jahre



Am Felsgrat des Piz Nofeg
Abb. 4. Auf der oberen Gratschneide gegen Westen

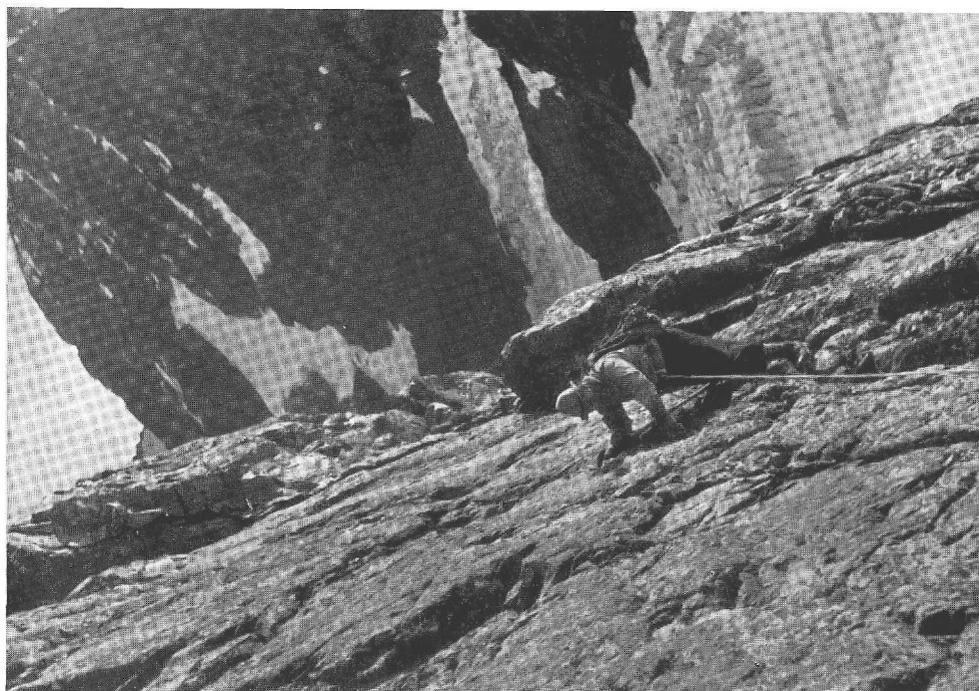


Abb. 5. Quergang in der unteren Gratsflanke gegen Osten

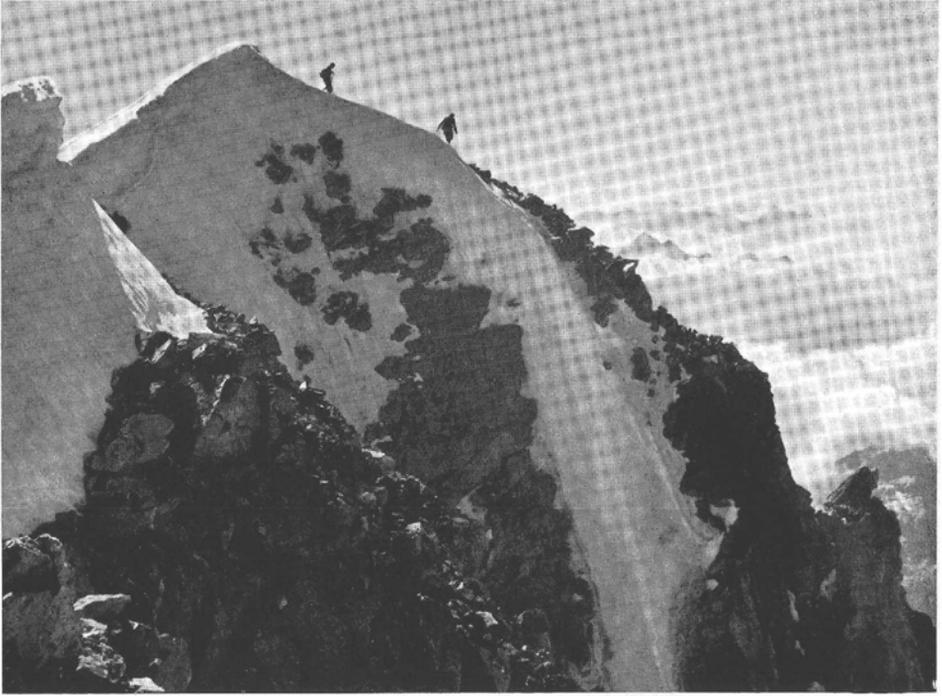


Abb. 6. Piz Roseg. Hauptgipfel gegen Bergamasker Alpen



Abb. 7. Piz Roseg. Gipfelwächte gegen Ostberнина (Palù — Orgient)

von den Biancoleuten getreten wurde, so von ungefähr. Ich hafte über die Stufen, Geröll und Platten und suche im allerletzten Schimmer des Tages. Und richtig, da ist ein Schuhabdruck im Schutt, dort sogar ein Steinmännchen. „Hurra! Gefunden!“ Die zwei stolpern heran und gemeinsam tappen wir unter den Wänden hin über Rasenbänder. Links drunten stürzt der Gletscher mit Riesenstürzen und Schlünden in Nacht und Tiefe. Gerade am rechten Ort und zur rechten Zeit sind wir ihm entronnen. Wir sind jetzt wieder stark und stolz und fast froh. Aber doch nicht so ganz, wenigstens ich nicht, denn ich kenne das heimtückische Gelände hier. Es jetzt uns auch alsbald zu, denn die Nacht ist jetzt unweigerlich da. Es ist fast finster, die kargliche Wegspur ist jetzt auf den dunklen Rasenbändern und den hellen Platten dazwischen restlos fort für uns.

Eine Firnrinne, ein Bach. Platten und Geröll. Und wieder Plattenstufen, an denen wir hinabklettern. Aber sie brechen glatt ab. „Teufel! Schon verhauen! Zurück.“ Also zurück. Wir gleitschen durch die Firnrinne hinunter. Aber plötzlich öffnet sich eine, zwei Spalten vor uns! „Achtung!“ Unter uns tobt ein Bach am Gletscherrand und die Moränenhänge stürzen sich in tiefe, dunkle Klüfte.

Auf einmal scheint uns, als ob es langsam heller würde? Wir schauen auf. Sterne in großer Zahl. Und der Himmelsraum durchsichtig blau erhellt. Und plötzlich funkelte es hinter uns, hoch droben am Morteratsch: die Stirne des Hängegletschers blüht auf und strahlt in weißblauem, grünlichem Lichte. Die Eistürme glänzen wie grünes Silber — zauberhaft. „Der Mond! Jetzt warten wir gerade, bis er vollends auftaucht!“ meint Reinhard. Wir nehmen diesen klugen Rat gerne an und sehen nun ein Wunder übers andere sich entfalten: die Gletscher droben leuchten immer magischer. Dann taucht der Berg selbst aus der Nacht, in blauem Licht. Dann fällt ein Mondstrahl durch den Einschnitt des wilden Gletscherfjattels und hebt einige Eistürme und Wogen des Eschiervagletschers wie mit Geisterhänden aus dem Dunkel. Und mehr und immer mehr. Der Scerscen, unser Scerscen, steht als dunkler Koloß vor dem Mondhimmel. Wir erkennen den Witvacturm, die große Wächterscharte — alles. Und jetzt steigen hinter seinem Grate Nebel auf. Vom Monde durchglüht scheinen sie Weißglutflammen, die aus dem schwarzen Koloß schlagen. Wahrscheinlich kleben auch heute die Nebel jenseits am Grate, wie gestern nacht. Es wird heller und heller umher. Die Gletscher glänzen wie Silber allenthalben.

Und plötzlich zittert der Scerscengrat im Strahlenkranz des Mondes, der sich majestätisch groß und größer heraushebt und den Grat zu zerschmelzen scheint in seiner weißen Glut. Jetzt löst er sich und schwebt im Raume: Wir stehen im Licht! Mühelos finden wir uns jetzt zurecht. Alle Sorgen fallen ab von uns, und ergriffen, durchschauert von dem Glanze dieser Gletschernacht, gehen wir dahin. Oft bleiben wir stehen und schauen, sagen uns alles Schöne und sind wie Kinder.

Dann ist plötzlich die Hütte da, deren Licht uns schon weither grüßte, uns zuliebe von der lieben Familie Rauch ins Fenster gestellt. Sie stehen alle unter der Türe und warten, die guten, besorgten Menschen.

Und das war der schönste Schluß, daß es auch hier Menschen gab, die in Sorge und Liebe unser gedachten.

Piz Morteratsch, 3754 m, über den Südwestgrat

Dieser Grat ist im Südbhang deutlich zu erkennen. Er ist durch eine steile Firn- und Felsrinne vom Verbindungsgrat zum Prielvus getrennt. Manche Führer nennen ihn auch „Südgrat“, was aber irreführend ist, weil dieser Name dem eben erwähnten Grat viel besser zukäme. Von der Eschierseite ist dies der dankbarste Aufstieg, aber natürlich wesentlich schwieriger als der übliche Firnummel über die Terrasse und über die Ostflanke der Gipfelhaube. Aberdies ist dieser Grat die einzige längere Felskletterei mittlerer

Schwierigkeit im Eshierbafessel. Ihrer Südwestlage halber apert sie auch schnell aus — kurz, es ist das, was man so eine dankbare Tur nennt.

Es war einige Jahre später an einem Julimorgen, als wir selbdritt um 7 Uhr 30 Min. vormittags die Eshierbahütte verließen: mein lieber alter Bergkamerad Gebhard Sch., ein echter und rechter Vorarlberger Kopf und Kerl und, zwischen uns, wieder ein Lehrling, den wir kurz „Doktor“ heißen wollen. Er war zwar reichlich breit und groß, beweglich, unterhaltsam, plauderte gerne, stieg auch leidlich gut, doch sehr draufgängerisch war er nicht, konnte er nicht sein. Er mußte sich nämlich mit einem sehr bedauerlichen Übel herumschlagen: sein einer Arm sprang dann und wann aus dem Schultergelenk, jedoch nicht derart, daß man ihn nun — wie das manchmal vorkommt — spielend wieder hineindreht, nein, ein böser Fall; die Muskelpakete rings um das Gelenk waren trotz Lockerung doch so ausgebildet, daß ohne Narke an ein Einrenken taum zu denken war.

Er tat einem Leid, denn eine aufrichtige Begeisterung war sicher vorhanden.

Seltamerweise hatte ich eine Vorahnung und aus dieser heraus meinen guten Gerhard mitzureisen gebeten. Des Doktors Kamerad, ein ebenso lieber als ganz zarter Mensch, war bereits ausgeschieden nach einer wenig glücklichen Woche im Bergell.

Zu allem Pech hin hatten wir böses Wetter mit argen Neuschneefällen. Auch in der Nacht vor diesem Morgen hatte es geregnet und genebelt, als ich um 1 Uhr 30 Min. hinauschaute. Erst um 6 Uhr hellte es und so waren wir nun unterwegs, um endlich noch etwas herauszuholen aus den Tagen.

Wir verfolgten den Strampelpfad der Biancofahrer bis auf den Gletscher und gingen auch dann noch dieser Spur nach bis in die stille Firnmulde zwischen Bianco, Prielvus und Morteratsch. Hier schwenkten wir nun links ab, um nach Nordwesten hin den Südwestgratfuß des Piz Morteratsch zu gewinnen. Ich hatte bisher geführt und gespurt. Vor uns lag die spaltenlose, sanfte Firnmulde. So mochte nun Gebhard vorgehen und spuren. Der Neuschnee lag hier noch tief auf dem Firn und alles war vom Regen durchgeweicht. Es war also mühsam und auch gefährlich gewesen, so daß ich froh war, mal ein wenig hinterdrein zu bummeln. Eine kleine Seilschlinge in der Hand, zottelte ich nach in den tiefen Stappen. Es war drückend heiß.

Eine blöde Schinderei eigentlich, dachte ich, man hat viel zu viel Pflichteifer. Man schindet sich und hat . . .

Ein Ruck, die kleine Seilschlinge fliegt mir aus der Hand, ich schaue auf und sehe den Doktor — wie mit dem Vorschlaghammer aufs Haupt geschlagen — willen- und wehrlos in einem Loch absacken. Weg ist er! Ich werfe mich blitzschnell in Abwehrstellung und schon trifft mich der Seilruck wie ein Keulenschlag. Aber ich stehe. Gebhard, der genau so jäh, aber von rückwärts angeriffen wurde, war natürlich ungünstiger daran und hatte alle Mühe, nicht nachgezerrt zu werden. Aber dann hatte er Stand. Ich machte mich vorsichtig an die Spalte heran, nachdem das Seil gesichert war. Die Spaltendecke war bis auf ein kleines Loch völlig unverfehrt, die Spalte in keiner Weise kenntlich! Das Loch war so klein, daß es uns einfach unbegreiflich war und blieb, wie der breite Doktor da hindurchgeschlüpft war. Der nasse Firn ist zweifellos sehr elastisch.

Ich ertastete den Spaltenrand, legte mich nieder und schaute durch das Loch hinab. Da hing er, einige Meter unter der Decke, dicht über einer eingesunkenen zweiten Decke, die dort in der Spalte verkeilt war. Die Spalte war zu meinem Staunen mehrere Meter breit.

„Na, Doktor, weh getan?“

„Noi!“, schrie er und besann sich seiner schwäbischen Herkunft, die er sonst gerne mit flottem Berliner „Schargong“ übertünchte. „Alsdann“, sagte ich, „werden wir Sie auf die Firnbrücke hinablassen und . . .“

„Noi, um Gottswilla net nonderlasse!“ unterbrach er mich.

Er fürchtete, weiter einzubrechen, aber da war — das sah ich gut — kaum Sorge. „Also — auf dieser Brücke werden Sie dann da nach links hin gehen; dort steigt sie bis fast unter die obere Spaltendecke an. Dort bohren wir dann ein Loch durch die Decke und hissen sie hoch.“

Er sah dann, nach dem ersten und begreiflichen Schrecken, diesen Ausweg selbst und gerne als den besten ein, und über eine Weile stieß er lachend durch die Firndecke ans Licht.

„Das hat wiederum jut sejanen“, meinte er, als er wieder auf sicherem Boden stand.

Um 11 Uhr 30 Min. ließen wir uns auf einer kleinen Felsstange in der Gratflanke am Wandfuß zu einer Raft nieder. Wir hatten Zeit, weil ich den Abstieg vom Morteratsch gut kannte. Man sieht, daß dieser Grat auch gerade zum Ausfüllen halbverreiteter Eurentage dienen kann. Wir erklimmen ihn leicht. Zuerst kamen einige Rippen und Rinnen, dann der hübsche Grat selber, der sich mehr und mehr schärft und etwa in der Mitte oder am Ende des mittleren Drittels einen schmalen, gezackten Nahnensamm bildet, wo man köstlich klettern und großartig photographieren kann.

Und bald war der Gipfel unser, der zweifellos der schönste Ausichtsberg der Bernina ist.

Wer immer als Bergsteiger in die Gruppe kommt, mag ihn besuchen, auf welchem Anstieg es auch sei. Hat er einen schönen Tag, so wird er beglückt von dannen ziehen. Der Biancogrät zerteilt mit seiner Silberschneide die Bergwelt der Bernina in zwei große Räume, die angefüllt sind mit allen den glänzenden Schätzen der Eismwelt. Das strahlt und schattet, das ragt und stürzt, das ruht und schweigt, donnert und rauscht — je nach Laune der Götter und Geister der Berge. Und ist es, wie an diesem Tage, daß Wolken ihr Licht- und Schattenspiel treiben mit den hohen, eisigen Herren, dann ruht man da in den Felsen und braucht nicht überheblich zu sein, um in ihnen einen erhabenen Thron unvergeßlicher Erinnerung zu sehen.

Die veröhnende Gestalt des Gipfelsfriedens geht umher und gibt den Gefährten die Hand. Auch dem Doktor. Er hat sich gut gehalten an dem Grat. Ich war immer in Sorge, wenn er stramm klettern mußte, seitdem am Siffone bei einem Aufzug sich sein Arm auszufugeln drohte, so daß er urplötzlich aufbrüllte, was uns durch Mark und Bein ging.

Nun — für heute war die Sorge vorbei: Wir bummelten und rutschten um 15 Uhr 30 Min. in 20 Minuten auf den Vadrettin da Tschierva hinab und zur Fuorcla Misfaun hinüber, dem Sattel zwischen der Crassa da Boval und dem

Piz Tschierva, 3564 m

Der Doktor blieb in der Fuorcla sitzen. Wir zwei warfen alles ab, was sich abwerfen ließ und liefen wie die Wiesel über die Blöcke am Rande des Firn- und Gerölldaches nach Westen empor zur Spitze, die wir um 17 Uhr betraten und mit einer farben- und bilderreichen Abendstimmung belohnt wurden. Wenn der Piz Morteratsch zu hoch oder zu mühsam ist, der findet für die Westbernina hier einen mühelosen Ersatz, ja für das Rosetal gibt es keinen schöneren Punkt. Es liegt abgeschlossen drunten; wie aus dem Flugzeug schaut man hinab und hinaus über Pontresina bis ins Oberengadin. Dort lagen schon schwere Abend Schatten; die Bergspitzen und Wolkenhäupter aber trugen einen braunroten Feuerschein. Wir beide drehten uns ganz langsam im Kreise. Ich stellte mir vor, ich stände still und der Erd- und Bildkreis schwänge mit sanftem Klängen um mich her. Nur 10 Minuten weilten wir oben, aber sie waren feierlich und festlich. Hatten wir im Aufstieg den Firnrücken des Berges gemieden, so schlitterten wir jetzt mit langen Sähen über ihn hinab. Um 17 Uhr 30 Min. waren wir selbtritt wieder im Abstieg durch den Gletscherfumpf und über die „Tertassa“ nach Tschierva.

Piz dals Aguagliouls, 3126 m

Weil sich der Doktor so gut gehalten hatte, sollte er noch den Piz Rosseg als Abschiedsgeschenk erhalten. Aber Neuschneefälle vereitelten es. Als es besserte, spurten wir vor zur Fuorcla dals Aguagliouls, um am anderen Tag leichteres Spiel zu haben. Den Abstieg nahmen wir über den Piz dals Aguagliouls, eine bescheidene Rückfallkuppe des Rosseg, die aber als Bummel sehr dankbar ist, schon der Pflanzenwelt am Grat wegen.

Als wir über den harmlosen Nordwestrücken und seine Geröllstufen abstiegen, jeder sich seinen Weg suchend, ertönte plötzlich ein gellender Schrei: der Doktor hatte, über einen Block herabrutschend, den Arm ausgekugelt. Wir waren außerstande, ihn wieder einzurenten, und selbst der Arzt hatte in der Nacht dann alle Mühe, den Kollegen zu bändigen, der in der Narbe seinen ganzen schwäbischen Wortschatz verschwenderisch verteilte. Der Piz Rosseg ging flöten und grollend zog Gebhard nach Hause. Wir waren um eine bittere Erfahrung reicher.

Piz Scerscen, 3967 m

eine Überschreitung von Norden nach Süden

Am 23. August 1932 stiegen wir selbst zur Schiervahütte auf, zwei alte Kameraden, Martin W. und Hans Pl. (Das „Hansile“, vgl. WB., S. 13—20) und ein Freund des letzteren, der auch auf den Namen Hans hörte. Während die zwei Münchner Hänse ihre Räder der Straße nach zum Rossegrestaurant schoben, wanderte ich mit Martin durch den Taiswald dorthin, nicht ohne eine Weile, im Wald liegend, dem Frühkonzert der Kurkapelle gelauscht zu haben.

Auf Schierva gab es eine Überraschung: Ein untersehter, breitschultriger Mann mit einem prächtigen, leicht angegrauten Vollbart trat auf mich zu, schaute mich mit unbeschreiblich eindringlichem Blick aus gütigen blauen Augen an und frug mich nach meinem Namen: Es war Professor Alfredo Corti aus Turin, einer der großen italienischen Bergsteiger der älteren Schule. Professor Corti ist der Verfasser des italienischen Berninaführers und der beste Kenner der italienischen Bernina-Disgrazia-Gruppen. Aber, was viel mehr ist — er ist einer der wenigen, ganz wenigen mir begegneten Menschen, die das erstrebenswerteste Ziel unseres Erdendaseins erfüllen: Ein verehrungswürdiges Leben der Güte, Gerechtigkeit, Tatkraft und Treue *v o r z u l e b e n*.

Das gütige Geschick hat mich als Bergsteiger mit zwei solchen Gestalten, wahren Aposteln der Berge zusammengeführt: Mit Corti und Rugh. Das sind die großen Stunden des Lebens, von denen ich ruhig sprechen darf, denn außer der Pflicht eines nie hoch genug zu schätzenden Dankes für ihr menschliches Vorbild bin ich ihnen nicht verpflichtet.

Groß war meine Freude, diesem ebenso berühmten als bescheidenen italienischen Bergsteiger hier zu begegnen. Wie Rugh hat auch Corti gerne junge Bergsteiger um sich. Eben war sein Seilgefährte ein junger Mailänder namens Luchetti, der die hohe Schule Cortis 1934 mit einer ersten geraden Erstbesteigung der Disgrazia-Nordwand bewies.

Corti war herübergekommen, um die ihm noch unbekannte Eisnase des Scerscen zu besteigen. Wir hatten das Glück und die Ehre, ihn begleiten zu dürfen.

Aber unser Latendrang sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Nachts fiel Regen und auch am anderen Tage zeitweise, so daß selbst ein Versuch, die Fahrt vorzuspüren und zu erkunden, vereitelt wurde. Und in der Nacht vom 24. auf 25. August regnete es wieder, kaum daß wir um 1 Uhr 30 Min. aufgestanden waren. Nun, wenn man auf die Scerscennase will, läuft man nicht gerade in den Regen hinein. Also legten wir uns wieder hin. Aber als es heller wurde, verzog sich das Wetter ganz plötzlich. Wir

beschlossen, sofort aufzubrechen, obwohl es natürlich sehr spät, zu spät war. Aber wir waren ja 6 Mann, die sich ein wenig auskannten und eine Zeitwacht nicht scheuten.

Um 6 Uhr 30 Min. kamen wir weg, und 2½ Stunden nach Verlassen der Hütte rasteten wir am Oberende des Firngrates, der von der Fuorcla da l'Amur gegen die Eisanase hinaufzieht. Auch der Felsgrat wurde flott erledigt und mit höchster Wihgier der Felsbalkon am Fuß der Nase betreten. Ich stand nun zum dritten Male hier und war sicher am meisten gespannt, was die Nase diesmal zu bieten imstande war. Und richtig — sie war wieder ganz anders! Die bisher jedesmal bessere Rosegseite war in den unteren zwei Dritteln so gewulstet, daß an einen Aufstieg nicht zu denken war. Erst das obere Drittel hätte einen Aufstieg erlaubt. Dagegen hatte ein großer Ausbruch auf der Berninaseite ein steiles Eisband — eine Art Rampe — hinterlassen, das dort hinaufzog und unter einem riesigen, durch eine unheimliche blauschwarze Eishöhle „gezierten“ Überhang plötzlich endigte.

Und gerade dort am Oberende der Steilrampe schienen einige Wulstbänder vorzuziehen und an der senkrechten, ja überhängenden Nasenwand (Berninaseite) entlang waagrecht auf den Nasenrücken hinauszuführen. Gelang es, den Nasenrücken zu übersteigen, so gelangte man gerade oberhalb des ungangbaren Teiles auf die Rosegseite und konnte dort den Aufstieg vollenden. Die Schwierigkeiten schienen mir zwischen meiner ersten und zweiten Besteigung zu liegen.

Wir erstiegen wieder mit Steigeisen schnell den Sockel der Nase, bis zur untersten Nasenspitze hinauf, ließen diese rechts und erklimmen die Steilrampe bis unter die Eishöhle, deren Eiszapfendach hoch hereinhing. Hier nahmen die Kameraden Stand, Luchetti gab mir ein kleines Eisbeil, und gut gesichert begann ich den Quergang auf den abgerundeten Wulstbändern unter einem unverändert herausdrückenden Überhang. Hier waren die Reste einer Besteigungspur, die ich nach Möglichkeit nützte, ohne viel davon zu haben, denn solche Stufen verlieren bekanntlich sehr rasch an Wert und Handgriffe, wie ich sie hier schlagen mußte, erst recht. Das Eisbeil erwies sich als wertlos. Das beste Werkzeug ist und bleibt ein ganz erstklassiger kurzer Pickel. Ich griff zu meinem erprobten Willisch-Pickel (vgl. Mitteil. d. D. u. S. A.-B. 1935, S. 168).

Ich habe schon Seite 107 geschildert, wie das nun zu- und hergeht. Es genügt zu sagen, daß der ganze Quergang einarmig gehakt werden mußte und daß der Überstieg auf die Eisanase eine höchst fihzige Sache war. Jedenfalls war es 15 Uhr, als wir endlich ob der Nase waren. Luchetti hatte es sich nicht nehmen lassen, ohne Seilsicherung nachzusteigen, was er flott und schneidig tat, aber der Vorsicht wegen eben doch wertvolle Zeit kostete. Von der wahrhaft erhabenen Ruhe und selbstverständlichen Sicherheit Cortis zu reden, ist überflüssig. Es ist eine Augenweide, solch einen alten und doch noch herrlich jungen Eismann am Werk zu sehen.

Wir gaben jetzt natürlich Vollgas gipfelwärts. Um 5 Uhr abends standen wir droben. Das Gipfelbild wird mir und meinen Gefährten unvergeßlich sein. Wir waren voransteigend auf einem Band abgeseffen, dicht neben der Gipfelschneide, auf der jetzt Corti auftauchte und gerade über uns stand, so daß seine trohige Figur und sein bärtiges Zeushaupt gegen den Abendhimmel stand. Seine hellen Augen waren voll Glanz und Freude und wir alle erfüllt von der Gemeinschaft der Berge. Martin hatte das erste mal eine solche Eisfahrt größeren Stiles gemacht, war technisch glänzend gestiegen und natürlich selig, daß er nun einmal dabei sein konnte, nachdem wir auf den Felsen seiner wunderschönen sächsischen Heimatberge — dem Elbsandsteingebirge — so manchen Plan geschmiedet hatten.

* * *

Noch hofften wir auf einen raschen Abstieg und ein Erreichen der Marinellihütte. Es gibt nämlich einen, wenn auch nicht leichten, so doch raschen Abstieg, wenn die Verhält-

nisse günstig sind: das sogenannte Gießfeldcouloir. Man denke nicht, daß damit die breite Firnrinne auf der Südflanke des Gießfeldtsattels (Porta da Roseg) gemeint ist, nein — es ist das eine sehr steile Firnrinne, die vom Gipfelgratsattel zwischen Hauptgipfel und Schneehaube schräg nach Südwesten durch die ganze Felswand der Südflanke hinabschießt und unten in die breiten, steilen Firnhänge unter der Porta einmündet. Corti war hier zu Hause, hatte er doch die Südanstiege alle schon begangen, den schönsten und schwierigsten sogar als Erstersteiger.

Wir eilten also — Lucchetti voraus unter Anleitung Cortis — so rasch als möglich über den Gipfelgrat nach Westen, stiegen in den Firnsattel vor der Schneehaube ab und wandten uns dort links in das Couloir hinunter. Während die Italiener an der linken Begrenzungsrippe kletterten, stieg ich sofort in die Rinne ein und stapfte gerade hinunter. Es ging flott. Die Italiener blieben zurück und stiegen dann auch in die Rinne über. Sie wurde steiler, schmaler und gefährlicher, weil durchgeweicht. Streng genommen war es ein breites, ungemein steiles, bergwärts vertieftes Felsband mit Firnauflage. Steinschlag und Lawinen hatten den üblichen Schürf- und Sammelkanal in Firn und Eis gegraben. Diese Zweitrinne war hier schon etwa $1\frac{1}{4}$ m breit und tief und so glatt, daß wir nicht mehr im Grunde des Couloirs absteigen konnten, vielmehr am rechten Rande, den Felsen entlang hinabstiegen. Ich stand gerade an einer unerfreulich heißen Stelle und sicherte den einen Hans, als hinter mir ein Schredensruf erscholl und Martin mit dem anderen Hans über den seitlichen Firnhang hinabglitschte und ehe ich meine Warnrufe recht angebracht hatte, schon mit erhöhtem Schuß in den Lawinen-Steinschlaggraben hineinzishte. In dieser Bobbahn legten sie der Tiefe zu, der noch steileren, felsdurchsetzten Hohlgaße drunten entgegen! Mein Herz steht still. Ich brüllte: „Versperren!“ Hilflos mußten wir zusehen. Immerhin — man sieht, sie bewahren Ruhe und Beherrschung und wehren sich verzweifelt. Es sind zwei Männer, sie versperren, streuben sich. Und doch — es ist zum ... Da! Plötzlich hat der eine die richtige schräge Keilstellung. Seine Steigeisen fassen in der Seitenwand. Mit einem unheimlichen Ruck wird er aus voller Fahrt abgestoppt und zusammengestaucht. Krachend prallt der andere auf ihn — aber sie halten. Sie sind gerettet! Da sie weiter keinen Schaden genommen haben — nur das Hansle hat Steigeisenstücke — so lasse ich weder ihnen noch den anderen Zeit zu Mitleid, Ursachenstreit usw., sondern setze den Abstieg mit höchster Eile und Vorsicht fort, denn die Nacht rückt näher und näher. Die Rinne verengt sich, wird eisig, felsdurchsetzt, steiler und gefährlicher. Es dunkelt. Wir tasten uns hinab und gewinnen, aus einer schluchtartigen dunklen Enge heraustretend, eine frei übers Gewände hinausragende Felskanzel. Ein guter Zeiwachtplatz in letzter Minute. Die Rinne macht hier einen Knick, so schroff und ohne schützenden Bord, daß die beiden, wären sie weitergestaucht, hier über das senkrechte Gewände in die Ewigkeit gestürzt wären. Die Italiener sind weit zurück. Wir entzündeten die Laternen und ich kletterte stufenschlagend wieder hinauf, nachdem ich das Witak angeordnet hatte. Bald taucht der Zeuskopf aus dem Dunkel, und endlich ist alles wohlgeborgen auf der Felsnase verstaubt. Steinschlag darf ja keiner kommen, aber . . . schließlich haben ja auch wir einen Schutzhengel und außerdem Zeus selber bei uns.

Wir essen, plaudern, schauen den Kerzen zu und den Sternen. Das Land liegt in feierlicher Ruhe. Dann fällt mir ein: Das ist ja mein zweites Notbivak und auch am Scerfcen. Den Kerl kenne ich nachgerade.

Martin und ich stillen einen Zeltsack über uns; die zwei Hänse desgleichen. Die Italiener haben sich auch eingemummt. Es ward still. Nur das Licht der zwei nebenan flackert noch. Ich böse. Auf einmal Alarm: Der Zeltsack der Hänse brennt! „Schweinerlei verfluchte!“

Es bleibt zum Glück bei einem faustgroßen Loch, weil sie sich auf die Flammen stürzen wie die Geier.

Eine Weile ist Ruhe. Dann beginnt Martin sich nach Art eines neftenden Hundes herumzudrehen. Das wiederholt sich unzählige Male in der Nacht. Seither bin ich für Einmannzelt.

Ich kriechе schließlich heraus und schlafe dann prächtig eine Weile. Aber es beginnt zu tagen und stark abzufühlen. Zu meinem Erstaunen sitzen wir, als ein allererstes Schimmern das Dunkel aufzulösen beginnt, am Rande eines endlosen Wolkenmeeres, unter dem die ganze Lombardei versunken ist und dessen steile Ufer die Südwände der Bernina bilden. Jetzt fällt sich der höchste Himmelsraum mit Morgenröte. Jetzt schauert eine Röte über das ferne Meer hin, wie wenn ein feuriger Wind es rühre.

* * *

Als wir aufbrechen, strahlt die volle Sonne über die Wolkenflut hin und beginnt sie aufzulösen, zu verzehren. Unsere Wand liegt noch im eisigen Schatten. Das Couloir ist steinbein gefroren. Nach einiger Felskletterei wird mit Steigeisen ein rascher Abstieg durch den schattentalten Schlund vollzogen. Schon am frühen Vormittag stehen wir drunten in dem flachen ohne den Edelmut Cortis gerechnet. Er besteht darauf, daß wir mit zur Marinellihütte gehen als seine Gäste. Wir könnten ja anderntags über den Piz Roség zur Eschiervahütte zurück, meint er.

Er bringt alles so herzlich vor, daß wir schließlich mitgehen. Das Wolkenmeer ist fortgesogен. Glücklich wandern wir in diese so herrlich weiten, südoffenen Räume der italienischen Bernina hinein und landen bald auf der Sonnenterrasse der Marinellihütte, wo zahlreiche Gäste mit echt italienischer Beweglichkeit uns bestaunen. Hingebrettet liegt Berg und Tal in der Sonne und grüßt herein in die Hüttenveranda, wo wir ein lederes Mahl mit köstlichem Rotwein verzehren, umfогt von Luchettis schöner Schwester, die hier auf den Bruder gebangt hatte und deren rührende Freude über die glückliche Heimkehr wir auch zu spüren kriegen.

So geht der Tag in Licht und Sonne, Frieden und Stille, denn über allem steht Cortis eindrucksvolle ehrwürdige Gestalt, von allen geachtet und geliebt. Hier ist er in seinem ureigenen Reiche, hier kennt und liebt er jeden Stein, jede Blume, aber auch jeden Menschen. Er ist hier wirklich der Vater der Berge.

Piz Bianco—Piz Bernina, eine Überschreitung

„Fraule,“ sagte ich zu meiner Gefährtin, „wie wär’s, wenn mir schnell nochmal in die Bernina führen?“ — Der frühe Morgen des 18. September 1934 war nämlich nach wochenlanger Unsicherheit der Wetterlage mit herbstlichem Glanze angebrochen. „Das Fraule“ strahlte und begann — genau so erregt wie vor 10 Jahren bei unserer ersten gemeinsamen Berninatur — im „Surenshrank“ herumzukramen. Es galt sehr peinlich sich auszurüsten, weil viel Neuschnee einerseits und Vereisung andererseits drohten, kurze Tage, kalte, lange Nächte und die großen Pläne aber sich schlecht zusammensfügten.

Als wir Klosters verließen, blaute der Himmel noch. Als wir um 16 Uhr 30 Min. gegenüber dem Roségrestaurant am brausenden Gletscherbach hinschritten, war häßliches Gewölk aufgezogen und eine Weile später zwang uns ein Regenschauer unter die Zeltmäntel.

So war der Anfang schon durch Wetterpech und Arger gekennzeichnet. Am Abend kam der junge Kohler, ein hilfsbereiter freundlicher Mensch, der ein junges Paar, Deutsche, auf den Piz Morteratsch führen wollte. In der Nacht erwachte ich mehrmals und immer war das Wetter unheilrohend. Es regnete oder dunkles Gewölk zog vorbei, um in seltenen Minuten einmal einen einzelnen Stern sehen zu lassen. Die Eschierva-Umrahmung fiel jetzt aus. Ich entschloß mich für den Biancograt.

Um den Bianco- und Gletschereinstieg nicht im Dunkeln suchen zu müssen, hatten wir beschlossen, erst mit Tagesgrauen dort einzutreffen. Wir erhoben uns daher erst nach 3 Uhr. Es war jetzt kälter und schien aufzuhellen. Um 4 Uhr 30 Min. marschierten wir ab und ahnten nicht entfernt, welch hartem Kampf wir entgegengingen.

Ich hatte kaum geschlafen und war wie gerädert. Auch waren wir mit dem Bivakzeug und Futtermitteln für zwei bis drei Tage gut beladen.

Haargenau über der Nofespitze funkelte ein letzter großer Stern. Es sah aus, als trüge die vom Morgenrot beglänzte Spitze ein Diadem mit einem ungeheuren, strahlenden Diamanten in der Mitte.

Als wir den Gletscher betraten, sahen wir eine alte Spur durch den Bruch heraufkommen. Zwei Münchner hatten vor einigen Tagen den Bianco angepackt. Dies schien ihre Spur zu sein. Leider war hier der Schnee unten regentweich und überkrustet, so daß wir tief einbrachen und die Schinderei begann, die wir nicht so bald wieder loswerden sollten.

Der Himmel klärte auf, und es versprach schön zu werden. Was mir nicht gefiel, war ein heftiger Wind, der den (höher oben) auch in dieser Nacht gefallenen Neuschnee aufwirbelte und über die Grate blies. Um 8 Uhr 45 Min. betreten wir die Fuorcla prievlusa, wo wir zu unserer Freude sonnseitig einen ganz warmen Platz fanden, eifrig Futterten und den herrlichen Tiefblick in die toll zerschliffenen, zerrissenen Winkel, Eisschluchten, Hängegletscher der Bernina-Nordostflanke dazu verschlangen. In dieser riesigen Eiswand frachte es schon jetzt wieder und mehrere Eisklawinen donnerten vor unseren Augen in die eisigen Abgründe, die jetzt bis zum Frühjahr kein Sonnenstrahl mehr traf. Wahrlich — diese Scharte ist einer der großen und klassischen Orte der Alpen.

Hier leistete uns ein Mauerläufer Gesellschaft. Ich liebe diese Alpenvögel, auch die Dohlen, sehr. Sie sind mir wie vertraute gute Kameraden.

Um 9 Uhr 15 Min. brachen wir auf. Wolken tauchten jetzt auf und hingen sich da und dort fest, um dann wieder weiterzuzugeln. Schlimm sah's nicht gerade aus.

Eine prunkvolle Wächte zierte als würdiger Bianco schmuck den Einstieg. Der war sehr unerfreulich verkleistert. Dem eigentlichen weißen oder Bianco grat ist ja eine ganz ansehnliche Felschneide als erste Bastion vorgelagert. Man erklettert sie gewöhnlich vom Westen her. Auf ihrer Schneide, die man einige Seillängen ob der Fuorcla betritt, bringt dann eine hübsche Kletterei schnell weiter. Da hier schon der Nachneuschnee auf dem übervielen älteren Neuschnee lag, so war der Einstieg wirklich nicht einfach und zu unserer Verwundern der Grat auch stellenweise gepfeffert genug, d. h. weniger schwierig als Vorsicht heischend und zeitraubend. Ich hatte aber Spaß daran, denn verschneiter und vereister Fels ist meine große Stärke, ein Gelände, auf dem ich es mit Wonne mit jedem aufnehme.

Um so erstaunter waren wir, als die Uhr auf der Höhe des Felsgrates gerade Mittag zeigte! Wir rasteten eine Viertelstunde, um einige Bissen zu verzehren und den Weiteranstieg zu betrachten. Vom Felskopf der Bastion schwingt ein schöner, zweimal gefattelter Firngrat wenig steigend hinüber zu dem breiten und steilen Eisdach des eigentlichen Bianco grates (vgl. Tafel 32). Auf der Schneide war die Spur der Münchner noch gut zu sehen und uns sehr dienlich, aber auf dem Bianco selber verschwand sie leider in den Verwehungen.

Wir machten jetzt einen jener Temperatur- und Wetterstürze durch, von denen sich der Nichtbergsteiger kaum einen Begriff machen kann. Zunächst war es bei fast völliger Windstille geradezu widerlich, ja widersinnig heiß. Ich mußte bei der mühsamen Spuarbeit, die jetzt begann, mählich alles ablegen und bloßharmig steigen, aber auch dann noch ganze Lächerl Schweiß opfern. Aber die Gipfel steckten schon in einem düsteren Gewölk, das plötzlich in Bewegung geriet. Der jähe Wind, der dies verursachte, schleppte urchnell entstandene Nebel heran und eine schneidende Kälte. Wir schauerten zu-

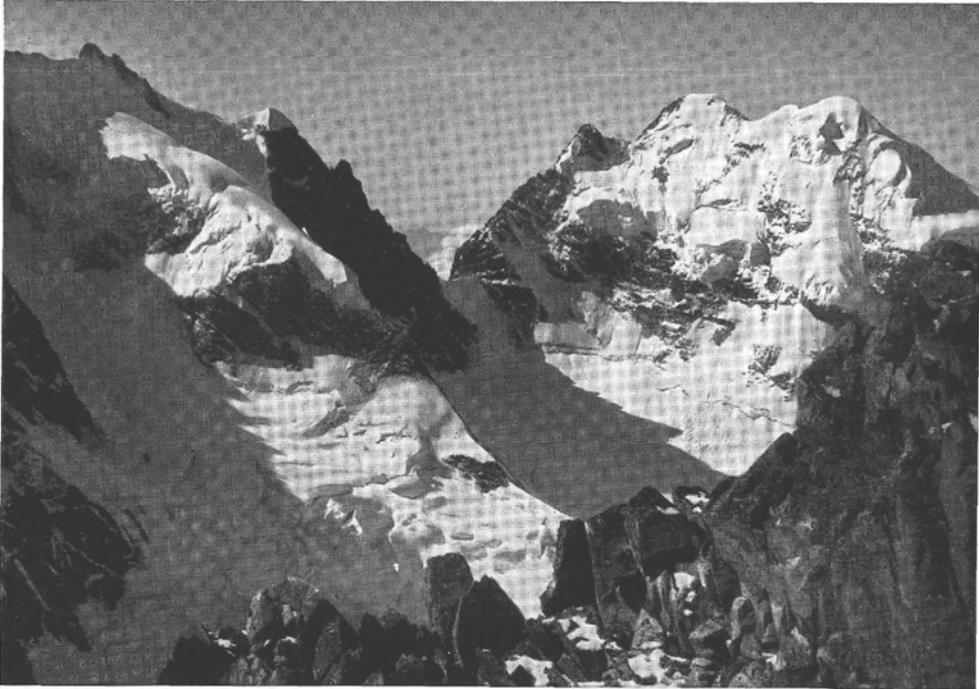


Abb. 8. Piz Scerscen — Porta da Rosseg — Piz Rosseg, vom Piz Morteratsch

↓



Abb. 9. Der Scerscengrat: Scerscenscharte — Schartenturm — Schulter — Hauptgipfel — Schneehaube

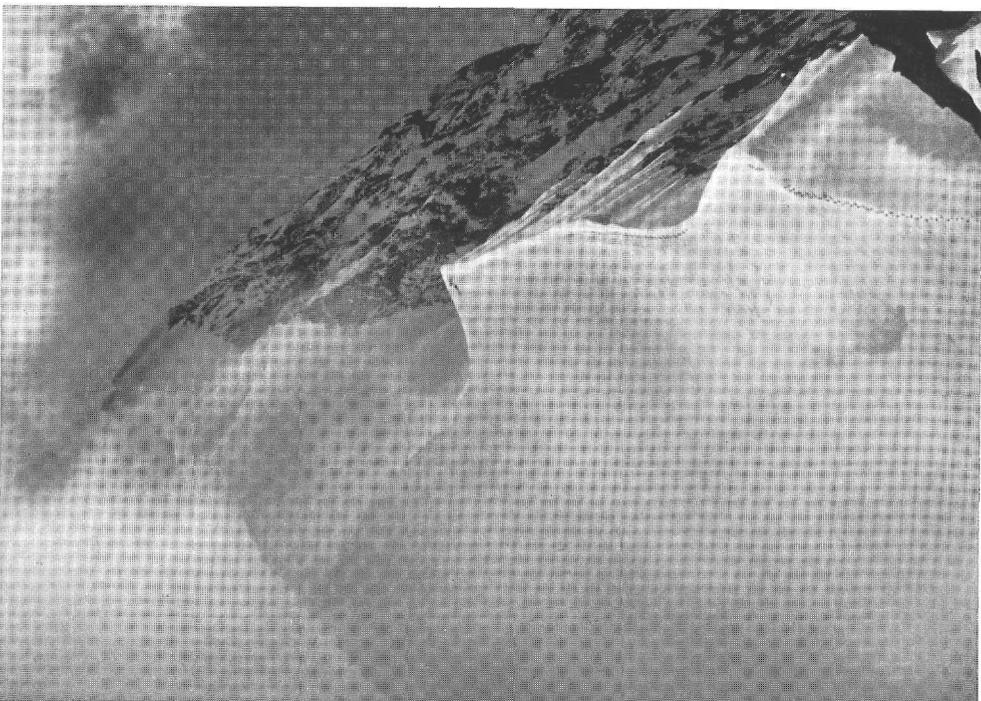


Abb. 11. Auf dem höchsten Punkt des Selsgrates. Aufblick zum Biancoegrat



Zum Biancoegrat:

Abb. 10. Am Beginn der Gimschneide gegen Bellabistfa

sammen, verhielten — bis an die Knie im eiskalten Pulverschnee stehend — am steilen Grat und zerrten den Rälteschuß wieder aus den Rucksäcken. Dann schlugen die Nebel über uns zusammen und der Piz Morteratsch verschwand hinter uns. Kohler hatte uns noch zugejauchzt vor einiger Zeit. Jetzt befand er sich längst im Abstieg auf leichter, wohlvertrauter Spur. Man konnte ihn geradezu beneiden.

In der Nordostflanke grollten noch letzte Lawinen. Dann schlug der Frost sie in Bann. Ich stampfte verdrossen und trotzig voran. Dieser sogenannte Herbst — vom Sommer gar nicht zu reden — war ein übler Täuscher. Konnten wir jetzt nicht ein paar schöne Tage haben und die Pläne verwirklichen?

Ein ekelhaftes Grau umlagerte und begleitete uns jetzt. Ich mußte die Schneide streckenweise regelrecht ertasten. Das war nicht ungefährlich, obwohl zum Glück tüdische Wächten am Bianco nicht sehr häufig sind. Eine steile Eisstufe hielt uns auf, dann zog sich der Grat wieder ins Grau empor, d. h. eigentlich sahen wir nie, was vor uns war, glaubten allemal, wenn ein grauer Umriß sich im Nebel zeichnete, es sei die Spitze des Piz Bianco. Aber es war allemal nichts. Ich wühlte mich voran, wurde einmal widerwärtig schlapp und kniete im Schnee, schalt mich insgeheim einen Heuochsen und torkelte dann wieder weiter.

Auf einmal reißt es Richtung Berninagipfel einen Augenblick auf, als wir uns eben auf die Rucksäcke niedergefetzt hatten, um ein wenig Schokolade zu knappern. Sofort breche ich wieder auf, um den Lichtblick zu nützen. Wir kommen zwar um die Rast, aber wir sehen wenigstens, wohin wir gehen. Leider war der Gipfel noch ein gut Stück höher. Er verschwand schnell wieder im Nebel und in den Graupeln, die jetzt über den Grat rauschten. Es wurde ungemütlich. Endlich der Biancogipfel! Kurzrast und weiter. Der Biancogipfel ist mit dem Bernina durch einen Felsgrat verbunden. Eine tiefe Scharte mit dem doppelgipfeligen Schartenturm unterbricht diese Verbindung, der wir nun entlangkletterten. Der Wind pfiff über den völlig verschneiten Grat. Hier und da ertastete ich eine Stapsel und sie erinnerte uns an die Münchner. Es war jetzt 16 Uhr. Der Grat schien mir heute unverschämt lang, der Abstieg in die erste Scharte recht unangenehm. Es war jetzt sehr kalt. Meine Brille beschlug sich vom Schnee- und Nebelreiben immer wieder.

Ich riß sie ab und stopfte sie in die Brusttasche. Es ging auch so. Weiter.

„Bist du in der Scharte?“ „Ja! Nachkommen!“

Ich beuge mich vor und sehe eben in diesem Augenblick etwas Graues in das steile Couloir der Eshierwasseite hinabhuschen...?...

„Fraule — dein Handschuh!!“

Es ist schon zu spät. Er ist fort. Das hat noch gefehlt. Sie hat zwar einen wollenen Erfasshandschuh, aber keinen leinenen. Weiter! In der Scharte zaudere ich einen Augenblick: Schartenturm umgehen?... Überklettern?... Da sehe ich auf der schmalen, abgewehten Schneide gerade hier die Spur wieder. Sie führt zum Turm. Da jede Stapsel ein Vorteil ist, folge ich ihr. Der Turm bäumt sich auf. Die Spur?...? Ach — schnuppel! Los!

Ich klettere hinauf. Die Schwierigkeiten nehmen rasch zu. Und dort, wo die plattige, einwärts gemuldete steile Brust des Turmes aufsteigt, stehe ich vor einer regelrechten Firn-Eiswand. Ich traue meinen Augen nicht. Zurück? Auch nicht fein. Also drauf! Eine üble Stelle, zum Donner. Ich muß die Brille wieder aufsetzen. Es ist schon dämmerdunkel. Ich greife in die Tasche und ziehe die zerbrochene Brille vor. Himmel und Hölle! Also die gleicherweise auch geschliffene Schneebrille raus. Aber da ist alles so verdunkelt, daß ich sie bald wieder ablegen muß.

Ich bohre tiefe Löcher in den Eiskleister auf der Turmstirne und heble mich mit eingestopfenen Armen hoch. Die unerläßliche äußerste Vorsicht frisst Zeit in schwarzen Mengen. Endlich kann ich mich über die Schneide des ersten Turmhöckers schwingen.

Sie klettert tapfer herauf und dann hinab in die ekelhaft stürmische ausgefetzte schmale Scharte zwischen den zwei Turmspitzen. Es ist schon ganz „dreckig“ hier. Ich nach und jenseits — verdammt nicht leicht bei dem Schneeelag — hinauf auf die andere Spitze des Turmes. Der Abstieg in die tiefe andere Scharte zwischen Scharnenturm und Berninagipfel geht ihr auf die Nerven. Die Nacht ist da. Sie will bivakieren. Ich weiß, daß das nicht sein darf. Den Berninagipfel müssen wir in jedem Fall erreichen, denn wenn der Wettersturz anhält, hängen wir hier an dem Turm sozusagen an einem Faden über dem Todesrachen. Ich sage deshalb kühn: „Ach, Fraule, wir wollen doch auf Marco e Rosa schlafen, geht! Wenn wir erst mal auf dem Bernina sind, führe ich dich durch Wetter und Sturm, Ruhnacht und Pechfinsternis hinab. Dort kenne ich doch jeden Meter am Spallagrat.“

Und das glaubte ich selber auch und hätte eine hohe Wette darauf eingegangen.

Sie sieht es ein und krabbelt in die Dunkelheit hinunter. Dann läuft das Seil nicht mehr... ? ...

„Es geht nicht!“

„Es muß gehen!“

Und es geht. Ich kroch an ihr vorbei und am Bernina-Nordgrat hinauf. Zuerst rechts in einer toll steilen Schneeflanke. Dann am Grat. Der Berninagipfel muß her — unter allen Umständen.

Um 20 Uhr 30 Min. berühren wir das Signal des Bernina. Ich sage:

„So — jetzt ist es gewonnen. In zwei Stunden längstens liegst du auf der Matratze der Marco-e-Rosa-Hütte! Und jetzt machen wir eine Raft.“

Wir tasten uns auf dem Schrofenhang der Südfanke hinab. Zeltfad heraus und übergestülpt, Laterne angezündet. Niedersitzen. Essen. Wir atmen auf. Im Zeltfad ist es still. Draußen segt der Wind, weht der Schnee. Leider müssen wir bald wieder hinaus. Und das ist sehr unerfreulich. Dicht hintereinander tasten wir mit der Laterne über die schon bei Tage genügend schmale Schneide des Spalla-Firngrates. Der Sturm, der jetzt den Wind abgelöst hat, beutelt uns und plötzlich ist die Laterne aus. Da stehen wir im Dunkeln. Wieder anzünden ist zwecklos. Aber ich kenne doch diesen Grat und fühle mich ihm entlang. Wohl oder übel muß ich — gegen die Abstiegsregel — voraus. Aber sie steigt mit größter Selbstverständlichkeit nach. Es ist so finster, daß ich jetzt auf allen Vieren der hochverwehten Schneide entlang greifen muß. Aber wir kommen doch rasch hinab. Jetzt müssen die ersten Felsen kommen. Richtig. Ich klettere hinab. Nach einigen Metern stutze ich: „Hier bin ich noch nie geklettert!“ Ich steige wieder hinauf. Wieder hinab. Es stimmt nicht. Ich werde irr. Und eben war ich doch meiner Sache so sicher! So unbedingt sicher!!

Zurück auf den Firngrat. In seine Ostflanke hinab. Steil — zu steil für einen nächtlichen Spaziergang. Zurück. In die Felsflanke. Es ginge wohl, aber ich kann es nicht verantworten, sie hier nachsteigen zu lassen. „Fraule — du mußt hier voraus! ... Da unten wo muß der Firngrat sein — die Fortsetzung — los!“

Sie klettert hinab in die Nacht. Zögert. Steht.

„Was ischt?“ — „'s geht net.“

„Dann bin ich am Ende mit meiner Weisheit.“

Sie kommt wieder herauf.

Wir stehen dicht beisammen auf dem Grat. Es stürmt und schneit jetzt, was herunter mag. „In einer ruhigen Nacht ... mit der Laterne ... aber so ...“

Ich muß mich geschlagen bekennen: „Wir müssen bivakieren, Fraule!“

Sie lächelt tapfer. Ich spüre es in der Finsternis, daß sie lächelt.

Und schon habe ich eine Sitzbank in den Firngrat. Zeltfäden raus. Pidel eingerammt. Seil drum. Wir stülpen das Zelt über, fallen steif und müde auf die untergelegten Rudfäden und fühlen die Windstille wohligh über uns rieseln. Draußen prallt der Triebschnee

wie mit tausend kleinen Geschossen an den Batist. Der knattert im Sturm. Wir sind zu müde zum Essen. Wir lehnen uns aneinander und an die Schneewand.

Wir döfen, reißen uns hoch und die Luftklappe auf. Es ist lästig. Und doch — ohne Zeltfack hätten wir die Nacht kaum ohne schwerste Schäden und Gefahr überstanden. Die Eiskruste an uns schmilzt. Alles ist feucht. Das Zelt beschlägt sich natürlich. Und doch — wenn wir lauschen: dieser Sturm! Hinter uns häuft sich der Schnee . . .

Was wird morgen sein? Finden wir Marco e Rosa. Und den Abstieg über den Gletscher?

Das Fraule behauptet zu erficken. Ich schneide ihr ein Luftloch in die Zeltwand. Dann schlafen wir eine gute Weile und verwirren die endlose Nacht. — — — —

Als es heller zu werden scheint, stürmt es heftiger denn je, und mit großer Sorge denke ich an den Weiterabstieg. Auch habe ich ein schlechtes Gewissen. In der Nacht nämlich, als wir das Bivak bezogen, stopfte ich die Handschuhe unter den Überfall der Sturmbluse. Aber später kam dort nur noch ein Doppelhandschuh (Wollfäustling und lederner Überhandschuh) hervor. Sollte der andere mit entglitten, vom Sturm in die Nacht verweht worden sein? Das wäre sehr peinlich. „Du — ich seh' da einen Grat!“ Sie ruft es und schnell schaue ich durch den Kopfschlitze hinaus: Richtig: durch das tolle Wehen der fliegenden Schneewolken steht man gegenüber ein Gratprofil, das ich sofort als den Berninaostgrat erkenne. Wir müssen also richtig sein. Dann schlagen die Nebel wieder zusammen. Prasselnd brandet der Triebtschnee an den Zeltfack. Wir beginnen trotzdem uns in seinem Schutze so gut zu rüsten als es irgend geht und so, daß wir jeden Lichtblick zu einem Ausfall aus dem Gefängnis sofort nützen können. Es war jetzt 6 Uhr. Wir konnten noch ein wenig warten. Was aber, wenn es nicht besser wurde? Durchbeißen natürlich. Frägt sich bloß — wie?! . . .

Auf einmal wird's heller. Sie behauptet, einen Berg zu sehen, rechterhand im Süden (wir sitzen natürlich mit dem Rücken gegen Westen, wo das Wetter herkommt). Richtig — die Crast'aglizza! Zwar jetzt der Wind noch den Triebtschnee, aber jetzt gilt es, den klaren Augenblick zur Umschau zu nützen. Schnell raus und auf den Firngrat hinauf und . . . stillgestanden! Hinausgeschaut! Ist das Wirklichkeit? Ist das Hegelei?

„Fraule! — komm schnell!“

Wir erblicken Himmel und Hölle zugleich: ostwärts, wohin wir bisher nur schauen konnten, rückt das nächtliche Unwetter ab wie eine geschlagene Armee, die in rasender Verzweiflung das Land verwüstet, das ganze Land in Brand steckt, so daß schwarze, graue, gelbe und rötliche Rauchwolken sich drüberwälzen. Genau so furchtbar, so höllisch rollte der Weltuntergang über die Ost-Bernina ab. Er schleppte über und um uns her die letzten grauen Fahnen, in Dampf, Rauch und Qualm davon. Unter dem Grau aber war nach Westen der Himmel aufgetan. Schon rauschte der graue Vorhang über uns weg, und frei schweifte der Blick, den entzündeten Sinnen, dem erschütterten Herzen, der befreiten Seele voraus in ein wahres Gefilde der Seligen: Der Himmel in tiefster azurner Bläue, seine Ferne in silbrigem Grün.

Unter diesem festlichen, perlmutterglänzenden Gewölbe rückt es heran, das fleckreiche Gipfelheer, mit gleichender Wehr, goldgehämmerten Helmen, silbergetriebenen Rüstungen, mit den funkelnden Wogen der Speerspitzen, im Schmuck edelster Steine und Kleinodien, im Wehen des morgendlichen Windes.

Wie in Glas geschnitten, wie in Kristall geschliffen, stehen Hunderte von Gipfeln, steht nicht nur der Eiswall des Monte Rosa — nein, auch der Montblanc steht heute dort in der Ferne. Und selbst wenn es ein anderer Riese aus dem piemontesischen Heere ist — was will das sagen? Was will das heißen, nach dieser Nacht?

Was schert uns jetzt die bissige Kälte des Morgens, was die gut und gern 25—30 cm Pulverschnee, die, alles verhüllend, über Nacht fielen? Wohl kostet es noch viel Geduld, wohl sind die Felsen über die Maßen heikel und kalt. Aber wir sind wieder einmal

für die Nöte der Gefahr mit einem Bilde beschenkt, das nur wenige Menschen sehen durften und keiner je gestalten, nachbilden kann.

* * *

Wir stellen fest, daß wir bei dem letzten Versuch in der Nacht recht daran waren, aber die auch jetzt nur mit höchster Vorsicht zu kletternden Felsen machen es auch klar, daß das in der Nacht so unheimlich aussah. Und jetzt ist ja alles gut.

Bald traben wir in der Sonne über die Firnhänge der Marco-e-Rosa-Hütte zu. Und da finde ich bestätigt, was ich schon höher oben gesehen, aber unglaublich, ganz unfassbar gefunden hatte: Eine frische, ganz frische Spur führte — scheinbar vom „Buuch“ her — über den Crast'agüzzafattel herüber zur Hütte!

Wer konnte da herauf sein?

Man steigt doch nicht bei einem solchen nächtlichen Wettersturz von Zoval herauf?

Richtig — vor der Hütte lehnen zwei Picelli?

„Du — da mu ß jemand da sein!“ Ich stolpere mit den Eisen hinein in das liebe, windige Hüttle: Da liegen drei auf den Pritschen! Sie sind sicher ebenso platt über unser Erscheinen wie wir über ihr Hiersein. Ich frage den einen: „Wo kommt ihr denn her?“

Er — ein wenig geknickt — sagt: „Wir haben da hinterm Sattel bivakuiert, in einer Gletscherpalte.“

Jetzt muß ich aber doch herzhaft lachen:

„Wir auch — aber droben auf dem Spallagrat am Berninal“

Wir lachen uns an und sind bald sehr vertraut, zumal mir das eine Gesicht bekannt vorkommt und auch ist. Ein Freiburger und zwei Bodenseeschwaben und im „Damenzimmer“ ein nordisches Fräulein, dem diese Bivaknacht zugesetzt hat. Begreiflich — hatten sie doch nur den Schutz der Spalte, aber keine Zeltfäde, so daß der oben drüber wehende Wind den Schnee auf sie ablud. Sie wurden mitsamt ihrer „Ware“ völlig eingeschneit in der Nacht und hatten kaum einen trockenen Faden mehr.

Aber diesmal wollte es das Geschick gut mit uns: Ein wunderbarer Tag zog über Marco e Rosa hin, so schön, ruhig, sonnig und feierlich, wie ich ihn dort oben noch nicht erlebt hatte. Wir zwei beschlossen sofort, dazubleiben und erst am anderen Tag abzugiehen. Mit den „besseren“ Sachen war es ja ohnehin vorbei. Gesagt — getan. Wir lagen fast den ganzen Tag in der Sonne und verträumten oder verplauderten die Stunden.

Fortezzagrat

Am nächsten Morgen stiegen wir ab. Wir wählten den Fortezzagrat, einmal weil er die sicherste Richtung für eine Zweierseilschaft darstellte und mehr noch, weil ich diesen Grat noch nicht begangen hatte. Es sollte uns nicht reuen. Dieser Berninaweg, der besonders von der Diavolezzahütte aus benützt wird und für den Palü-Zupo-Ramm noch wertvoller scheint, ist zweifellos der allerschönste. Mitten durch das Morteratfschneid zieht er; jeder Schritt vermittelt neue Bilder in diesem riesigen Bergraum. Keiner der gewaltigen Berge entzieht sich dem Auge. Ein Hochgefühl der Freiheit erfüllte uns beim Hinabschreiten, denn der größte Teil des Grates erlaubte flotten, freien Gang. Im Vorblick schob sich der breite Gletscherstrom in erhabener Ruhe hinaus ins Grün des Morteratfschtales. Mit ihm lösten wir uns aus der wunderbaren, aber todesstarrten Welt des Eises hinter uns und schritten ins grüne Leben hinein.

Erläuterungen der Bilder

Tafel 27

Abb. 1. Das Dreigestirn. In der Mitte des Eshiervagletschers die schwarze Insel des Piz Umur. Am Bildrand links die Fuorcla Prievlusa; rechts empor der Biancogrät. O = Eshierwahütte. Vor dem Piz Kosog der Piz dals Aguaglious (brettes Dreieck).

Tafel 28

Abb. 2. Piz Bernina vom Biancogipfel. Der Scharnturm (links) deckt sich scheinbar mit dem Bernina-Absturz. „Die Scharte“ dicht vor (hzw. hinter) dem Turm. Rechts die weiße Spalla (= Schulter). Der Felsgrät vorne ist meist schneefrei. Wir hatten im Herbst 1934 noch erheblich mehr Schnee! Vgl. Abb. 3, 10 und 11.

Abb. 3. Die Eshierwahütte, 2463 m, gegen die Fuorcla Prievlusa und den rechts emporziehenden Biancogrät (= Weißer Grät, hier eindeutig).

Tafel 29

Abb. 4 und 5. Kletterei am Efelsgrät des Piz Kosog. Links: Quergang in die Ostflanke. Rechts unten der Eshiervagletscher, durch den Grät des Piz Umur zweigeteilt. Hinten die Weisshänge des Piz Morteratsch.

Bild rechts: Bild nach Westen unter den Eismäulen der Nordschulter durch auf il Chappüschin.

Tafel 30

Abb. 6 und 7. Gipfel des Piz Kosog. Oben: Abstieg vom höchsten Punkt zum üblichen Rastplatz im Blockwerk rechts. In der Ferne die Bergamäcker Alpen jenseits des Veltlins im Süden. Unten: Am Rastplatz unter der Gipfelwächte. Blick nach Osten auf Piz Pallü—Bellavista—Zupo—Argient und Crast'aglizza (vor Zupo).

Tafel 31

Abb. 8. Piz Scerscen—Piz Kosog. Der Scerscengrät fällt vom Felsgipfel rechts über die „Schneehaube“ zur Porta da Kosog (Güßelbftattel) ab und steigt über den Kleinen Kosog zu den zwei Kosogipfeln (rechts die Schneekuppe) auf. Vor der schwarzen „Schneehaubenwand“ des Scerscen die „Eisnase“ und ihr Grät rechts herab zur Fuorcla da l'Umur. Der Kosog zeigt seine gefürchtete Nordostwand.

Abb. 9. Der Scerscengrät. Die tiefste Senke links die Scerscenscharte, rechts über ihr der Scharnturm (→ Bivakplatz an der linken Seite des Turms). Vom Hauptgipfel rechts herab das „Dach“, das zur Eisnase leitet; hinten die „Schneehaube“.

Tafel 32

Abb. 10 und 11. Am Biancogrät. Rechts: Auf der Verbindungsschneide zwischen Fels und Firngrät des Bianco (am Beginn des eigentlichen Firngrates unten). Rechts hinten zwei Bellavistagipfel und Bellavistaed. Links: Auf dem Felsgrät, Blick auf den ganzen Biancoeisgrät am Tage unserer Herbstbesteigung 1934. Das Unwetter zieht herauf.



Schifahrten zwischen Rühstai und Pragmar

Von Dr. Ernst Hanaušek, Baden bei Wien

Zwischen Brennersenke und Östtal, der Hauptgruppe der Stubai-er Alpen gegen Norden hin vorgelagert, liegt ein Schiland, das nicht so leicht anderswo seinesgleichen hat. Fährt man von Innsbruck durch das Inntal gegen Westen, sieht man wohl südlich der Bahnlinie, besonders bei Kematen, wo die Furche des Sellraintales den Blick gegen Süden freigibt, da und dort Berge mit leuchtenden Schneehängen, die uns Schifahrern in die Augen stechen. Daß wir hier aber in reicher Menge die prächtigsten Abfahrten finden, das ahnt wohl kaum jemand, der nicht schon selbst einmal seine Schritte in die verborgenen Winkel der Sellrainer Berge gelenkt hat. Und auch von denen ist die Mehrzahl sicher ahnungslos an den prächtigsten Schibergen vorübergegangen. Wie viele Tausende haben sich doch schon an den ledernen Gaben, die für uns Schifahrer rund um Rühstai bereit liegen, ergötzt — und wußten nicht, daß sie beim Anmarsch durch das Sellraintal an den besten Lederbissen vorbeigegangen sind. Fragt nur einmal die Innsbrucker, die haben diese großartigen Abfahrten unmittelbar vor ihrer schönen Stadt liegen. Das kann man heute wohl ruhig behaupten, denn: eine kurze Autofahrt, ein kurzer Aufstieg — und sie sind mitten drinnen im Märchenland. Ob sie aber alle Geheimnisse preisgeben, die Innsbrucker? Ich glaube kaum; auch ich werde es nicht tun. Ich will keinen Führer schreiben; auch bin ich ja im Raume, der mir hier zur Verfügung steht, beschränkt. So will ich nur einige der vielen schönen Fahrten, die ich während zweier Schiurlaube dort erlebt habe, schildern, werde mehr von den Rühstai-er Bergen als von den eigentlichen Sellrainer Bergen erzählen.

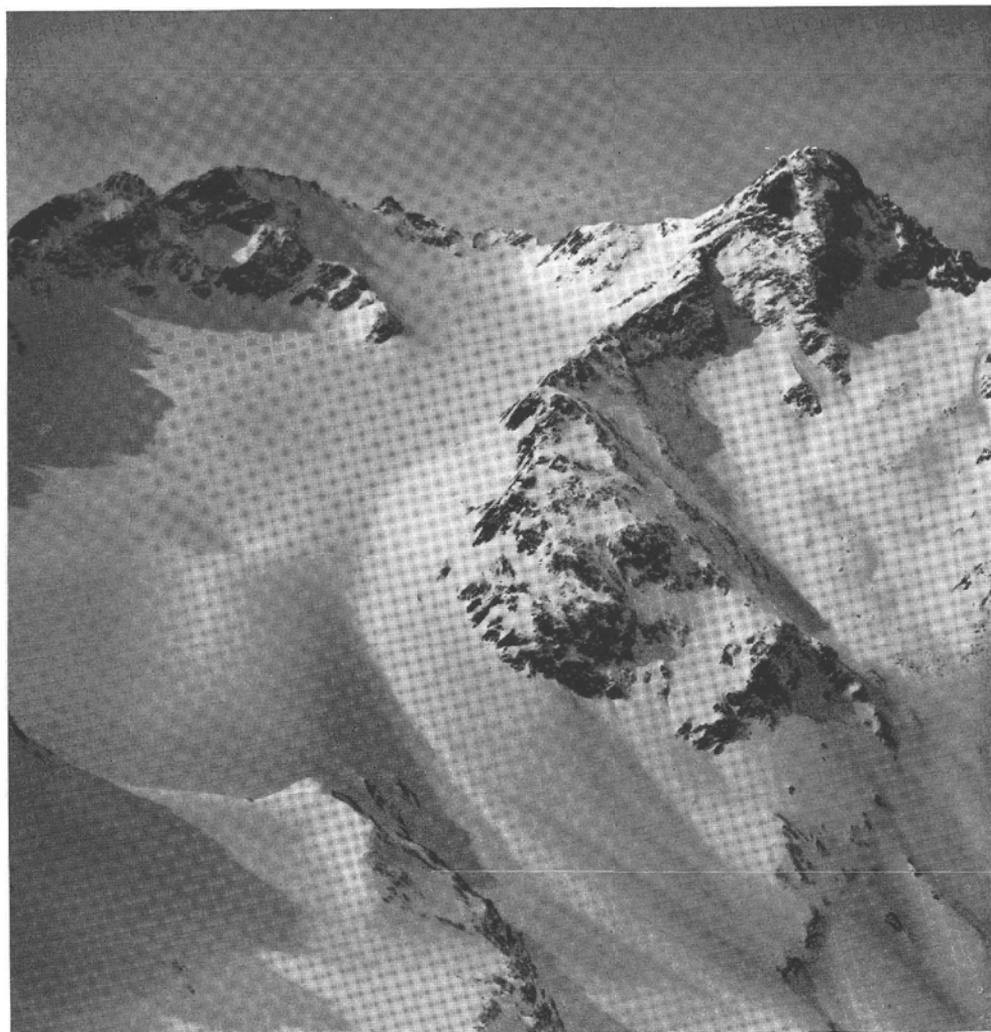
Als ich vor vielen Jahren erstmals nach Rühstai kam, da gab es noch keine Kraftwagenverbindung, die die Schifahrer unmittelbar von Innsbruck nach Gries im Sellrain bringt und so den Aufstieg bedeutend verkürzt. Damals mußten wir noch, da unsere Bestände an Bargeld für ein Privatfuhrwerk nicht ausreichten, vom Bahnhofe Kematen weg zu Fuß ins Sellraintal hineinlaufen. Um die Talwanderung kurzweiliger zu gestalten, rüdten wir in Etappen vor: in jedes der Seitentäler drangen wir ein, in das Fotschertal, in das Eisenfer Tal, in das Gleirschtal — und fanden überall herrliche Schiberge, von denen mancher über die Dreitausendergrenze aufragt. So verging eine ganze Woche, bis wir endlich vom Weiler Haggen über den Rühstai-er Sattel nach Rühstai, 1966 m, kamen. Im Jagdschloß ließen wir uns nieder; ein anderes Unterkommen gab es damals noch nicht. Wer über die Geschichte Rühstais mehr wissen will, der blättere im Jahrgang 1933 der „Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V.“, dort wird er eingehenden Aufschluß finden.

Nur wenig unterhalb des Rühstai-er Sattels liegt der breite behäbige Bau des Schlosses; Alpenrosen von seltener Pracht glühen zur Sommerszeit in dichter Menge ringsum auf den Hängen, in stillen verborgenen Bergseen spiegeln sich die leuchtenden Blumen und die hochaufragenden Berge, die trotz sommerlicher Wärme den blendenden Schmuck leuchtender Firne auf ihren Hauptern tragen. — Und erst im Winter: Wer dort einmal seinen Bretteln freien Lauf ließ, wer über die spaltenlosen Gletscher, durch die weiten Räre in zügiger Fahrt zu Tal schoß, der weiß, daß es für uns Schifahrer ein Paradies auf Erden gibt, das Rühstai heißt. Ist es da noch ein Wunder, daß der Gäste, die erst nur im Sommer, dann auch im Winter kamen, immer mehr wurden, daß der Raum bald zu eng wurde? So mußte ein neues Heim erstehen, um alle die Gäste aus Nah und Fern aufnehmen zu können, die Dortmunder Hütte, 1964 m. Nur wenige Minuten vom Jagdschlosse entfernt steht der prächtige Bau, den der D. und Ö. Alpenverein hier für seine Mitglieder und Freunde erstehen ließ. Immergrüne alte

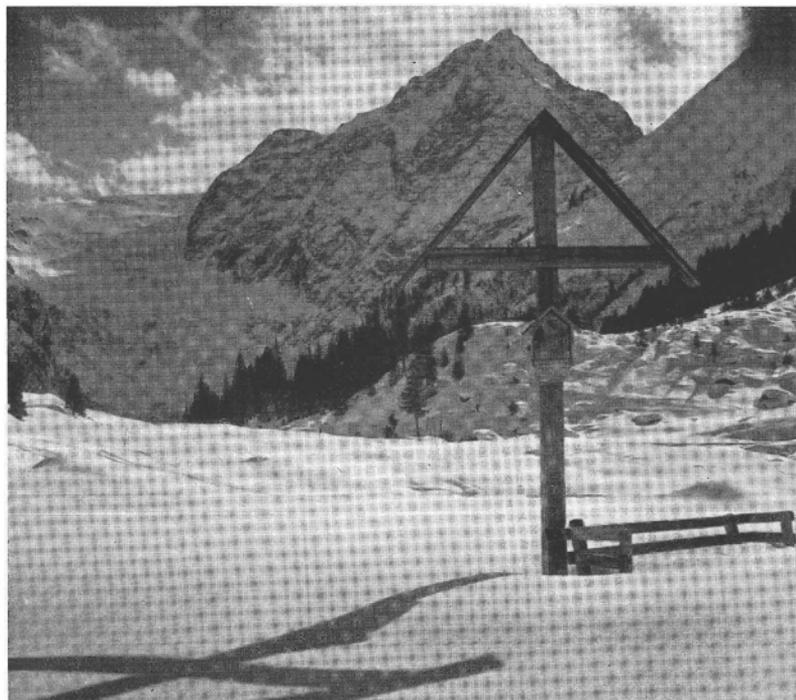
So schmiedeten wir den Plan für März 1934: eine Woche Aufenthalt in der Dortmunder Hütte und dann weiter quer durch die Sellrainger Berge bis hinüber ins Fochertal.

Waren wir einst durch das Sellraintal gekommen, wollten wir diesmal den anderen Zugangsweg kennenlernen; also nahmen wir den Weg von Oh durch das Nebertal, der kaum mehr Zeit beansprucht. Wir hätten aber ebenso auch durch das Sellraintal aufsteigen können: bei dem herrschenden Schneetreiben hätten wir dort von der herrlichen Umgebung kaum weniger gesehen, als hier im Nebertal. Ein unerfreulicher Anblick, wenn alles ringsum grau und düster ist! Erfreut waren wir über diesen Anfang gerade nicht, doch: abwarten, nicht gleich verzagen, es wird schon wieder besser werden! Für alle Fälle kam uns der Neuschnee gar nicht ungelegen; das trug schon zur Aufhellung unserer Stimmung wesentlich bei. Doch nur für heute. Als am nächsten Morgen wieder ringsum graue Nebel wallten, als es noch immer langsam und ruhig schneite, zogen wir uns vorerst schmollend wieder in unsere warmen Betten zurück. Den Wettergott rührte dies scheinbar gar nicht, es schneite weiter. Da mußten wir den gegebenen Tatsachen Rechnung tragen; dies taten wir dadurch, daß wir am Vormittag die *H o h e M u t t*, 2394 m, eine als Schöberg beliebte Rückfallskuppe im Grate, der vom hochaufragenden Zwölferkogel gegen Norden abfällt, bestiegen. Wir bereuten den Vormittagsbummel nicht, obgleich sich keiner von uns zufolge des unsichtigen Wetters rühmen konnte, allen Lücken des Schnees restlos gewachsen gewesen zu sein. Was lag uns schon an einigen Stürzen? So lange das Wetter nicht noch übler wurde, wollten wir uns nicht unterkriegen lassen. Nach kurzer Mittagsrast in der Hütte liefen wir schon wieder davon, hinauf auf den *B i r k f o g e l*, 2831 m, dort mußte jetzt die Schneelage ganz besonders gut sein! Und ob! Auf hartgefrorenen Hängen lag flaumiger Neuschnee, besser konnten wir es gar nicht treffen. Nur die gute Sicht fehlte noch, um restlose Zufriedenheit auszulösen. Trotzdem konnten wir es kaum erwarten, endlich am Gipfel zu stehen und unsere Bretteln freien Lauf in die Tiefe zu lassen. Und als wir dann wirklich die 900 Höhenmeter nach zweistündigem Anstiege hinter uns hatten, als wir ganz oben standen am höchsten Punkte des Berges, da freuten wir uns ganz unbändig, daß wir dem Wettergott ein Schnippchen geschlagen hatten: Sonne leuchtete um uns, ein Meer weißer Nebel lag unter uns. So konnten wir auch noch an der Abfahrt unsere helle Freude haben; hemmungslos tollten wir durch den stäubenden Neuschnee hinab bis zur Nebelwand — Vorsicht dann im milchigen Weiß — und weiter flogen wir talab der warmen Hütte zu. Frohe, übermütige Stimmung brachten wir vom Birkkogel heim und hatten auch allen Grund dazu: Die Abfahrt war wirklich zügig gewesen, der Tag war uns trotz des schlechten Wetters nicht verlorengegangen. Und was wir noch vom Birkkogel heimbrachten? Die Hoffnung auf Schönwetter für morgen.

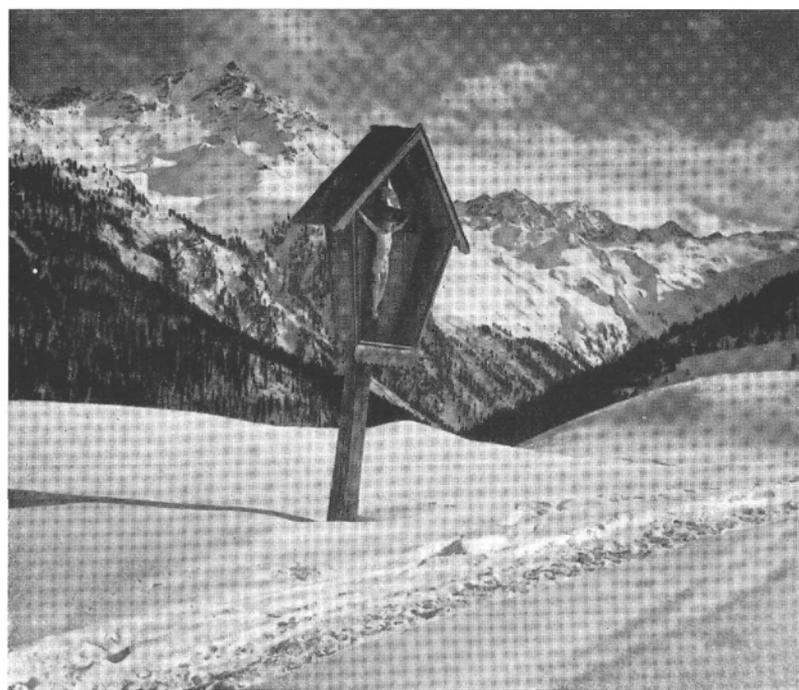
Wir hatten schon recht gesehen gestern nachmittag am Birkkogel: wolkenlos brach der neue Tag an. Wohin? Wie das prächtige Wetter vollends nützen? Von meinem ersten Rührtaler Aufenthalt her hatte ich den *S u l z k o g e l* in schönster Erinnerung. 3010 m ist er hoch, die Abfahrt genügt verwöhntesten Ansprüchen, Neuschnee gab es überdies, dazu 10° unter Null, die Freunde kannten den Berg noch nicht, hatten nur von ihm gehört: so gingen wir also auf den Sulzkogel. Das wurde wirklich ein selten schöner Tag. Schon der Anstieg ist ein ganz großes Erlebnis: In strahlender Sonne gehen wir am Jagdschloß Rührtal vorbei und von dort weiter ins Finstertal hinein; hier der tiefverschneite Bach, dort immergrüne Birken, schöne Mulden dann, die hinaufführen an den Rand der Talstufe. Eine weiße große brettelebene Fläche zwischen hochaufragenden Bergen, etwas weiter noch eine kleinere, das sind die Finstertaler Seen. Über beide müssen wir drüber, ob wir nun zur Finstertaler Scharte oder zum Sulzkogel wollen. Der Anstieg zur Scharte führt vom innersten Talgrund links aufwärts, der Verlauf des Weges ist deutlich gegeben. Wo aber geht es zum Sulzkogel? Das sieht man erst, wenn man im hintersten Winkel des Tales steht, dort öffnet sich nach rechts hin ein



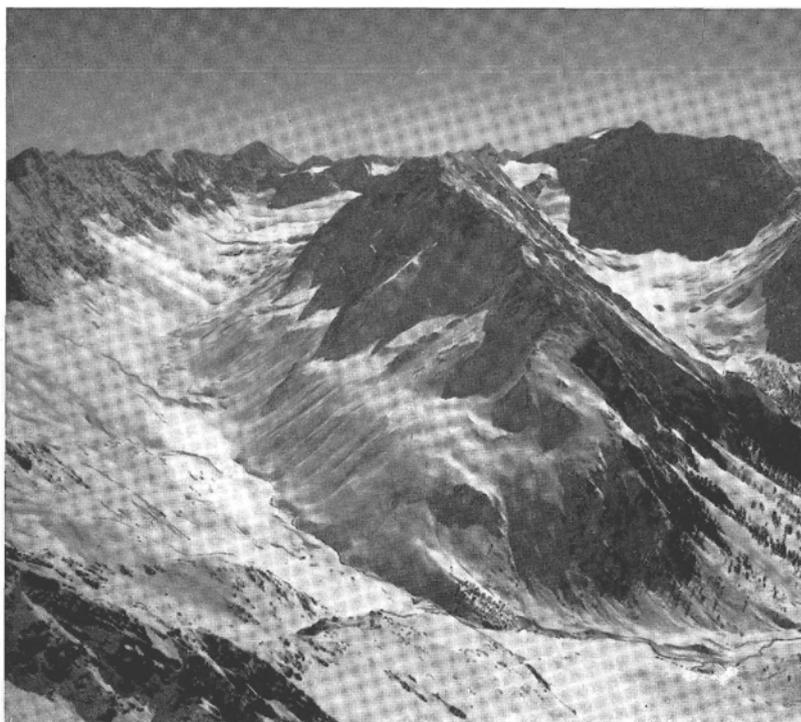
Die Sulzfoegel-Abfahrt vom Finstertaler Scharfenkopf gesehen



Beim Alpengasthof Lifens gegen Lifenser Fernerkogel



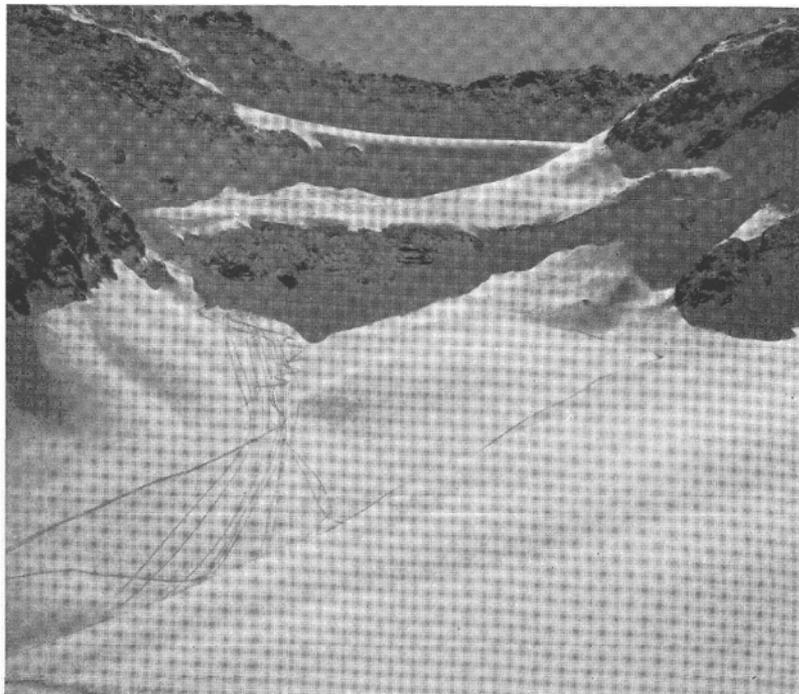
Bei Praßmar gegen Hohe Willerspitze



Tiefblick vom Gamskogel in das Zwieselstal.
Im Hintergrund rechts: Breiter Grieskogel



Kühtal: Aufstieg zu den Fimstertaler Seen



Abfahrt vom Sulzfoget



Aufstieg zum Wetterkreuz

großes Kar, das ganz überraschend den Weiterweg vermittelt. Später erleben wir nochmals eine solche Überraschung: da sperrt eine breite Felsmauer das Tal — um die man dann doch ganz gut links herumkommt, hinauf zum Gamskogelferner. Dort kann man dann während des Aufstieges an gar nichts anderes denken als immer nur an die Abfahrt, so schön ist der Gletscherboden. Ähnlich wird es wohl manchem auch noch weiter oben ergehen, wenn er sich dann im weiteren Verlaufe des Aufstieges über den Steilhang müht, der vom Gletscher zum Sulzkogel hinaufführt. Nur werden dort die Meinungen über die Freuden der bevorstehenden Abfahrt schon bis zu den schärfsten Gegensätzen auseinandergehen. Es ist schon einmal so: was dem einen zur Freude, ist dem anderen zum Leid. Ob nun so oder so, auf der Scharte, wo wir die Brettel zurücklassen, hat sicher jeder an dem großartigen Ausblick seine Freude, an dem gewaltigen Anblick der Ötaler, die vom Gurgler Ramm bis zum Raunergrat in ihrer ganzen Größe vor uns aufgerollt sind. Hier muß man verweilen, muß mit den vielen Bergen und Gletschern dort jenseits des Ötales Zwiesprache halten; sie haben uns viel zu erzählen von ganz großen Fahrten vergangener Jahre. Mit diesem großartigen Anblicke könnte man sich eigentlich zufrieden geben, könnte getroßt auf das letzte Stück des Weges zum Gipfel hinauf verzichten. Doch nein: in 15 Minuten sind wir spielend oben, Schnee und Blockwerk machen uns keine Schwierigkeiten. Man sieht von oben doch noch mehr, nicht nur h i n a u s in weite Fernen, auch ringsum h i n a b in die Tiefe. Und das gerade ist das Schöne, da sehen wir von oben hinein in die Geheimnisse der Rührtai Schiberge. Dort waren wir gestern, hier unten werden wir heute unsere Abfahrts Spuren ziehen, dort werden wir morgen sein, dort übermorgen — herrlich, was uns da noch alles bevorsteht. Wie verlockend doch die Hänge sind, die zum G a m s k o g e l hinaufführen; die Abfahrt dürfen wir uns nicht entgehen lassen, auf den Berg müssen wir noch heute hinauf. Es bedarf auch gar nicht vieler Mühe: rasch zu Fuß über Blockwerk wieder in die Scharte hinab, die Brettel an die Füße, Bogen an Bogen über den Steilhang hinab, ein kurzer Schuß — und wir sind am Gamskogelferner unten. Alle sind sie da, die Freunde, makellos die einen, sturzbewußt die anderen. O weh, da hat ja gar einer beide Schifstöcke gebrochen! Was der wohl getrieben hat? Ja, da könnte man Verschiedenes vermuten; doch warum gleich immer an das Schlimmste denken?

Bald kleben unsere Felle wieder auf den Laufflächen, lange Lehren ziehen wir durch den trockenen Pulverschnee aufwärts, dann werden die Lehren enger, der Hang steiler, wir sind bei den Felsen; wenige Schritte zu Fuß und auch der G a m s k o g e l, 2956 m, ist unser. Wie fein, daß wir noch hier heraufgegangen sind, der Blick in das Zwiefeltal hinab und hinüber zum Breiten Grieskogel kann sich sehen lassen. Eine Woche später wollen wir den Weg, der hier vor uns liegt, zum Westfalenhaus gehen; ob wir da auch so schönes Wetter haben werden? Heute könnte man hier endlos lang sitzen und in wohlthuender Sonnenwärme baden, könnte so richtig faulenzeln, könnte dem rastlosen Drängen und Eilen unserer modernen Zeit endlich einmal ganz entrückt sein — wenn man eben nicht Schifahrer wäre mit Leib und Seele. Wie soll man hier ruhigen Sinnes sitzen? So oft wir uns umsehen, schauen wir immer wieder auf die leuchtenden Hänge hinab, über die uns unsere Brettel in tausender Fahrt talwärts tragen sollen. Das loßt mit unwiderstehlicher Kraft, loßt uns so lange, bis wir der Versuchung unterliegen, bis wir die wenigen Schritte über die Felsen hinunter zu den Brettern machen, anschnalzen und — in jubelnder, fliegender Fahrt in der Tiefe verhaften.

Herrgott, war diese Fahrt vom Gamskogelferner zur Dortmunder Hütte schön! Darüber mehr erzählen? Nein, jedes schöne Wort wäre nichts gegen dieses Erlebnis.

Nach der Besteigung des Sulzkogels und Gamskogels, nach der tausenden Fahrt vom Gamskogelferner herab, hätte ich eigentlich für heute befriedigt sein können, doch — der schöne Tag mußte bis zur letzten Minute genüßt werden. Wie wäre es, wenn ich noch auf den W i e s e n b e r g und zu den P l e n d e r l e j e n hinaufliefe? Die Westhänge

dort oben haben am längsten Sonne; wenn ich mich sehr eile, muß ich es noch schaffen. Schnell nehme ich in der Hütte einen kleinen Imbiß zu mir — und schon stehe ich wieder draußen auf den Brettern. An Rühstai vorbei ziehe ich meine Spur gegen den Rühstaier Sattel hin und dann weiter über die prächtigen freien Hänge aufwärts meinem Ziele zu. Ich renne mit der untergehenden Sonne förmlich um die Wette und gewinne auch das Rennen; gerade noch sehe ich, mutterseelenallein beim vorderen Penderlesee stehend, wie der feurige Sonnenball hinter den Bergen versinkt. Dann sehe ich noch eine Weile dem langsamen Vergehen der grelleuchtenden Farben am Abendhimmel zu, bringe meine Bretter wieder in Ordnung und lasse mich hemmungslos über die hindernislosen weiten Hänge zur Hütte hinabtragen. Wahrhaftig, die Hänge sind schön: richtig geneigt, kein Baum, kein Maulwurfshügel, nur Menschen können uns hier im Wege stehen. Kein Wunder, daß hier den ganzen Tag über Hochbetrieb herrscht; die Hänge haben zwar einen recht üblen Beinamen, doch — das nimmt man gerne in Kauf, solche derbe Bezeichnungen kennt man von anderen stark bevölkerten Übungswiesen her.

Das Schönwetter, das wir nach diesem herrlichen Sonnentage für den nächsten Tag erwarteten, blieb aus. Früh war es am nächsten Morgen, ganz schütter fielen die Flocken aus dem Grau der Wolken. Ein Rasttag wäre zwar in den schönen gemüthlichen Räumen der Hütte ganz leicht zu ertragen gewesen, dazu war uns das Wetter aber doch zu wenig schlecht. Nach einigem Überlegen beschlossen wir, auf die *Niederreichscharte*, 2745 m, zu gehen. Daß wir an diesem Tage befriedigt heimkamen, das zu behaupten, wäre übertrieben. Nicht, daß etwa dem Wetter die Schuld beizumessen wäre! Auch bei schönem Wetter bringt uns diese Fahrt wenig Freude. Der lange, fast ebene Lauf durch das Längental und der hohe steile Lawinengang ganz hinten im Tal, um den wir nicht herumkommen, auf den wir hinauf müssen, kann durch die kurze schöne Fahrt über den Längentaler Ferner niemals aufgewogen werden. Nun habe ich die Niederreichscharte schon zum zweiten Male mit Schiern bestiegen, nun steht mein Entschluß unerrückbar fest: mit einem dritten Besuch werde ich sie nicht beehren.

Da lobe ich dagegen die Fahrt zum *Wetterkreuz*, 2572 m, der habe ich in meinem Schifahrerherz ein Sonderplätzchen eingeräumt. Wenn man auch vorerst von der Dortmunder Hütte bis zur Unteren Thalpe hinabfahren muß, was einen fast einstündigen Wiederanstieg als Abschluß der Tour bedingt, wenn es auch in den Rühstai Berg an andere längere Abfahrten gibt: die Fahrt zum Wetterkreuz bleibt, vom Wetterglück begünstigt, doch immer ein Erlebnis von besonderer Bedeutung. Die Abfahrt durch die prächtigen weiten Gipfelmulden hinab ins Wörgltal, der Blick vom Gipfelkreuz über das abgrundtiefe Ostal hinüber zur Wildspitze und ihren Trabanten, der großartige Anblick der hochaufragenden finsternen Steiflanken des Acherkogels und vor allem die zahlreichen knorrigen immergrünen Birken, zwischen denen hindurch wir unsere Spur ziehen, geben dieser Fahrt einen ganz eigenen Reiz. Wer hier nicht nur Schifahrer ist, wer mit offenen Augen durch die wundervolle Berglandschaft geht, wird eine Fülle herrlichster Eindrücke mit sich nehmen, wie kaum anderswo. Meinen Freunden hatte ich meine erste Fahrt zum Wetterkreuz, die manche Jahre zurückliegt, in den schönsten Farben geschildert. Und als wir diesmal hinaufstiegen, leuchtete wieder Sonne aus tiefblauem Himmel, lag wieder trodener glitzernder Pulverschnee bis hinauf zum Gipfelkreuz. So hatte der Berg gehalten, was ich meinen Freunden versprochen hatte — und hatte damit eine Schar neuer treuer Anhänger gewonnen.

Mit dem schönen Wetter hatten wir bei unserer Fahrt zum Wetterkreuz gerade noch Glück gehabt. Als wir vom Gipfel zu den Ostalern hinüberschauten, da sahen wir schon die Vorboten einer Wetterverschlechterung aus dem Westen heranrücken. Und als wir am Nachmittag wieder daheim in der behaglichen Hütte waren, zogen graue Nebel um die Berge. Langsam begann es zu schneien, dann immer dichter, bis es abends ganz darnach aussah, als ob des flaumigen Neuschnees zu viel werden sollte. Das hätte uns

aber gar nicht gepaßt, denn zu starker Schneefall konnte unsere Pläne für einige Tage ganz und gar zunichte machen. Gleich für den nächsten Tag hatten wir eine Fahrt vor, bei der wir zu viel Neuschnee nicht brauchen konnten. Wir wollten den *Zwieselbacher Rofkogel*, 3030 m, besteigen; über ihn hatten wir schon viel Lob gehört.

Zeitig morgens lugen wir am nächsten Tag zum Fenster hinaus: Neuschnee gibt es wohl, doch nur gerade so viel, daß wir heute mit besten Verhältnissen rechnen können. Kalt ist es überdies, auch die Wolken zerteilen sich da und dort: so können wir schon auf gutes Wetter hoffen. Der Weg ist weit, für lange Überlegungen haben wir keine Zeit; also legen wir rasch entschlossen los. Von der grimmigen Kälte getrieben, laufen wir am Jagdschloß vorbei, hinauf zum Rühstai Sattel; ein Stück dort eben, dann tollten wir 400 Höhenmeter in sausender Fahrt durch das Sellraintal hinab nach Haggen. Hei, wie der flaumige Neuschnee hinter uns herstäubt! Ganz unmöglich, in den Schneestaubwolken knapp hintereinander zu fahren! Beim Alpengasthof Haggen, wo andere eben erst aufstehen, während wir schon eine prächtige Abfahrt hinter uns haben, verlassen wir das Sellraintal; hier überschreiten wir auf einer kleinen Brücke den Bach und biegen in das Kraspeetal ab. Stetig steigend ziehen wir in dem tiefeingekerbten Tale durch unberührten Pulverschnee unsere Spur aufwärts. Einmal sperrt ein enger steiler Schlund das Tal, ein anderes Mal verriegelt uns eine mächtige Felsmauer, die quer im Tale steht, scheinbar den Weiterweg. Beide Male fürchten wir, nicht durchzukommen, aber immer wieder löst sich das Rätsel, beide Male kommen wir anstandslos über das Hindernis hinweg. Man muß nur entlang der Felsmauer weit genug nach links aufwärts gehen, da öffnet sich dann ganz überraschend ein enges steiles Tälchen, einige kurze Kehren durch dieses hinauf — und wir sind oben am Kraspeferner. So geht alles gut, nur das Wetter macht uns Sorge: weiße Nebel wallen um die Berge, grimmig kalt faucht uns der Wind ins Gesicht. Unangenehm ist das gerade nicht, aber umkehren? Nein, wir haben ja unsere Eskimo-Anzüge, in denen können wir schon einiges an Kälte und Wind ertragen. Also weiter aufwärts, das Wetter wird schon besser werden. Und es wird wirklich besser, je höher wir kommen. Die Wolken zerreißen immer mehr, reich dringt die Sonne durch das graue Gewoge, der Wind wird schwächer, während wir unsere Spur über die herrlichen Gletscherböden immer höher ziehen. So gehen wir aufwärts — und denken immer nur an die Abfahrt. Das tun wir Schifahrer immer, wenn wir auf einen schönen Schiberg gehen.

Um 1 Uhr mittags stehen wir auf dem Gipfelgrat. Die Schier bleiben zurück, einige Schritte gehen wir noch über verschneite Felsen aufwärts, dann sind wir oben, am höheren und schneidigeren der beiden Gipfel, am *Südl. Zwieselbacher Rofkogel*, 3030 m über dem Meere. Auf dem engbegrenzten Gipfel stehen wir beisammen, schauen hinab ins abgrundtiefe Zwieselthal, hinüber zum Breiten Grieskogel, der da knapp vor uns, wie eine mächtige Burg im Spiel der wogenden Wolken steht. Zwei Tage noch, dann wollen wir von dort drüben Gipfelschau halten.

Ganz windstill ist es jetzt auf unserem lustigen Gipfel, trotzdem dringt uns die Kälte durch Mark und Bein. So müssen wir, kaum daß wir den Gipfel betreten haben, schon wieder an den Abschied denken — was uns ja nicht schwer fällt, wenn eine solche Abfahrt vor uns liegt. Wenige Schritte über den Grat zurück, wir sind bei unseren Brettern, schnallen an und — können, als wir am Abend wieder in der Dortmunder Hütte sind, allen, die daheimgeblieben sind und nun mit Fragen auf uns einstürmen, erzählen, daß dem Zwieselbacher Rofkogel unter allen Rühstai Schibergen die Krone gebührt. 1400 Höhenmeter Abfahrt vom Gipfel bis Haggen, ohne Gegensteigung, ohne Ebenlauf: da nimmt man auch den abendlichen Aufstieg von Haggen zurück zum Rühstai Sattel ganz gerne in Kauf. Schließlich war die feine Abfahrt am Morgen mit 400 m Höhenunterschied doch eine ganz nette Zugabe und Einleitung.

Nach allen diesen schönen Fahrten blieb uns noch ein Tag der Urlaubswoche, die wir

für die Dortmunder Hütte vorgesehen hatten, übrig. Das paßte uns gut, denn ein Ziel lockte uns noch ganz besonders: die Finstertaler Scharte, 2768 m. Wir mußten zwar auf unserem Weiterwege nach Pragmar nochmals über diese Scharte, doch die Abfahrt von der Scharte zurück nach Rührtai ist so großartig, daß wir den Tag hätten kaum besser nützen können. Zwei Gipfel konnten wir überdies noch „mitnehmen“: Die Krassespitze südlich umfahrend, bis hoch hinauf mit Schiern vordringen konnten und den Finstertaler Scharfenkopf, 2873 m, zu dem wir von der Scharte zu Fuß hinaufstiegen. Wenn wir auch die wundervolle Abfahrt dieses Tages durch das Finstertal hinab nach Rührtai nicht so schnell vergessen werden, das große Erlebnis dieses Tages war doch der Blick vom Scharfenkopf zur Sulzkogel-Abfahrt. Bedängstigend steil sieht sie, von hier gesehen, aus, wahnwitzig, wer über diese Hänge abfahren will! Dem Anfänger schlottern die Knie, wenn er sich mit seinen Brettern dorthin versetzt denkt, der Fachmann aber muß ein kundiges Lächeln verbergen — ob der gut gelungenen Täuschung.

Abschied von Rührtai! Der Weg hinüber zur Gubener Hütte wäre als Tagesleistung zu bescheiden, wir müssen noch etwas anderes finden, um den Tag voll und ganz auszunützen. Im Mittertal waren wir noch nicht, da wollen wir hin. Zeitig früh laufen wir davon, bis hinauf zum Seefkopf. Schade, daß unsere Zeit so knapp bemessen ist, hier sollte man Muße haben, um sich an all der landschaftlichen Pracht, an den herrlichen alten Zirbenbeständen und an den prächtigen Felsgestalten der Mittertaler Türme sattsehen zu können. Am frühen Vormittag sind wir schon wieder in der Hütte und trennen uns nun endgültig von dem uns so lieb gewordenen Heim. Für einige der Kameraden ist der Urlaub zu Ende, nur drei sind wir, die noch Zeit haben. Gegen Mittag verlassen wir die Dortmunder Hütte, gehen schwer beladen mit unseren Rucksäcken wieder zur Finstertaler Scharte hinauf und sind nach einer feinen Abfahrt am Nachmittag unten bei der Gubener Hütte, 2053 m, im Zwiefeltal. Im sattesten Blau leuchtet hier der Himmel; Föhnstimmung ist es, die allein imstande ist, solche Farbenpracht hervorzuzaubern. Wie lange wird das Wetter halten, werden wir morgen noch den weiten Weg über den Breiten Grieskogel bis zum Westfalenhaus bezwingen?

Schönwetter gibt es auch am nächsten Morgen, doch — ein Blick auf das Barometer läßt uns nichts Gutes ahnen. Trotzdem ziehen wir los, durch das Zwiefeltal aufwärts, zum Zwiefelbachjoch, 2871 m. Kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, springt plötzlich der Wind auf, wird binnen wenigen Minuten zum Sturm, der uns mit voller Wucht entgegenfährt. Umkehren? Rein, weiter den talwärts rasenden Schneefaubwolken entgegen. — Oben am Zwiefelbachjoch wirft uns der Sturm fast zu Boden, hier wütet er am ärgsten. Gerade vor uns steht der Breiten Grieskogel, 3294 m, mehr als 400 m Höhe sind es noch bis dort hinauf. Der ganze Berg ist in Bewegung, gleich wallenden Schleiern jagt der heulende Sturm den Schnee die Hänge entlang. Trotzdem wollen wir es versuchen. Es geht sogar ganz leicht, gleich Papierschnitzeln treibt uns der Sturm über die Steilhänge hinauf bis zum Gipfel-Steinmann.

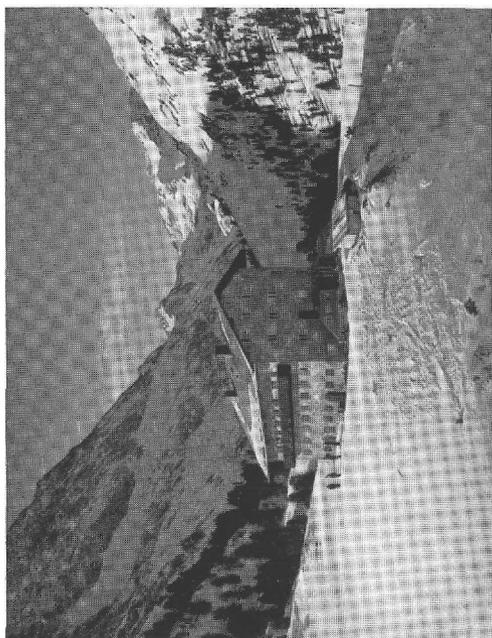
Dann aber die Rückfahrt, gegen den tobenden Sturm, gegen die stehenden Eispnadeln, die uns mit rasender Wucht ins Gesicht fliegen, zwischen dem Eisbruch zur Linken und gähnenden Felsabstürzen zur Rechten — kaum noch erträglich. Erst unterhalb des Zwiefelbachjoches, gegen die Winnebachseehütte zu, wird der Sturm schwächer, dafür wird der Schneefall um so stärker. Wir fahren erst gar nicht bis zur Hütte hinab, schon weit oberhalb, bei der Rote 2720 biegen wir scharf nach Osten ab und queren gegen das Winnebachjoch, 2808 m, hin. Nun haben wir wieder den Sturm im Rücken, fast mühelos lassen wir uns zum Joch hinauftreiben. Jenseits geht es zuerst steil hinab ins Längentalkar, dann wird es flacher. Wenn wir nur das Westfalenhaus, 2350 m, rasch finden; das ist unsere einzige Sorge. Jetzt — dort liegt die Hütte, gerade unter uns. Durch eine steile Rinne noch hinunter, wir stehen — es ist gegen 4 Uhr nach-



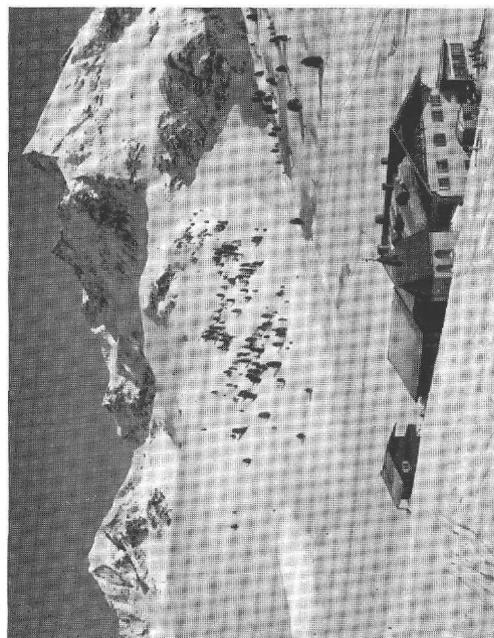
Weißfaltenhaus gegen Längentaler Gernot



Gubener Hütte



Dortmunder Hütte gegen Längental



Jagdschloß Kühfai gegen Wiefenberg und Neunerfogel



Aufstieg zum Zwieselbacher Kopfogel (gegen Kraspespitze)

mittags — vor der versperrten Türe des Westfalenhauses. Welches erlösende Gefühl, als wir aufsperrten, eintreten — und wissen, daß wir geborgen sind. Rasch machen wir uns an die Arbeit, Brennholz wird zugerichtet und bald prasselt ein lustiges Feuer im Küchenherd. Langsam wird es in der durchstrotzten Hütte wärmer, endlich gibt es auch Suppe und heißen Tee. Herrlich, wie das heiße Getränk mundet! Und wie wir uns über unseren Proviant stürzen! Wir haben ja seit dem frühen Morgen keinen Bissen gegessen; der Kampf mit den Wettergewalten ließ keine Zeit dazu. Auch die Ruhe tut jetzt wohl: wie um einen Tisch, so sitzen wir um den warmen Herd herum bis zum Abend.

Unsere Hoffnung auf Besserung des Wetters wurde arg betrogen; am nächsten Morgen sah man kaum einige Meter weit durch das Grau der Nebel. Da fuhren wir ohne viel Überlegen hinunter ins Eisenser Tal, nach P r a g m a r, 1693 m. Dort ist man bei der Wirtin gut aufgehoben. Wenn wir schon Schlechtwettertage über uns ergehen lassen mußten, dann wenigstens bei entsprechendem ausgiebigen Fleischtöpfen.

Einen schönen Schiberg kenne ich bei Pragmar von früheren Fahrten her, den über 3000 m hohen Z i s c h g e l e s. Den bestiegen wir gleich am nächsten sonnenlosen Tage. Wir waren zu früh losgezogen; nachmittags hätten wir an der wundervollen Abfahrt mehr Freude gehabt, da wurde es schöner, da leuchtete Sonne über dem Tale von Eisens.

Als wir am Gipfel des Zischgeles standen, stand uns gegenüber gleich einer eintönig grauen Kulisse der G l e i r s c h e r F e r n e r k o g e l, 3192 m. Über den Gletscher führen eben Schifahrer ab; das sah aus, als ob pechschwarze Dohlen tief unter uns durch den Luftraum segelten. Das ist auch einer der ganz schönen Schiberge, dieser Gleirscher Fernerkogel. Heute noch freue ich mich der herrlichen Abfahrt, die schon manche Jahre zurückliegt. Damals war die Fahrt noch umständlicher als heute, da gab es noch keine N e u e P f o r z h e i m e r H ü t t e, die nunmehr den Anstieg bedeutend erleichtert.

Eine besonders weite Fahrt, den L ä n g e n t a l e r W e i ß e n k o g e l, 3208 m, wollen wir noch von Pragmar aus machen. Da wir auf Schönwetter hoffen können, setzen wir ihn gleich für den nächsten Tag aufs Programm.

Um 6 Uhr morgens brechen wir auf, bei wolkenlosem Himmel und grimmiger Kälte. Durch stäubenden Neuschnee jagen wir hinunter auf den Talboden, dann treibt uns die eisige Kälte im schärfsten Tempo durch das fast ebene Eisenser Tal einwärts. Es gibt nur wenige Täler in den Alpen, die mit dem Eisenser Tal an Schönheit wettkämpfen können. Einer Mauer gleich sperren eisstarrende hochaufragende Wände den innersten Talwinkel, hoch hinauf in den Äther ragt das Wahrzeichen des Tales, der Eisenser Fernerkogel. Während wir dem Taltschluffe näher und näher kommen, ziehen ganz plötzlich Wolken auf, von da und dort, von allen Seiten. Ohne Unterlaß ziehen wir entlang der Steilwände des Eisenser Fernerkogels weiter aufwärts ins Fernautal, unbekümmert um die Wolken, die oft dicht um die Berge wallen. Es kann doch nicht so bleiben, es muß besser werden! Sollen wir im Westfalenhaus auf Besserung des Wetters warten? Seit gestern ist das Haus bewirtschaftet, da könnten wir es uns in der warmen Küche gemütlich machen. Doch nein, nur weiter über den Längentaler Ferner aufwärts. Und diesmal haben wir Glück: nach fünfständigem Marsche stehen wir auf dem Gipfel, drüben im Westen, über den Öhtalern, leuchtet blauer Himmel. Wenige Minuten noch, dann liegt auch unser Gipfel im Sonnenschein. Zwei volle Stunden lang sitzen wir dann ganz oben am höchsten Auslug unseres Berges in der warmen Märzsonne, 3200 m über dem Meere. Unfassbar schön ist es hier oben, ein Meer von weißleuchtenden Bergen liegt um uns, Föhnfische ziehen langsam durch den tiefblauen Äther. Erinnerungen an wundervolle Schifahrten ziehen mir durch den Sinn, an herrliche Sonnentage, die mir diese schönen Berge, die Öhtaler dort im Westen, die Stubaiher hier im Süden, schon geschenkt haben. Immer wieder kommt mir anderes in den Sinn: stolze Gipfel, die ich mit anderen Freunden bezwungen, stäubende Abfahrten, manche ernste Stunde, traute Hütten, in denen ich bei lieben Menschen gaffliche Aufnahme fand. —

Nach einer prächtigen Abfahrt ſitzen wir vor dem Weſſalenhaus in der Sonne. Heute müſſen wir uns nicht mehr ſelbſt mühen, heute wird uns der erfrifchende Trunk, nach dem unſere Kehle lechzt, vor der Hütte kredenzt. Zwei Stunden lang leiſten wir der Hüttenwirtin in ihrer Einſamkeit Geſellſchaft, dann jagen wir wieder talwärts, hinunter auf den Talboden von Liſens.

Zu ſchön iſt es hier unten, um raſtlos weiter talauswärts zu laufen. Oft müſſen wir ſtehen bleiben und zurüſchauen; wir können uns an dem groſartigen Anblide des Liſenſer Fernerkogels, der, von Wolken umbrandet, hinter uns aufragt, nicht ſattſehen. Am Alpengaſthof Liſens vorbei, dann im flotten Langlauf weiter durch das flache Tal hinaus, bis dorthin, wo der Weg zu den Häuſern von Pragmar hinaufführt. Ungefähr 15 Minuten trugen wir die Bretteln bergan, auf ausgefahrenem Wege.

Goldener Schein der tiefftehenden Nachmittagsſonne liegt über den weißen Bergen des Liſenſer Tales, vereinzelt Nebelſehen wallen um die leuchtenden Grate: ſo ſchön iſt es bei unſerer Heimkehr vom Längentaler Weiſſenkogel. Kaum eine Stunde ſpäter iſt alles ringsum grau, in dichter Menge wirbeln die Floden zur Erde. Nun freuen wir uns erſt recht, daß uns die heutige weite Fahrt ſo ſchön gelungen iſt.

Die ganze Nacht ſchneit es weiter und den ganzen nächſten Tag; erſt am übernächſten Morgen iſt es wieder beſſer. Da nehmen wir von Pragmar Abſchied. Durch tiefen Neuſchnee ſpuren wir vom Talboden des Liſenſer Tales ſteil bergan zum *S e m e n*, 2797 m, und ſteigen über den Kamm weiter aufwärts zum *R o t e n K o g e l*, 2836 m. Hier oben iſt es heute nicht gemüthlich; heftiger Wind, dazu der lockere Neuſchnee, mit dem der Wind zu unſerem Mißvergnügen ſein Spiel treibt, jagen uns raſch wieder vom Gipfel. Schade um die ſchöne Abfahrt; in dem tiefen Neuſchnee laufen uns die Schier auf den ſanftgeneigten Böden der Schafalpe viel zu langſam. Erſt weiter unten, am Nordende des Kaſtengrates wird es ſteiler, ob wir nun zur *P o t s d a m e r H ü t t e* oder zur *Almindalm* wollen. Wir wählen den letzteren Weg. Kaum zu glauben, daß wir ſchon Mitte März ſchreiben. Durch ſtäubenden Neuſchnee geht es in ſauſender Fahrt durch das Tal des *Almindbaches* hinunter zur *Almindalm* und weiter durch die ſteile *Walſchneise* zur *Schihütte* im *Fotſchertal*. Etliche Jahre früher mußten wir von hier im Hochwinter die Schier wegen Schneemangel talwärts tragen; heute fahren wir im Neuſchnee in herrlicher zügiger Fahrt bis hinaus nach *R o t e n b r u n n i m S e l l e r a i n t a l*, 909 m. Daß hier gerade ein leeres Mietauto ſteht, das uns um billiges Geld unmittelbar nach Innsbruck bringt, nehmen wir ohne viel Überlegen als angenehme Fügung des Schickſals hin. In der *Maria-Thereſien-ſtraße* laſſen wir uns abſehen; das ſieht gut aus — wer merkt uns ſchon an, daß es eine Gelegenheitsfahrt war?

Eine Stunde ſpäter liegt ganz Innsbruck unter einer Staubwolke, Schneefahnen hängen an den Bergen, wütender Föhnſturm, längſt erwartet, iſt losgebrochen. Jetzt kann er uns nichts mehr anhaben, wir ſind geborgen, unſere Urlaubsfahrt iſt zu Ende.



Das Ahrntal, Land und Leute

Von Paul Eschurtschenthaler, Brunen

Wo ist das Ahrntal? Ältere Semester unter den Alpenfreunden werden lächeln, denn in den Vorkriegszeiten strömten jährlich Tausende und Abertausende durch dieses eigenartige Hochtal, das sich zwischen die Zillertaler Kette und die Hohen Tauern einschleibt und einige der meist begangenen Übergänge hat. Man denke nur an den Übergang von der Berliner Hütte zur Leipziger Hütte über den zahmen Schwarzensteingletscher, an das Hörnlejoch und an den uralten Weg über die Birnlücke zwischen Pinzgau und Pustertal.

Ja, es war viel begangen, viel besucht und blieb doch eines der unbekanntesten und daher vielleicht auch unberührtesten Täler der Alpen.

So ist es auch heute geblieben, und ist heute eines der einsamsten, verlassensten Täler, — ein Grenzthal im engsten Sinne des Wortes. In die heutigen Reichsgrenzen schneidet gerade dieses Tal tief gegen Norden ein, indem die Grenze über die Kammkette der Zillertaler bis zu deren Zusammentreffen mit den Hohen Tauern verläuft, worauf diese wieder die Grenzlinie im scharfen Zuge nach Süden übernehmen, die erst in der Rieserfernergruppe wieder ostwärts abbiegt.

Diese Grenzziehung hat für die wirtschaftliche Lage des ganzen Tales eine einschneidende Wirkung gehabt, da sie nicht nur den einst überaus starken Fremdenstrom für Jahre beinahe absperrt und auch für die Gegenwart noch völlig droffelt, sondern auch die uralten und sehr wichtigen Verbindungen mit dem stammbewandten Zillertale und Pinzgau völlig aufhob. Wie lebenswichtig diese aber für das Tal sind, zeigt schon der einzige Umstand, daß die Ahrntaler mit ihrem Alpenbesitze überall über die Grenzen hinausgreifen und solche in großer Anzahl sowohl im Zillertale als auch im Pinzgau und im östereichlichen Deffereggem besitzen, wo sie sicher jährlich einige hundert Kinder und große Schafherden aufzuzüchten können.

Das Ahrntal ist ein nördliches Seitental des Pustertales, erstreckt sich in einer Länge von 20 km von den Tauernübergängen im Norden bis zur Talsperre von Taufers, die von der mächtigen Burg der Herren von Taufers, der einstigen Herren des ganzen Gebietes, beherrscht wird. Gegen Norden wird es von der Zillertaler Kette begleitet und scheidet diese von den Hohen Tauern und der darauffolgenden Rieserfernergruppe im Osten. Es umfaßt sohin die Pfarrdörfer Luttach mit Weissenbach, St. Johann, St. Jakob, St. Peter und Prettau. Wir müssen aber dem Menschen-schlage nach wohl auch Achornach, das über dem Tauferer Tale liegt und das wildschöne Raintal dazunehmen.

Die Landschaft dieses Tales kann man mit einigen kennzeichnenden Worten als streng, ernst, aber auch als großartig bezeichnen. Einen so schönen Blick, wie etwa vom Dorfe Luttach gegen die gletscherübergossene Keilbachspitze, wird die Alpenwelt kaum oft bieten, besonders wenn diese Eismwelt im herbstlichen Abendgolde niederstrahlt wie ein festgeschmückter Hochaltar, der in die Unendlichkeit hineingebaut scheint. Fast noch großartiger und in seinem reinen alpenhaften Charakter noch eindrucksvoller ist der Anblick des Hochgall, der Dominante in der Rieserfernergruppe, vom Hochgebirgsdörflein Rain aus. Ganz einzig und bezaubernd kann ein solches Bild wirken, wenn eine sommerwarme Mondnacht ihr sanftes Licht über diese weißen Berge wirft und alle Märchenschätze darüber ausschüttet. Oder ein dunkles Wettergrauen, wenn fahle Blitze im nachtschwarzen Gewölke aufklammen und an den Gletscherhängen verzischen.



Aus St. Johann in Ahren

Andererseits wird als einer der schönsten Teile des Tales gerade der Talabschluß bei Kasern und Hl. Geist geschildert. Freundliches Alpengrün steigt hier bis in die Taltiefe herab, während andererseits die schöne Dreiherrnspitze und der Rotbach ferner in gewaltiger Weise das Landschaftsbild beherrscht.

Aber auch Freundlichkeit und Anmut kann den Wanderer hier auf das freudigste überraschen. Wie gerne erinnere ich mich eines gelegentlichen Besuches auf der Bärntaleralpe ganz im Hintergrund des Tales. Wohl jahraus und jahrein kommt hier kein Tourist des Weges, mich aber führte meine Amtstätigkeit als Leiter der Grundbuchsanlegung an einem Maitage hinaus. Es war noch etwas früh, die Alpenwiesen noch kaum ergrünt und doch: welche Blumenpracht bezauberte die Augen. Die weiten Flächen waren ein einziges Blumenbeet von weißen und lilafarbenen Frühlingszeitlosen, es war, als wäre man mitten in ein Bergfrühlingsfest hineingeraten, um so mehr, als sich auch überall Eisglöckchengruppen in ihrer ganzen Glaszartheit hineinmischten. Dieser Frühlingszauber und die Stille dazu sowie das Alleinsein in dieser Bergwelt bot einen unvergänglichen Genuß.

Überhaupt wirkt der Frühling über die Alpenweiden und Höhen hin oft großartige Bilder, freilich meist und in feinsten Schönheit zu einer Zeit, da der Reiseverkehr noch kaum eingesetzt hat. Wie schön kann da eine Wanderung gerade über die Alpenböden im Talschlusse bei Hl. Geist sein, wenn die Arnikafterne überall aufleuchten, die Bergglocken in ihrem fatten Blau die kleinen Sturzbäche säumen und überallhin diese zierlichen Blumenpflaster von Bergfilenen, Zwergazaleen oder zierlicher Gensentresse aufblühen.

Auch das Weissenbachtal mit seinem einzigen Dörfchen Weissenbach bietet in den Sommertagen ein Idyll an wiesengrüner Bergeinsamkeit mitten in der großartigsten Umrahmung der Zillertaler Ferner.

Soll man Einzelheiten anführen? Soll man geographisch werden? Ich glaube, dazu haben diese Zeilen keinen Beruf, dazu sind sie zu frisch von der Leber weg geschrieben, dazu haben sie aber auch viel zu nahe den Atem der Berge und ihrer Gletscher.

Wollen wir uns diese kleine Welt vielleicht doch noch von einem einzigartigen Aussichtspunkt, dem Speißboden, betrachten.

Weit und groß entwickelt sich hier die Zillertaler Kette, die in unmittelbarster Nähe und in ununterbrochener Folge die prächtigen, eisgepanzerten Felsköpfe vom

Hochfeiler über Möße, Thurnerkamp, Schwarzenstein, Löffler, Keilbachspitze an einem Sommertage in blendender Pracht vor uns entwickelt und in den schroffen Faden der Hollenzenspitze endet. Auch die schöne Form der Dreiherrnspitze zeigt ihre funkelnde weiße Schulter; weiterhin auch die schnee-erstarrte Welt des Großenedigers und Großlockners. An sie reiht sich die markige Eispyramide des Hochgall mit den gewaltigen Gletscherstützen gegen Bachern und die freie schneeblanke Kuppe des Schneebigen Nockes.

In diese gewaltige Bergumschau senkt sich in allen Sommerfrieden und in allen Sommerfegen, einen einzigen langen Talgraben bildend, unser Uhrntal. Da winken ein Dutzend kleiner Kirchen längs der Straße, und eine Anzahl kleiner Berghöfe an allen Berglehnen hin. Fast bis zum Waldrande klimmen diese Berghöfe empor und halten mit der ganzen Fähigkeit dieser Bergmenschen auf dem kleinsten Stücklein Scholle, die sie dem harten Heimatboden abgerungen haben, stand.

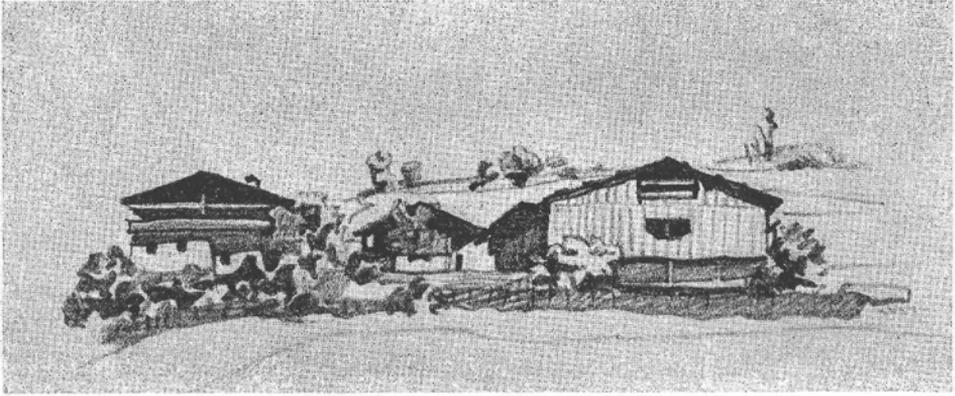
Das ist die Heimat eines tüchtigen, arbeitsamen und eines bei allem Wechsel der Seiten und Verhältnisse ungebrochen geliebten Menschenchlages.

Geschichtliches

Die alten Forscher erklärten den Namen Uhrntal aus vallis aurina, Goldtal, was jedoch nur als oberflächliche Wortspielerei gedeutet werden kann. Das Uhrntal hat seinen Namen von dem Uhrfluß, welcher das Tal durchströmt und bei Stegen-Bruned von der Rienz aufgenommen wird. Sprachkundlich ist das Wort Uhr nicht geklärt, geht aber wie das Wort Pirra für Rienz auf ein vorgeschichtliches Volk zurück, das nach dem heutigen Forschungsergebnis dem illyrischen Stammvolke angehört hat. Schließlich dürften auch Tauern und der Flußname Pirra, der anscheinend auch im Worte Pirnlüde stecken geblieben ist, dem gleichen Volke angehören. Wir haben sonst sehr wenig Spuren aus dieser Zeit, woraus wir schließen müssen, daß dieses rauhe, hochgelegene und den Wildbächen so ausgesetzte Tal damals wohl nur ganz spärlich und nur an den besten Plätzen bewohnt war. Sicher kannte aber dieses vorgeschichtliche Volk, das auch das Pustertal bewohnte, den Übergang über den Krimmler Tauern. Der Bruneder Stadtchronist Linkhauser weiß von einer regelrechten Steinstraße zu erzählen, die vom Krimmler Tauern abwärts gegen Pinzgau führte und schon durch seine ausgewaschenen und ausgetretenen Steinplatten sein hohes Alter bewies. Diesen Übergang benützen hauptsächlich die Salzleute, die von Hallein Salz über das Joch säumten, aber es scheinen auch Bergleute hier schon tätig gewesen zu sein, und das Prettaufer Kupferbergwerk gilt als einziges Bergwerk in unserem Lande, das in die Bronzezeit zurückweist. Man schätzt das Alter dieses Bergwerkes gleich hoch an wie jenes in der Kellsalpe bei Rißbühel, mit dem eine Verbindung über die Krimmler Tauern leicht herzustellen war.

Von der römischen Zeit ist im Tale keine Erinnerung geblieben, es dürften sich die Verhältnisse im Tale auch wenig geändert haben und als um die Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. der Stamm der Bajuwaren hier eindrang und die Talschaft besetzte, dürften diese auf eine ganz geringe Anzahl von Ansiedlern und Bergleuten gestossen sein. Die Bajuwaren, die unser Tal besetzten, sind ohne Zweifel über die Krimmler Tauern, vielleicht über die Zillertaler Übergänge gekommen. Denn Körperbau, Sprache, selbst Hausbau der Uhrntaler, auch der überaus rege Verkehr zwischen diesen Tälern weisen auf diese Tatsache hin.

Bei der Gaueinteilung des Landes im frühen Mittelalter fiel unser Tal der Grafschaft Pustertal zu, bei der es blieb, bis wir dieses ganze Gebiet und außerdem noch das ganze Talboden von Taufers in den Händen der Herren von Taufers finden. Der Ursprung dieses reichsunmittelbaren Dynastengeschlechtes, dessen erster Vertreter, Hugo, im Jahre 1140 auftaucht, ist völlig ungeklärt. Jedenfalls war es, wie schon ihre



Aus St. Johann in Ahren

großartige Burg, das Schloß Taufers, beweist, eines der mächtigsten Geschlechter im Lande, verwandt und verschwägert selbst mit den Landesfürsten. Es gab dem Bischofsstuhl in Brigen in Heinrich von Taufers einen tüchtigen Bischof und ein späterer Hugo (V.) wird uns als einer der angesehensten Kriegshelden seiner Zeit geschildert. Mit Ulrich (IV.) starb das Geschlecht, nachdem es an Macht und Bedeutung viel eingebüßt hatte, im Jahre 1337 aus. Im großen und ganzen hat dieses mächtige Geschlecht kaum mehr als große Schatten und einige Namen in der Geschichte des Landes hinterlassen. Erben der Tauferer waren die Grafen von Görz, die damals das ganze Pustertal und einen Teil von Oberkärnten, als Herrschaftsgebiet innehatten. Mit dem Aussterben auch dieses Grafengeschlechtes mit Graf Leonhard im Jahre 1500 fiel die Tauferer Herrschaft mit dem ganzen Herrschaftsgebiet der Görzer als reife Frucht dem Hause Habsburg zu.

Kaiser Maximilian war mit großem Gefolge im November 1500 persönlich zur Erbhuldigung nach Bruneck gekommen, wo er auch ein Goldenes Fließ und eine Krone als Angebinde der dortigen Neufirche (heutige Klosterkirche) schenkte. Aber wie merkwürdig klingt es, daß der Bischof von Brigen diesem Kaiser eines mächtigen Reiches bare 31 Gulden vorstrecken mußte, um die Kaiserin, die in Sterzing mittellos stecken geblieben war, auslösen zu können. Auch die Herrschaft Taufers, wie alle übrigen neugewonnenen Herrschaften, mußte Kaiser Max in seiner Geldnot bald wieder verpfänden, und so kam Taufers als Pfandherrschaft im Jahre 1501 um 24 000 Gulden an den Hallerbürger Hans Fueger von Melans.

Noch eines Ereignisses, das das Ahrntal betrifft, das aber schon eineinhalb Jahrhunderte früher einen Habsburger in das Land geführt hat, sei hier Erwähnung getan.

Anfangs des Jahres 1363 lag Meinhard III., der letzte Graf von Tirol, in Meran auf dem Sterbebett. Davon hörte Herzog Rudolf der Stifter und machte sich bei strengster Kälte gleich von Wien auf, um über den Krimmler Tauern nach Tirol zu kommen. Bauernleute aus Taufers-Ahrntal waren seine Führer und in seiner Begleitung befand sich auch der damalige Burggraf von Taufers, Peter von Arnberg. Diese rasche mutige Tat, die den Herzog alle Winterschreden des Gebirges kennen lernen ließ, war von bestem Erfolge begleitet und sichert seinem Hause die Meinhardische Herrschaft von Tirol. An diesen Übergang soll heute noch eine Quelle auf der Ahrntaler Seite der Tauern erinnern, an der sich der Herzog gelabt haben soll und die der „Herzogbrunnen“ heißt.

Die Bauernkriege, die nicht lange nach Kaiser Maximilians Hinscheiden, im Jahre

1520 allenthalben ausgebrochen waren, brachten auch im Ahrntal viel Unruhe und Verwirrung. Johann Linthausen, der Stadtchronist von Bruneck, schreibt darüber:

„Auch die Bewohner des Thales Ahrn zeigten sich schon zum Anfange dieses Aufruhrs sehr thätig. Bartlmä Dureder von St. Peter begieng schon 1523 viel öffentlichen Frevel und Rumor. Er wurde deswegen eingefangen und sollte nach Bruneck geführt werden, allein bey dem Wege nach Stegen entsprang er und konnte nicht mehr eingeholt werden. Hierauf ließ er einen Absagebrief auf Mord und Brand (gegen die Stadt) anschlagen, drohte Bruneck anzuschüren und zog dann wieder nach Ahrn. Hier nahm er 26 Knechte auf, worunter 12 Büchsenhülsen waren; auch Peter Pafler (ein anderer, viel genannter Bauernanführer) vereinigte sich mit ihm. Man zog hierauf mit gewehrter Hand diesen Rebellen nach, und als man zusammenschöß, wurde Pafler am Arm verwundet; allein die Rebellen entkamen, aber einige Bauern, so diesen Leuten Schutz gegeben hatten, wurden eingezogen und in das Schloß Taufers gesperrt.“ Im Gefolge dieser Wirren und Aufrühre zeigte sich überall Vermilderung der Sitten und der religiösen Anschauungen bei Volk und Geistlichkeit, so daß den neuen Religionsströmungen aus Deutschland im ganzen Lande Tür und Thor geöffnet waren. Im Ahrntale erhielten sich die Anhänger Luthers besonders stark und konnten auch durch die heftig einsetzende Gegenreformation nicht ausgerottet werden. Noch im Jahre 1750 zählte man Anhänger, unter anderen den Georg Oberhollenzler in St. Jakob und den Hoferbauern in St. Peter mit Familie. Sie wurden zwar vertrieben, jedoch unter der toleranten Regierung Kaiser Josefs II. wieder in ihre Heimat entlassen. Die letzten „lutherischen Leute“ im Ahrntale starben erst kurz vor dem Kriege. Es waren zwei alte ledige Leutchen, die still und einsam am Ederhose in St. Jakob lebten, das Eder Rathele und ihr Bruder.

Die weitere Salchronik weiß von besonderen Ereignissen nicht mehr viel zu erzählen. Nur wenn große Lawinen niederbrachen und Häuser verschütteten, oder wenn große Überschwemmungen die Talniederungen verwüsteten, wie besonders im Jahre 1872, dann wird sie gesprächiger.

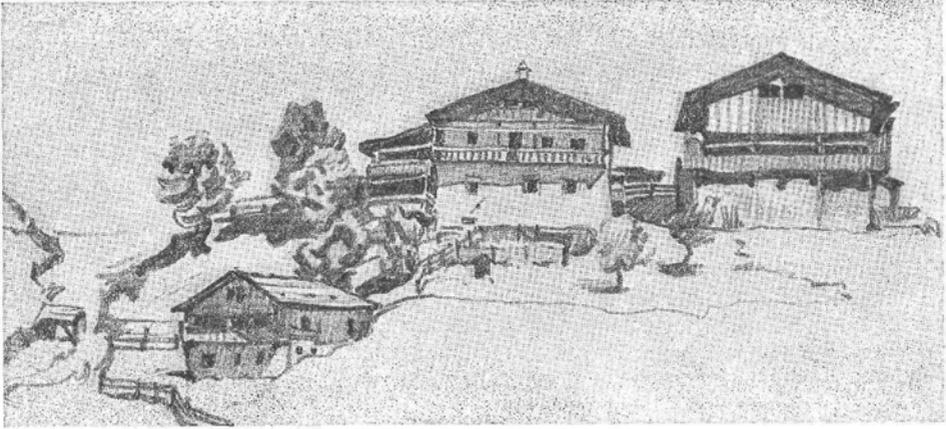
Im Kriegsjahre 1809 finden wir das urkräftige Geschlecht der Ahrner ebenfalls in Waffen unter Andreas Hofer. Bei der ersten Schlacht am Berg Ziel kämpften sie unter Herrn von Gassteiger am linken Flügel, der siegreich bis Amras vorstieß und Priester Lechleitner, der Augenzeuge der Geschehete, war von Bewunderung erfüllt über die prächtige Haltung der Pustertaler Sturmkompanien, bei denen auch die Ahrntaler waren. Auch bei den letzten Kämpfen um Bruneck im November waren es besonders die Zugzüge aus Taufers und Ahrntal, die von den aussichtslos gewordenen Kämpfen nicht ablassen wollten.

Was aber die Ahrntaler als Kaiserjäger und Kaiserschützen in den Jahren des Weltkrieges 1914—1918 geleistet haben, das beweisen wohl am besten die unerhört großen Verlustlisten, die gerade dieses Tal aufweist. Dabei dürfte die Gemeinde Achornach mit 46 Prozent an Toten von den Ausgerückten wohl die höchste Verlustziffer in der ganzen ehemaligen österreichischen Monarchie erreicht haben.

Seit dem Weltkriege ist das Ahrntal mit dem übrigen südlichen Tirol an Italien gekommen und wie schon bemerkt, zu einem Grenzthal geworden.

Bevölkerung

Dem Äußerem nach muß der Ahrntaler mit dem Zillertaler und dem Pinzgauer als eines Stammes betrachtet werden. Bei schlanker Erscheinung zeichnet ihn hoher Schädel, scharfgeschnittenes Gesicht bei stark hervortretenden Kinnbaden aus. So steht er vor uns und das urbajuwarische Blut hat sich wohl bei diesen Hinterländern am besten erhalten. Weniger ausgezeichnet, aber von kräftigem, breitem Wuchs ist das weibliche Geschlecht.



Aus dem Tauferer Tale

Zu diesen fast germanischen Urtypen mischt sich aber auch, besonders gegen die Bergwerksgegend von Prettau, ein anderer Schlag, der kleiner, dunkler, untersehter ist und auch in der kleineren Kopfform eine andere Art verrät. Offenbar geht hier noch Blut einer Bevölkerung um, die eine Vermischung nicht gefunden hat, so daß man beinahe sagen könnte, daß zwei Rassen sich bis heute nebeneinander erhalten haben. Die Kunde einer älteren, in die Bergeinsamkeiten verflüchteten Rasse spukt auch im Volke noch herum, wenn es von den „antrischen Leuten“ erzählt, die hoch oben in den Bergen wohnen, wo man sie manchmal Wäsche aufhängen sieht. Ab und zu verdingt sich solch eine „antrische Dirne“ bei einem Bauern, aber wehe, wenn sie dieser fragt, wer sie sei. Dann sieht man sie weinend gehen, um nicht mehr zu kommen.

Der auffallende Zusammenhang mit Zillertal und Pinzgau dehnt sich auch auf die Mundart, die sich von der Pustertalischen stark unterscheidet, sowie auf die Tracht, wenigstens der Männer, aus. Alle diese Tauerbewohner kleiden sich in graue Lodenjoppen mit eigenartigen, dunklen Aufschlägen und sogar Verschnürungen längs der Vorderseite. Noch in den achtziger Jahren trug der Uhrntaler ein niederes, schmalkrempiges Tellerhütchen, das er keck auf der Seite trug und mit einem Bande, das nach Weiberart rückwärts herunterhing, befestigte.

Nie würde ein Uhrntaler alten Schlages das Hemd vorne geschlossen haben, und da er auch das Leibchen bis hinunter zum letzten Knopf offentrug, so sah man die ganze kräftige Brust hervortreten und im Winter bei strenger Kälte dick bereift. Man konnte sie früher oft in Winterszeit auf die Märkte nach Bruneck kommen sehen wie eisstarrende Gestalten. Auch bei den Weibern sah man selten einen Umwurf.

Überhaupt spielt der Uhrntaler in der Meinung des mehr verwöhnten Pustertalers die Rolle eines etwas ungeschlachteten, derben und ursprünglichen Menschen. Man sagte ihnen nach, daß Reinlichkeit im Hause nicht die stärkste Seite ihrer Weiber sei. Das ist jetzt anders geworden, wie auch der Genuß von Brantwein, dem ein Teil der Bevölkerung früher gefrönt hat, wohl gänzlich aufgehört hat.

Auffallend ist, daß aus dem Uhrntal so wenig geistig hervorragende Persönlichkeiten erwachsen sind, da sonst das anschließende Pustertal deren eine ganze Reihe hat. Das Uhrntal gehört überhaupt nicht zu jenen Tälern, wo ein gewisser Überschuß an männlicher Jugend dem Studium zugeführt wird, wie dies in besonderer Weise etwa in Birgen, Defreggen und wieder im Gadertale der Fall ist. Er teilt mit dem Unterinntaler offenbar die Abneigung gegen Herrschichte und Verstädterung.

Seiner geistigen Veranlagung nach ist sonst der Uhrntaler geweckt und soweit es sei-

nen engen Gesichtskreis anbelangt, sogar auffallend scharfsichtig und tüchtig. Er gilt als ausgezeichnete Viehzüchter, und zur Wartung des Viehes nimmt man weitem im Lande niemand lieber als einen „Tölderer“. An Arbeitsamkeit, Fähigkeit und Genügsamkeit können sie kaum übertroffen werden, und so ist es kein Wunder, daß überall dort, wo sich um Taufers oder Bruned ein Bauer nicht mehr halten kann, ein „Tölderer“ auftritt und es glücklich wieder weiterbringt.

Der Ahrntaler gilt sonst im allgemeinen als gerader, offener Mensch und ist auch kein Duckmäuser, sondern bei aller harter Arbeit einer gewissen derben Lebenslust zugeneigt. In sittlicher Beziehung ist er wohl nicht so streng wie anderswo, aber wohl auch nicht so leicht wie im Zillertal. Auch in seiner religiösen Anschauung neigt er nicht ungerne zu einem gewissen Freimut, der ihn nicht nur immer zugänglich für protestantische Anschauungen machte, sondern manchmal wohl auch zu mancherlei Auswüchsen führte.

Seine Freude an körperlichen Kraftäufierungen zeigt sich in seiner Vorliebe für das Kraftspiel des „Ranggeln“ oder „Kobelns“, das hier ureinheimisch ist und eifrig gepflegt wird. Vielleicht haben wir in diesem Spiel oder Volkssport noch einen Rest ehemaliger Jünglingsweihen, der sich hier wie auch in den umliegenden Tauerntälern und im Zillertale erhalten hat und erst wieder im schweizerischen „Schwingen“ und im isländischen Glima auftritt. Dieses Ranggeln im Ahrntale hat aber wenig zu tun mit dem städtisch aufgeputzten Preistranggeln in Bruned oder Meran, sondern spielt sich unter geheimnisvoller Vermummung an uralt bestimmten Plätzen und im nächtlichen Dunkel ab, alles Zeichen kultischer Herkunft, über die freilich noch keine Fachwerke vorliegen.

Ein anderes Vergnügen, das im Ahrntale vielfach gepflegt wurde, jezt aber ganz in Vergessenheit geraten ist, war das „Rühstoßen“. Größere Bauern hatten zu dem Zwecke eigene „Stoßkühe“ gehalten, und solche waren landauf und landab hochberühmt und hoch im Wert. Wohl das größte Rühstoßen fand alle Jahre einmal in Rain statt, wo durch mehrere Jahre hindurch die Stoßkuh des Kirchbergerbräu in Bruned als Preisträgerin hervorkam. Königsreiche hätten untergehen können, und es hätte nicht soviel des Redens gemacht wie der Ausgang eines solchen Rühstoßens in diesem Ahrntale.

Die Bevölkerung des Ahrntales besteht fast durchwegs aus Bauern. Ihre Höfe verstreuen sich in echt deutscher Bauernart an den Berghängen und Klettern hier manchmal in ganz unglaubliche Höhe, wie etwa in Pojen, Pieterstein, die Keilbachhöfe, die schon ganz an die Almregion angrenzen. Die Häuser sind zum Unterschied von den pusterthalischen Bauernhöfen, die Paarchöfe sind, Einhäuser, nämlich Wohn- und Wirtschaftshaus unter einem Dache, was auch wieder in das Zillertal und den Pinzgau weist, denen sie überhaupt auch in der Bauart gleichen, nur daß das Ahrntal von Süden herauf schon mehr Steinbau aufgenommen hat.

Großbauern, wie der benachbarte Pinzgau, hat das Ahrntal keine; immerhin gibt es auch größere Bauern, wie der Woppichler, Pipberger, beim alten Mair in Luttach, deren mächtige Hofbauten weit hin das Tal beherrschen. Vorherrschend sind aber Kleinbauern mit 10—15 Stück Vieh im Stall. Ihr Leben ist ausgefüllt mit harter Arbeit, müssen doch die meisten wegen der steilen Felder und Wiesen das Heu und Korn am Rücken nach Hause tragen, oft an steilen Hängen empor. Die Arbeitsleistungen, die auf diese Weise verrichtet werden, gehen manchmal ins Unglaubliche. Erzählt man sich doch, daß beim Bau der Chemnitzer Hütte am Fuße des Möße Arbeiter aus dem Ahrntale Lasten bis 100 kg zweimal täglich vom Tale hinaufgeschleppt haben.

Die Kost ist sehr einfach. Fleisch wird beinahe gar nicht oder nur an höchsten Festtagen gegessen. Die Hauptnahrung ist aus dem Schmalz Gedadenes, besonders „Bachmus“ (Pfannkuchen) und Krapfen in allen Arten, vielfach mit Vorelemehl (Kartotten) gefüllt. Als Leibspeise und als höchsten Genuß gilt dem Ahrner aber das „Melchamus“, das völlig nur aus Butter oder Rahm mit etwas Mehl besteht, vorzüglich schmeckt, aber an die Magenkraft große Anforderungen stellt.

Im großen und ganzen ist die Bevölkerung ungemein genügsam, so daß sich sogar auf diesem harten, rauhen Boden eine gewisse Wohlhabenheit herausbildete. Besonders bekannt wegen ihres guten „Haustums“ waren einige Bauern in St. Johann, von denen man sagte, daß sie ihren Töchtern zur Aussteuer Vermögen bis zu 20 000 Kronen mitgeben konnten. In einem ähnlichen Rufe standen auch die Bauern in Rain, so daß Mädchen von Rain zu den besten „Partien“ zählten. Eine gewisse Berühmtheit genoß der alte Eppacher, von dessen sagenhaftem Reichtum die Leute sich heute noch Wunderdinge erzählen. Hat er doch die Silbertaler nur so in die Truhen hineingeschüttet.

Über auch vom Fluche dieses Geldes wissen viele Sagen zu erzählen, wie auch vom Fluche der Unehrllichkeit der „Senner“ (Almausseher), die als „Winterenner“ weiterleben.

Das Almleben spielt überhaupt bei der Bevölkerung eine große Rolle. Hunderte von jungen Leuten sind als Senner oder Hirten auf den Almen verdingt und leben den ganzen Sommer hindurch in völlig urhafter Einfachheit, aber auch in aller Naturfrische, und man wird unter diesen Menschen kaum einmal ein mürrisches Gesicht sehen. Ein großer Teil der übrigen Bevölkerung zieht wenigstens auf ein oder mehrere Wochen in die Almwiesen, von denen fast jeder Bergbauer eine Anzahl hat. Die schönsten sind jene in Kasern und Hl. Geist, im Hintergrund des Tales; aber auch die Bergwiesen in Rain, Weihenbach, auf der Ovisalm genießen wegen ihres aromatischen Heus einen guten Ruf. Hier entwickelt sich dann oft am Abend das fröhlichste Treiben bei Sang und Tanz. Wohl die meisten unserer urwüchsigten, kernhaften Alpenlieder haben von solchem fröhlichen Sommertreiben ihren Ursprung genommen. Der Kleinhäusler, der keine Almwiese hat, muß sich freilich mit dem „Raubheu“ zufrieden geben, das er von felsigen Stellen oder sonst von Orten, wo ihm niemand den Heunutzen neidet, herunterholt. Das ist nun freilich meist eine recht schwindlige, lebensgefährliche Arbeit, bei der schon mancher zu Tode gestürzt ist.

Manchen solchen Kleinhäusler kann der Boden allein überhaupt nicht nähren, er muß sich um einen Nebenverdienst umschauen, und solchen gibt es allerlei. Vor Zeiten waren die Uhrtaler Schmiede als besonders geschickte Messerschmiede bekannt, und die „Uhrnerpage“, wie man die hier gemachten Taschenmesser nannte, wanderten weitem ins Land, bis ins Bayerische hinein und gehörten auch in ihren schmucksten Stücken zur Ausstattung der Festtagsstracht. Einen anderen Verdienst finden die Schüsseldreher, die aus dem leicht zu bekommenden Lärchen- und Zirbenholz jene Schüsseln zu drehen verstehen, die man als Milchschüsseln noch überall in den Schüsselrahmen der Bauernhäuser hängen sieht, obwohl sie jetzt vielfach von den häßlichen, aber billigen Blechschüsseln verdrängt werden.

Eine kleine Hausindustrie entstand in der Spitzenklöpplerei, die besonders nach Auflassen des Bergbaues in Prettau bei den dortigen Knappenfamilien aufkam und vielgerühmte, schöne Klöppelspitzen erzeugte. Heute ist diese Industrie beim Mangel jeden Verkehrs und bei der Absperrung der Grenzen wieder vielfach verschwunden und kaum mehr lebensfähig.

Eine bestimmende Rolle in der Erwerbsgeschichte des Tales spielte bis in unsere Zeit herauf der Kupferbergbau in Prettau-Retenbach.

Es ist kaum ein Zweifel, daß das seltene und kostbare Kupfer die ersten Ansiedler in dieses Tal gelockt hat. Das Uhrner Kupfer war auch allzeit berühmt durch seine Reinheit und Biegsamkeit bei der Bearbeitung. Im 16. Jahrhundert war es im Besitz der Landesfürsten und der Bischöfe von Brixen, die anfangs selbst schürfen ließen, um die Mitte des Jahrhunderts aber die Gruben den Herren von Welsberg überließen, denen die Wolfenstein und endlich die Grafen von Enzenberg folgten. Das 16. Jahrhundert war für das Knappenvolk auch die Glanzzeit, wie überhaupt jene Zeit eine ganz ungeahnte Blüte für den Bergbau hervorrief. So lieferte das Uhrner Werk im Jahre

1541 rund 1500 Zentner Kupfer und in den Jahren 1593—1608 zusammen 21 155 Zentner Reinkupfer und 858 Zentner Raffinierkupfer. Um diese Zeit beschäftigte das Werk über 300 Knappen. Ein Wassereinbruch im Hauptstollen, der im Jahre 1612 erfolgte, machte diesem Aufschwung ein jähes Ende. Eine zweite große Einbuße erlitt es bei der großen Überschwemmung im Jahre 1878, welche die ganzen Betriebsanlagen bei St. Martin vollständig zerstörte. Der Betrieb wurde hernach wohl noch weitergeführt, beschränkte sich aber immer mehr auf Lieferung von Kupferkieseln, bis die Massenerlager in Amerika und Schweden auch diesen Handel unrentabel machten, so daß das Bergwerk um 1895 gänzlich aufgelassen werden mußte.

Dem alten Bergbau ist im Hause des Ahrnerhandels in Steinhaus eine elegische Gedenkinschrift gewidmet worden, die lautet:

Vierhalbhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
 Viele Menschen haben sich darum bemüht,
 die einen mit fleißiger, kräftiger Hand,
 die andern mit Wissen und scharfen Verstand.
 Das Kupfer das beste gewesen ist,
 Vom Ural bis zur spanischen Küst,
 Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen,
 Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.
 Dann kam von Amerika Kupfer viel,
 Sie gewinnen es dort mit leichtem Spiel.
 Das hat uns zugrunde gerichtet in kurzer Zeit,
 Mir ist um Menschen und Bergwerk leid.

Es waren schöne Tage vor dem Kriege, da der Verfasser, zur Anlage des Grundbuches in dieses Tal berufen war und es nun durch mehrere Jahre durchlebte, durchwanderte, durchforschte und seine Rechtsverhältnisse zu ordnen bestimmt war, immer eine gewaltige, großartige Natur vor Augen, einfache, schlichte Bergbauern um sich, die auch da und dort der Schuß drückte, aber die dabei immer aufrecht blieben und still. Welch wunderliche Verhältnisse offenbarten sich da einem, welche sonnige Liebe, Güte blüht manchmal mitten in tiefster Bergwaldhütte auf, aber auch manchmal welcher Trost, welche Härte. Man hat es mit stolzen, unbeugsamen Naturen zu tun. So zieht es meine Gedanken noch oft hinein in die stille Klamm zum alten Wirt, zur braven Lene, zum Kofferhannes oder zum ersten Maiblühen in Luttsach, in das gemüthliche Pfarrerstübche in Weissenbach, wo der Pfarrer jodeln kann wie ein Waldbogel, oder in das einsame Kain und zum allereinsamsten, dem Kofler zwischen Wänden.

Der Kofler zwischen Wänden! Was weiß die Welt im Lichterscheine ihrer Bogenlampen vom Kofler zwischen Wänden! Er haust auf einer Felsplatte, unter ihm, hinter ihm Wände und wildester Hochwald.

Wenn er zur Mühle kommen will, muß er über eine Leiter den Felsen hinuntersteigen. Diesen Weg muß auch der Geistliche gehen, wenn er zu ihm einen Verzeigung zu machen hat. Der Steig, den die Kinder zur Schule gehen müssen, ist nur für Schwindelstreie. — Als ich ihn ging,ehrte mein Begleiter um, ihn hatte das Grauen gepackt.

Fürchtest du nicht, daß die Kinder einmal abstürzen? fragte ich den Bauern, einen Prachtkopf mit blonder Mähne, als ich bei ihm am Herd saß.

Er lächelte gutmütig und schüttelte verneinend den Kopf:

„Früher falle schon ich, ehe meine Buben fallen“, sagte er. Der wadere Mann ist allein. Sein Weib ist seit Jahren krank, sechs Kinder hängen um ihn, Diensthote geht keiner zum Kofler. Er muß kochen, waschen, die Frau pflegen, füttern und draußen das Korn schneiden, alles ruht auf ihm. Und doch packt er abends seine Klarinette ein

und geht mit mir den Weg von einer Stunde ins Dorf zur Musikprobe. Ich habe kaum einen zufriedeneren Menschen gesehen.

Da ist z. B. auch das Feichterbäuerlein, ein Männlein wie Gold, immer lebendig, immer frisch auf, steckt die Brille an die Nase und liest Zeitung wie ein Gelehrter und ist doch der nächste Nachbar zum Althausgletscher drinnen im Grunde. Gerne kehrt man bei diesem Hochwaldenfiedler ein. Es strömt eine ungemaine Fröhlichkeit aus diesem struppigen Kopfe.

Man könnte noch weiter von anderen Originalen erzählen. Die Berge und Waldtiefen sind voll davon.

Da erzählt man sich vom unbändigen Feuerschwenter, der nur Stiere im Stalle hielt und zu dem sich selten ein Mensch hinwagte; da ist der Wegscheider zutiefst im Talgrund, Nachbar des Gletschers, der ihm in die Stube leuchtet, wenn der Abend daraufliegt, ein freundliches Männlein, voll Witz, voll Humor, und er horcht immer auf, wie es irgendwo zugeht in der Welt.

Oder der alte reiche Eppacher, fast schon eine mythische Gestalt mit seinem Silberstache in den Truben und seinem Silberbart, der ihm wie einem alten Propheten über die Brust fließt. Dann auch diese listigen Schmuggler und Wilderer, die kein Graufen kennen und kein Wetter fürchten, oder jener Bauer Treffer, der ein prächtiger Botaniker wurde, und in dessen Stube es aussah, wie in einem Gelehrtenzimmer.

Lassen wir einige Blätter aus dem Tagebuche sprechen, die der Verfasser als Grundbuchkommissar angelegt hat:

Sommer 1912, Ahrntal.

Noch einige Randglossen und Zeichnungen, die ich mir aufbehalten habe. Da ist einmal die Wallfahrerin, die Geadl, die beim Gatterer wohnt, und dort wartet, bis es sich wieder taugt, auf eine Wallfahrt zu wandern. Daß sie aber nicht lange den Kopf beim Fenster hinausstecken und ihren frommen Blick auf die zerstreuten Bauernhöfen zu richten nötig hat, dafür gibt es keinen besseren Beweis, als daß sie jeden blauen Tag auf der Landstraße erscheint und das Tal hinaus oder hinein wandert. Die Bäuerinnen haben aber im Winter nicht Zeit, da schreien die Kinder in allen Wiegen — in manchen Stuben oft zehn Hälse, und im Sommer bei der Heumahd und beim Schnitt geht's erst recht nicht. Aber Anliegen gibt's doch allerlei und Sorgen, die unsere Geadl um ein paar Sechser, oder wenn es recht schwere sind, um einige Kronen übernimmt und alles an den richtigen Ort trägt. Sie ist Spezialistin für Treus, geht aber auch zum Tönigstöckl in der Windschnur und, wenn es nötig, gar in die Luggau.

Da ist die Sigmannbäuerin schon im achten Monat; sie kommt kaum mehr in die Küche, ehe sie aber das letzte Mal geht, kehrt sie beim Gatterer zu und tritt im oberen Stübchelein ein. Die Geadl hat die Gläser auf der Nase und liest in einem dicken, großen Buche. Die Sigmannin tritt zu ihr.

„Geadl, du gehst mir wohl, gelt?“

„Freilich geh' ich dir, Nanne, und sell extra gern.“

„Und sein mitast's halt schon bald.“

„Heunt geh' ich dir noch, da fehlt dir nichts.“

„Und meinst nit nach Treus.“

„I hatt' schon in Glaben.“

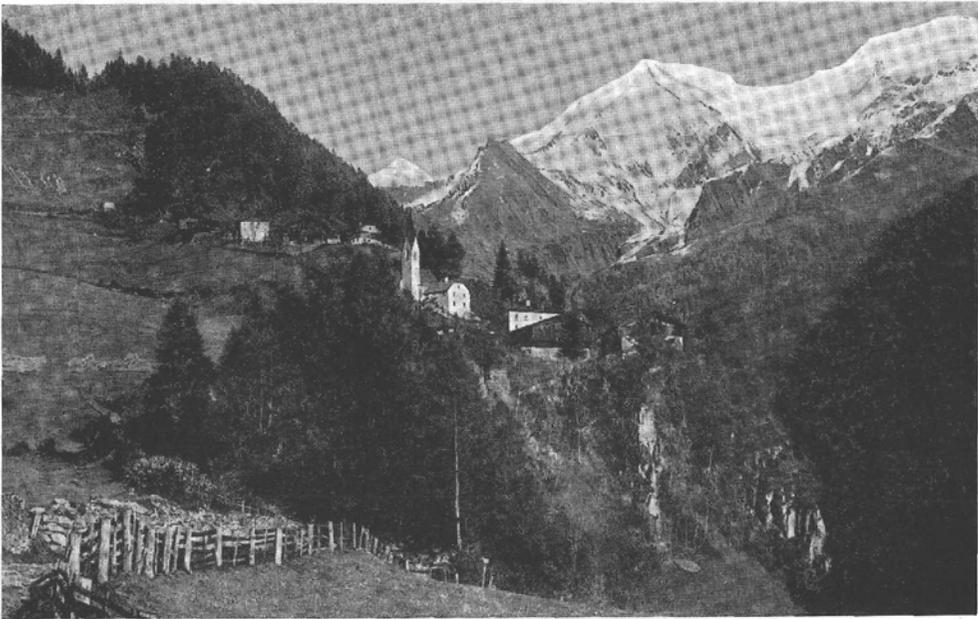
„Macht halt recht gut, gelt, Geadl.“

Dabei zieht sie ihre Brieftasche heraus und läßt einiges Geld in die Hand der Geadl fallen. Es langt so, das merkt Geadl schon im Fallen, für sechs Rosenkränze und eine Litanei.

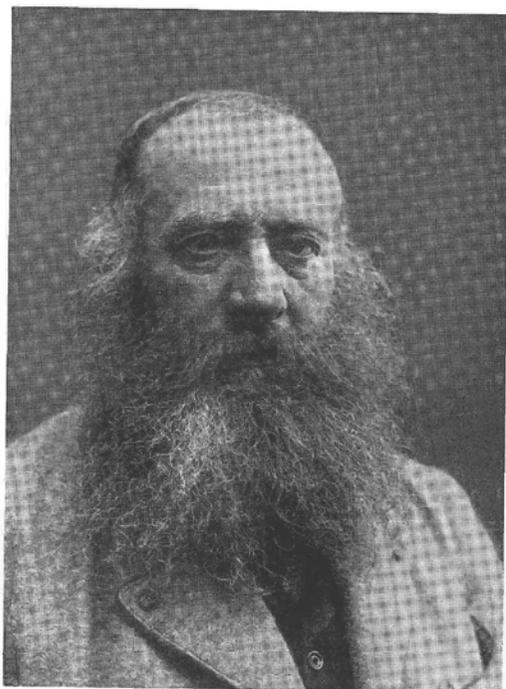
Die Geadl erwartet nachmittag noch die Schneiderhäuslerin, deren Bub zum Militär soll, und nachdem sie mit der Alten ausgemacht hat, trinkt sie noch in der dunklen Küche eine tüchtige Schale Kaffee. Abends ist sie am Wege und schleppt ihre hagere, lange und



Weissenbach im gleichnamigen Tal, 1327 m



St. Peter in Ahrn, 1365 m



Bauernkopf aus dem Ahrntal



Spinnenflöpplerinnen aus dem Ahrntal

etwas gebildete Gestalt langsam das Tal hinaus. Ihr dunkelverbranntes, runzeliges Gesicht, das einmal gar nicht übel gewesen sein muß, schattete ein glänzend gelber Strohhut mit blauem Unterrand. Auf dem Rücken hat sie einen Sagger mit einigen Häbseligkeiten festgebunden, die blaue Umbrelle hängt an einer Schnur von der Achsel, und die dünnen Finger gleiten unablässig über die Grallen eines Rosenkranzes. Man sieht wie ihre Lippen sich bewegen, denn man soll ihr nicht sagen, daß sie ihr Geschäft nicht ordentlich verstehe. Ich bin ihr gerade beim Schörlechner begegnet, und wenn man ihr Gesicht betrachtet, so sieht man gleich, daß sie ihre Geheimnisse zu bewahren versteht und im übrigen von der Wichtigkeit ihres Amtes überzeugt ist. Sie grüßt wie es auf den Landstraßen noch Brauch ist, aber auf Weiteres läßt sie sich nicht ein und wandelt ruhig weiter.

Die Seidl kennt man auch außerhalb des Tales, und manchmal fällt ihr auf dem Wege noch ein Anliegen zu, das sie bereitwillig mitnimmt. So ist sie eigentlich die Fürsprecherin des ganzen Tales, die Postbötin für Diesseits und Jeneseits, die Trägerin ohne Karren und mit viel Herzensfracht, sie ist dabei gut 80 Jahre geworden und trägt ihr schlichtes Silberhaar in allen Ehren. Kommt sie von der heißen Landstraße herein, so sitzt sie in ihrer bescheidenen Holzkammer, schnürt ihr Beutelchen auseinander und legt die hartverdienten Kreuzer dazu.

Manchmal begegnet man hier einem Manne, der halb städtische Kleidung, Stehkragen und kurze Hosen trägt und daher gleich auffällt. Es ist ein armer Teufel, für den wenig mehr von der Tafel des Lebens abfällt als manchmal eine Sechsstunde beim Wirt, wenn es gerade langt. Sein Name ist Oberhollenzler, und er war einmal ein flotter Studio, der mit Auszeichnung seine Reifeprüfung am Gymnasium in Brigen ablegte. Dann ging er in ein Jesuitenkloster, wo es ihn aber nicht litt. Und nun studierte er alles, Theologie und Geschichte, Philosophie, sparte sich das Brot vom Munde, studierte, bis er mit allen Kräften zu Ende war und nun in der Welt stand, ohne etwas zu nützen. Die Geldmittel waren längst zu Ende, er mußte eine Beschäftigung suchen und fand sie im hintersten Winkel einer Kanzlei als Schreiber. Wie oft er sich auch aufraffte, es ging nicht mehr, er hatte kein Glück, alles schlug fehl, seine Existenz war begraben und eines Tages, als seine Haare schon ergraut waren, landete er mit etwas Gnadengehalt in der Tasche im Dorfe, von dem er auszog. Da wandelt er einsam herum, ist sich selbst und der Welt gram und fauft, wenn der Postbote das Geld bringt, bis er sein Elend für einige Stunden vergessen hat. Und ist alles vertrunken, so bleibt er allen Menschen fern, streicht in den Wäldern auf und ab und schaut traurig in die Wolken. Und wenn man bei ihm stehen bleibt und fragt wie es geht, so sagt er wohl: „Hätt' ich nur ein Knecht werden können, Herr, so wäre ich wenigstens bei meiner Arbeit.“ Und dabei reicht er mit etwas steifer Würde seine Dose und zieht weiter.

Da ist der Graberschmied ein anderer. In den siebziger Jahren hat der Bach seine ganze Behausung samt allem fortgeschwemmt, was er hatte. Wie eine Kirchenmaus ist er dagestanden. Aber das hat er sich nicht gefallen lassen und hat höher am Bach eine neue Schmiede gebaut, und einige Eschenbäume herumgepflanzt, die ihm gehören. Wenigstens hat er so behauptet, aber die Großbauern herum haben's nicht zugegeben und da ist er fuchswild geworden, ist heimgegangen und hat sofort die Eschen heruntergelaubt: „Setz habt's die laren Aft, ös Großpeintner, ös verhungerte.“ Aber damit ist er noch nicht zufrieden gewesen, sondern ist zu mir gekommen und hat gesagt: „Mein Wdn hat die alte Schmiede, wo sie früher gestanden ist, um 100 alte Gulden gekauft, ein schweres Geld für seine Zeit, da lesen's.“ Dabei hält er mir ein altes Schriftstück vor.

„Stimmt's oder nöt“, rief er nach einiger Zeit.

„Richtig ist's“, sagte ich.

„Also guat, nun will is a drinn haben in ernern Buch, daß mir foa Bauer mei Schmieden angreifen derf, wenn i nöt selber will.“

Das heißt, der Meister wollte ein rabiziertes Gewerbe haben. Und wenn es auf seine Arme und seine pechschwarzen Augenbrauen darauf ankommt, so verschlägt er mir noch das ganze Grundbuch, wenn sein Recht nicht hineinkommt.

Auch von Dorfkünstlern kann ich erzählen. Da ist der Zeno vom Oberkoflerbauer ein Bursch, der im Sommer in der Mairsäge sitzt, im Winter aber auf seinen Berghof steigt und dann die hübschesten Sachen macht; geschnitzte Kästen, eingelegte Fische, und seinen Eltern einen kleinen Kasten mit Brandmalerei, der nun voll Stolz in ihrer Schlafkammer steht. Das hat er alles von selbst gelernt und „tüpfelt“ noch fort. So erzählt seine Mutter, ein frisches Weibele, das gern lacht und plaudert. Als ich am Söller stand, von wo man frei und prächtig ins Tal sieht, meine ich: „Nett habt ihr's noch da.“ Da meinte die Bäuerin lachend: „Zum Leben ist's rareste Hoamtl, aber das Feld ist freila arbeitgattig (schwer zu bearbeiten), ganz anderst.“ Das glaube ich auch, man braucht nur diese Hänge hinabzuschauen. Noch etwas zeigt mir die Bäuerin, nämlich eine Laubfägemaschine, die sich der Bursch ganz selbständig hergestellt hatte. Wahrlich, in dem Bursch steckt etwas.

Und nun noch zum Gabriel. Das alte Mütterlein sitzt einsam in der Stube und spinnst Flachs. Sie hat einen weiten, sonderlichen Strohhut, und schaut mich mit halbverblindeten Augen an. Ich hatte gehört, daß das Haus eines der merkwürdigsten weit und breit sei. Deshalb war ich gekommen, und das Mütterlein stand sofort auf und stieg vor mir die Stiege hinauf.

Zuerst zeigte sie mir einen „eisernen Mann“, eine alte, nun ganz verrostete Rüstung mit Helm, die ihr Sohn weiß Gott von welchem alten Raubschloß herausgeholt hat, und nun kamen wir in eine Kammer, die vollgestopft war mit alten Bildern, Heiligenstatuen, geschnitzten Löffeln, prächtigen Lederbinden und wer weiß mit was noch. Es war ein ganzes Museum, ebenfalls zusammengetragen von ihrem Sohn, einem wunderlichen Patron, den man viel hinter alten Büchern, eine Faustgestalt im Dorfe, sitzen sah. Hier stand auch ein Kasten, den nun die Alte bedachtam und mit einer gewissen Andacht öffnete. Er war von oben bis unten angefüllt mit Holzschnitzereien, großen und kleinen Statuen und Volksgestalten, die meist noch gar nicht „gefaßt“ waren. Nur eine „Unbefleckte“ prangte in den schönsten Farben. „Das alles sind Arbeiten von meinem Manne felig“, sagte die Alte und streifte liebevoll die Dinge mit ihrem Blicke.

„So war Ihr Mann ein Bildhauer?“ fragte ich.

„Gewesen ist's wohl ein Bauer“, war die Antwort, „aber er hat so eine Freude gehabt mit diesen Sachen. Er hat die ganze freie Zeit immer geschnitzt. Einmal hat es ihn sogar gepackt, und da ist er auf und davon, Bildhauern lernen. Aber er ist bald wieder gekommen, hat's nicht ausgehalten in der Fremde, und so hat er halt für die Bauern hier Kruzifixe gemacht und Hl.-Geist-Lauben wie sie es haben wollten.“

So erzählt das Weib, die dies alles hier wie einen Schatz hütet, und fast geräuschlos schließt sich hinter uns wieder die Türe dieses so seltsamen Hauses.

Oktober 1913: In der Klamm.

Heute kommt das Almbieh. Die ganze Kommission samt dem Schreiber ist mir durchgebrannt. Nun hört man es schon kommen. Aus der Klammenschlucht tönt ein Schmetternd und Tönen, als wäre eine Schar Kupferschmiede im Wald wild geworden. Bald darauf stürzt das Lenele zur Tür herein und bittet mit verzweiflungsvoller Miene, ich möchte für heute die Kanzlei räumen, damit sie die lange Tischtafel für die Alnleute decken könne. So sei es immer gewesen. Was konnte ich anders, als das Feld räumen und es den handfesten Almern überlassen. Ich sah noch, wie Lenele ein blütenweißes Leintuch über die Tafel deckte, dann kamen Zeller mit buntbemalten Rändern aus den Tiefen eines Kastens heraus, und nun schleppte Lenele einen Gugelhupf von einem Vierteltubikmeter Inhalt daher und stellte ihn in die Mitte. Endlich wanderten noch ganze Hügelzüge von Krapsen heran, und damit war die schwerste Arbeit getan.

Von der Straße herauf hörte man nun Peitschenknallen und helle Jauchzer, und als ich selbst hinunterkam, stand ein breitschultriger Sennner vor der Türe, einen Weißelstock in der Hand, den er vor sich hinhielt wie ein Regimentstambour in der Wiener Hofburg seinen Stok. Sein Hemd war tief geöffnet und auf der haarigen Brust baumelten einige geweihte Pfennige. Das Gesicht war voll, rund, wie aus Bronze gegossen und glänzte fettig. Der fröhliche Schimmer in seinen Augen und die vollen Lippen erzählten genug von der bukolischen Heiterkeit seines Alllebens. Hirten umstanden ihn mit bunter Schmalzseide auf den Hüften und einem Büschel Edelkraut, das darüber hinriekte. Das waren über den Sommer des Sennners Genossen. Auch ihre Gesichter waren tiefgebrannt von der Bergsonne und ihre sehnigen Nacken streckten sich gerade empor. Drüben in der Wiese stieß und drängte sich das Allvieh. Renner umstanden die prächtigen Stücke, wogen und maßten, und ihr ganzes Gesicht hatte heute Festtag. Vorab wurde die Kranzkuh bewundert, die den stolzen Kopf hochhielt, trotz der schweren Glocke, die an ihrem Halse baumelte. Ihr nahte ein Stier, schon ein älterer Vater, aber ein Schlag über die Nase ließ ihn absteigen, und er verlor sich mit seinen kleinen, funkelnden Augen wieder in der Herde.

Ein zweiter Allzug rückte an. Die Kranzkuh wiegte voran ihren Stirnschmuck aus Flitterzeug und Glasfedern, dann kam das Ahrainer Jörgele als Treiber im Festtagsgewand und mit einem flüchtigen Blumenbusch auf dem Hute. Hinter ihm läuteten und bellten die Glocken von einem guten Duzend Kühe, deren Halsriemen wahre kleine Kunststücke des verschwundenen Gürtlergewerbes darstellen. Und nun kommt der Sennner mit dem dunklen Bart, der den ganzen Sommer über üppig gewachsen, und die Ochsen, die Lärzen, die Schafe und Ziegen, alle mit einem andern immer grelleren Glockenlärm und zuletzt der Ahrainer selbst auf seinem Wagen. Was er darin birgt, sind die Pfannen und Kessel von der Alm und der ganze Allnußen, Schmalz und Käse, soweit er nicht in den wohlgenährten Leibern der Allleute steckt.

Das war nun ein Händeschütteln und Grüßgottfagen von allen Seiten nach der langen Sommereinsamkeit in den Bergen.

So ging der Tag in Glockentönen und Peitschenknallen, in Rufen und Jauchzen und im Prangen aller Farben herum, so daß man die stille Klamm gar nicht mehr kannte. Und zuletzt kam des Herrn Apothekers schmeres, schwarzgefedtes Vieh von der Rätalpe, das an den andächtigen Bauern wie eine Prozession vorüberzog.



Von der Rieserfernergruppe

Von Franz Wagner †, München

„Ich komme wieder!“ — Das war mein fester Entschluß, als ich an einem Märztag von diesem stillen Bergwinkel zwischen den Hohen Tauern und dem wildgezackten Dolomitenfels Abschied nahm. Das damalige Streben nach Gipfelglück auf dem Hochgall und Wildgall habe ich in den „Mitteilungen 1932, Nr. 1“ geschildert.

Vier Jahre hindurch ließen mich diese drei Worte nicht mehr los. Stand ich irgendwo auf einer Bergspitze: Die Blicke suchten nach den Rieserfernern, wie der Muselman nach Mekka blickt. Und so zog ich endlich 1933 um die Osterzeit, mit Sommersehern ausgerüstet und von meinem Bergkameraden Eiba begleitet, in das ruhige Bachertal, beseelet von der alten, nur gesteigerten Hoffnung, das ersehnte Ziel zu erreichen.

Beim ersten Besuch hatten wir wegen der Lawinengefährlichkeit des Sommerweges einen eigenen Aufstieg zur ehemaligen Rasteler Hütte mühsam begangen. Diesmal glaubte ich seine mäßigere Steigung ausnützen zu können. — Vergebens! — Stunde um Stunde verran. Bis über den Knien standen wir in der breiigen Schneemasse, die sich wie Zentnergewichte auf die kurzen Schier legte. Das erste Drittel des Weges wurde in einer Zeit zurückgelegt, die im Sommer einen zweimaligen Aufstieg bis zur Hütte ermöglicht. Fünfundzwanzig Höhenmeter bei den Unteren Terneralmen zu überwinden, nahm eine ganze Stunde in Anspruch! — Das war zu viel. Außerdem verschlechterte sich das Wetter sehr rasch. Finstere Nebelfahnen flatterten um die schlanken Lärchenwipfel und mit den tanzenden Floden wurde es bedrückend still.

Schweren Herzens kehrten wir um, ließen verdrossen die Schier in den tiefen Furchen dahingleiten bis wir stürzten. Kurz vor Rein wurden wir dann noch von zwei italienischen Finanzern verhaftet, aber vom Marschall wieder gnädig entlassen. Feuriger Sizilianerwein verhalf das Ungemach verschweigen.

Am andren Morgen lag alles ringsum unter tiefem Neuschnee begraben, auch unser Auftrieb. In der Sonne liegend, schauten wir den Lawinen zu, die sich vom Gatternod lösten und gleich Wasserfällen donnernd über hohe Felsstufen stürzten.

Doch Raft und Ruhe taugen nicht jungen Bergsteigern. Beim Anblick der jähren Nordwände des Fensterle- und der beiden Rauchkofel erwachten wieder alpine Gedanken, wir spürten wie Wühlmäuse im Bachertal ein Stück zur Rasteler Hütte hinauf. Für den endgültigen Aufstieg wollten wir aber noch den Dritten abwarten.

Der folgende Tag war lau und schön. Eine milchige Wolkenschicht hatte den Himmel überzogen, die bald die höchsten Spitzen des Hauptkammes einhüllte. Mattes Zwielicht rückte die Berge in schemenhafte, verschleierte Ferne. Wir wußten nicht recht, ob uns Regen oder Schneetreiben zur Untätigkeit zwingen wird.

Da sprang plötzlich der Wind um. Orgelnd kam der Frühlingssturm durchs Reintal, ballte die milchigen Wolken zu großen Haufen und zeigte uns wieder klares Himmelsblau und sonnenhelle Berggipfel. Rasch war ein tatensfroher Tagesplan gefaßt.

Nördlich von Rein, im spitzen Winkel des Bacher- und Knottentales, steht wie ein Markstein die rostbraune Felskuppel des 2738 m hohen Stuktenods. Den unteren Sockel des dreigratigen Berges bilden sehr steile Wiesenhänge, die von einem schmalen, dichten Urwengürtel unterbrochen, dann in einen weniger geneigten Absatz übergehen. Bis dorthinauf trugen wir die kurzen Schier. Ohne apere Stellen war nun die gefrorene Firnedecke und nach eigenem Gutdünken suchten wir uns den Weg zum

Gipfel. Manchmal schien es, als ob der Berg uns abweisen wollte. Doch es fand sich immer wieder ein schmales Band, auf dem wir glatten Felsabstürzen ausweichen konnten. Endlich gelang es uns dann an einer kaminartigen Stelle, die Urgefesteplatten zu überlisten. Kleine Tropfeiswälle und lockerer Schnee gestalteten diese Kletterstelle schwierig und gefährlich, so daß wir froh waren, nach einigen Metern auf bequemem Gelände sicherer steigen zu können. Über lose Blöcke und zugewehrte Schneerinnen erreichten wir um die Mittagszeit den Gipfelsteinmann.

Der Stutzenock, als Grenzpfiler, des vom Nordflügel des Hauptkammes gegen Rein vorgeschobenen Felsrückens, bietet eine ideale, nahezu vollständige Sicht auf die Rieserferner. Doch uns mißgönnte die rasch wechselnde Witterung diesen schönen Lohn für die überstandene Mühe. Dennoch war in uns eine starke Freude, die Erfüllung eines Wunsches, den düsteres Morgengrauen noch in unserer Bergliebe verborgen hielt.

Kurz war die Rast. Mit baumelnden Schiern am Rucksack verfolgten wir den langen Grat zum Soffened und weiter zur Dreieckspitze. Bleigraue Ode hüllte die Berge ein, kalter Wind wirbelte vom Affental herauf. Unentwegt sprangen wir auf der lustigen Felschneide von Block zu Block, verankerten in tiefen Schneelöchern stets nur auf eigene Sicherheit bedacht. Glitt aber der Blick in die drohende Tiefe, ins Schwarz der Wälder, dann wurde der Gang aus seinem Gleichmaß gehoben, zum Flug über eine ferne Welt, in der traumverwobenes Glück auf sonnigen Pfaden wandelt.

Nachdem wir von der Dreieckspitze zur westlichen Einsattelung zurückgekehrt waren, gab eine fröhliche Jagd im Felsblockgewirr, durch steile Rinnen und enge Gräben und Runsen bis tief in die Urventregion hinein, dieser abwechslungsreichen Höhenwanderung einen würdigen Abschluß.

Unterdessen hatte sich in Rein unser Freund Hauser eingefunden. Eifrig wurde das ursprüngliche Ziel besprochen, und die übermüdete Begeisterung setzte sich über die schlechten Erfahrungen der Vortage hinweg.

Zäh mußten wir wieder um jeden Meter ringen, und bei der Raffeler Hütte angelangt, raubte uns zweifelhaftes Wetter selbst die bescheidenste Hoffnung. Im dichten Nebelbrauen vermochten wir zwar den Gipfel des Magersteins zu finden, aber der Rieserfernerkönig Hochgall blieb uns entrückt. Ausichtslos erschien auch das Abwarten besserer Witterung, und so zogen wir uns lieber nach Rein zurück.

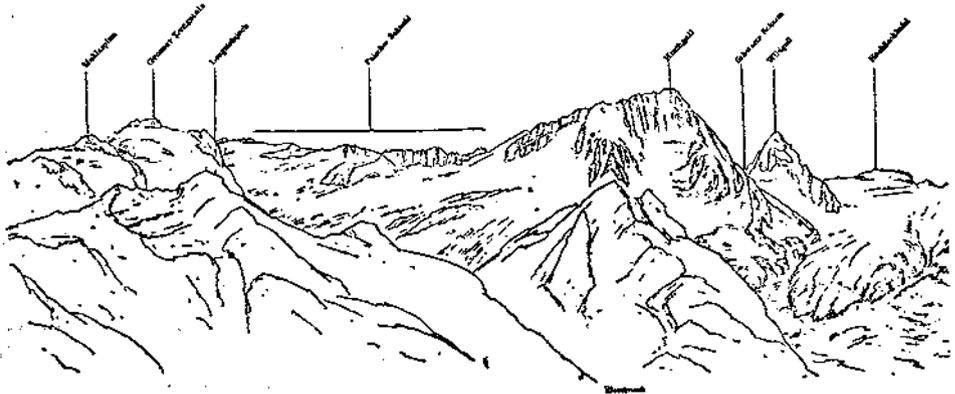
Lustig und vergnügt verlebten wir die Stunden. Aber sie konnten die Sehnsucht nicht immer zum Schweigen bringen, die mit jedem noch so flüchtigen Sonnenstrahl neu erwachte. Es war ein stillbewegter Kampf zwischen träumendem Schauen und nüchterner Erfahrung, aufbegehrendem Willen und kühler Überlegung. Die Ironie triumphierte. Bis ein bergfroher Tag dieses zwiespältige und geruhfame Leben unterbrach.

Ein sonniger Morgen trieb uns über die starkgeneigten Wiesenhänge, durch wegloses Schrofengelände und am Rande der sanftgewölbten Mulde des Bärenluegtales vorbei ins Rothsteintal. Staunend betrachteten wir ein geradezu ideales Schigebiet für den Hochtouristen. Von scharfen Felsrücken umschlossen, offenbart es nur in nächster Nähe seine Schönheit. Im flotten Tempo legte jeder eine Spur bis knapp unter den Gipfelausschwung des 3150 m hohen Großen Rothsteins.

Unendlich still war es um uns. Bewundernd zogen die Blicke von Berg zu Berg, und versonnene Gedanken spürten den geheimnisvollen Verbindungen zwischen Berg und Menschen nach. In solch seliger Gipfelschau bricht etwas Urganwaltiges von Innen heraus, wandelt das Denken zum reinen Fühlen. Auf einsamer Bergspitze weiß der Wanderer, daß nicht er die Berge erobert, sondern der Berg ihn!

Aus dem jenseitigen Talgrund wuchs der Hochgall, stolz wie ein kühngeformter Westalpengipfel, ins blaue Atherreich. Eine unbeschreibliche Pracht überstrahlte den Bergraum der Rieserferner, so daß ich ein Gelöbnis wiederholte: „Ich komme wieder!“

Der Firn war weich geworden. Es gab Purzelbäume und Kopfstände während der



Die Riesfernergruppe vom Stuttenock

steilen Abfahrt, ein plötzliches, verhängnisvolles Durchsacken im Faulschnee beim leichten Dahingleiten oder Schwingen und dergleichen Überraschungen mehr. Dann schlenderten wir gemächlich durch blühende Krokusfelder, blühten uns da und dort betrachtend zu den blaugeränderten Anemonenblüten der Bergmännin nieder. Es war ein herrliches Wandern im erwachenden Frühling. Sturm und Entfugung der ersten Tage gingen darin unter. Ernstes Kämpfen um den Berg fand eine Krönung anderer Art, die dennoch Erfüllung sein kann für den, der nicht nur dem hochgesteckten Ziel allein zustrebt. Man muß bereit sein, mit offenen Herzen alles Schöne in der Natur dankbar zu empfangen. Das ist die Voraussetzung für eine glückliche Stunde, die sich jeder Wanderer ersehnt und erträumt und mutig erkämpft, über alle drohenden Gefahren hinweg.

* * *

Wenige Monate später war ich wieder ausgezogen, wie ein Pilgrim, den unstillbares Sehnen ruhelos bewegt. Ein einziges, unentwegtes Hoffen trug ich in mir: Was mir der Winter versagte, das wird mir wohl endlich der Sommer bringen!

Langsam trug ich meinen schweren Rucksack durchs Keintal. Allein wollte ich den Weg zu den abgeschiedenen Höhen der Riesferner gehen. Doch ein alter Herr, ebenso einsam pilgernd, wurde mir zum Gefährten.

Über Nacht hatte der feine Sprühregen aufgehört. Wir stiegen im frühen Morgenlicht von der Rasselers Hütte zum Nordgrat des Schneebigen-Rods empor. Kobaltblauer Himmel überspannte weit und rein die Berge. Auf den erdbraunen Felsen des Tristenbäcks glühte der erste Sonnenstrahl wie irrlichterndes Feuer. Begeistert von der Schönheit des jungen Tages, verfolgten wir einen kaum merkbaren Steig, der uns aber bald an eine glatte Abbruchstelle führte. Wir waren viel zu hoch gestiegen und mußten nun die blankgeschuerte Rinne eines Tristenbach-Seitenarmes hinabklettern. Mühsam wurde dann der Gang auf der ausgedehnten Moräne, deren Steinbrocken nur spärlich das schwarze Eis verbedeten. Endlich begann harter Firn uns wieder gute Trittsicherheit zu geben. In gerader Linie legte ich eine Spur, am P. 2880 vorbei, zum Felskeil hinauf, der den Schneebigen-Rod-Ferner in zwei riesige Arme teilt und in einen steilen Gletscherrücken mündet. Wie auf einer Himmelsleiter stiegen wir empor, mitten in die Feuer Scheibe der Sonne hinein, die hinter dem Gipfel flammte. Felsen, mit filigranzartigen Eisblumen geziert, türmten sich zu scharfer Schneide. Ohne den kalten Wind wäre die leichte Kletterei genutzreich geworden. Nach vier Stunden fanden wir freudestrahelnd auf der Schneehaube des Gipfels.



Hochgall und Wildgall

keine Wolke segelte am Himmel. Mehr und mehr sanken die umliegenden Bergspitzen zurück und hinter dem Hochschachkofel wurden die Dolomiten in zarter Ebnung sichtbar.

Nur einmal greift eine Firnwand über den hellgrauen Fels, im Bogen muhten wir dem überhängenden Abbruch ausweichen. Der Grat wird dann auch schwieriger und erfordert aufmerksames Klettern. Kleingriffige Platten sind die letzte Gegenwehr des Berges. Nach einem kurzen Schotterfeld stapften wir im morschen Schneewulst bis zum Steinmann auf dem Hochgallgipfel.

Nun war der Berg mein! — Ein leuchtender Markstein in meinem jungen Bergsteigertum war mir das Ringen um diese Höhe geworden. Und am Orte der Erfüllung dankte ich dem Berg dafür, dem stummen Gönner!

Die Aussicht war noch klarer als tags zuvor. Zwischen Triglav und Adamello, Königspitze und den Hohen Tauern breitete sich in herrlichster Farbenschönheit die Wunderwelt der Alpen aus. So mannigfaltig die Empfindungen auch sein mögen, auf einem auserlesenen Gipfel einen sie sich zu andachtsvoller Feierstunde. Die umfaßbare Weite des Himmels wird zur Harfnerin lichter Gedanken, und auf jeder Spitze flammt es wie ein begeisterndes Erzelfior!

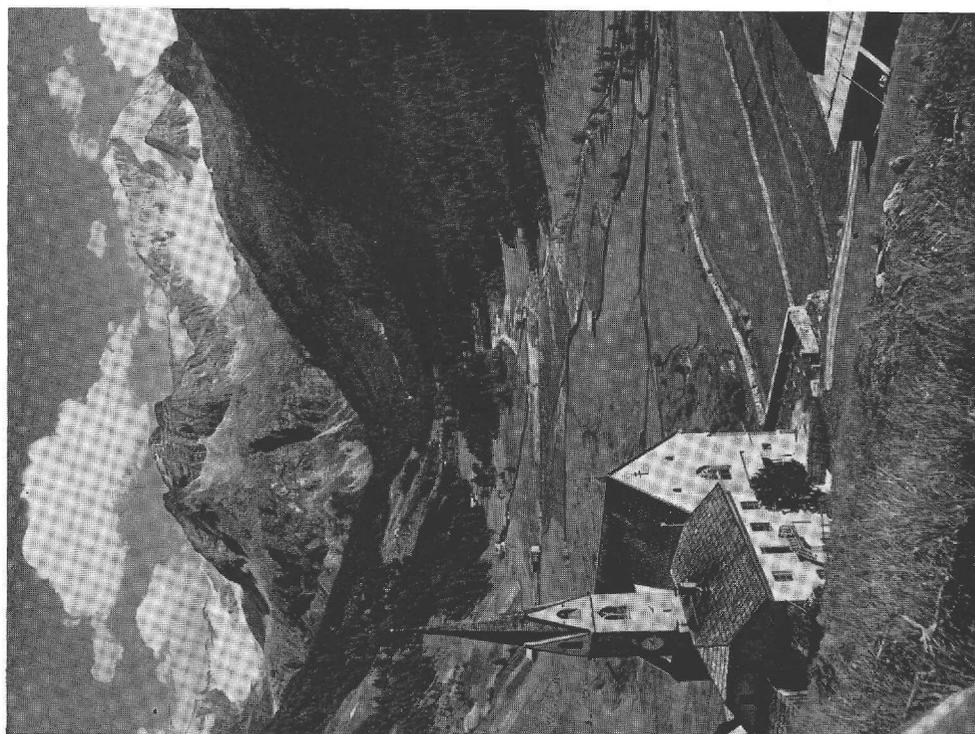
Als wir dann gemächlich im gleißenden Lichtstrom der späten Sonne zur Hütte wanderten, ruhte das Bachertal schon im dämmerigen Schatten. Bald darauf verwischte das samtene Dunkel der Nacht die Grenzen zwischen Himmel und Erde. Die winzigen Lichter der Bauernhöfe wurden zu funkelnden Sternfiguren, gleich denen über uns.

Nach diesen zwei wohl gelungenen Bergfahrten schaltete ich einen Rasttag ein. Auf weichen Moospolstern liegend, sah ich den Hummeln, Käfern und Schmetterlingen zu, wie sie von Blüte zu Blüte gaukelten, von Halm zu Halm turnten und nirgends zur Ruhe kamen. Das Betrachten der kleinen Welt ließ mich die große vergessen. Wie im Fluge strich der Tag dahin, reich an Eindrücken, die mir Blumen und Tiere schenkten.

Am anderen Morgen wanderten wir auf dem „Arthur-Hartdegen-Weg“, der an den Flanken des Riesernods über senkrechten Abgrund ins obere Ursprungstal und zum Großen Lenkstein führt. Im geröllgefüllten Ursprungkessel lenkten uns aber eine Anzahl grellroter Markierungspfeile in eine falsche Richtung. Eine ganze Stunde irrten wir mühevoll im Schutt umher, bis Spuren wieder den richtigen Weg wiesen,



Wasserkopf, Fenster- und Kauchkofel von Norden



Stein im Bachertal mit Hochgall



Magerstein vom Gänsebißloch aus



Hochgall vom Lenkstein aus

der sich zwar noch oft genug in den unglaublich brüchigen Gesteinsmassen verlor. Man hält sich am besten möglichst am Rande des immer höher ansteigenden Felsabsturzes, der gleich einer gewaltigen Stützmauer den oberen, terrassenförmigen Lenksteinferner trägt. Aus mächtiger Gletscherneigung erhebt sich dann die stark verwitterte Felsstoppel des 3236 m hohen **G r o ß e n L e n k s t e i n**.

Lange saßen wir an windgeschützter Stelle in der warmen Sonne. Unsere Blicke glitten aber nicht zum leuchtenden Gipfelreigen in der Ferne. Denn von hier aus zeigt sich der Hochgall in seiner schönsten Form. Aus dem zerklüfteten Lenksteinferner wachsen die zadigen Grate, die Passcher Schneid, und nahe dem Gipfel gleißt ein riesiger Eiswaust am Eispfeiler des Nordgrates. Unheimlich, abweisend sind da die dunklen Wände, unnahbar erschien uns von dieser Seite der Rieserfernerkönig. Seine Nordwand, die sich in gerader Flucht aus den Spalten des östlichen Rieserferners empor schwingt, ist auch bis jetzt nur wenige Male durchstiegen worden. (Siehe „Mitteilungen“ 1935, Nr. 2.)

Chrfürchtig bestaunten wir die urgewaltige Erscheinung des Berges, der als ein einsamer Vorposten im Südwesten der Hohen Tauern steht, den man vergessen hat, seit ihm das unglückliche Ende des Weltkrieges welsche Grenzpfähle auf seinen Hochthron setzte. Schweigend wanderten wir dann durch den stillen Abend zur Hütte zurück.

Fünf sonnenhelle Tage waren uns nacheinander beschieden gewesen. Nun stellten sich die ersten Wetterorgen ein. Föhnwolken jagten von Süden her, im Bachertal wogten bleigraue Nebelschwaden. Nur das Rieserfernerbecken blieb noch frei, die Wolken zerschellten an der riesigen Südmauer. Rasch entschloß ich mich daher zur Besteigung des schwierigsten Gipfels des Hauptkammes, des Wildgalls.

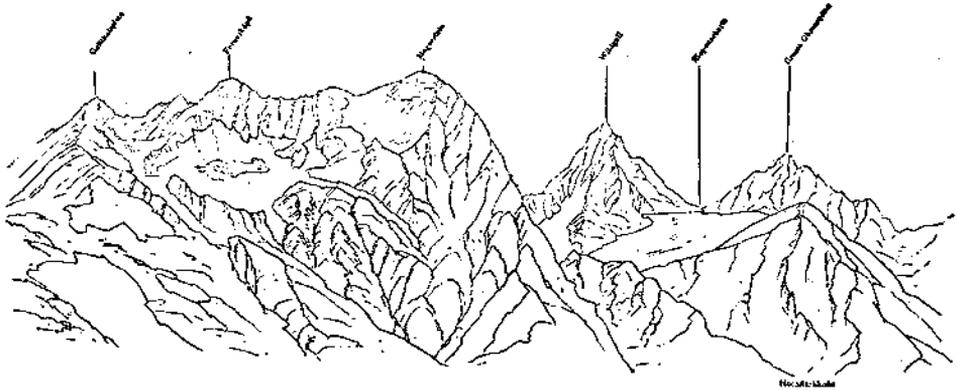
Es war ein unbeschreiblicher Anblick, als wir kurz vor der Antholzer Scharte den Gletscher querten und schwarz die Wände, finster und drohend die Wolken sich aufhäumten, von einem goldenen Sonnenbalken gestützt. Dazu war über uns der Himmel so tiefblau, daß uns das Branden des Wettersturzes nur als komischer Spuk dünkte. Eine schier übermühtige Zuversicht hatte mich erfaßt, vor der jede Mahnung, alles sorgliche Warnen vergebens war.

Im eisgefüllten Winkel des Wildgalls, vom Fels des Südwest- und Nordwestgrates gebildet, schaute mich die zwischen 40 und 50 Grad geneigte Eisrinne nicht besonders freundlich einladend an. Doch die Felsflanken sind von derart loser Gesteinsstruktur, daß ich zum Schluß lieber mit den kurzadigen Eisen die Randkluft überwand und mich in der Rinne emporarbeitete. Schwarzes, sprödes Eis trieb mich aber bald in das Felsbrodenchaos, bis grifflose Platten Einhalt geboten und mich wieder zur Rinne drängten. Unter der glatten Gipfelfwand wird dann eine Quercung zum Südwestgrat möglich. Diesen Quergang auf kleinen, aber festen Griffen und Tritten empfand ich, wegen der Ausgesetztheit, als die schwierigste Stelle. Dazu waren die wenigen Haltepunkte mit einer dünnen Eisschicht überzogen. Dann folgte das Schönste der ganzen Tour, ein lustiges Gratstück. „Reitgrat“, heißt es im Hochtouristen, man kann ihn aber gut überklettern. Schade, daß es nicht länger dauerte.

Auf dem spitzen, knapp uns zwei platzbietenden Bergthron des Wildgalls glücklich vereint, drückte mir mein Gefährte dankbar die Hände und versicherte freudestrahlend, daß ihm dieser Höhenpfad auch ein Höhepunkt in seinem Bergsteigertum geworden ist. Die schöne Bergfahrt erfreute und beglückte mich so doppelt.

Unmerksamer deutlicher waren inzwischen die Zeichen des nahenden Wettersturzes geworden. Wie aus einem Herdenschüssel stiegen die Nebel und hüllten auch unsere kleine Felsinsel ein. Nur der heiße, kreisende Luftstrom im Rieserfernerbecken lichtetete sie so weit, daß wir unbeirrt und schnell absteigen konnten. Dann hüpfen zwei Gletscherflöße zur Antholzer Scharte und jubelten freudig dem granitenen Zweiggestirn der Rieserfernergruppe zu. Mehr als ich zu hoffen wagte, ward mir zur Erfüllung.

Die Nacht über fiel Neuschnee, eisiger Wind heulte um die Raffeler Hütte. Im



Der Hauptkamm der Riesfernergruppe

strömenden Regen flüchteten wir talwärts, die Wege schöner Bergkameradschaft trennten sich wieder. Ich verweilte noch einige Tage dort, suchte die Menschen näher kennenzulernen, die in langer Erbfolge die farge Scholle des Bachertales betreuen.

Dann war ein Morgen gekommen, herbstklar über der Ferne, in der Berg hinter Berg verblaute. Meine Gedanken aber zogen über Berge und Täler in meine Heimat, in der zwischen silberstämmigem Erlengestrüpp der Inn das Bergtor der Alpen schäumend durchfließt. Und in der Liebe zur Heimat festigten sich die guten Werte, aus fremdländischer Schönheit entsprungen und zu eindrucksvollen Taten geformt.

* * *

Ich fand den Weg zum Berg im einsamen Erleben, und wo Feierstille in den Tälern wohnt, dort rastete ich am liebsten.

Bei meiner zweiten Riesfernerwanderung sah ich dolomitengleiche Zinnen aus dem Gelltal ragen. Und als ich an einem Septembertag wiederum die schlanken Felstürme schaute, da war die Ausföhrung meines Entschlusses nur mehr eine Frage der Zeit. Ein Jahr später verließ ich schon in Gais die elektrische Bahn von Bruned nach Sand in Taufers. Schwül war der Tag und über den Waldhügeln und Felsspitzen flimmerte die Hitze der Luft. Unter den glühenden Sonnenstrahlen sichelten tiefgebüldt die Schnitterinnen Garbe um Garbe auf den erntereifen Feldern der steilen Berglehnen. Still, wie ausgestorben zog sich der Weg aus den Auen der Niederung zur Schattenkühle des Hochwaldes hinauf. Das zarte Lärchengeäst wölbte sich dann zu Arkaden, in deren grüner Dämmerung ich freudig dem neuen Ziel zustrebte. Den schweren Rucksack trug mir ein junger Bauernbursch ein Stüd voraus. So konnte ich mich frei bewegen, eine Stimmung finden, die den Gedanken die prosaische Wirklichkeit nahm. — Auf den Sonnengoldstreifen im Lärchenwald, im Wellensturz des Mühlbaches und im lustigen Klappern der kleinen Wasserräder, von den Blütenkerzen des dunkelblauen Eisenhuts zu den hellen Wettergloden huschten Geisterwesen, Gestalten aus Märchen und Sagen. Dazwischen schritt eine Ziegenhirtin mit ihrer tollenden Herde so lautlos über den Wiesenplan, als ginge sie im Geisterzuge des großen Pan.

Wie ein Schmetterling von Blüte zu Blüte gaukelnd und im Lied der Natur eigene Melodien erhörend, kam ich langsam zu den Brandruinen eines uralten Bauernbades. — Vor Jahrhunderten schon trafen sich im „Mühlbacherbadl“ an der radiumhaltigen Quelle die Bauern des Puster- und Eisacktales zur Kur. Der Chronist jedoch ironisiert deren Heilerfolge und berichtet, daß die gichtigen Bauern die meiste Zeit

in der engen, vollgequalmten Stube saßen, eifrig debattierten und das heilkräftige Wasser mit „Tiroler Roten“ stark vermischten.

Im Jahre 1933 ist das Bad abgebrannt. Ich nächtigte deshalb in der nahen Unterbacheralm. Im schlaftrunkenen Raunen des Bergwaldes ging ich dann noch spazieren, bis über der verschneiten Dompfanne des Morgentofels die Sterne funkelten.

Längst war wieder lautes Leben und Treiben auf der gasflichen Alm, als ich mich aufmachte, dem Mühlbach bis zur oberen Heißalm zu folgen. Wolkenloses Himmelsblau und die immer mehr sich weitende Sicht auf die Jadenkronen des Fensterle- und des Rauchkofels begannen meine Erwartungen froh zu stimmen. Nur der viele Neuschnee der vergangenen Schlechtwettertage ließ einen leisen Mistton anklängen.

Tags zuvor waren mir zwei Bergkameraden vorausgegangen. Nun begrüßten wir uns schon von weitem, und nachdem ich meinen gewichtigen Rucksack wesentlich erleichtert hatte, stiegen wir gemeinsam auf verfallenen Serpentinien den terrassenförmigen Tal-schluß empor. Vor unserem gutgemeinten Loden flüchteten Bergschafe ins Geschröf. Um die wenigen Herbstblüten brummte eine Hummel, und langsam schwebte ein Kohlweißling in Aufwinden bergwärts. Mit den letzten Moosbeeren, die gleich dunklen Blutstropfen auf meergrünen Rissen ruhten, verlor sich auch der Rest einer Wegspur, des einstigen Alpenvereinssteiges. Unter dem Club Alpino Italiano ist dieser Bergwinkel wieder im wahrsten Sinne des Wortes Urland geworden.

Das Gehen wurde zum mühsamen Wühlen in klebrigen Schuttmassen, zu einem fast endlosen Stapfen im schmelzenden Neuschnee. Unweit der Grubsharte erreichten wir einen flachen, breiten Gratabsatz. Vor uns stand der letzte steile Hang der *Grubenwindsharte*, als eine glatte weiße Fläche. Doch besser als wir annehmen konnten, trug uns die winterliche Dede. Dann war der 3042 m hohe Gipfel unser. Er ist der lohnendste Aussichtspunkt des südlichen Rieserfernerkammes. Im einzigartigen Blick auf die Dolomiten vergaßen wir bald die vielen Anstrengungen im lockeren Schutt und tiefen Schnee. War es zuerst allein die Königin Marmolata, deren silbrigglutender Firmantel jenseits des Pustertales blinkte, schauten wir nun wie ein prächtiges Geschmeide phantastischer Ziselierung das ganze wildromantische Felsenreich Südtirols. Das war eine reiche Entlohnung, ein wohliges Ausruhen auf stiller Höhe.

Nach kurzer Rast ging es in großen Sprüngen über Fels und Firn zur Grub- oder Zehnersharte hinunter. Damit standen wir am Beginne einer kühnaufsteigenden Gratlinie, die dem Kletterer das Herz freudig höher schlagen läßt. Gleich einer verwitternden Riesenmauer waren *Rauch- und Fensterleko-fel* uns im Mühlbachtal erschienen. Nun löste sich dieser Ruinenbau in enge Klüfte und messerscharfe Zaden auf, vom Turm des Fensterlekofels überragt. Und wir kletterten auf winzigen Gestein und eisumsaftten Urgesteinsblöcken, zu beiden Seiten die schwindelnde Tiefe. Der herrliche Weg mit seinem stetigen Auf und Ab ließ uns der Zeit keine Beachtung schenken. Als wir dann die Spitze erreicht hatten, milde und doch restlos befriedigt, schauten wir verwundert ringsumher ins rötliche Abendleuchten. Und während das glühende Rot langsam zum dunklen Schattenblau der Nacht wurde, stieg jeder schweigend talwärts.

Tags darauf zogen Föhnwolken von Norden her, dicke Nebelschwaden trübten frohe Gipfelpäne. Wir entschlossen uns dennoch zum Gang über das *Mühlbacher Joch*. Endlos schienen die vier Stunden, die wir brauchten, um die steilen Schutthalde zu überwinden. Vom früheren Alpenvereinssteig ist keine Spur mehr vorhanden. So war mir auch jede Lust vergangen, Schwarze Wand und Morgentofel, die beiden Torpfeiler des Mühlbacher Joches, anschließend zu besteigen. Gemütlich stapften wir über den Galtalferner zur ehemaligen *Fürther Hütte* am Gänsebißloch. Ofters schon hatte ich sie von verschiedenen Bergspitzen aus geschaut und sie mir jedesmal als ideales Bergsteigerheim vorgestellt. Nun stand ich vor ihr — maßlos enttäuscht. Zwar sind die Mauern und das Dach noch fest, der innere Zustand kam mir aber wie ein

gemeines Verbrechen vor. Als hätten Banditen in der weidfernen Hütte gehaust, so starrten in Schmutz und fensterlos, mit zertrümmerter Einrichtung, die Räume.

Ich schritt zum kleinen Gletschersee am Joch, den eine dünne Eisbede bleich überspannte. Was mich empört hatte, sollte nicht länger störend an mir kleben bleiben. Es drängte mich zur stillen Abendruhe zwischen den Berghäuptern, hinter denen sich gewaltige Kumuluswolken aufstürzten. Da war mir, als wollten sich, gleich lebendigen Lichtgarben, Wolken und Berge ins Unendliche schwingen, sich verbinden zu einem Symbol, das Himmelwärtstrebendes offenbart.

Tief unten im Antholzer Tal, vom letzten Sonnenstrahl beleuchtet, besah ich noch lange das prächtige Farbenspiel der Wiesen und Felder, die blauen Rauchföhnelein der wetterbraunen Bauernhäuser, vom steilen Bergwald umfriedet, und nicht zuletzt das tiefgrün schillernde Auge des Antholzer Sees, in dem Berg und Wald, Himmel und Wolken sich spiegelten.

In der Hütte verkroch ich mich bald im Schlaffad. Das Geschaute half mir über die vielen Widerwärtigkeiten leichter hinweg. Am anderen Morgen hüllten Nebel und feiner Regen die Bergspitzen ein. Vom Joch her blies warmer Wind und im Gletscher wurden die Spalten zu zartblauen Adern. Das konnte uns aber nicht abhalten, über den Grat des Wasserkopfes, des Morgenkofels und der Schwarzen Wand zu wandern. Die Begehung dieser Dreitausender ist für einen geübten Bergsteiger nicht schwierig, da vor allem am scharfgratigen Wasserkopf, der einst angelegte Steig noch gut erhalten ist. Bei klarem Wetter muß der Blick auf die Dolomiten diese Höhenwanderung mehr als lohnend gestalten.

Nach wiederum ungemütlichen Nachtkunden im feuchten Schlaffad lachte uns die Sonne. Meine Freude erhielt durch den bevorstehenden Besuch des Schneebigen Noths einen ungeheueren Aufschwung. Ich bestieg dann zum dritten Male sein firn-gekröntes Berghaupt. Im Aufstieg überschritten wir die Trümmerpyramide der Geltalspitze und verfolgten den schönen Grat vom Fernerköpf bis zum Gipfel. Im Abstieg überschritten wir die außergewöhnlich brüchige Geltalsspitze, wobei große Blöcke ins Rollen kamen und im Sturz krachend zersplitterten.

Von der hohen Warte des Schneebigen Noths hielt ich nochmal Umschau im einsamen Reich der Rieserferner. Gedanken und Blicke folgten ein letztes Mal der feinen Silbernaht unserer Spur über den Geltalferner zu den dunkelwandigen Türmen der verschiedenen Köpfe und weiter hinaus, bis sich alles in den dunstigen Schleiern des Himmels einte. In dieses Hinübergleiten ins Traumhafte, Unwirkliche, wuchs wieder das unentwegte Ringen um die Berge dieses vergessenen Bergwinkels deutscher Erde. Vor den Winterstürmen, dem Lenzjubiläum und den Erfüllungsmelodien der sonnigen Sommertage waren Mühe und Gefahr zurückgetreten. Dankbar fühlte ich den stillen Lohn einer Tat.

Noch am selben Tag stiegen wir nach Antholz-Mittertal ab. Meine Freunde wanderten nach Sexten weiter. Allein blieb ich noch am Fuße der gigantischen Südmauer der Rieserfernergruppe. Im steten Wechsel von Sonne und Regen verklang der Überschwang der Erlebnisse.

Einsam ist das Tal, einsam sind die Berge, edel und rein ihre Schönheit, die nur großes Naturerleben wieder geben kann. Komme nur jeder Bergsteiger mit offenem Herzen, — das stille Reich der Rieserferner wird er nie wieder vergessen.

Das Pflanzenleben des Großglocknergebieten

Kurze Erläuterung der Vegetationskarte¹⁾

Von Dr. Helmut Gams, Innsbruck

I. Aus der Erforschungsgeschichte

Nicht nur an der wissenschaftlichen, sondern auch an der bergsteigerischen Erschließung der Alpen und im besonderen der Hohen Tauern haben Botaniker hervorragenden Anteil, wie aus den Darstellungen Hofmanns (1870/71), Purtschellers (1896) und Welzenbachs (1928) in dieser Zeitschrift hervorgeht.

Die I. Periode der Pioniere wird durch für alles Große der Natur begeisterte Vertreter des Adels und der Geistlichkeit Kärntens eröffnet: Franz Xaver von Wulfen besuchte 1775 als erster Botaniker die Alpen von Döllach, Heiligenblut und Rals. Sigmund von Hohenwarth (Generalvikar des Fürstbischofs Salm von Gurt, später Bischof in Linz) und J. Rainer beschrieben 1792 ihre botanisch-zoologischen Reisen in Kärnten und dehnten sie 1795 bis zur Pasterze aus. 1798 machten die deutschen Botaniker D. H. Hoppe und H. G. Flörke ihre ersten Entdeckungen um Fusch und Heiligenblut und 1800, ein Jahr nach der Erstersteigung des Glockners, erreichten Wulfen, Hohenwarth und Hoppe den Kleinglockner, A. D. Schwäggrichen den Großglockner und Brennkogl. Im selben Jahr gab Flörke in Hoppes Taschenbuch eine erste Beschreibung der Vegetationsverhältnisse. 1802 bestieg auch Hohenwarth den Großglockner und J. A. Schultes den Kleinglockner. Dieser schrieb ein vierbändiges Werk über die Glocknerfahrten und eine der ersten österreichischen Floren und wurde der erste Botanikprofessor der Innsbruder Universität. Hoppes Entdeckungen an der Pasterze, vor allem in der von ihm 1813 erstmals betretenen Gamsgrube, lockten viele deutsche Botaniker, darunter Alexander Braun und die Moosforscher Hornschuch, Bischoff und Fund in das Gebiet und veranlaßten auch den Erzherzog Johann 1833 zur Erbauung einer Hütte in der Gamsgrube, der späteren Hoffmannshütte (s. Mitteil. d. Alpenvereins 1935, S. 2). Das letztemal kam Hoppe 1841. Während das Pasterzenkees unaufhaltfam vorrückte und A. Sauter (1832/33, 1836/39) mit der floristischen Erschließung des Pinzgaus begann, verebbten die früher so zahlreichen Botanikerbesuche in Heiligenblut.

Die II. Periode der Klassiker wird in Hoppes Todesjahr 1846 durch die 17jährigen Zwillingbrüder Adolf und Hermann Schlagintweit eröffnet. Sie untersuchten 1848 die Lebewelt des Großglockners und anderer Gipfel und veröffentlichten ihre für die gesamte alpine Gletscher-, Klima- und Vegetationskunde grundlegenden Beobachtungen in zwei stattlichen Bänden 1850 und 1854. Von 1853—55 besuchten die hervorragenden Alpenforscher Stur, Sonklar, Reil und Ball das Glocknergebiet. Weniger bekannt, aber ebenso klassisch und in ihrer Art noch nicht übertroffen sind die Untersuchungen der bayerischen Moosforscher P. G. Lorenz und L. Molendo von 1861 und 1865.

¹⁾ Die farbige Karte wurde vom Verfasser 1930/31 im Auftrag und mit Unterstützung des Ausschusses des D. u. O. A.-V. aufgenommen, 1933 gedruckt und wird einer ausführlicheren Darstellung, welche die Wiener Zool. Bot. Ges. herausgibt und in welcher auch die hier aus Raummangel fortgelassenen Literaturangaben zu finden sind, beigegeben. Beiden Vereinen sei für ihre verständnisvolle Hilfe bestens gedankt.

Während 1861 A. Kerner seine ersten Untersuchungen in Nordtirol ausführte, bestieg sein späterer Nachfolger J. Peyritsch den Großglockner und als erster Botaniker das Wiesbachtorn. Seine kurzen Berichte gehören aber bereits der III. Periode der Floristik an, in welcher die Verbindung zwischen der turkistischen Erschließung und der wissenschaftlichen Erforschung gänzlich abbricht. Dieser Periode gehören u. a. die Salzburger Floristen R. und J. Hinterhuber und die in den südlichen Tauerntälern eifrig sammelnden Geistlichen R. Gutser in Rals und D. Pacher in Sagriz an. Die Ergebnisse dieser fleißigen Kleinarbeit sind in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen, den Landesfloraen, in mehreren systematischen Monographien der Wiener Schule und im Führer der Tauernerkursion des Wiener Botanikertongresses 1905 (von Heinrich v. Handel-Mazzetti und Fr. Vierhapper) niedergelegt (vgl. auch Hayek in Zeitschr. 1922). Die lange vernachlässigte Untersuchung der Pinzgauer Täler, an der sich u. a. R. Frisch 1888—98 und E. Fugger und R. Kastner 1883—1911 beteiligten, wurde durch die Errichtung des Pflanzenschnitzbezirks im Stubach- und Amertal 1922 neu belebt.

Die IV. Periode der planmäßigen Vegetationsforschung und Kartierung beginnt im Glocknergebiet später als in vielen westlicher und östlicher gelegenen Alpengegenden, so daß G. und J. Braun-Blanquet, die 1929 eine größere Zahl von Vegetationsaufnahmen um das Glocknerhaus durchführten, in ihrer 1931 in Grenoble erschienenen Schrift mit einiger Übertreibung schreiben konnten, daß über das Gebiet noch „aucune étude phytogéographique“ vorliege. Als erstes Tauernmoor ist das des Moserbodens 1907 kurzfristig von Schreiber und Blechinger, 1923 mikrostratigraphisch von F. Firbas untersucht worden. In den letzten Jahren haben außer dem Verfasser (1929—31) auch viele andere jüngere Forscher das Gebiet besucht, so Lüdi, Frey, Hued, Mattia, Melchers und vor allem H. Friedel, der seit 1931 die engere Umgebung der Pasterze gletscher-, boden- und vegetationskundlich mit muster-gültiger Sorgfalt untersucht hat. Seine Aufnahmen (vgl. Carinthia 1934/35), die geologischen von E. Clar und H. P. Cornelius und die klimatologischen Arbeiten des Sonnenbildvereins bilden eine feste Grundlage für ein tieferes Verständnis der Pflanzendecke, die hier nur in den allergrößten Umrissen dargestellt werden kann. Eine dem heutigen Stand der Floren- und Vegetationsforschung entsprechende Monographie würde ein mehrbändiges Werk erfordern.

2. Boden, Klima und Besiedlung als Grundlagen der Pflanzenverbreitung

Für den geologischen Aufbau muß auf die ausführlichen Arbeiten von Clar und Cornelius verwiesen werden, doch seien die für die Bodenbildung wichtigsten Gesteine in der Reihenfolge abnehmender Säure und zunehmenden Karbonatgehalts genannt: Kalkfreie Orthogneise, auf denen sich stark saure, ausgebleichte Humusböden bilden, setzen den „Granatspitzkern“ um den Kaiser Tauern zusammen. Auch fast kalkfreie, aber meist etwas fruchtbarere Böden ergeben die Glimmerschiefer, Quarzite usw. der „unteren Schieferhülle“, der Brenntogdecke (Ferleitner Schiefer), des Nordrahmens (Fischer Phyllite) und Südrahmens (Matreier Zone und Schoberkrifallin). Nur schwach saure bis neutrale, dabei aber wenig fruchtbare Böden liefern die in schmalen Zonen auftretenden Amphibolite und Peridotite und die aus diesen hervorgegangenen Serpentine („blaue Wände, Knöpfe“ usw.). Die in der „oberen Schieferhülle“ noch verbreiteteren Grünschiefer (Chlorit-schiefer, Prasinit), die auch den Glockner selbst aufbauen, verwittern nur schwer zu mehr oder weniger sauren, kalireichen Böden. Die Hauptmasse der oberen Schieferhülle und damit das im Kartensbereich verbreitetste Gestein bilden Kalkglimmerschiefer, die sehr leicht zu schwach sauren, bis neutralen Schutt- und Sandböden verwittern, wobei sich die „Bretter“ und „Bratschen“ bilden, deren Ode jener der

Serpentintöden nicht nachsteht, wogegen die Talgründe üppige Laubgebüsche und Wiesen kleiden. Keine Kalk- und Dolomite sind in großer Masse nur im Osten der Fusch („gelbe Wände“, „Fegfeuer“ usw.) entwickelt, stehen aber in Form kleiner, schon durch ihre abweichende Vegetation auffallender Linsen auch in den anderen Tälern an.

Gletscher (Keeser) nahmen während ihrer Hochstände im 17. und 19. Jahrhundert fast $\frac{1}{3}$, zur Zeit der Aufnahme der neuen Karte noch etwa $\frac{1}{6}$ der Fläche ein (vgl. Paschinger in Zeitschr. 1928 und Abb. 1). Im Spätglazial (Gschnitz-, Daun- und Eggeffenstadien vor rund 12 000—10 000 Jahren) war sicher mehr als die Hälfte des Karttenblattes vergletschert, während der Hochstände auch der letzten Eiszeit wohl das ganze, so daß die Geschichte der heutigen Vegetation zu sehr verschiedenen Zeiten beginnt: vor mehr als 12 000 Jahren außerhalb der Gschnitzmoränen, vor etwa 10 000 Jahren außerhalb der Daun- und Eggeffenmoränen, im 17. Jahrhundert außerhalb der Fernaumoränen und vor weniger als 80 Jahren außerhalb der jüngsten Moränen. Damit hängt zusammen, daß viele in den Alpen weitverbreitete Pflanzen dem Glocknergebiet fehlen oder es nur am Nord- und Südrand berühren.

Die noch nicht abgeschlossene Untersuchung der Moore ergibt gute Übereinstimmung mit den übrigen Zentralalpen. Wir müssen mit mehreren, sehr trockenen Perioden vor und nach der Bildung der Gschnitz- und Daunmoränen und einer erst feuchtwarmen dann trockenwarmen Zeit vor etwa 9 000—3 000 Jahren rechnen, in welcher die Gletscher weit über ihre heutige Größe abschmolzen und die Wälder weit über ihre heutigen Grenzen emporstiegen. Eine ungefähre Abschätzung der Gletscherflächen unter Zugrundelegung von Paschingers Planimetrierung ergibt, daß die Gletscherfläche am Ende der Wärmezeit (in der frühen Hallstattzeit) mit etwa 28 km^2 nur etwa $\frac{1}{8}$ derjenigen der Hochstände im 17. und 19. Jahrhundert (122 km^2) und nicht viel mehr als $\frac{1}{4}$ derer von 1924 (92 km^2) betrug und daß die relativen Unterschiede am Kapruner Kamm am größten, an der Pasterze am kleinsten sind (Abb. 1).

Während der germanischen und slawischen Besiedlung dürften Gletscherausdehnung und Klima ähnlich wie heute gewesen sein, doch zogen sich die Gletscher im 12. und 15. Jahrhundert nochmals sehr stark zurück, was jedesmal den Goldbergbau neu belebte. Wie Friedel durch Untersuchung der Jahrringbreite alter Zirben aus der Gschnitz feststellte, waren die Jahre 1600/05, 1645/50, 1675/80, 1710/15, 1740/45, 1775/80, 1815/20 und 1850/56 besonders ungünstig. Die Vorstöße von 1600 und 1645 („Fernaumoränen“) gingen z. B. an der Pasterze über den von 1850/56 noch etwas hinaus, der von 1820 dagegen nicht. Für die höchste Goldgrube der Ostalpen, zwischen Kloben und Brennkogel in 2855 m Höhe, wurde Grubenholz verwendet, das nach den gemessenen Jahrringen von 1620/25 stammt. Eine Goldgrube am Pasterzenboden war 1446 in

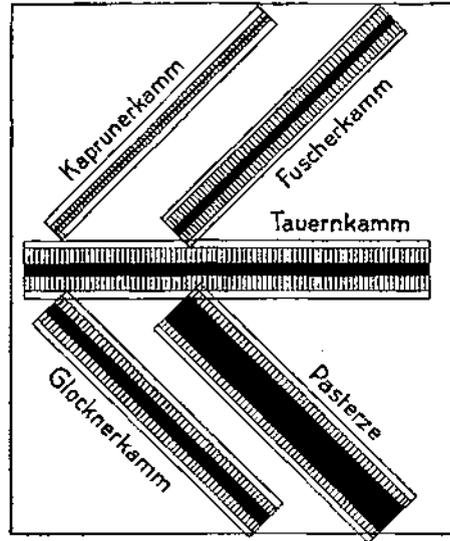


Abb. 1. Der Anteil der Gletscher an der Gesamtfläche der Glocknerkarte in der frühen Hallstattzeit um 1000 v. Chr. (schwarz), bei der Aufnahme der neuen Karte 1924 (schraffiert) und während der Hochstände des 17. und 19. Jahrhunderts (größte Rechtecke)

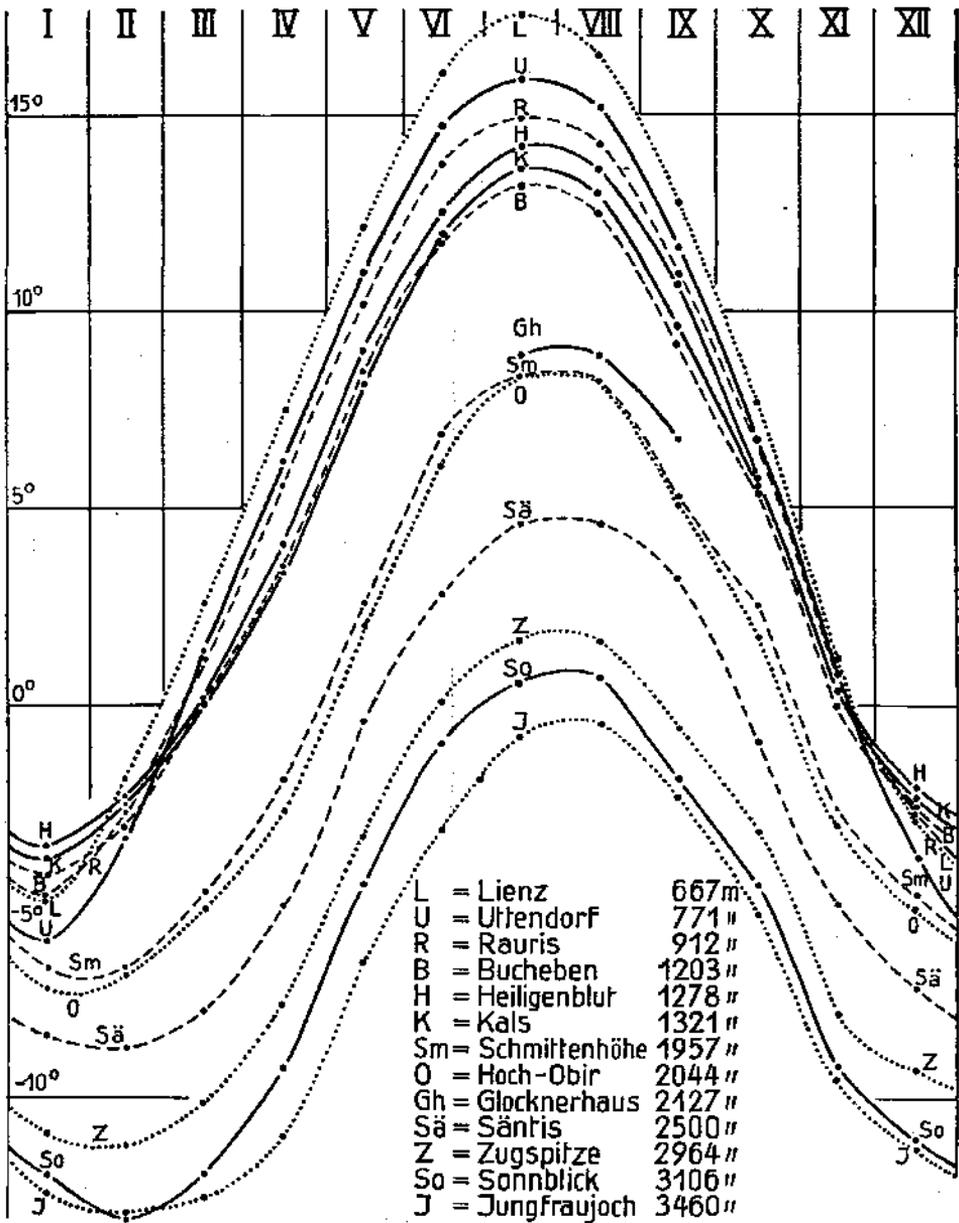


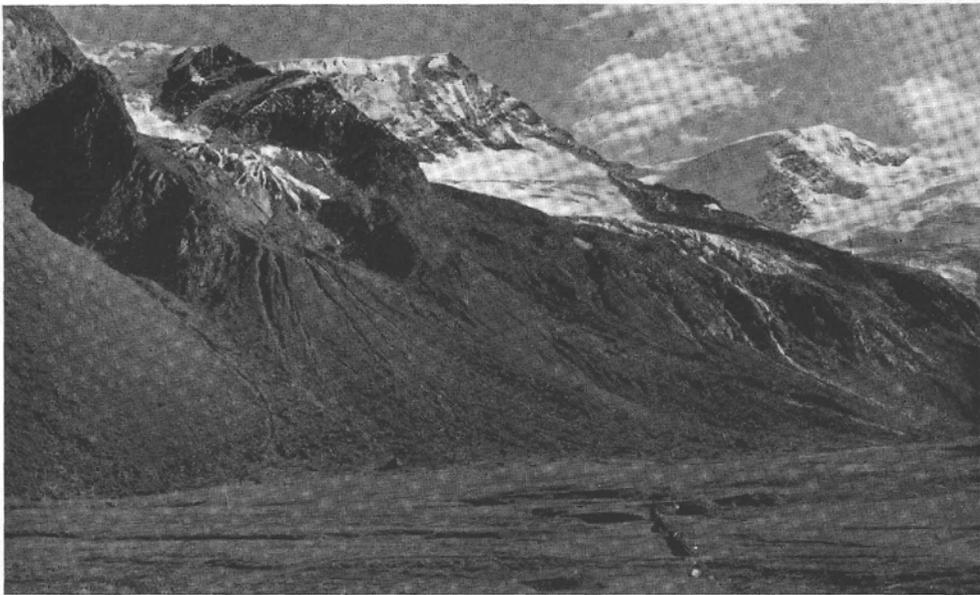
Abb. 2. Gang der Tagesmitteltemperatur in den Hohen Tauern und auf einigen anderen Höhenstationen (Periode 1896—1915)

volltem Betrieb; sie wurde mehrmals verkeeft, zuletzt um 1840 und ihre Halden kamen 1931 teilweise wieder zutage.

Die ersten meteorologischen Beobachtungen im Gebiet wurden 1848/50 durch die Brüder Schlagintweit im Pasterzengebiet und auf ihre Veranlassung auch in Sagrits



Blick von der Teufelsmühle auf die Zirbenwälder und Moore der Wiegenköpfe, den Engingerboden, das Wurferkar und Rißsteinhorn



Das Moserbodenmoor gegen die in raschem Zerfall begriffenen Gletscherzungen des Bärenkopfs- und Schwarzköpfelkeeses und den Johannisberg (Sommer 1931)



Das Lauenmoos vor der Stauung, gegen Hocheiser und Großglockner



Die Teischnitz mit dem Großglockner

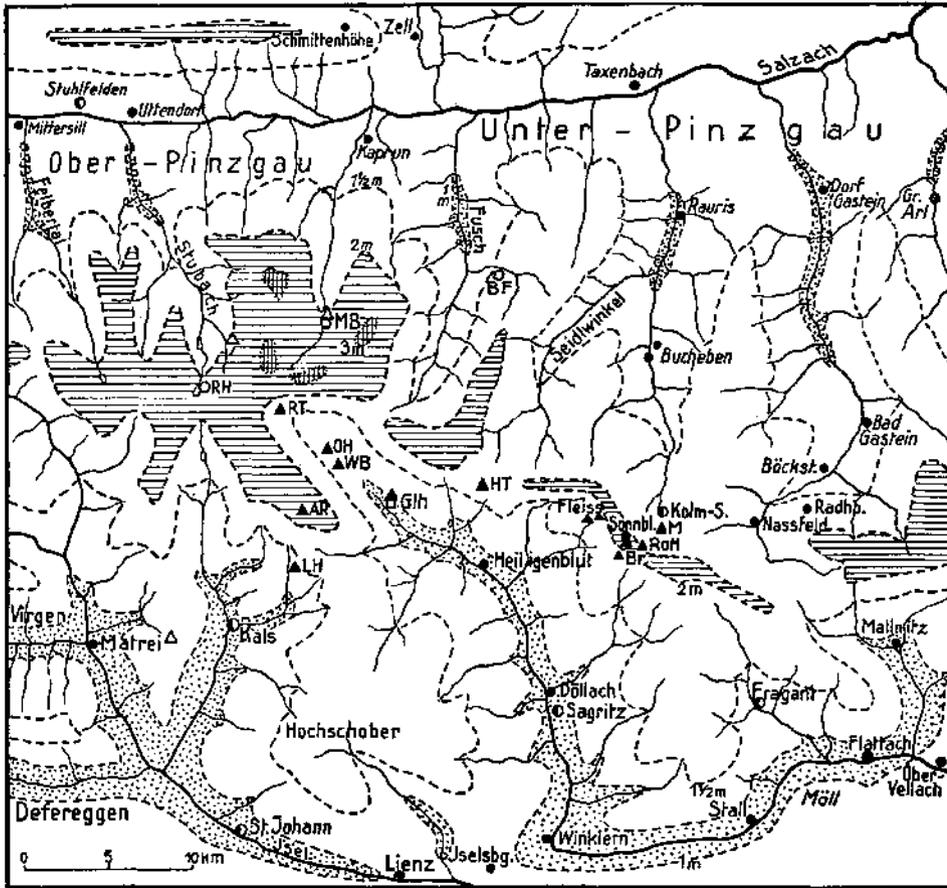


Abb. 3. Niederschlagskarte des Glockner- und Sonnblickgebiets für 1900—1925. Die Gebiete mit 0,8—1 m Jahresniederschlag sind punktiert, die mit über 2 m schraffiert, die wahrscheinlich über 3 m erhaltenden kreuzweise schraffiert. Die langjährigen Stationen sind durch volle, die kurzjährigen durch halbvolle, die Sommerstationen durch leere Kreise bezeichnet (RH = Rudolfschütte, MB = Moserboden, BF = Bad Fusch, GH = Glocknerhaus). Die vollen Dreiecke bezeichnen die Totalfängerstationen des Sonnblickvereins, die leeren sonstige (um die Pasterze: Glocknerhaus, Hochtor, Wasserfallboden, Oberwalderhütte, Riffeltor, Adlersruhe, Lucknerhütte; am Sonnblick: Unteres und mittleres Fleißkees, Brett, Sonnblick, Kojacherhütte, Maschine). Die Ergebnisse der neuen Höhenstationen sind nach denen des Sonnblicks auf die angegebene Periode extrapoliert

und auf der Goldzeche am Sonnblick vorgenommen. Ein dichterers Stationsnetz ist erst seit 1875 erstellt und seit 1890 vor allem durch den Sonnblickverein ausgebaut worden, dessen Jahrbücher eine Fülle wichtiger Beiträge enthalten.

Auf Grund der bisher veröffentlichten und weiterer mir vom Sonnblickverein freundlichst zur Verfügung gestellter Daten sind die Abb. 2—5 gezeichnet.

Die südlichen Tauerntäler sind allgemein wärmer als die nördlichen bei gleicher Höhe (Kals, Heiligenblut und Mallnitz im Sommer wärmer als Bucheben, im Winter wärmer als das Salzachtal). Die Kurven der Abb. 2 zeigen auch deutlich die winterliche Temperaturumkehr.

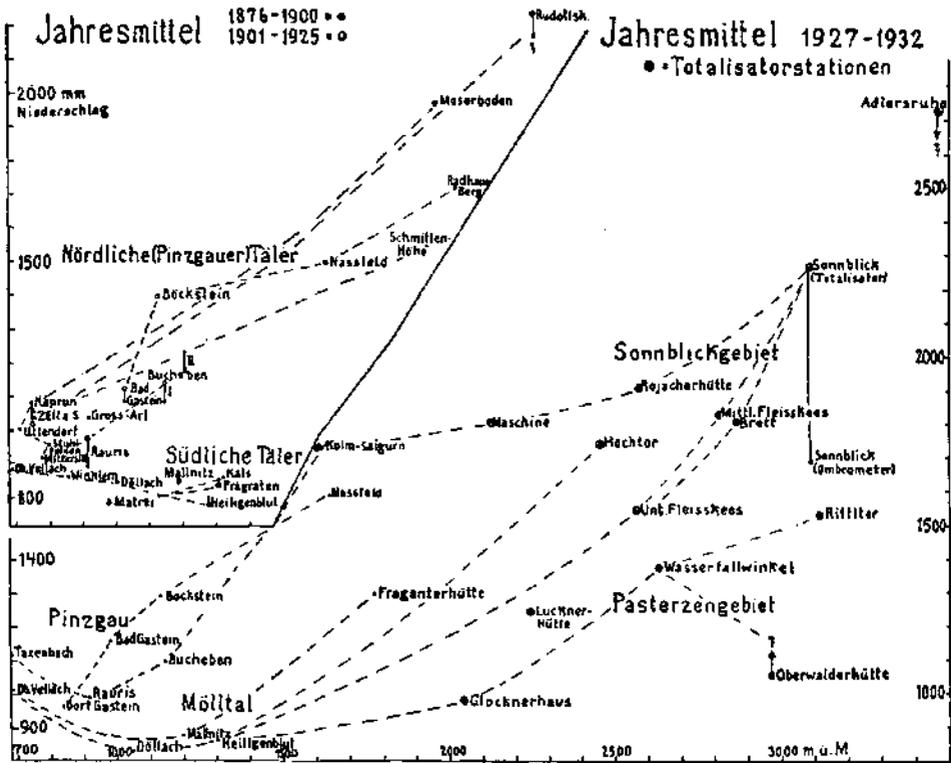


Abb. 4. Die Zunahme der Niederschläge mit der Meereshöhe nach den Ergebnissen der in Abb. 3 dargestellten Stationen: rasch im Pinzgau, normal am Sonnblick, ungewöhnlich langsam an der Pasterze

Abb. 3 und 4 zeigen den auffallenden Niederschlagsreichtum des Kapruner Tals und die Niederschlagsarmut im Regenschatten des Tauernhauptkamms und Glocknerkamms, der ganz dem der Engadiner und Walliser Gletschergebiete entspricht, was auch ganz ähnliche Vegetation zur Folge hat. Seit dem Beginn der meteorologischen Beobachtungen nimmt die Niederschlagsmenge im Sonnblick- und Möllgebiet ab, im Pinzgau eher zu, so daß sich der Gegensatz noch verschärft. Die Pinzgauer Täler (Stationen Rauris und Bucheben) haben viel mehr Tage mit Schneefall als Eistage (ohne Auftauern), die jüdischen Täler (Stationen Döllach und Mallnis) mindestens dreimal soviel Eistage als Tage mit Schneefall und werden, wie Abb. 5 zeigt, um durchschnittlich zwei Wochen früher aper als die nördlichen bei gleicher Höhe. Ihre stärkeren Frostwirkungen schließen wohl noch mehr als ihre Trockenheit die Buche und viele andere Pflanzen aus. Der kontinentale Klimacharakter der Zentralalpentäler, der sich zur Zeit verstärkt, war, wie die Geschichte der Gletscherschwankungen und der Aufbau der Moore zeigen, mehrmals noch ausgeprägter als heute, so namentlich in der Bronzezeit und der frühen Hallstattzeit, in der Römerzeit und im Mittelalter. Vorgesichtliche Funde lehren, daß der Kaiser Tauern schon in der Bronzezeit, das Heiligenbluter Hochtor in der Zeit des taurischen (keltisch-römischen) Goldbergbaues begangen worden ist. Im übrigen muß hier für die Siedlungsgeschichte und ihre vielen Spuren in Orts- und Flurnamen der Hinweis auf die Arbeiten R. Finsterwalbers und Brandenheims (z. B. Zeitschr. 1928 und 1929) genügen.

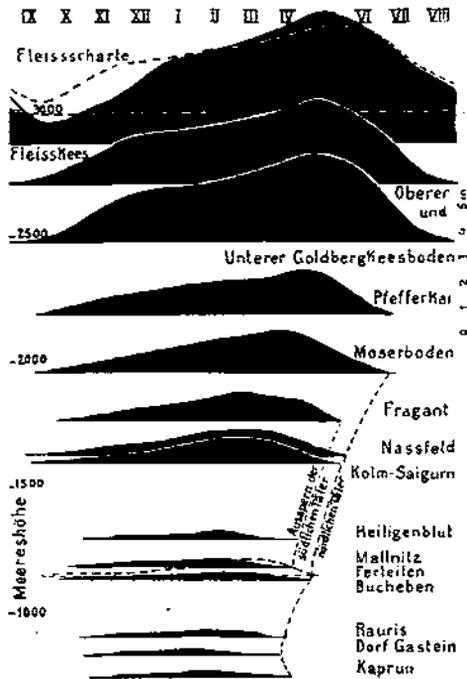


Abb. 5. Die mittlere Schneehöhe einiger Tauernstationen in der Periode 1927/28—1932/33 nach Steinhäuser im Jahresbericht des Sonnblickvereins 1934

3. Die Höhenstufen

Die Vegetationsstufen des Glocknergebietes haben schon 1798/1800 Flörke, 1848/50 A. Schlagintweit und 1863/64 L. Molendo an Hand sehr viel weniger genauer Karten und Höhenmessungen beschrieben, als wir heute besitzen. Flörke unterschied die Kulturregion bis 2000, die Waldregion bis 4000, die Alpenregion bis etwa 5000 Fuß und die Schneeregion darüber. Molendo zerlegte die Getreideregion in eine Mais- und Weizenregion, die Alpenregion in eine untere Stufe der Zwergwälder, eine mittlere „Busch- oder Vaccinienregion“ und eine obere der Zwergweiden, die Nivalregion in eine untere der Gräser und eine obere der Kryptogamen.

Unsere heutigen Stufengliederungen unterscheiden sich von den früheren dadurch, daß wir von der vom Menschen geschaffenen Kulturvegetation und so raschen Schwankungen unterworfenen Grenzen wie der Schneegrenze absehen und nur die auf normalen Böden herrschenden Pflanzengesellschaften zugrunde legen. Die wirkliche Vegetationsverteilung, die selbst in unserer Karte 1 : 25 000 nur mit weitgehender Schematisierung dargestellt werden konnte, zeigt ein äußerst buntes Mosaik mit vielen, vom Geländeklein-klima erzeugten Enklaven und Exklaven tieferer und höherer Stufen. Wir können folgende Stufen unterscheiden, die ich im Gegensatz zur üblichen Reihenfolge absteigend aufzähle:

1. Die nivale oder Schneestufe von den höchsten Gipfeln bis zur Grenze des reichlicheren Vorkommens von Polsterpflanzen (in den nördlichen Tauern 2900—3100, in den südlichen 3180—3330 m). Diese Stufe wird durch die in den Alpen wie in Skandinavien regelmäßig von *Ranunculus glacialis* gebildete Blütenpflanzen-grenze zweigeteilt. In ihr die Stationen Sonnblick und Adlersruhe.

II. Die subnivale oder Polsterrassenstufe von der Polsterrasengrenze bis zur Grenze des geschlossenen Rasens (in den nördlichen Tälern 2400—2600, in den südlichen 2600—2750 m). Innerhalb dieser Stufe pendelt die Schneegrenze, in ihr stehen die Oberwalder- und Stübshütte.

III. Die obere alpine oder Grasheidenstufe von der Rasengrenze bis zur Grenze der geschlossenen Zwergstrauchheiden und der Nadelholzkrüppel (in den Pinzgauer Tälern 2040—2100, Mölltal 2100—2150, um Rals 2150—2230 m). Dieser Stufe gehören die meisten Alpenvereinshöhlen und Schafalmen an.

IV. Die untere alpine oder Zwergstrauchstufe von der in Erflaven mehrfach bis 2400 m reichenden Grenze der Zwergstrauchheiden bis zur Grenze der größeren Legföhren- und Alpenertlenbestände, Lärchen und Zirben (Pinzgauer Täler 1900—2000 m, Mölltal 2000—2100 m, um Rals 2100—2200 m). Darin Glocknerhaus und Gleitwitzer Hütte.

V. Die subalpine Stufe der Lärchen- und Zirbenwälder und der geschlossenen Krummholzbestände, in den nördlichen Tälern bis 1500—1600 m, in den südlichen bis um 1800 m. Darin Enginger- und Wasserfallboden, Trauneralm und Kaiser Tauernhaus.

VI. Die obere Bergwald- oder Fichten-Lärchen-Stufe mit meist einförmigen, nur von wenigen Siedlungen (z. B. Rasereck, Badgastein) unterbrochenen Nadelwäldern bis zur Grenze der Mischwaldstufe (St¹) um 1150, Rn um 1240, F um 1340, Hei um 1500, Rs über 1600 m).

VII. Die untere Bergwald- oder Mischwaldstufe mit recht verschiedenartigen Nadel- und Laubwäldern bis zu den unteren Talböden, mit weitaus den meisten Dauer-siedlungen.

Sämtliche Stufengrenzen liegen in den nördlichen Tälern tiefer als in den südlichen, in Hei tiefer als in Rs (am höchsten in Rb). Sie liegen durchwegs höher als in den östlichen Alpen, aber tiefer als in den westlichen Zentralalpen, wie folgende Zusammenstellung einiger Höchstgrenzen von Arten der I. bis IV. Stufe zeigt.

Höchste Fundorte von	Walliser und Berner Alpen	Ober-Engadin	Sttal und Stubai	Glockner-Gebiet	Hohe Tauern	Totunhelmen in Norwegen
<i>Ranunculus glacialis</i> .	4270	3515	3480 +	3780	2630 +	2370
Polsterrpflanzen und Gräser	3800—4200	3300—3465	3250—3480	3000—3330	2663 +	2120—2300
<i>Salix herbacea</i>	3350	3230	3098	2700	2620	2180
<i>Juniperus nana</i> , <i>Juniperus trifidus</i> und <i>Vaccinium</i>	3560—3630	3000—3180	2500—2700	2450—2600	2300—2400	1650—1860
<i>Juniperus sabina</i> . . .	3000	2240	2050	1400	—	—

Diese absoluten lokalklimatischen Grenzen (in den mit + bezeichneten Fällen sind diese wohl nicht erreicht) liegen natürlich erheblich über den für das Vorkommen der genannten Arten normalen Höhenstufen, die sich aber im gleichen Sinn verschieben. Zu diesen regionalen Verschiebungen kommen die säkulären, die aber viel langsamer erfolgen als die Schwankungen der Schneegrenze und die durch Gletschervorstöße und den Menschen hervorgerufenen katastrophalen Verschiebungen.

¹) Diese im Folgenden stets gebrauchten Abkürzungen der Talnamen sind unter Abb. 6 erläutert.

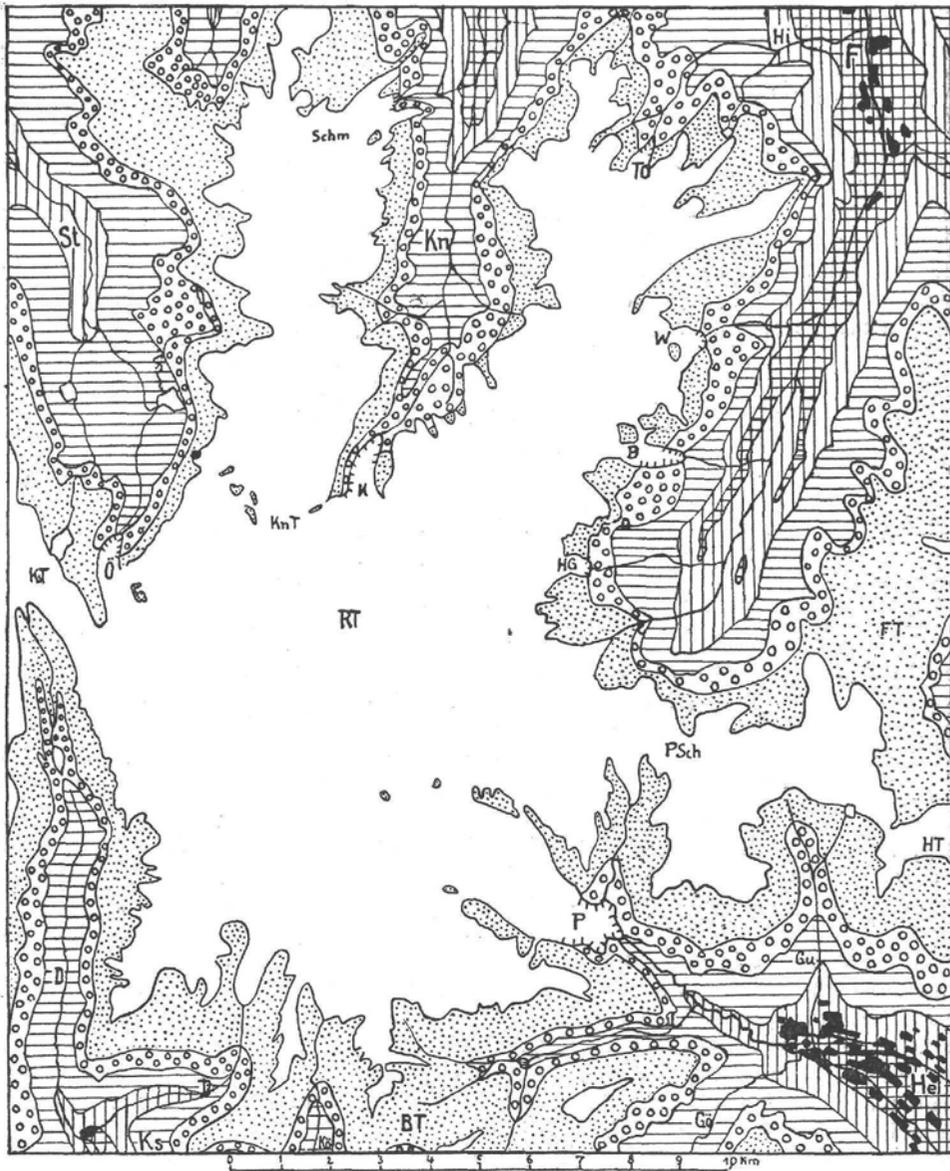


Abb. 6. Schematische Höhenstufenkarte des Großglocknergebiets. Freigelassen sind die nivale und subnivale Stufe und die Gletscher in ihrer größten Ausdehnung des 19. Jahrhunderts (besonders bezeichnet die bis in die IV. und V. Stufe vorgestossen: D = Odenwinkelkees, Schm = Schmiedingerkees, K = Karlinger Rees, LG = Lenngrubenkees, W = Walchenkees, V = Voggenreifkees, HGr = Hochgrubenkees, P = Pasterze). Die Grasheidenstufe ist punktiert, die Zwergstrauchstufe mit Ringen, die subalpine horizontal schraffiert, die Fichtenstufe vertikal, die Mischwaldstufe gekreuzt. Täler: St = Stubach, Kn = Kapruner Tal, F = Fusch (Hi = Hirzbach), Hei = Heiligenblut (Gu = Guttal, Gö = Göschnitz, L = Leiter), Ks = Kalscher Tauern (Rö = Rödnlitz, Lz = Leischnitz, D = Dorfer Tal). Pässe: KsT = Kalscher Tauern, R = Riffitor, P = Pfandlscharte, HT = Heiligenbluter Hochtor, FT = Fuschertörl, BT = Berger Törl, KnT = Kapruner Törl

4. Die wichtigsten Pflanzengesellschaften und einiges aus ihrer Geschichte

Die freilebenden Lebensgemeinschaften, denen die meisten Tiere, viele Algen und Bakterien und wenige höhere Pflanzen angehören, können hier nur gestreift werden. Unter den freilebenden Tieren, Algen und Moosen der Alpengewässer fallen auffallend rot gefärbte Arten auf, so die z. B. in den Karren der Pinzgauer Täler häufige Schneeealge *Chlamydomonas nivalis* (s. Zeitschr. 1934, S. 264), die Geißelalge *Euglena sanguinea*, welche überdünnte Umladen (z. B. auf der Walcher Alm in F) mit blutroten Häuten überzieht, der Krebs *Diaptomus bacillifer* (s. Pesta in Zeitschr. 1933) und das dunkelgrüne bis kupferrote Moos *Drepanocladus exannulatus*, das in vielen Lachen der St bis zur Eisbodenecke flutet. Das Rotmoos in F hat

seinen Namen im Gegensatz zu vielen gleichnamigen Mooren nicht von rotem Torfmoos, sondern von den die Quellbäche erfüllenden Eisenbakterien.

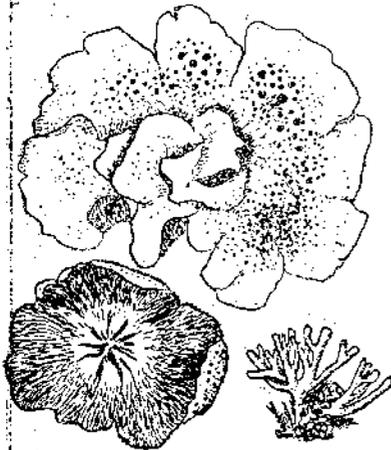


Abb. 7. Die Jungfrau flechte *Umbilicaria Virginis* Schaer. von oben und unten, und *Dactylina madreporiformis* Ach.

Zu den haftenden Lebensgemeinschaften zählen die am höchsten steigenden Pflanzengesellschaften aller Hochgebirge: felshaftende Flechtenvereine. An erster Stelle müssen die meist schwarzen Schirm- oder Nabelflechten (*Umbilicaria*, Untergattung *Cyrophora*) genannt werden, die ausschließlich kalkarmes Gestein von der subalpinen Stufe bis zu den höchsten Gipfeln bekleiden. Zu ihnen gehört die wohl einzige Pflanze der Alpen, die nie unter die Schneegrenze herabsteigt: die zuerst 1841 von Schaerer vom Jungfrauipfel als *Umbilicaria Virginis* und 1861 von Nylander aus dem skandinavischen Hochgebirge als *U. rugifera* und *stipitata* beschriebene Jungfrau flechte (Abb. 7). Sie ist in der Arktis weit verbreitet und auch aus den Pyrenäen bekannt. Mit Ausnahme eines einzigen Fundortes

(Schilthorn 2970 m) liegen alle aus den Alpen bekannten über 3200 m, der höchste (Matterhorn) in 4482 m. Diese stiellose Flechte ist in den österreichischen Alpen bisher nur am Plz Buin, Zuderhütel und Großglockner gefunden worden und wächst stets in etwas geschützten Klüften (Taf. 45). Im übrigen sind vom Glognergipfel über 20 Flechtenarten, 2 auf diesen schwarze Pilze und mehrere Algen bekannt geworden. Als auch sonst auffallende Gesellschaften bildend und weit in die Waldstufen herabsteigend nenne ich die fast an allen kalkfreien Gipfelsellen gemeine *Umbilicaria cylindrica*, die sie stets begleitende Landartenflechte *Rhizocarpon geographicum* und die geschützte Klüftflächen überziehende schwefelgelbe *Acarospora chlorophana*.

Auf Kalk und Dolomit, namentlich auf den überhaupt pflanzenarmen Bratschgengipfeln, treten die Flechten weniger an Arten- als an Individuenmenge stark zurück. Die auffallendste Art, die mennigrote *Caloplaca elegans*, die ihren hohen Nährstoffbedarf hauptsächlich aus dem Mist der Alpendohlen („Schneevögel“) und Kolkraben deckt, wächst am Grat der Adlersruhe noch ebenso gut wie auf den Wehrsteinen an den Alpenstraßen. Die auf den stärksten gedüngten Stellen der arktischen Vogelberge gemeine Grünalge *Prasiola furfuracea* sah ich in den Alpen bisher nur an fauchgetränkten Stellen am Hütten auf wenigen Gipfeln, so auf dem Grünfen, dem Patzcherofel und besonders üppig auf der Adlersruhe.

Auch wenige Moose, zumeist *Grimmiaceen* (*Grimmia incurva*, *funalis*, *elongata* und *apocarpa*, *Racomitrium lanuginosum* u. a.) wachsen in schwärzlichen Polstern in den Prasinitfalten der Adlerkräuter, wo Molendo „das letzte Pulstieren des Mooslebens“ an „der höchsten sturmgepeitschten Moosstätte Europas“ zu erkennen glaubte. Allerdings fand schon Peyritsch eine *Grimmia* auch auf dem Großglocknergipfel selbst, und am Mte. Rosa erreicht eine solche 4569 m. Eine andere (*Hydrogrimmia mollis*) wächst mit wenigen Flechten (so *Dermatocarpon rivulare*) und Algen (so *Prasiola fluviatilis*) im eisigen Schmelzwasser nur wenige Wochen aperer Bäche.

Neben diesen arktisch-alpinen Felsstauern weist das Gebiet auch Fels- und Rindenhafter ganz anderer Herkunft auf. So wächst die vorwiegend atlantische Lungenflechte *Lobaria pulmonaria* in den feuchtwarmen Pinzgauer Tälern (St, Rn u. a.) über Moosen an alten Buchen und Ahornen, weiter alpenetwärts nur noch auf Gestein, so im Wiegenwald in St, wo sie mit der kontinentalen Bartflechte *Usnea longissima* zusammentrifft, die in bis zu 2—5 m langen Schleiern von den Bäumen herabwallt.

Auch von den wurzelnden Pflanzengesellschaften kann hier aus Raumangel keine auch nur einigermaßen vollständige Darstellung mit den unerlässlichen Bestandesstabellen, sondern nur eine knappe Übersicht über die wichtigsten gegeben werden. Dabei dürfen die Pioniergesellschaften trotz dem geringen von ihnen eingenommenen Raum nicht übergangen werden, da sie für den Haushalt der Alpennatur von größter Bedeutung sind.

Die Wasservegetation ist wie überall in den Zentralalpen sehr arm. Vielen Tauernseen wie dem Weiß-, Dorfer-, Bretter- und Brechlesee scheinen höhere Wasserpflanzen ganz zu fehlen. *Sparganium affine* und *Potamogeton alpinus* erreichen in dem relativ nährstoffreicheren unteren Schwarzkarlsee 2170, *Ranunculus confervoides* in den Lachen der Rohalm, 2230 m (bei Zermatt 2750 m). Von den Verlandern erreichen *Menyanthes* (s. B. Wiegenwald) kaum 1800, *Carex inflata* (Federtrogklade über Hei) 2210, *Carex lagopina* und *Eriophorum Scheuchzeri*, das Hoppe am Füscher Törl entdeckt und nach seinem Erstbeschreiber benannt hat, mehrfach 2350 m.

Kalkreiche Quellen schmücken neben Moosen (*Cratoneuron*, *Philonotis* u. a.) *Saxifraga aizoides* (Warzenkraut) und *stellaris*, *Arabis bellidifolia* u. a.; kalkarme Quellen (St) andere Moose (*Scapania*, *Sphagnum* u. a.) und die fleischige *Montia fontana*.

Der Schuttvegetation der Tauern fehlen manche anderswo bezeichnende Arten (so von *Thlaspi* und *Papaver*) ganz, wogegen manche sonst seltene häufig sind. Die höchststeigende Blütenpflanze Europas (s. S. 163) *Ranunculus glacialis* (Gamsstreh, weiße Besengabliuh in F, Ribiol in Osttirol) ist nicht häufig, da sie sowohl die reinen Kalk- und Dolomite wie die sauersten Gneishöden meidet. Sie erreicht die Gipfel des Hocheisens, 3206 m, und des Großglockners, 3780 m (Vierhapper 1905), und steigt mit den Gletscherbächen bis zum Weißensee 2221 m hinunter. Sonst gehören den nival-subnivalen Schuttfluren noch an:

a) auf kalkfreiem Gestein *Poa taxa*, *Saxifraga bryoides*, *Cerastium uniflorum* (bis über 3300 m), *Cardamine resedifolia* (bis 3230 m) u. a.,

b) vorzugsweise auf schwach saurem Gestein *Androsace alpina* (etwa 2500—3330 m) und *Saxifraga oppositifolia* (etwa 1500—3330 m), bis wenig über 3000 m *Poa alpina*, *Luzula spicata*, *Sieversia reptans*, *Saxifraga moschata*, *Silene acaulis* (Zigeunertraut), *Minuartia sedoides* und *verna*, *Draba fladnizensis*, *Erigeron uniflorus*, *Artemisia genipi* (Reesstraute); kaum bis 3000 m *Trisetum spicatum*, *Oxyria digyna*, *Hutchinsia brevicaulis*, *Draba Hoppeana*, *Gentiana nana*, *Pedicularis asplenifolia*, *Doronicum glaciale* u. a.,

c) nur auf kalkreichem Gestein *Saxifraga Rudolphiana* (bis 3330 m), *biflora* (bis 3100 m), *androsacea* (bis 3231 m) u. a. und *Sesleria ovata*, die mit den rotblühenden Steinbrechen („blaues Steinmies“), *Draba Hoppeana* und der sibirisch-arktischen Flechte *Dactylina madreporiformis* (Abb. 7) eine besonders für die Bratschen bezeichnende Gesellschaft bilden. Vereinzelt steigen auch einzelne Arten der Grassheiden und Schneeböden über 3000 m.

Auf den jüngern Moränen (Reesriegeln) bilden die genannten und weitere Arten sehr wechselnde Bestände, die auf erst vor wenigen Jahren eisfreien Böden meist 5—10,

auf 30—70 Jahre eisfreien 20—30 Arten von Blütenpflanzen umfassen. Auf kalkärmeren, trockeneren Schuttböden (Grieß) bilden sich *Racomitrium canescens*-Matten mit *Stereocaulon alpinum*, *Cerastium pedunculatum*, *Linaria alpina* (Grießspeiß in den westl. Tauern), *Saxifraga bryoides*, *Artemisia genipi* und *laxa* (Rauten); auf feuchterem Glimmersand Rasen winziger Moose (*Pohlia gracilis*, *Aongströmia longipes*) und am verfestigten Ufer der Gletscherbäche und Schmelzwassertümpel (auf den „Rasfeldern“) an seltenen Arten arttischer Herkunft reiche Vereine von Schachtelhalmen (*Equisetum variegatum*, an der Pasterze früher auch das in den Alpen äußerst seltene *E. scirpoides*) und Riedgräsern. Die ebenda seit 1844 verschollene und für durch den Vorstoß der Pasterze vernichtet gehaltene *Carex atrifusca* habe ich am unteren Reesboden und im Rasfeld überm Blodnerhaus wiedergefunden mit *C. bicolor*, *Juncus triglumis* u. a. (Abb. 9).

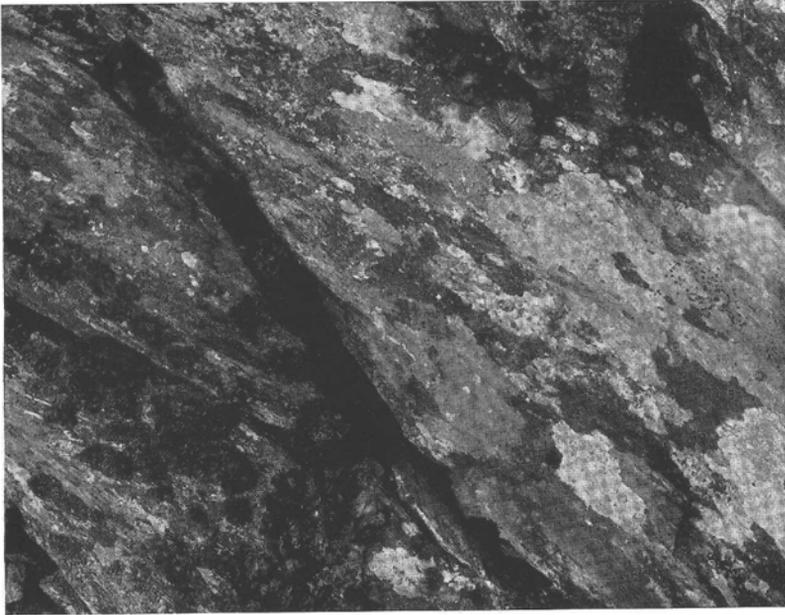
Die Schuttvereine außerhalb der Moränen sind meist ärmer, besonders im Gneisgebiet (*Allosorus* nur in der obern St). Kalkschutt trägt bei längerer Schneebedeckung einen schon von Flörke und Braun-Bl. beschriebenen Verein von *Leontodon montanus*, *Saxifraga biflora*, *macropetala*, *Rudolphiana* u. a., bei kürzerer einen solchen mit *Trisetum distichophyllum*, *Anemone baldensis*, *Achillea Clavenae* (grauer Wermut, Kubraute) u. a. Diesen Vereinen, die bei Verfestigung des Schutts in *Dryadeto-Firmeta* und *Elynetta* übergehen, gehören auch einige der bemerkenswertesten Pflanzen der Pasterzenumrahmung an, so *Herniaria alpina* und *Braya alpina*, ein nur auf den Kärntner und Tiroler Alpen lebender Kreuzblütler, der gleich dem Edelweiß (s. Handel-Mazzetti in Zeitschr. 1926) sibirischer Herkunft ist.

Die F e l s p a l t e n sind im Gebiet arm an bezeichnenden Blütenpflanzen. Feuchte Kalkflüsse an Wasserfällen usw. („Seichen“ im Pinzgau) bewohnen *Heliosperma quadrifidum*, *Asplenium viride* (in L auch *A. fontanum*, in Rn u. St *Woodsia*) mit bemerkenswerten Moosen (*Orthothecium chryseum*, *Stylostegium*, *Molendoo*, *Sauteria* u. a.). Einzelne Polstermoose, wie *Oreas* in trockenen und *Catocopium* in feuchten Spalten, fallen besonders im Pasterzengebiet durch ungewöhnliche Größe auf. Die anderswo für trockene Spalten so bezeichnenden Felsenfingerkräuter, Felsenprimeln und Polstermannsschilbe fehlen; dafür beherbergen trockenwarme Spalten der südlichen Täler auffallende Gräser (so *Festuca varia*), Nelken (*Dianthus silvester* und *barbatus*) und Hauswurzarten (so *Sempervivum Wulfenii*).

S c h n e e b ö d e n, d. h. über ein halbes Jahr schneebedeckte Grus- und Humusböden, nehmen in den nivalen und alpinen Stufen sehr große Flächen ein. So ist begreiflich, daß ihre Vegetation und das für die extremsten Schneeböden der Alpen, Karpaten und Skandinavien bezeichnendste Moos, *Polytrichum sexangulare*, erstmals aus dem Blodnergebiet von Flörke 1800 beschrieben worden ist, 36 Jahre, bevor Heer den Namen Schneetälchen in die Literatur einführte. Auf erst seit wenigen Jahren ausapernden Stellen sind diese Moosrasen sehr artenarm. Selbst so verbreitete Arten wie *Salix herbacea*, *Arenaria biflora* und *Cardamine alpina* fehlen z. B. am Kaiser Tauern auf weite Strecken. Dafür geben diesen ärmsten Schneeböden die violetten Blüten von *Soldanella pusilla* (Eisglöck) und *Primula glutinosa* (blauer Speiß) ein so freundliches Aussehen, daß manche geradezu als Speißböden bezeichnet werden.

Weniger auffallend, aber viel artenreicher sind die Schneeböden auf Kalk. Neben vielen Laub- und Lebermoosen tragen sie *Saxifraga androsacea*, *Arabis coerulea*, *Ranunculus alpestris*, *Potentilla dubia*, *Achillea atrata* (grüner Wermut in Hei) u. a., auf Bratschenschutt dazu die starren Polster der *Saxifraga Rudolphiana* mit *Draba Hoppeana* usw. Bei längerer Vegetationszeit werden Spalierweiden wie *Salix retusa* und *reticulata* (Schneehendlweide in F) herrschend. In Lavinentrunsen und Bachschluchten steigen viele dieser Arten in die subalpine Stufe hinunter.

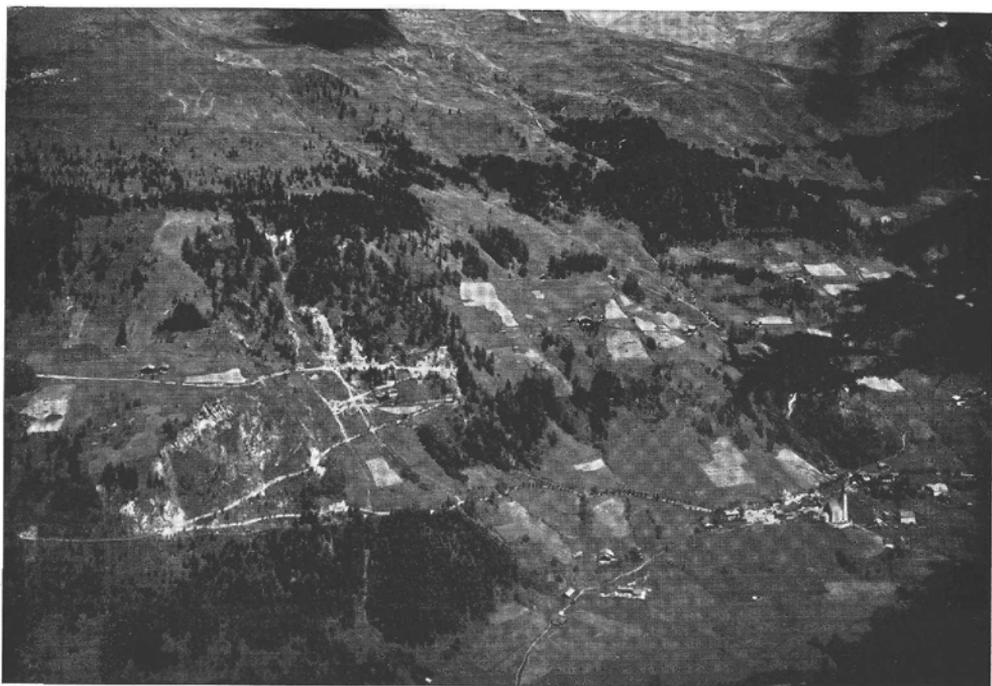
In der Grasheidenstufe herrschen dort, wo die Schneebedeckung durchschnittlich über



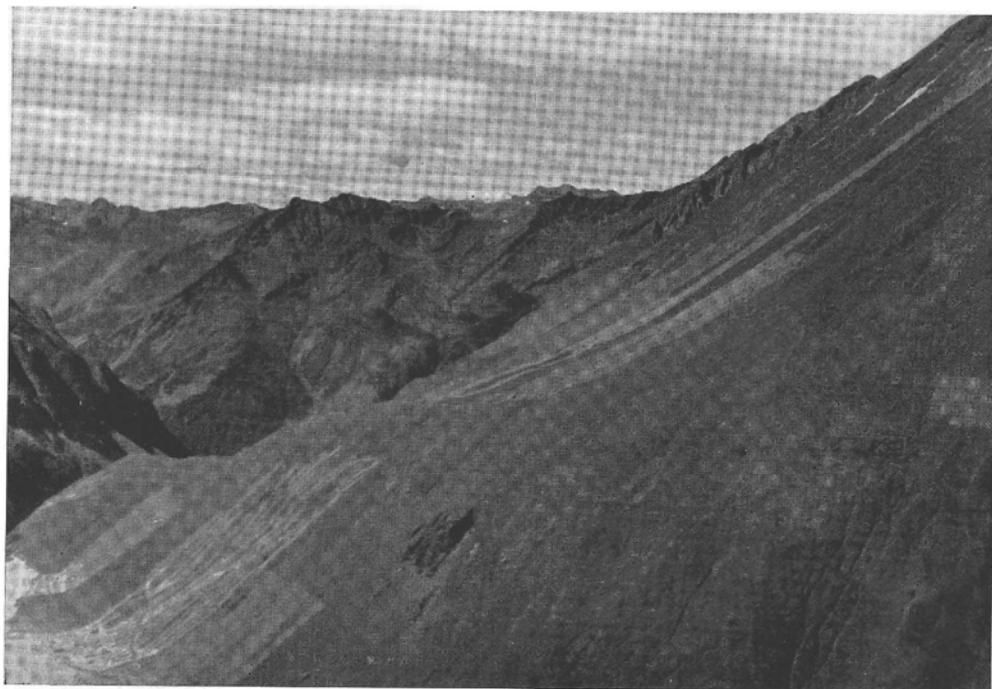
Bestand von Jungfrauflechten (*Umbilicaria Virginis Schaeer.*)
auf Grünschieferfelsen der Adlersruhe



Von Larfischen und Birken umrahmtes Moor im Wiesenwald
gegen den Hochseifer



Die Waldsteppenhänge und Felder um Heiligenblut



Bis 2600 m ansteigende Bergmähder in der Leischnitz vom Ettüdlweg aus

ein halbes Jahr dauert, die Schneeböden, wo sie kürzer währt, die Grasscheiden. Ihre drei wichtigsten Gesellschaften hat Braun-Blanquet in den Bündner Alpen und im Pasterzengebiet eingehend untersucht. Es sind die folgenden:

Der Krummseggenrasen der *Carex curvula* (Faz im Sillertal) schließt an die *Salix herbacea*-Schneeböden an und hat in den feuchteren Varianten viele Arten mit diesen gemeinsam, so *Primula glutinosa*, *Ligusticum mutellina* (Madaun), *Potentilla aurea*, *Phyteuma hemisphaericum* u. a. Auf trockneren Böden werden u. a. *Sesleria disticha*, *Primula minima* und einige Strauchflechten herrschend. Untermwärts werden die *Curvuleten* von *Juncus trifidus*-*Sesleria disticha*-Heiden und bei stärkerer Beweidung von *Nardetum* abgelöst. Sie sind ganz auf die südeuropäischen Hochgebirge beschränkt und sicher zur Hauptsache auf den Alpen selbst entstanden, wie die vielen auf kleinere Alpengebiete beschränkten Arten beweisen. So sind *Primula glutinosa* und *minima* (blauer und Roß-Speiß) rein ostalpin, *Phyteuma confusum* und die von den Norischen Alpen bis um Hei und Rös ausstrahlenden *Saponaria pumila* (Saupeterstamm) und *Valeriana celtica* (echter Speiß) noch enger beschränkt. Auch *Armeria alpina* (Tauernrösl, Abb. 8) wächst in F und um Hei vorzugsweise in *Curvuleta*.

Ebenfalls in Südeuropa entstanden, doch mit Schwerpunkt auf den Dinarischen Gebirgen, Südalpen und Südkarpaten, ist der streng an basische Böden gebundene und daher im Gebiet wenig verbreitete und weniger hoch steigende *Carex firma*-Rasen. Besonders bezeichnend sind u. a. *Saxifraga caesia* (weißes Steinmies), *Helianthemum alpestre* und *Gentiana Glusii* (Suggerschuh, Ullmglocken). Einige Arten wie *Dryas*, *Chamorchis*, *Aster alpinus* (blaue Gamsblüh) und das Edelweiß sind wohl erst in spätern Eiszeiten aus andern Gesellschaften dazugekommen.

Sehr viel verbreiteter, ja wohl die für das Glocknergebiet und im besonderen die Pasterzenumrahmung bezeichnendste Pflanzengesellschaft ist der Hüllseggenrasen oder das *Elynetum*. *Elyna myosuroides* (Abb. 9) nimmt, wie Braun und Jenny gezeigt haben, insofern eine Zwischenstellung zwischen *Carex curvula* und *firma* ein, als sie hauptsächlich schwach saure bis neutrale Böden besiedelt, wie sie ja auf der „obern Schieferhülle“ der Tauern vorwiegen. Der Herkunft nach unterscheidet sich aber das *Elynetum* scharf von beiden *Cariceten*: Es ist sicher auf den asiatischen Hochgebirgen entstanden und von dort in den Eiszeiten in die Arktis und nach Europa gewandert, wo es in den niederschlagsärmsten Teilen der zentralen Ostalpen am reichsten entwickelt ist. In den nördlichen Tauerntäälern ist es von 2120—2620, in den südlichen von etwa 2200 bis 2800 *m* allgemein verbreitet und löst meist unmittelbar die Pioniervegetation auf mäßig kalkreichem Schutt ab, aus welcher sich viele Arten wie *Sesleria coerulea-varia*, *Carex rupestris*, *Biscutella levigata*, von seltenern *Erysimum helveticum*, *Braya alpina*, *Astragalus lapponicus* und die einjährigen Enziane *Gentiana prostrata* und *Lomatogonium carinthiacum* (Abb. 9) dauernd halten. Als besonders regelmäßige Bestandteile seien weiter *Carex atrata* und *capillaris*, *Potentilla Crantzii*, *Cerastium alpinum*, mehrere *Astragalus*-, *Gentiana*- und *Veronica*-Arten, *Erigeron uniflorus*, *Leontopodium* und *Saussurea alpina* genannt. An besonders windgefegten Stellen werden Polsterpflanzen (*Silene acaulis*, *Minuartia sedoides*, die Moose *Aulacomnium palustre-imbricatum*, *Pla-*

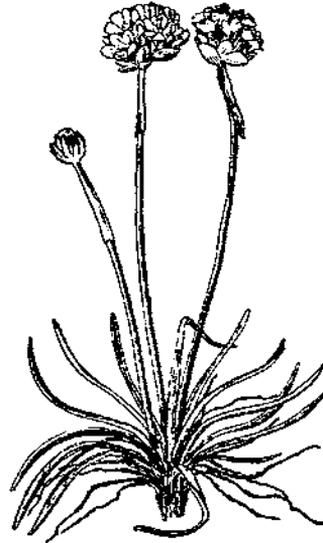


Abb. 8. Das Tauernrösl
Armeria alpina Hoppe = *Statice montana* Mill.

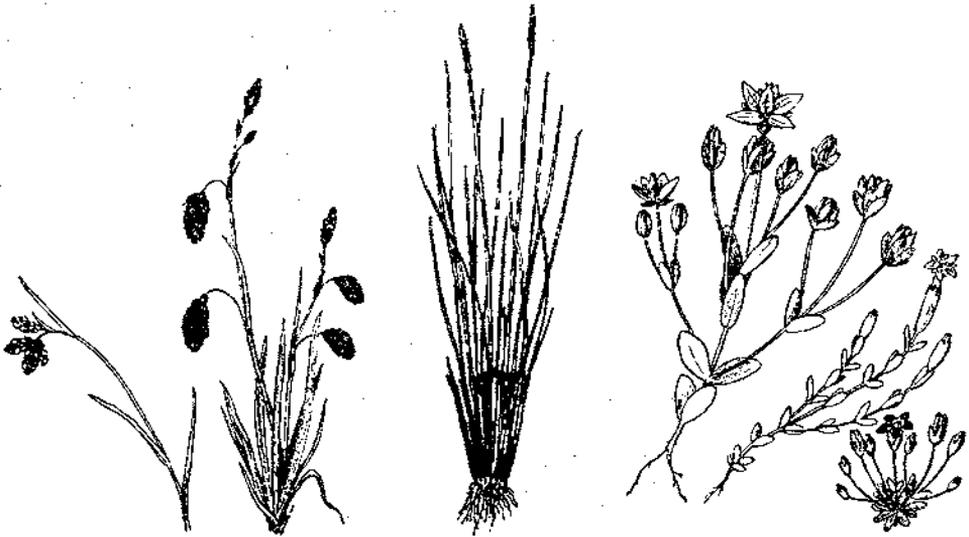


Abb. 9. *Carex bicolor* Bell. und *atrifusca* Schkuhr, *Elyna myosuroides* (Vill.) Fritsch, *Lomatogonium carinthiacum* (Wulfen), s. Braun *Gentiana prostrata* Haenke und *Gentiana nana* Wulfen

giopus Oederi-compacta, *Oreas Martiana*), die Spaltiere von *Salix serpyllifolia* und viele Flechten (u. a. die von Wulfen als *Cladonia taurica* bezeichnete *Thamnolia*) herrschend. Erdblößen besiedeln kurzlebige Zwergpflanzen wie *Sedum atratum*, *Draba fladnizensis*, *Gentiana tenella* und *prostrata*, die Moose *Stegonia latifolia*, *Desmatodon latifolius* u. a. Besonders hervorzuheben sind noch Polstermoose aus der an tierische Substrate angepassten Familie der *Splachnaceen*, von denen mehrere Arten sibirischer Herkunft für die Pasterzenumrahmung besonders bezeichnend sind: *Voitia nivalis* und *Tayloria Hornschuchii* auf hochgelegenen Schaf- und Gemsenlägern, *Tetraplodon urceolatus* auf Raubvogelgewällen.

Im hochgradig kontinentalen Gletscherklima der Pasterze mit seinen häufigen Staubstürmen, die eine fortschreitende Versauerung verhindern, halten sich die *Elyneten* durch Jahrtausende unverändert, wogegen sie in andern Gegenden bei zunehmender Humusbildung von andern Gras- und Zwergstrauchheiden, wie *Curvuleten* und *Loiseleurieten*, abgelöst werden. Schon in den hochalpinen *Elyneten* konnten sich eigentliche Stepppflanzen halten (so *Carex ericetorum*, *Astragalus campestris* und *sericeus*, *Viola rupestris*). An den noch dürreren Hängen (z. B. unterm Glodnerhaus und um R3) bilden das Gras *Festuca dura* und *Arctostaphylos uva ursi* an seltenen Arten (u. a. aus den Gattungen *Taraxacum* und *Hieracium*) ebenfalls sehr reiche Felsenheiden.

Diesen durchwegs starke Austrocknung ertragenden Grasheiden stehen die aus zarteren Gräsern und Kräutern gebildeten Wiesen feuchterer Böden gegenüber. Viele sind durch künstliche Bewässerung, Mahd und Beweidung entstanden, doch tragen wasserzügige Schieferhänge, Lawinenrinnen usw. auch völlig n a t ü r l i c h e W i e s e n, die im Pinzgau große Uppigkeit erreichen. Hier müssen eine schematische Übersicht und die Nennung einiger der auffallendsten Pflanzen genügen.

Der Trodenrasen stärker saurer Böden wird in der Zwergstrauch- und Krummholzstufe meist von *Juncus trifidus* (Gamsbüßling) und *Jacquini* mit einigen Gräsern beherrscht, von denen bei zunehmender Beweidung rasch die lästige *Nardus stricta* (Büßling, in Nauris Schwiden)

	Stark saure, meist magere Böden	Schwach saure bis fast neutrale Böden	Neutrale bis schwach alkalische Böden
Grasheiden	<i>Curvuletum</i> und <i>Juncetum trifidi</i>	<i>Festucetum pumilae</i> und <i>Elynetum</i>	<i>Caricetum firmae</i>
Trodene Magerwiesen	<i>Nardetum</i>	<i>Festucetum durae</i> u. a.	<i>Seslerio-Semperviretum</i>
Feuchte Magerwiesen	<i>Luzuletum spadiceae</i>	<i>Festucetum violaceae</i>	<i>Caricetum ferrugineae</i>
Ungebüdete Hochgraswiesen	<i>Calamagrostetum villosae</i>	<i>Calamagrostetum tenellae</i>	<i>Calamagrostetum variae</i>
Ungebüdete Hochstaudenwiesen	<i>Athyrietum alpestris</i> u. a. Farnwiesen	<i>Ostruthietum</i> , <i>Adenostyleta</i> u. a.	Reichste Hochstaudenwiesen
Fettwiesen	—	<i>Poetum alpinae</i>	• <i>Poetum alpinae</i>
Hochstaudenläger	—	<i>Aconitum Napellus</i> -, <i>Cirsium spinosissimum</i> und <i>Rumex alpinus</i> -Läger	

überhand nimmt. Zu ihren regelmäßigen Begleitern zählen u. a. *Sieversia montana* (Blutwurz, in F Rogel) und die geschätzte *Arnica* (Sonnblumen in R3, Mahderblarmer in Hei, Ratreinwurz in F). Feuchtere und namentlich länger schneebedeckte Wiesen beherrschen die wertvollen Futterpflanzen *Luzula spadicea* (Marbel) und *Ligusticum mutellina* (Madaun, in F Roshkimm, Bertraut). Aus der reichen Flora der Magerwiesen auf Kalkböden seien als im Gebiet weit verbreitet, aber sonst selten hervorgehoben: *Festuca aurea* (R3, Hei), *Carex fuliginosa*, *Tofieldia palustris*, *Callianthemum coriandriifolium*, *Dianthus glacialis* (Tauern-Nagai in Rauris) und *Primula longiflora* (Moosröschen im Jilertal). Namen wie Kleebrüel (St) und Kleberbrüel (Rn) verraten stets Wiesen von *Carex sempervirens* und *ferruginea*, *Festuca violacea* und *pulchella*, die besonders reich an Schmetterlingsblütlern sind. Diese sind teils sibirischer Herkunft wie das allgemein verbreitete *Hedysarum* (blauer Hutten) und der in den Alpen ganz auf die Tauern, im Gebiet auf R3 und St beschränkte *Astragalus oroboides*, teils südeuropäischer wie *Astragalus triflorus* (Hei, R3, außer in den Südalpen auch auf den Abruzzen und Pyrenäen). Viel bekannter sind *Nigritella nigra* (Röbblen in den südlichen, Schwoachbleam in den nördlichen Tälern), *Pulsatilla alba* (Ganselen in den südlichen, Kugel, wilder oder grantiger Jager in den nördlichen Tälern) und vor allem *Leontopodium*, dessen Name Edelweiß sich aus den Hohen Tauern über die ganzen Alpen verbreitet hat. Die Hochgraswiesen sind reich an stattlichen Liliengewächsen wie *Allium Victorialis* (wilder Knoblauch in F u. Hei, Keunhäutlwurz weiter östlich), *Veratrum album* (Hemmern, Hammern, in R3 Schemen) und *Lilium Martagon* (Bärnlili in Hei), Hahnensfußgewächsen wie *Trollius* (Buderress) und mehrere Eisenhutformen, Doldengewächsen wie *Peucedanum Ostruthium* (Meisterwurz) und Korbblütlern. Damit führen sie zu den Hochstaudenwiesen, die im feuchten Pinzgau ungewöhnlich lüppig sind. Auf sauren Böden herrschen riesige Farne wie das vorwiegend subalpine *Athyrium alpestre* und in den Bergwäldern die mannshohe *Struthiopteris* (St, Rn, F, im Süden erst von Peischlach und Sagritz abwärts). Unter den Dolden ist die im Pinzgau (so Rn, Hi) sicher einheimische, in vielen andern Alpentälern als Gewürz gebaute *Myrrhis odorata* bemerkenswert, unter den Korbblütlern der bei F und Hei seine Norwestgrenze erreichende *Senecio Cacialiaster*, die in den südlichen Tälern häufige Wolldistel (*Cirsium eriophorum*) und die großblättrigen Bletschen oder Pletschen der Gattungen *Adenostyles* (Roshquaf in R3) und *Petasites*.

Die Fettwiesen beherrscht wie überall in den Alpen *Poa alpina* (Rüschschmelchen, Rindergras) mit wenigen andern Gräsern und auch die Aspektfolge ist die übliche: gleich nach der Schneeschmelze blüht *Crocus albiflorus* (Rasblüamten), im ersten Frühling *Gentiana verna* (Schuster-nagelen, Himmelbleam), *Ranunculus montanus* und Verwandte (Zengerbloamen in Hei) und *Taraxacum* (Röbrylen in Hei, wo die jungen Blätter geessen werden), dann die Gräser, Klee-

arten (*Trifolium* = Buttergrassen, *Lotus* und *Anthyllis* = Frauenschühlen), *Alchemillen* (Mantelkraut in Hei) usw., nach der Maß die Herbstformen von *Gentiana* und *Euphrasia* (Miltidieb in Hei) und *Carlina acaulis* (Danhaftn).

Die feuchten Läger von *Rumex alpinus* (Fotšn, Fobispletšchen) nehmen in den nördlichen Tälern große Flächen ein (Feistalmen, Schmalgruben in F), treten aber in den südlichen zurück (Rumefot bei Rš nach R. Finsterwalder von rom. *rumiciaria*, ähnlich wie Lamesod von *lappacetum*, Kletten, hier wohl *Cirsium eriophorum*)¹⁾. Die im ganzen Gebiet so verbreiteten Schäläger (Hochfeld, Schafsbirg) tragen durchwegs Bestände des vielgestaltigen *Aconitum Napellus* (blaue Wolfswurzen, Apollontamurz, in Rš Wujawurz), dessen im Gebiet verbreitetste Rasse schon 1787 von Wulfen und Koelle als *Aconitum tauricum* beschrieben worden ist.

Die Zwergstrauchheiden unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der übrigen Alpen. Auf kalkarmen Humusböden herrscht bei kurzdauernder Schneebedeckung bis über die Waldgrenze die gemeine *Calluna* (Hoadn, in Hei auch Brommi), die in den südlichen und vereinzelt auch in den nördlichen Tälern 2400 m erreicht, aber über der Waldgrenze allgemein von *Loiseleuria* (Gamsboadach) abgelöst wird, die bis 2600 m steigt. Beide werden oft von *Arctostaphylos uva ursi* (Mehlgrantz) und stets von gemeinen Heidemoosen und Flechten begleitet, so von der als See geschätzten *Cetraria islandica* (Gaißstraubn, in Hei Graupn, im Zillertal Raspl) und ihren Verwandten. Etwas feuchtere oder länger schneebedeckte Flächen überzieht das *Empetretum-Vaccinietum* mit *Vaccinium uliginosum* (Nebelbeer, in Rš Saubeer), *V. vitis idaea* (Grantz, Grantz; vom slav. *prusnica* kommen Fruchtnis und das ostdeutsche Preiselbeere) und *Empetrum* (Gamsbeer). Nur bei gutem Schneeschutz bilden *V. Myrtilus* (Hoadl) und *Rhododendron ferrugineum* (Alpenrose, Donnerblüh, in den westlichen Tauern auch Suntablüh und selbst Junter, Setzn) Bestände, die geschlossen meist nur bis 2100—2200, vereinzelt bis 2350 (ausnahmsweise 2450 m) reichen.

Auffallender ist das Verhalten der Kalk-, Dolomit- und Serpentinböden besiedelnden Heiden von *Erica carnea* (Hoadach, der vorrömische Name Bruuch als Flurname bei Hei und Rš) mit *Rhododendron hirsutum* und *Daphne striata* (Almtrausch). Während diese Arten über weite Strecken der Südlichen und Nördlichen Kalk- und Dolomitalpen regelmäßig vergesellschaftet und meist mit dem Krummholz auftreten, geht diese Vergesellschaftung in den Zentral- und Westalpen wohl aus geschichtlichen Gründen verloren. Einzig die behaarte Alpenrose ist auch auf den Karbonatböden des Pinzgaus ziemlich allgemein bis zu etwa 2200 m Höhe verbreitet. *Erica* reicht in geschlossener Verbreitung von den Dolomiten des Draugebiets bis Hei und Rš, wo sie an der Blocknerstraße 2070, in Rš 2010, in Fz 2340 m Höhe erreicht. In den nördlichen Tälern sah ich sie nur in F am Mainzer Weg 1750—1900 m, wohin sie kaum auf einem andern Weg als über die 2665 m hohe Pfandscharte gelangt sein kann. *Daphne striata* und die seltene *Viola pinnata* sind im Gebiet auf die *Ericeten* der südlichen Täler beschränkt.

An die Zwergstrauchheiden schließen sich in mehrfacher Beziehung die Moore an. *Sphagnum*-Moore sind in St (Beilwies, Wiegental, Französch u. a.) weit verbreitet und reich entwickelt, etwas ärmer in D (Fäulmoos), in dürftigen Fragmenten in Rn (Moserböden). Gutwüchsige *Sphagneta* reichen in St bis 1700 m (zwischen den Wiegentöpfen u. a. mit *Sphagnum Dusenii*, *Andromeda*, *Scheuchzeria*, *Carex pauciflora* und *limosa*), schon stark von Schmelzwasser zerfressene mehrfach bis 1970 m. Einzelne Arten steigen erheblich höher, so *Sphagnum Dusenii* über 2100 m, *Sph. compactum* und *Eriophorum vaginatum* mehrfach bis 2300 m. Dieses sonst für Hochmoore bezeichnende Bollgras wächst felsamerweise auch auf nur wenig sauren Torfböden im Raßfeld überm Blocknerhaus, 2250 m, und zwar regelmäßig zusammen mit der sonst für trockene Kalk-

¹⁾ Der Name Pastertze bezeichnet ursprünglich nicht das Rees, sondern die umliegenden Weiden (slav. *pastjeriza*, Hirtin). Die Ableitung von Margarithze (magere Gz oder slav. *magariza*, Esetin?) ist ganz unsicher.

böden bezeichnenden *Carex firma*, die auch zusammen mit *Dryas* ähnliche Torfböden am Moserboden und im Fuschler Rotmoos bekleidet.

Die große Mehrzahl der stärker sauren Torfböden in etwa 1900—2300 m Höhe ist von *Trichophorum caespitosum*-Rasen überzogen, der selbst kaum Torf bildet, sondern auf meist kaum über $\frac{1}{2}$ m mächtigem wärmezeitlichem Moostorf wächst. Im übrigen werden die Alpenmoore, besonders die um kalkreiche Quellen erwachsenen (Moserboden, Rotmoos in F u. a.), von sehr interessanten Komplexen gebildet, an denen artenreiche Seggen- und Braunmoosvereine hervorragenden Anteil haben. Hier nenne ich nur vom Moserboden *Salix arbuscula*, *Carex microglochin* (sonst aus Salzburg unbekannt) und *Davalliana*, *Tofieldia palustris*, *Scorpidium scorpioides*, vom Fuschler Rotmoos *Salix pentandra* und *repens*, *Pedicularis palustris*, *Drosera rotundifolia*, *Epipactis palustris*, *Carex limosa*, *Scorpidium trifarium*.

Die Moore der St und des Moserbodens stellen nicht nur wegen ihrer an seltenen, nordischen Arten reichen Flora und Fauna, sondern auch als noch keineswegs erschöpfend entzifferte Archive der Vegetations- und Klimageschichte *Nat u r d e n k m ä l e r* ersten Ranges dar, die zum kostbarsten Inventar des künftigen Tauernparks zählen.

Gebüsch: Von den am höchsten steigenden Spalierweiden der Schneeböden und Grasweiden und einigen Moorweiden war bereits die Rede. Die Zahl der aus dem Glocknergebiet, namentlich Möllgebiet bekannten Weidenarten und Bastarde ist sehr groß. Die stattliche *Salix daphnoides* reicht an der Möll bis Hei. Die schmalblättrigen Weiden der Talauen *S. incana* und *purpurea* (Fellbern) haben dem Felbertal den Namen gegeben. An feuchten Stellen der subalpinen und Zwergsirauchstufe bilden nordische Grauweiden (besonders Formen von *S. Lapponum*) kleinere Bestände, in Rn besonders *S. Waldsteiniana* in Gesellschaft von Birken und der im ganzen Gebiet verbreiteten, in den nördlichen Tälern 2000—2080 m, in den südlichen 2200 m erreichenden *Alnus viridis*. Solche Mischbestände führen den alten Namen Wied und haben dem Wiedmaißl (F), dem Wielinger (Rn, von Wiedinger), den Weidkletten (L) und wohl auch der Göschniß (flaw. *gošča* = Gebüsch) den Namen gegeben. Die an feuchte, nährstoffreiche Standorte gebundene *Alnus viridis* heißt als das verbreitetste Laubholz des Gebiets schlechtthin Laub (Lab), daher Brunnslaub, Ochsenlaub, Kofhlaub. Der in den westlichen Tauern verbreitete Name Abfalterstaubn ist in der Form Ampalterstaubn bis R3 gebräuchlich, im Pinzgau auch der sonst für die Legföhre gültige Name Latschn, Latschach. Unterhalb einer um 1400 m schwankenden Grenze wird *A. viridis* durch die Grauerle *A. incana* abgelöst.

Auf allen schlechteren, namentlich kalkärmeren Böden, wie auf Zentralgneis, Serpentin, Dolomit und Torf, wird das Erlengebüsch durch das Krummholz von *Pinus mugo* ersetzt (im Pinzgau und Pustertal Zettln, Zettach, in den südlichen Tälern Ferchn), das sowohl in den südlichen wie den nördlichen Tälern mehrfach 2200 m erreicht und auch dem „gscheibign Fleckl“ (F) den Namen gegeben hat. Auffallenderweise fehlt dieses Krummholz heute ganz dem Mühlbachtal, Rn, Hi, der linken Seite der F (mit Ausnahme kleiner Gruppen um die Brunnlöcher), dem größten Teil der GÖ und der RÖ. Weitere Untersuchungen müssen zeigen, ob diese Täler zu denen gehören, welche das Krummholz nie besiedelt hat, oder ob es durch anspruchsvollere Gehölze verdrängt oder durch den Menschen vernichtet worden ist. Es gehört mit einigen kleineren Sträuchern wie *Juniperus nana* (Sockfranzwitten) und *Betula pubescens* sicher zu den ersten nach der Eiszeit angelangten Gehölzen.

Zu diesen zählen auch einige Arten der Buschsteppen, wie *Juniperus sabina* (in Osttirol Söben, im Pinzgau Senftn), die sich nur außerhalb des Kartenblattes im Pinzgau (z. B. St), unter Hei (am Jungfernsprung) und um Matrei (bis 1400 m) an warmen trockenen Hängen erhalten hat, sowie der Sanddorn *Hippophae rhamnoides*, der von der Salzach anscheinend nicht in die Seitentäler eindringt, an der Möll bis Hei und im Iselgebiet bis über R3 reicht (RÖ bis 1830 m). Die

ähnlich verbreitete und wohl auch während der letzten Eiszeit aus Asien eingewanderte *Myricaria germanica* ist strenger an Bachalluvionen gebunden und steigt im Gebiet weniger hoch. Etwas später als diese Arten haben sich die Grauerlen- und Haselgebüsch mit den vielen sie begleitenden Beerensträuchern (*Berberis*, *Lonicera*, *Amelanchier*, *Rosa* u. a.) ausgebreitet, von denen sich Reste um F, Hei und R₃ erhalten haben. Einige vorgermanische Namen gehen auf Haselgebüsch zurück: Goldrad (R₃) von rom. *colyretum*, Lischgen (Hei) von slaw. *lesje*. *Berberis* (Boahibeer in Rauris) erreicht bei F 1000, in D 1600, E₃ 1740, R₃ 1770, an der Glodnerstraße fast 2000 m.

Nadelwälder: Sehr auffallend ist das völlige Fehlen der Waldföhre, die im Pinzgau erst nördlich der Salzach, im Mülltal um Obervellaach und im Fielgebiet um Matriei auftritt. Ob sie den Waldsteppen von Hei und R₃ immer gefehlt hat oder nur verdrängt worden ist (durch Brandrodung?), bedarf weiterer Untersuchung.

Fast so hoch wie das Krummholz steigen die subalpinen Wälder von *Pinus Cembra* (Sirbe, Zirne) und *Larix decidua* (Lärche), die sicher auch zu den frühesten Einwanderern zählen. Baumförmig erreichen sie in den nördlichen Tälern 1900—2000 m, in den südlichen 2050—2150 m, als vereinzelte Zwergbäume bei winterlichem Schneeschuß in den nördlichen 2050—2150 m, in den südlichen 2150—2230 m. In den Talhintergründen werden diese Grenzen durch die Gletscherwinde erniedrigt, so daß z. B. die letzten Lärchenkrüppel beim Glodnerhaus, 2140 m (1931 durch den Straßenbau vernichtet), am Elisabethfels, 2100 m, und auf der Margaritze, 1990 m, stehen. Ein auf ihr von Seeland angelegter Pflanzgarten ist heute von *Dryadeto-Firmitum* überwachsen.

Viele Moorfunde beweisen, daß beide Bäume im frühen Postglazial viel verbreiteter waren als heute. Der Rückzug der Pasterze und anderer Gletscher hat außer Krummholz auch viele Lärchen- und Zirbenstämme bloßgelegt. Noch viel mehr als die in allen Tälern häufige und auf den Waldweiden (Maiffen) absichtlich geschonte Lärche ist die Sirbe durch den Menschen zurückgedrängt worden. In größeren Beständen hat sie sich in St, D und G₃ erhalten, in kleinen Gruppen an der rechten Seite der F und um Hei bis zu den Fünzigermoränen der Pasterze und in die L. Durch Pollenfunde ist ihr früheres Vorkommen in Hi (Brecht) belegt, wogegen der vereinzelt im Moserbodenmoor gefundene Zirbenpollen aus St verweht sein kann. Viele Zirben hat sicher der Erzbergbau verschlungen.

Besonders wohlerhaltene Zirben- und Zirben-Lärchen-Fichtenbestände birgt der oft beschriebene Wiegenwald (St). Vgl. Prinzinger in Zeitschr. 1916. Von den zahlreichen Bartflechten (vgl. S. 167) ist die schwefelgelbe *Letharia vulpina* in einigen Tälern auf altem Lärchen- und Zirbenholz so häufig, daß sie z. B. im Zillertal Zirmrod genannt wird. Auf den in oft unzweckmäßiger Weise angelegten Kahlschlägen nehmen Hochstauden, *Ca'magrostis villosa* und Himbeeren überhand, so daß die natürliche Verjüngung nur sehr langsam erfolgt. Säslag-, Wind- und Schneebruchflächen heißen im Pinzgau allgemein Stodach, in R₃ Stodete, moderne Stämme im Pinzgau Durchen (daher Durched in F).

Unter 1500—1700 m herrschen Fichten-Lärchen- und reine Fichtenwälder. Einzelne Fichten („Feichtn“) steigen baumförmig in den nördlichen Tälern bis 1880—1920 m, in den südlichen bis 2060 m, Fichtentrüppel in den nördlichen bis 1980—2060, in den südlichen bis 2150 m, doch ist die Fichte in der subalpinen Stufe schon infolge des oft starken Goldrostbefalls (*Chrysomyxa rhododendri*) nicht mehr konkurrenzfähig. Nach den Moorfunden müssen in der Wärmezeit Fichtenwälder mindestens bis zum Moserboden und Glodnerhaus gereicht haben. Die wärmezeitliche Waldgrenze ist in Rn um 2100, in St um 2150—2200, um Hei in 2200—2250 und in R₃ bei 2300—2350 m, somit durchschnittlich 300 m über der heutigen anzunehmen. In allen bisher untersuchten Tauernmooren über der heutigen Waldgrenze überwiegt im wärmezeitlichen Torf der Fichtenpollen über den der Föhrenarten.

Im 7. Jahrtausend v. Chr. wurden die durch Jahrtausende im größten Teil Mittel- und Nordeuropas herrschenden Föhrenwälder durch **Laubwälder** aus Eichen, Ulmen, Linden, Ahornen und Esche verdrängt. Nach den bisher im Pinzgau und um Hei untersuchten Mooren ist dieser Mischwald in die Tauerntäler weniger weit als in

die meisten andern Alpentäler eingedrungen und hat sich auch nur in kümmerlichen Resten erhalten. Die Eichen machen im Pinzgau schon um Mitterfüll, im Draugebiet um Winklern und am Jfelsberg halt. Bergulmen und Sommerlinden reichen bis F und zum Kesselfall (Rn), Esche und Bergahorn noch etwas weiter. Der Bergahorn (Ahorn) in vielen Flurnamen, Arnig bei R8 von slav. *javornik*) erreicht in den nördlichen Tälern allgemein 1600, in St. 1650, in F 1700 m, in den südlichen kaum 1400 m, wogegen die Esche umgekehrt in den nördlichen nur bis 1170—1220 m, um Hei und Matri bis 1300 m, in R8 bis 1660 m steigt. Sie wird als wichtiger Futterbaum um die Siedlungen geschont und geschneitelt. Die Laubmischwälder des Pinzgaus zeichnen sich durch besonders üppigen Hochstaudenunterwuchs aus, von welchem *Struthiopteris*, *Lunaria rediviva* (Rn), *Campanula latifolia* (Rn, St) und *Impatiens noli tangere* hervorgehoben seien.

Später als die vorgenannten Laubbölzer ist die Buche eingewandert. Den zu trockenen und frostreichen südlichen Tauerntälern fehlt sie heute und wächst auch in den nördlichen nur noch vereinzelt, in St bis um die Schneiderau, 1100 m, Rn bis 1240 m, F bis zur Kaisermaiß, 1340 m, Kauris bis Bucheben. Ähnlich verbreitet, aber heute noch seltener sind Weißtanne und Eibe (St, F). Nach Ausweis der Pollendiagramme war jedoch die Buche und die schon vor dieser eingewanderte Tanne in der Bronze- und Eisenzeit weiter verbreitet, die Tanne, die heute im Mülltal nur bis Sagritz reicht, bis über Hei, in den nördlichen Tälern bis mindestens 1900 m Höhe. Heute steigt von allen Laubbäumen, von den meist strauchigen Weiden, Erlen und Birken abgesehen, am höchsten die Vogelbeere. Sie wächst vereinzelt in allen Tälern bis etwa 1800 m (Si strauchförmig bis 1980 m). Das Eichenwäldchen von Hei ist nur gepflanzt.

In den Pinzgauer Tälern ist der größte Teil der Talböden zu F e t t - u n d M a - g e r w i e s e n gerodet, die regelmäÙig ein- bis zweimal gemäht und dann beweidet werden und den gewöhnlichen Typen von *Arrhenatherum*, *Trisetum*, *Agrostis* und *Festuca rubra* angehören. In den südlichen Tälern wird dagegen das weitaus meiste Heu auf oft nur alle 2—3 Jahre gemähten Bergmähdern gewonnen, die um Hei bis etwa 2400 m, in D bis 2500 m, in E3 bis 2600 m hinaufreichen und aus den früher genannten Heide- und Naturwiesentypen zusammengesetzt sind. Die schmalen Raine zwischen den in allen trockenen Tälern seit vorgeschichtlicher Zeit bestehenden Äckern nehmen dagegen S t e p - p e n w i e s e n ein, die in den meisten Zentralalpentälern vom Lungau bis zum Oberinntal von *Festuca sulcata* beherrscht werden und schon mehrfach von Vierhapper, B. Huber und Braun-Blanquet beschrieben worden sind (s. Taf. 46).

Neben dem genannten Schwingel treten andere Steppengräser wie *Bromus erectus*, *Phleum Böhmeri*, *Koeleria*-Arten (um Hei bis 2000, E3 bis 2100 m), *Brachypodium pinnatum* (R8 bis 1840, an der Glocknerstraße bis 1940 m) und *Carex humilis* auf, ferner u. a. *Tunica saxifraga*, *Trifolium montanum*, *Onobrychis arenaria*, *Libanotis montana* (S8 bis 1700, Glocknerhaus 2080, E3 bis 2370 m), *Teucrium montanum*, *Artemisia campestris* (auch die nah verwandte, arktisch-alpine *A. nana*); dazu um Hei *Carex nitida* (1845 an der Pasterze gefunden), *Astragalus pilosus* (bis mindestens 1400 m), *Erysimum helveticum* (bis mindestens 2560 m) u. a., bei R8 *Campanula spicata* (bis 1350 m), um Hei und R8 in trockenen Gebüschern u. a. *Sisymbrium strictissimum*. Viel ärmere Steppenfragmente haben sich auch an den trockensten Hängen der Pinzgauer Täler erhalten, so über Widrechtshäusern (St) um 950 m mit *Juniperus sabina* *Vincetoxicum*, *Teucrium montanum*, *Artemisia campestris* u. a.

Während diese Steppenelemente wohl größtenteils schon vor den letzten eiszeitlichen Gletschervorstößen, also vor mehr als 10 000 Jahren eingewandert sind, haben die menschlichen Siedlungen und die sie begleitenden K u l t u r f e p p e n kein höheres Alter als höchstens 4000 Jahre (Bronzezeit). Die noch heute meistgebauten K u l t u r p f l a n - z e n (außer der Kartoffel), wie Gerste, Weizen, Erbsen, Mohn und Flachs (s. Schindler in Zeitschr. 1888) finden sich tatsächlich schon in den jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Pfahlbauten des Nordalpenrands.

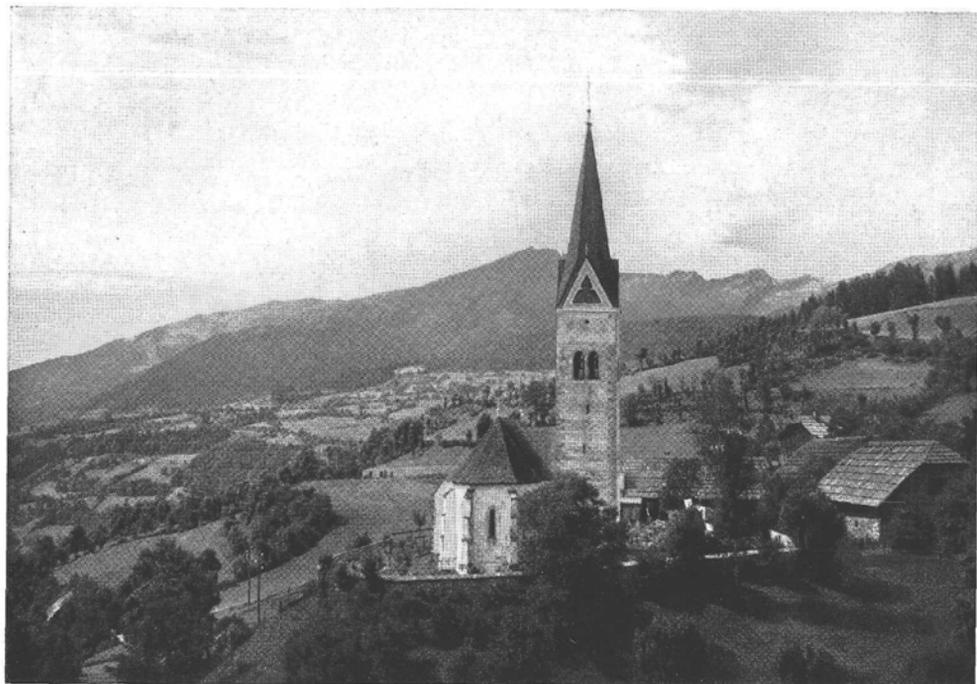
Im Hei wird neben Sommergerste (*Hordeum distichum* auf der Gipferalm bis 1620 m) viel Winterroggen (bis 1580 m) und auch Winter- und Sommerweizen (Spelz jetzt wohl nicht mehr, um 1800 noch viel), Hafer, Flachs (Hoar), Hanf, Mohn und Kartoffeln gebaut, ferner neben Sauerkirschen (bis 1510 m) etwas Äpfel und Pflaumen, einige Gemüse und Gewürze (u. a. *Levisticum*). Die Felder von R₃ bestehen zu etwa $\frac{3}{4}$ aus Sommergerste (vorwiegend „broate“ d. h. Imperialgerste, weniger „spize“, in R₆ bis 1770 m), daneben aus Roggen (R₆ bis 1660 m), Hafer, Erbsen, Saubohnen, Flachs, Hanf, Mohn und Kartoffeln (Weizen und Obst erst um Peischlach). Die Feldfrüchte werden allgemein auf Harpfen getrocknet. Zu den häufigsten Unkräutern zählen *Agropyron repens*, *Avena fatua*, *Galeopsis versicolor* und *Sonchus arvensis*. Auch die Garten- und Friedhofflora von Hei und R₃ hat trotz manchen Neueinführungen noch sehr altertümlichen Charakter (u. a. *Dianthus barbatus*, *Lychnis chalcedonica*, *Polemonium*, *Calendula*, *Tanacetum*, *Artemisia Abrotanum*).

In F wird Getreide (bes. Roggen und Hafer) heute nur noch bis 975 m gebaut (bis gegen 1850 noch um Ferleiten 1150 m). In Et liegt heute die Getreidegrenze bei etwa 900 m, doch deuten Getreideunkräuter in der Schneiderau (*Legousia*, *Anthemis arvensis*, *Sonchus arvensis*, Weizen verschleppt bis in den Wiesenwald) auf früheren Anbau bis mindestens 1000 m. Im Felber und Gasteiner Tal reichen Felder bis 1050—1085 m, um Matrei bis mindestens 1450 m.

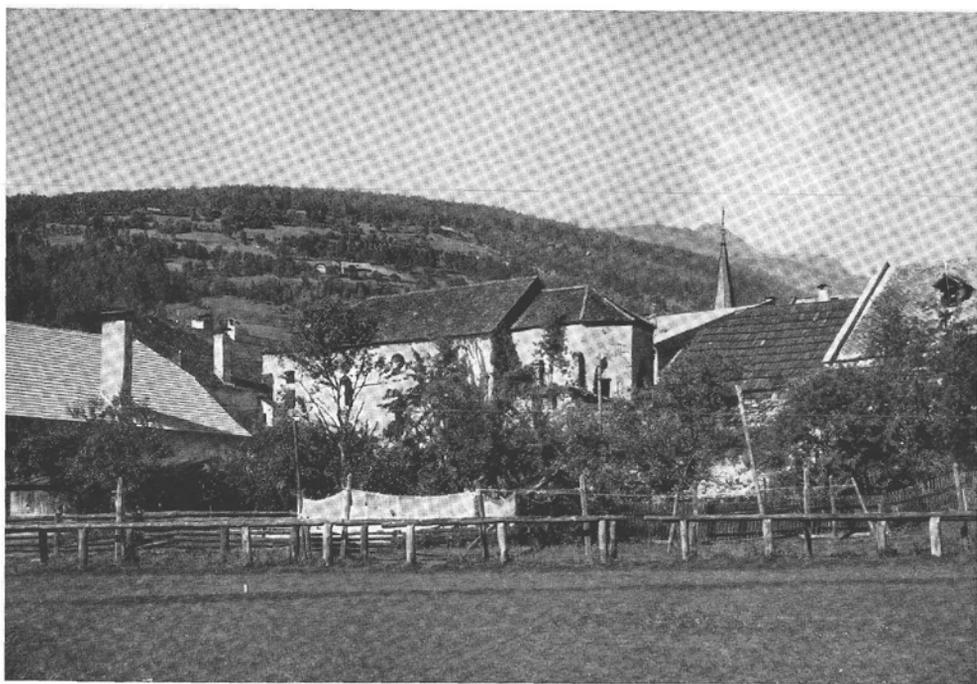
An Schuttstellen wachsen neben einheimischen Pflanzen wie *Tussilago* (in Hei die Blütenstände Lugnerlen, die Blätter Huasblutshn) und *Sedum*-Arten (in Hei wilder Roggen) und alt-eingebürgerten wie *Urtica urens*, *Salvia verticillata* (Hei bis 1500 m) und *Carduus acanthoides* (R₃ bis 1630 m) bereits auch solche, die erst längs den neuen Straßen eingeschleppt worden sind, so das wohl durch Pferde eingeschleppte *Trifolium hybridum* in Et schon 1930 fast bis zum Enzingerboden, an der Glocknerstraße 1930 *Poa compressa* bis 2020, *Vicia cracca* bis 2050 und *Barbarea vulgaris* bis 2100 m. Die seither ausgeführten Bauten haben nicht nur einen großen Teil der einheimischen Vegetation vernichtet (so die Standorte der seltenen *Viscaria alpina* auf der Sturmalpe und des *Callianthemum* am Hohen Sattel), sondern haben auch viele Neuanflüge zur Folge.

Da diese rasch fortschreitenden Veränderungen grolenteils unerwünscht sind, ist es höchste Zeit, das die wertvollsten Teile der einzigartigen Glocknernatur mit dem bereits bestehenden Pinzgauer Naturschutzpark zu einem wirklichen Nationalpark zusammengeschlossen und vor weiteren Verwüstungen geschützt werden. Am 1. Juli 1935 ist die seit 1918 dem Alpenverein gehörige Umrahmung der Pasterze von der Kärntner Landesregierung als Banngebiet erklärt worden und damit der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Wunsches, den wohl alle wahren Glocknerfreunde längst hegen, getan.





Die Kirche von Kreuzsloch mit Blick auf den oberen Hattenberg
und den Grat vom Omeineck zur Hohen Leier



Die „Pankrazikirche“ zu Gmünd mit Hattenberg und Bartlmann



Das Kirchlein von Plas mit Blick auf Neuschitz und Gmeined



Das „Afhauerfchloß“ in Innerkrems

und Bachbrausen eingeeengt reisende Kraftwagenfahrer, daß der Fluß in erdgeschichtlich junger Zeit den das Drau- vom Müllstättersee-Tale trennenden Rücken durchriß. Wie dies zugeing, erzählt die Sage. Eine Bäuerin im Liesertale hatte zwei Hennen und einen Hahn, der zur Verwunderung der Frau eines Tages ein Ei legte. Trotzdem es sehr klein war, erschien es der Bäuerin unheimlich, weshalb sie es in einen Rührkübel gab. Es wuchs jedoch in diesem, und das erschrockene Weib wußte sich keinen anderen Rat, als Kübel und Ei in das vorbeirinnende Wasser zu werfen. Das Ei plaste, ein greulicher Lindwurm kroch aus und wühlte sich durch den Berg, den Bach nachziehend. So entstand der heutige L i e s e r g r a b e n.

Von Lieserhofen steigt die alte Straße den einst von allen Fuhrleuten gefürchteten „Patriari“¹⁾ hinan und quert das nasse Rutschgebiet der „Schmalzgrube“, wo manche die Fahrbahn tragende Piloten wirklich wie in Schmalz verankten. Dann müssen wir weit in das sich tief öffnende Hintereggental hinein, das an der Hohen Leier entspringt, übersehen auf uralter gewölbter Steinbrücke, nach der die Schlucht „Steinbrudgraben“ und der Bauernhof oberhalb „Steindruder“ heißt, den Bach und gehen jenseits wieder aufwärts grabenaus. Da stockt unser Fuß, der Felsen links braust, als sei innen ein Wasserfall verzaubert. Es ist der in einen Winkel verschlagene Widerhall des über Steine stürzenden Baches. Daher heißt es hier bei der „Rauschenden Wand“.

Wir erreichen den einsamen Weiler R a c h e n b a c h, wo der vom Omeined herab-eilende Neuschischbach Mühlen treibt. Hier errichteten einst Liesertaler Bauern gegen die Türken eine Klause aus gefällten Bäumen. Als der Feind vor dem Hindernisse hielt, ließen die Verteidiger angelegte große Fichten und Lärchen auch im Rücken der Eindringlinge niederstürzen, die dadurch eingeschlossen wurden. Ein seitliches Entrinnen war nicht möglich. Alle Ungläubigen wurden von den aus ihrem Hinterhalte hervorbrechenden Bauern niedergemacht und im Walde begraben, wo es seither nicht geheuer ist, weshalb sich um Mitternacht niemand hindurchzugehen getraut. — Man fand 1904 beim Straßenneubau nach dem verheerenden Hochwasser unterhalb Rachenbach das Gerippe eines Bestatteten neben einem Lontopfe und Dolchen. Sofort bemächtigte sich die Sage dieser Entdeckung: es hieß, das Skelett sei das eines der dort gefallenen Türken. Da sein Kopf gegen Sonnenaufgang lag, hätte die Beerdigung auf muselmännische Art stattgefunden, sonst hätte sich der Tote im Grab umgedreht. Einer der Heiden wäre dem Gemehel entkommen und hätte den Kameraden abseits von den übrigen beerdigt, weshalb dieser wohl ein Anführer gewesen.

Der nächste Ort ist das stattliche evangelische Pfarrdorf T r e b e f i n g. (1206 als „Trebgozingen“ zum ersten Male urkundlich erwähnt.) Auch hier wird eine kriegerische Sage erzählt, jedoch aus der Franzosenzeit von 1809. Der greise Pfarrer ging den Soldaten entgegen und flehte um Schonung seiner Gemeinde. Die Bauern mußten zwar ihre letzten ersparten Taler zusammenkrassen, um die Schätzung zu bezahlen, aber Trebesing blieb dafür ungeplündert.

Eine Stunde höher liegt das oberste Dörflein N e u s c h i c h. Dort wurde ein Bauer, der den Franzosen die Herausgabe seiner Wertsachen verweigerte, an zwei Rosschweife gebunden und von den gehekten Pferden zerrissen. Die Bäuerin im Hause hatte sich auf dem Heuboden versteckt, nachdem sie ihren Säugling in die Tischlade gelegt, wo er still weiter schlief. Obgleich die Franzosen plündernd den Hof durchsuchten, fanden sie nicht Mutter noch Kind.

Südbüchlich von Trebesing jenseits über der Lieser liegt bei 1100 m die Ortschaft P l a z mit einer gotischen Kirchenruine. Ihre Außenwand schmückt ein riesenhafter Christophorus. Der „Mesnerbauer“ nebenan öffnet das alte Schloß der schön beschlagenen Lüre mit einem ungeheuren Schlüssel. Innen sind Fresken aus dem 14. Jahr-

¹⁾ Man beachte, wie beim „Fratres“, den römischen Namen!

Sagen und ihre Stätten im Lieser- und Maltafale Kärntens

Von Mr. Frido Kordon, Graz

I. Liesertal

Die Alpenländer bewahren viele Sagenschätze, an denen das kleine Kärnten einen überraschend großen Anteil hat. Jeder Bergsteiger und Alpenwanderer hat bei längerem Aufenthalt Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Kärntner nicht nur zu singen, sondern auch zu „sagen“ verstehen, und mannigfache Überlieferungen aus Urväterzeiten, anschaulich kraftvoll und oft schalkhaft gestaltet, dichterisch verklärt, im Volke fortleben, ja selbst heute noch Sagen gebildet werden. Wer, etwa angeregt durch die Betrachtung eines auffallenden Bauwerks, eines seltsam geformten Berges oder sonstiger merkwürdiger, als spielerische Naturlaune erscheinenden Gebilde oder, veranlaßt durch einen eigenartigen Namen, glaubt, einer Sagenstätte gegenüberzustehen und erkunden will, was über sie erzählt wird, dann muß er allerdings, um das Richtige zu hören, richtige Leute fragen. Zum Glücke sind diese nicht selten, denn die Einheimischen geben gerne und liebenswürdig Auskunft über alles, das ihre Heimat betrifft. —

Seit über einem halben Jahrhundert hörte ich im Lieser- und Maltafale viele Sagen an den Ortlichkeiten, wo die wunderlichen Begebenheiten gespielt haben sollen, und will nun auf gedachten Wanderungen durch beide Täler mit den schönsten Sagen und ihren Stätten vertraut machen. Die beigegebenen Bilder und Hinweise auf solche und auf Sagen Erzählungen in früheren Zeitschriftjahrgängen sollen mich in der Wiedergabe dieser bunten „Geschichten“ — wie der Kärntner seine Sagen nennt — unterstützen.

Bei Spittal a. d. Drau, dem Oberkärntner Knotenpunkte der Tauern- und Pustertalbahn, mündet von Norden her, schluchtartig verengt, das Liesertal. Es ist eine tiefe, gegen 50 km lange Furche, Ausläufer der Hohen Tauern: Keisack- und Hafnergruppe vom östlich beginnenden Nochegebiete der Norischen Alpen trennend. Bei Gmünd, dem Hauptorte des Liesertales, das deshalb auch Gmündtal heißt, mündet die Malta, einst Malteiner Ache genannt, und entwässert die vergletscherte Ankogel-Hochalmspitzgruppe gegen Osten. 3 km nördlich von Spittal mündet der Abfluß des Millstätter Sees. Dieses liebliche Kärntner Badeseebecken spiegelt die auf romanische Zeit zurückreichenden Stiftsgebäude von Millstatt, sammelt mehrere in den „Noden“ entspringende Bachläufe der „Gegend“ und ist ein ausgedehntes Gebiet für sich mit viel ehrwürdigem Volkstum. Die Millstätter- und Gegendfagen will ich jedoch nicht einbeziehen, ebensowenig jene, die am Ende des Lieserlaufes sich um das alte, malerisch gelegene Spittal, seinen kostbaren Renaissancepalast Porzia und die zerfallene Ortenburg zu Füßen des angeblich reiche Schätze bergenden Goldeck ranken.

Wer von der Station Spittal-Millstätter See rasch nach Gmünd (15 km) kommen will, benützt den Kraftstellwagen, der ihn entlang der prachtvoll grünen, kristallklaren, im Hochsommer durch Malta-Gletschervasser milchig getrübbten Lieser an das Ziel bringt. Um jedoch Sagenstätten zu besuchen, muß der Wanderpfad über die „alte“, wohl auf römischer Grundlage erbaute, sogenannte „Salzburger Straße“ gewählt werden, die mit herrlichen Ausblicken, über den „Fratres“ an der rechten Tallehne hoch ansteigend, nach Lieserhofen am Fuße des Gmeineds zieht. Auf diesem für Autos verbotenen Wege sehen wir besser als der zwischen Schutzmauern, Felswänden

hundert, eine vermutlich ebenso alte Sängerempore mit geschnitztem Holzgitter und eine bemalte Holzdede zu sehen. Vor dem Kirchlein bietet sich eine überraschende Aussicht: südlich auf Goldeck, Hochstaffjag und Reifkofel, westlich in den tief eingeschnittenen Radlgraben bis zum Reifed, umrahmt von schroffen Gipfeln und Gratzen. Nordwestlich ist in den Talgrund Gmünd gebettet und darüber türmt die Hafnergruppe Berg an Berg.

Plaz wird 1216 urkundlich zum ersten Male genannt. Die Sage macht die Plazer Kirche überhaupt zur ältesten weitem und erzählt, daß in ihr Priester des Müllstätter Stiftes schon Messen lasen, als das Gmündtal noch ein See war! Eine andere Sage berichtet, daß einst aus Gmünd an einem bestimmten Tage jährlich eine Prozession nach Plaz ging. Als einmal der fromme Zug länger als sonst ausblieb, erschien der Kirchenpatron in voller Rüstung, eine Fahne in der Rechten, schritt über das Feld bis dahin, wo die ganze Stadt tief unten zu beobachten ist, und stellte sich auf einen großen Stein. Geduldig wartete der Heilige, aber vergeblich. Die Wallfahrer kamen nicht, weil in Gmünd allesamt „lutherisch“ geworden waren. Mit der sinkenden Sonne entschwand der geduldige Kirchenpatron. Seine Schuhe waren jedoch tagsüber unter dem Gewichte der schweren Rüstung in den Stein eingesunken und hatten Abdrücke hinterlassen. Ich sah noch als junger Mann die Platte mit den beiden riesigen Fußtapfen. Sie wurde später vom Besitzer des Aiders zersprengt und zum Hausbau verwendet.

Wer von Plaz gegen Gmünd hinabsteigt, kommt am Ausgange des Schrottengrabens, den die sanfte Kuppe des Schirnochs entsendet, zum Dörflein *L a n d f r a ß*. Der Name soll davon herrühren, daß der gutmütige Berg, durch ein Unwetter böß gereizt, einst Steine und Grus über die fruchtbaren Wiesen und Aider, hier kurz „Land“ genannt, wälzte und „vergiftete“, somit „das Land fraß“. Die Grenzraine aus gehäuften Felsstrümmern erinnern heute noch an das Unglück.

Von Erbefing weiterwandernd, kommt man bald nach *R a d l* am Ausgange des Radlgrabens, zu dessen Brücke die Straße hinabführt, um jenseits wieder anzusteigen. Rechts unten steht das dreistöckige schmucklose Malteiner- (Mallenteiner-) Schloß, im Besitze des gleichnamigen alten Bauerngeschlechtes¹⁾. Einst gab der Schloßbesitzer, um seiner unnahbar stolzen Tochter einen Bräutigam zu verschaffen, ein Fest mit Schmaus und Tanz. Jedoch die kühle Maid wollte sich von keinem der jungen Männer herumschwenken lassen und hatte für sie nur spöttische Ablehnung. Am Mitternacht erschien ein Unbekannter, prächtig gewandet, fand bei der Hochmütigen Gnade und durfte mit ihr tanzen. Plötzlich wirbelte das Paar unter dem Angstgeschrei des Mädchens zum Fenster hinaus. Hilferufe verhallten im Wald. Am nächsten Tage wurden im Gestrüpp zwar die Kleider der Unglücklichen, aber nicht sie selbst gefunden. Der Teufel als vornehmer Herr hatte die allzu Spröde geholt. Unter dem Fenster, durch das der höllische Reigen gegangen, war ein großer Blutstreck zu sehen, der, trotzdem man ihn übertünchte, stets wieder zum Vorschein kam. Erst in neuester Zeit verblaßte er. Der Malteiner Großvater, der mir vor vier Jahrzehnten die Sage erzählte, wollte als junger Bursch den Blutstreck noch gesehen haben.

In den *R a d l g r a b e n* hineinwandernd, sind wir bald beim „Radlbad“, dessen einfaches Kurhaus seit Jahren geschlossen ist. Daneben ragen die verwitterten Schöte und Mauern der „Schmelz“, die zu dem weiter talein gelegenen Goldbergwerke gehörte. Noch stehen dort sechs Steinpfeiler am Talhange, Träger der Rutschbahn für die geförderten Erze zu dem in Trümmern liegenden Pochwerke. Wer zu den Felswänden hinansteigt, kann durch die Stollenmundlöcher in den alten Bau einfahren. Die Ausbeute war, wie die Sage kündigt, so reich, daß die Knappen Sonntags in Samt und Tuch

¹⁾ Siehe das Bild von E. S. Compton in der Zeitschrift 1900, S. 229, jedoch ist die Beschriftung „Müllenstein“ unrichtig.

nach Gmünd gingen, jedoch nicht zur Kirche, sondern in die Schenken, wo sie um Silbertaler und Goldstücke würfelten, prahlten, zechten und Kaufhändler suchten. Aber der Bergsegen versiegte plötzlich, überall trafen Haue und Schlegel taubes Gestein statt goldführender Ader. Bald mußten die übermütigen Bergleute in zerrissenen „Jantern“ von Haus zu Haus um ein Stücklein Brot oder einen schlechten Pfennig betteln.

Der Radlgrabenweg steigt bis zur *Kubentale* in 3 Stunden nur mäßig. Dann stehen wir in einem gewaltigen Talschluffe, umgeben von jähem Wandfluchten und wilden Graten. Der Alpenvereinssteig der Sektion Gmünd führt durch den „Ressel“ unter den Abstürzen der Hohen Leier in 2½ Stunden empor zum dürftigen *Seebachhüttl*, wo einst einer der zwölf Berggeister des Gebietes, der „Krumpe Reiseder“, sich vom Halter über Nacht ein Ochsenpaar auslieh, um einen Goldschatz zum Hohen See zu führen. Die schwere Arbeit kostete den Jungtieren das Leben, jedoch dem überreich belohnten Hirten erwuchs daraus kein Schaden.

Unter dem Reiseder träumt in schauriger Ode der *Hohere* (1). Er diente einst als Fußbadewanne einem heidnischen Riesen oder dem Teufel, wobei ein Felsvorsprung der Sitz war. Noch heute zeigt die wunderbar verträumte Wand oberhalb des Sees den rundlichen Abdruck eines ungeheuren Gefäßes.

Der östliche Ausläufer des Reiseders zwischen Radlgraben und Maltatal ist der dreigipflige *Barthmann*. Gegen das Liesertal schiebt er den bis hoch hinauf besiedelten Hattenberg vor, über den er in 5 Stunden unschwierig zu ersteigen ist. Auf seinem Kamme, der zum Radlgraben steil mit gefährlichen Edelweißwänden, gegen das Maltatal sanfter abfällt und eine entzückende Schau, einerseits auf Gmünd, andererseits zum Millstätter See gewährt, erstreckt sich vor dem Gipfelaufbau der „Heidenfreithof“. Der schieferige Rücken ist durch Kreuz und quer laufende Spalten und Rillen zerteilt, daß er wie von Gräberreihen bedeckt erscheint. Reste einer gemauerten Straße, „Heidenweg“ genannt, sind tiefer zu sehen. Sie soll zum heidnischen Friedhofe unter dem Barthmann emporgelöhrt haben. Man hüte sich, ein solches Grab aus sträflicher Neugier zu öffnen, da sonst unfehlbar ein furchtbares Unwetter niedergehen würde.

Zwischen Radl und Gmünd zieht die letzte Strecke der „alten Straße“ über den „Langen Bichl“. Noch höher sind auf dem *Hattberge* Überbleibsel einer uralten Straße, heute teilweise zu Feldwegen benützt, einerseits gegen den Radlgraben, andererseits gegen das Maltatal, vorhanden, ebenfalls „Heidenweg“ genannt. Es wird vermutet, daß dort die Liesertaler Römerstraße ging. Die Sage erzählt, daß die Christen, nachdem sie das Pulver erfunden, bei ihrem Vordringen oberhalb des „Langen Bichls“, wo sich die Schau in das Maltatal öffnet, Kanonen aufstellten und die Heidenburgen Odenfest und Feistritz beschossen.

Vom Langen Bichl, unter dem sich die „alte“ mit der „neuen Straße“, der von Spittal durch die Talsohle hereinführenden Bundesstraße, vereinigt, erblickt man das Städtchen *Gmünd* mit seinen Burgen, der Ringmauer, dem barocken Torbau²⁾ und der gotischen Kirche. Im Vordergrund treffen sich Lieser und Malta. Dieses „Gemünde“ hat der Siedlung, die, urkundlich zuerst 1252 erwähnt, nach Funden jedoch wohl schon zur Römerzeit bestand, den Namen gegeben.

Die Sage weiß aber, daß hier einst ein See die Fluren bedeckte und von Rauchenfatsch im oberen Liesertale, in den Krems-, Leoben- und Nörringgraben hineinreichend, sich bis Brandstatt im Maltatale erstreckte und durch einen Riegel unterhalb des heutigen Gmünd gestaut war. Das gräßliche Schloß Leobenegg, auf dem die Rastelhofer saßen, stand am Liesertaler Ufer, die Burg Rauchenfest der Kroneder auf einem Hügel im Maltatale. Des Rastelhofers Sohn Pankratius war mit der Kronedertochter ver-

¹⁾ Siehe das Bild von C. E. Compton in der Zeitschrift 1900, gegenüber S. 256.

²⁾ Siehe Zeichnung von A. Heilmann, Zeitschrift 1895, S. 201.

lobt und ruderte häufig im Rahn zu ihr. Einmal jedoch geriet Pantradius in einen Sturm, wurde mit dem Schiffelein an einen Felsen geschleudert und versank. Als der junge Graf nicht wiederkehrte, war der Jammer groß. Um den teuren Leichnam zu bergen, ließen die trostlosen Eltern die Klause in enger Schlucht sprengen, wild tosend floß das ganze Wasser durch das untere Liesertal ab, um sich weiter draußen in einem neuen Becken als Millstätter See zu sammeln. Auf schlammigem Grunde wurde Pantradius gefunden und dort eine nach ihm benannte Kirche erbaut, um die ein Ort, das heutige Gmünd, entstand. Die „Pantrazikirche“, als älteste Stadtpfarrkirche 1286 gebaut, besteht heute noch, allerdings entweiht. Neben ihr führt durch die Ringmauer das „Pantrazitor“ in die „Pantrazivorstadt“. Der Name der Pfarre „Maria im Moos“ soll auf den nach Abfluß des Sees verbliebenen Sumpf hindeuten.

Auf einer von der Terrasse des Treffenbodens zur Stadt vorspringenden ebenen Stufe steht, das Landschaftsbild beherrschend¹⁾, das in seinen Anfängen aus dem 15. Jahrhundert stammende, seit einer Feuersbrunst 1886 leider dem Verfall überlassene umfangreiche „Alte Schloß“, so genannt im Gegensatz zum „Neuen Schlosse“, der „Burg“ am nordöstlichen Ende des Hauptplatzes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. An das „Alte Schloß“ knüpfen sich einige in solchen Burgen heimische Sagen: vom „Fall-“ oder „Faulturn“ (dem Bergfried), unterirdischen Gängen und verwunschenen Schätzen. Eigenartig ist jedoch die Deutung der sechs Würfelfelder aus eingemauerten Steinkugeln über dem Haupttore. Die Sage erzählt, daß drei Landsknechte, die im Kriege große Beute gemacht, ihre Schätze zusammenhäufeten und um sie würfelten. Der erste warf fünf Augen, der zweite sechs, der dritte aber elf und damit fiel ihm der ganze Reichtum zu, mit dem er das Schloß samt viel Land und Hörigen kaufte. Er ließ zum Andenken die Würfelfelder anbringen. Jedoch soll er später alles, wie er es gewonnen, wieder im Spiel verloren haben. Andere Sagen führen die Stückkugeln auf Belagerungen durch Türken oder Ungarn zurück.

Den Stadtplatz ziert eine an das Erdbeben von 1690 erinnernde Denkäule. Der Sage nach war dort ein klasterweiter Spalt entstanden, der unergründlich zu sein schien, weil er wochenlang durch Hineinschütten von Steinen nicht geschlossen werden konnte. Erst als die Bürgerschaft der Dreifaltigkeit das Mal und der hl. Barbara als Patronin gegen unterirdische Mächte eine Prozession gelobte, ließ sich die Kluft ausfüllen. Es findet zu Gmünd noch immer jeden 4. Dezember oder am nächstfolgenden Sonntag die Barbara-Erdbeben-Prozession zur Dreifaltigkeitsäule statt. An der Südseite der Pfarrkirche (1339 geweiht) ist die Kapelle der Rosenhaimer angebaut mit der Gruft dieses Geschlechtes von Bergwerksherren, über deren märchenhafte Reichtümer Sagen berichten. Ihr Wappen, ein Kranz von fünf Rosen, schmückt den wuchtigen Deckelstein. Die Außenwand der Kapelle trägt ein großes Fresko, Leopold Anton Prastowiz darstellend, der zur Franzosenzeit Kaplan in Treßling (zwischen Gmünd und Millstatt) war. Er kniet betend vor Christus am Kreuz, im Hintergrunde liegt Gmünd, vom Hattenberge gesehen. Das von Johann Partl 1827 gemalte Bild zeigt, daß sich die Stadt seither nicht wesentlich verändert hat. Der Stifter hatte der Sage nach einen Franzosen erschossen, mußte fliehen und entkam am Lurnfelde mit knapper Not den Verfolgern. Um sein Gewissen wegen der nicht beabsichtigten Mordtat zu beruhigen, ließ er später als Probst vom Biglienberg (zu Friesach) in Gmünd das Gemälde anfertigen. Der Künstler malte den Priester jugendlich frisch, wie er damals ausah, jedoch mit ihm alterte wunderbarerweise auch das Antlitz auf dem Bilde, die Züge erschlafften und das braune Haar wurde allmählich weiß. Als der Probst hochbetagt starb²⁾, wurde sein gemaltes Porträt noch blässer und ist seither greisenhaft geblieben.

¹⁾ Siehe das Bild von E. T. Compton, Zeitschrift 1898, S. 241.

²⁾ 1846, fast neunzigjährig. Er hatte 1833 in Klagenfurt mit zwei Brüdern, die ebenfalls Geistliche waren, sein und ihr 50 jähriges Priesterjubiläum gefeiert.

Ein Karrenweg zieht von Gmünd nordöstlich nach Kreuzschlach auf einer mit dem Treffenboden gleich hohen Hangfläche. Von dem die Filialkirche St. Bartlma umgebenden Friedhofe bietet sich eine malerische Aussicht auf das untere Liesertal mit Landfraß, Plaz, Radl, Trebesing und den wild gezackten Grat vom Gmeined zur Hohen Leier. Das kleine Gotteshaus, 1518 erbaut, mußte nach dem Erdbeben 1690 neu hergestellt werden. Die Sage jedoch will wissen, daß vor 100 Jahren noch außen an der Friedhofmauer eingelassene Eisenringe zu sehen waren, die den Leuten, als das Gmündtal ein See war, zum Befestigen ihrer Schiffe dienten, wenn sie von anderen Ufern zur Kirche fuhren. Einst war dort ein Heidentempel gestanden. Er wurde in ein christliches Gotteshaus umgewandelt, das eines der ältesten im Tale ist. Die Außenwand soll das Bild eines riesenhaften Heiden geschmückt haben. An der Nordwestseite des Friedhofes sind Spuren eines Rundbaues zu erkennen. Dort soll ein Turm gestanden sein, in dem ungeheuer große Menschenknochen verwahrt wurden. Man hatte sie beim Kirchenbau ausgegraben. Sie rührten von den Ureinwohnern, den alten Heiden, her, die Riesen waren.

Gegen Nordosten setzt sich der Weg von Kreuzschlach fort in den Drehtalgraben, umzieht diesen in weitem Bogen, verbindet hoch über der Lieser „sonnseitig“ gelegene kleine Ortschaften: Heizelsberg, Sonnberg, Densdorf, Pleßnitz und heißt „Heidenweg“. Er deutet wahrscheinlich den Verlauf der Römerstraße an, die der Salzohle auswich. Der Sage nach war hier zur Zeit des Gmünder Sees eine drei Klafter breite, von Heiden erbaute Straße. Wo heute zu Dens- (Dents-) Dorf das Ruepbauernegehöft steht, war ein großes Wirtshaus für die Fuhrleute mit ausgedehntem Weinkeller. Zu meiner Jugendzeit war dort ein gewölbter unterirdischer Raum noch vorhanden.

Auch vom Filialkirchlein St. Johannes in Pleßnitz (mit Teilen eines spätgotischen Flügelaltars) wird erzählt, daß es einen früheren Heidentempel verdrängte und eines der ältesten Gotteshäuser weitem ist. (Es stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, der Ort selbst wird urkundlich zum ersten Male schon 1148 genannt.) Auch hier sollen Menschenknochen gefunden worden sein, die dreimal größer waren, als die der gewöhnlichen Leute.

Oberhalb Pleßnitz gipfelt das Mißed, von dem ein breiter Ramm, die Amtweiden der Ronnach und des Burgstallgrabens scheidend, zum Ochsenstand und Stubeck zieht. Wer ihn verfolgt, kommt zu sonderbar gestalteten Felsen, dem „Steinernen Heufuder“. Die Sage erzählt, daß hier oben ein geiziger Bauer so gottlos war, an einem hohen Feiertage zu arbeiten. Dafür wurde er samt dem hochbeladenen Wagen während eines furchtbaren Unwetters zur Warnung für alle Übereifrigen versteinert.

Von diesem Ausfluge am rechten Liesertalhang nach Gmünd zurückgekehrt, wollen wir nun der Bundesstraße neben dem munter einherbrausenden Flusse folgen. Am Wallfahrtskirchlein Kreuzbühl vorüber wird der Galgenbühl, die Richtstätte der Stadt Gmünd, erreicht, wo 1773 die letzte Hinrichtung stattfand und Eva Karyn, eine junge Bäuerin aus Maltein, die ihren ungeliebten Mann vergiftet hatte, enthauptet wurde. Die Sage berichtet, daß die arme Sünderin es verstand, selbst den Henker zu befördern, weshalb er kraftlos wurde und zweimal zuschlagen mußte, bis der Kopf fiel. Es soll heute noch nicht geraten sein, um Mitternacht am Galgenbühl zu rasten.

Bevor die Straße die klammartige Mündung des Drehtalgrabens erreicht, kommen wir an einer mächtigen Fichte vorbei, dem „Hirscheng'stemm“. Ihre Rinde hat ein Hirschgeweih samt Kreuzfing überwallt. In meiner Jugendzeit war das Kreuz deutlich sichtbar und alte Gmünder erzählten, daß sie als Kinder hätten die Enden des Geweihs, noch nicht ganz überwachsen, aus dem Baume ragen gesehen. Es geht die Sage, daß der Schlossherr von Moosham im salzburgischen Lungau einen Wilddieb an einen Hirschen schmieden und diesen über den Ratschberg in das Liesertal hegen ließ. Unter der Fichte, die noch ein junger Baum war, brach der König der Wälder mit dem tot geschleiften

Opfer zusammen. Das Geweih wurde nebst einem Kreuze an den Stamm genagelt und verschwand im Laufe der Zeit unter der mächtig wuchernden Rinde.

Vor dem Drehtalbrüchlein zieht links der „Totenweg“ herab. Er trägt diesen Namen, weil auf ihm die Leichen der im größtenteils evangelischen Orte Eisentratten verstorbenen Katholiken zum Kreuzschlacher Friedhofs gebracht werden, wodurch der Umweg über Gmünd vermieden wird. Es ist am Totenwege nicht geheuer.

Das zerfallene Gemäuer neben dem Bächlein war einst die *T e u f e l s m ü h l e*, die in Nächten, wenn der Böse Macht hatte, laut klapperte. Wagte es ein später Wanderer, durch das beleuchtete Fensterchen zu blicken, sah er, daß innen ein kopfloser Müller das Laufwerk bediente. Darüber auf dem Heizelsberge steht das Gehöft des „Drehtalers“, wo einst ein Wirtshaus war, als der „Samer“ (Säumer-) oder „Heidenweg“ oberhalb des Gmünder Sees talein zog. Die Sage prophezeit auch, daß dereinst der Drehtaler der letzte und höchste Bauer des Liesertales sein wird.

Auf der Bundesstraße weiterwandernd, erreichen wir über *E i s e n t r a t t e n*, wo der Ndringgraben mündet, die Ortschaft *L e o b e n* (mundartlich: „Loib'n“). Am dortigen Straßangerboden befand sich eine „habische“ oder „hebräische“ Felseninschrift, die nur „hochgelehrte“ Leute lesen konnten. Außerdem ging die Sage, daß die Schrift einen verborgenen Schatz angeige. Als zu Allerheiligen 1851 ein Hochwasser der Lieser die Straße weggerissen hatte, mußte diese beim Neubau teilweise umlegt werden. Damals wurde die rätselhafte Steininschrift leider gesprengt.

Wo der Leobener Bach mündet, trägt ein Bergvorsprung unterhalb der Ortschaft Pirkegen die fargen Überreste der Burg *L e o b e n e g g* (Loibened), die einst am Ufer des sagenhaften Gmünder Sees stand. Die Leobenegger, als „Leubeneder“ 1339 zuerst urkundlich genannt, hausten bis Mitte des 17. Jahrhunderts am Fuße ihres Stammschlosses und verkauften dann das Gehöft, dessen häuerliche Besitzer sich noch heute „Loibenegger“ nennen. Die Sage versichert, daß die Burgtrümmer reiche Schätze bergen.

Die dreißtündige reizvolle Wanderung durch den *L e o b e n g r a b e n* bringt uns zur Verzweigung seiner vier Ursprungstäler. Südöstlich gelangen wir in 1 Stunde zum lieblichen Kessel der *G r u n d a l m*¹⁾, ringsum von mächtigen Rodbergen behütet. Die stattlichen Gebäude waren einst dem kaiserlichen Besüt Ofiach zu eigen. (Eine dort spielende reizvolle Sage erzählt Maurilius Mayr in der Zeitschr. 1934, S. 110.)

Die nördliche Leobengrabenverzweigung führt zum *K a r l b a d e* empor, das über der Waldgrenze in einer versteckten Hochmulde (einem kleinen Kar = Karl), liegt. Die Sage erzählt, daß niemand Geringerer als Kaiser Karl der Große hier Badegast gewesen und, weil ihm die Kur gut anschlug, befahl, es solle das Bad für ewige Zeiten seinen Namen tragen. Jedoch zerfiel es im Laufe der Zeit und wurde vergessen. Erst am Beginne des 19. Jahrhunderts wurde die Quelle wiederentdeckt. Als man zu dem noch bestehenden schlichten Badhaus den Grund aushob, wurden in der Tiefe vermorschte Wannen gefunden.

Vom Karlbade steigen wir in 1½ Stunden hinaus zum *R ö n i g s t u h l*, auf dem die Grenzen von Kärnten, Salzburg und Steiermark zusammentreffen und ein prachtvoller weiter Rundblick die mühelose Wanderung belohnt. Ringsum das Gipfelgewoge der Rodberge über ausgedehnten grünen Almen, der Gesichtskreis geschlossen durch Hohe und Niedere Tauern, Nördliche und Südliche Kalkalpen! Eines Tages sollen hier vor etwa 1000 Jahren drei Könige gefessen und um ihre Länder gespielt haben. Wer gewann, verschweigt die Sage, aber der Gipfel heißt seitdem Königsstuhl²⁾.

Er beherrscht ein von Sagen erfülltes Gebiet. Durch eine Kammsenke geschieden, ragt südöstlich der *S t a n g e n n o d*. Beide Berge entsenden zur steirischen Werchzirm- und Rotalm schroffe Abstürze. Der hinterste Winkel heißt „Verborgenes Tal“. Die dem

¹⁾ Siehe das Bild von Maurilius Mayr in der Zeitschrift 1934, Tafel 25.

Rönigstuhl zugekehrte Stangenockwand ist schwärzlich und wird „Wälische Krax'n“ genannt. Italiener sollen dort mit Erfolg nach Edelmetallen geschürft haben. (Krage bedeutet Traggestell, Rückenkorb; daher der Begriff „kraxeln“ = mühsam, wie unter schwerer Rückenlast, aufsteigen.) Noch vor 100 Jahren hingen an den Felsen von den Wälischen benützte Leitern über schaurigen Abgründen. Die Einheimischen hatten aber, meldet die Sage, zu wenig Geschick und Mut, um dort zu klettern. In den Klüften lagerte „blaue Lafur“, eine goldhaltige Erde.

Ein Graf Lodron soll in der „Wälischen Krax'n“ vor einem Überfalle durch Kriegsvölker seine Schätze verborgen haben. Ein getreuer Diener, der Halter in der Kotalm war, namens Karl, und außer dem Grafen allein das Versteck kannte, wurde eines Tages krank, starb einsam in seiner Hütte und wurde von einem Nachbarhirten, der nachschauen kam, gefunden. Dieser sorgte dafür, daß die Leiche des Freundes in Leoben beerdigt wurde und versah auch dessen Dienst auf der Alm. Mittlerweile war der Graf im Kriege gefallen, niemand wußte mehr von der Schachhöhle. Sie wurde aber zufällig von dem nach einem Ausflug umherkletternden Nachfolger Karls entdeckt. Schon wollte er nach dem aufgehäuften Golde greifen, als sich vor ihm Karls Geist erhob und mit der Hand drohte. Erschreckt flüchtete der Hirte und war so unvorsichtig, die Begebenheit zu erzählen, worauf Schachgräber von nah und fern herbeieilten. Jedoch keiner fand das Ersehnte, wahrscheinlich ist der Eingang zur Höhle verfallen.

Andere Überlieferungen verlegen die Schachhöhle in das „Verlorene Tal“ selbst. Sie heißt Freimannshöhle, -grube oder -loch, auch „Verdrahtes Loch“. In der Walpurgis- und Sonnwendnacht und zu sonstigen urheiligen Zeiten soll es zu bestimmter Stunde, die „goldene“ genannt, offen stehen oder den Eingang erkennen lassen. Zu einer solchen ging in der Dämmerung ein Holzknecht durch das „Verborgene Tal“ und sah eine Pforte, die er vorher noch nie bemerkt hatte. Er hatte keine Leuchte mit, beschloß daher, bei Tage nachzuschauen und schlug, um den Ort kenntlich zu machen, seine Hacke in die Holzstüre. Als er jedoch am nächsten Morgen wiederkam, war die Pforte verschwunden und das Werkzeug steckte in einer Felspalte.

Der Glaube an die Freimannsgrube war im Volke bis zur Jahrhundertwende lebendig, zu gewissen Zeiten kamen zahlreiche Schachsucher, die vorher gebeichtet und kommuniziert, in das „Verborgene Tal“, wo zwischen Krummholz und Felsstrümmern viele Steiglein ausgetreten sind. Es wird auch erzählt, daß die aufgestapelten Reichthümer von den letzten alten Heiden herrühren, die aus blutigen, für die Christen flegreichen Schlachten mit ihrer Habe in die Höhle flüchteten. Eine andere Überlieferung besagt, die Maultasch hätte ihre in Raubzügen und ungerechten Kriegen erraffte Beute in einer Höhle unter dem Rönigstuhle verbergen lassen und einen Henker zur Wache aufgestellt. Vorher hatte er die Soldaten, die den Schatz an seinen Ort geschleppt, köpfen müssen. Als einmal ein Halter zufällig die Höhle fand, enthauptete ihn der Freimann. Dieser wurde daraufhin versteinert und wird erst erlöst werden, wenn der Schatz gehoben ist.

Eine andere Sage verlegt die Entstehung des Freimannsloches in die Zeit, als das Gmlindtal ein See war und im Kramsgraben aus Erzen Eisen und Stahl gewonnen wurden. Der Verweser der Werke wurde sehr reich, denn damals wurde für Eisen im gleichen Gewichte Silber und für Stahl ebenso schwer Gold gegeben. Als ein Krieg drohte, ließ der Verweser, der auch oberster Richter war und deshalb einen Henker mitnahm, viele Karren Goldes nach der Höhle führen. Den Freimann faßte Gier, er köpfte den Verweser, als er mit ihm allein war, wurde so Herr des Schatzes, konnte sich von ihm nicht trennen und blieb im Berge, bis er starb. Er muß ihn weiterhüten als böser Geist. Es gibt noch eine Menge verschiedener Erzählungen vom Freimannsloch, die man zum Teil in Graders: „Sagen aus Kärnten“ nachlesen kann.

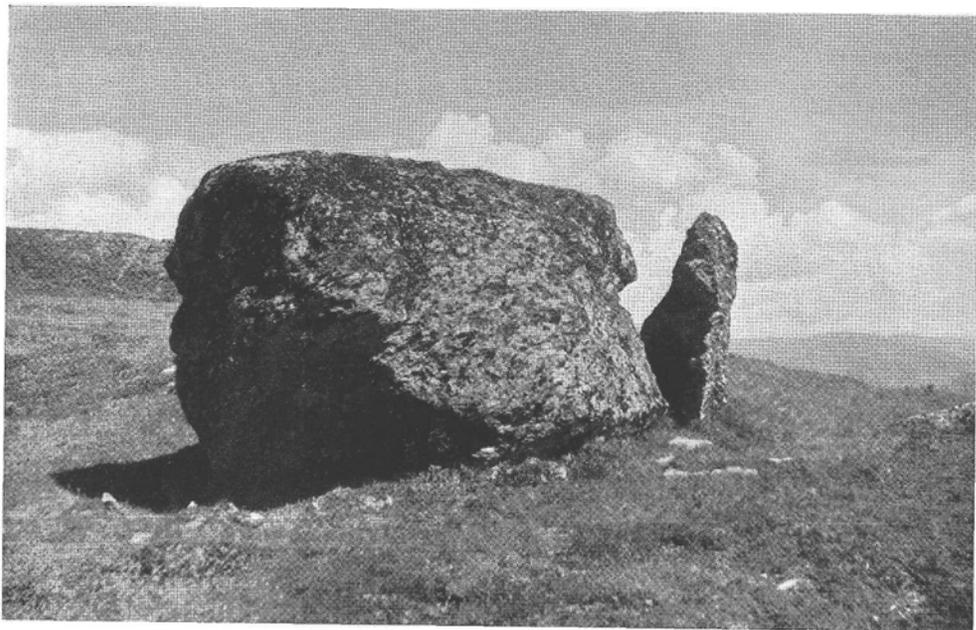
Im Rönigstuhlbereich, u. a. auf der zum Törl und Törlnock ziehenden Schneide,



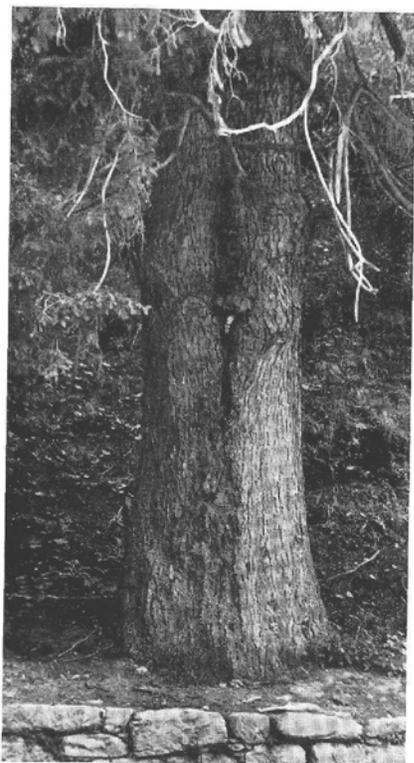
Der Friesenhalssee unter dem Königstuhl



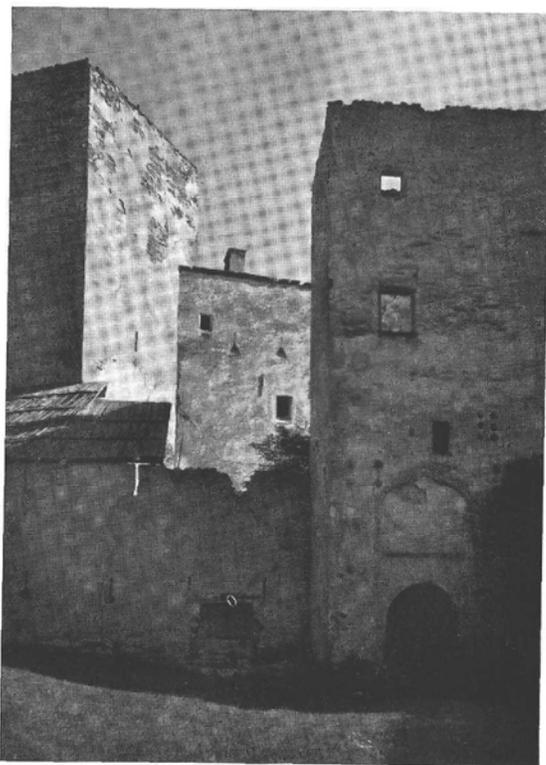
Die „Schmelz“ im Radlgraben mit dem Reißeck. Rechts der Bartlmannhang mit dem Goldbergwerk



Das „Steinerne Heufuder“ unter dem Stubeck



Das „Hirschhengstamm“



Die Würfelfelder am „Alten Schlosse“ zu Gmünd

bergen glimmerig mürbe Tonstiefer Pflanzenabdrücke aus der Karbonzeit und lassen bezeichnende Gewächse der Steinkohlenformation: Farnwedel und Schachtelhalmstengel, erkennen. (Nebenbei bemerkt: Auch diese Zeugen einer längst verschwundenen Alpenflora verdienen es, von allen Bergwanderern geschützt zu werden. Sie sollen daher nicht in falschem Sammeleifer zerbrochen und fortgeschleppt, sondern vielmehr ruhig an ihren Orten gelassen werden.) Die Sage weiß folgende Deutung dieses versteinerten Herbariums: Als auf den dortigen Bergen nur friedfertige, gottesfürchtige Menschen haften, gab es in den Wäldern statt knorriger Nadelbäume schlanke Palmen mit glatten Stämmen, breiten Blattfächern und süßen Früchten, auf den Wiesen jedoch derart üppiges Gras, wie es heutzutage tief unten im Tale in bester Lage nicht mehr gedeiht. Almleute und Holzknechte hatten das schönste Leben ohne Mühe und Plage. Als sie jedoch übermütig wurden und Gottes Gnade durch böse Taten verschärzten, wurde die grüne Pracht zu grauen Steinen.

Den Südhang des Stangenocks bildet die Stangenleiten (das „Stangenfeld“). An ihrer Ostseite wurde einst auf Anthrazit von geringer Mächtigkeit geschürft und dieser, mit Holzkohle gemengt, für die Turracher Hochöfen und Schmelzwerke verwendet. Oberflächlich verwittert er zu einer schwarzen krümeligen Masse, die als sogenanntes „Drachenblut“ von den Landleuten als Menschen- und Vieharznei verwendet wird. Früher gab es eigene Drachenblutsammler, die unter Lebensgefahr sich in die Wände der „Wältschen Krax'n“ wagten, wo die Italiener alle „Blaue Lazur“ längst fortgetragen und nur schwarzes Drachenblut, von dem ein Pfund bloß zwanzig alte Kreuzer kostete, übriggelassen hatten. Der Sage nach ist einst am Stangenock in Urzeiten ein riesenhaftes Antier erschlagen worden, dessen Blut rot über die Felsen rann und schwarz „stodte“.

Aus dem Leobengraben wieder nach Leoben zurückgekommen, wandern wir auf der Bundesstraße in 1 Stunde nach K r e m s b r ü c k e, wo den Postgasthof, das ehemalige Zollhaus, ein Freskobild, das Salzburger Bischofswappen, aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts schmückt. In die Pieser mündet hier der Kremsbach.

An seiner Seite erreichen wir talein in 1 Stunde W o r d e r k r e m s. Das sonnseitige Gehöft des „Grünfangerl“ ist schon seit 400 Jahren im Besitze derselben Sippe. Bis vor wenigen Jahrzehnten stand neben dem Wohnhause ein großer Stadl, den der Teufel selbst in einer einzigen Nacht gebaut haben soll. Da die Holzstämmen aus dem Umwalde durch die Lüfte herbeigetragen wurden, zeigten sie keine „Zapin“- (Sappel-) Spuren, wie anderes, von Menschenhand errichtetes Zimmerwerk¹⁾.

Eine halbe Stunde weiter liegt an derselben Lehne der „Sandrifferhof“. Gegenüber, in der schattseitigen „Galtachwad“ (Jungviehweide) sprudelt das „Goldbrünnl“, aus dem einst ein Sandriffer großen Reichtum hob, nachdem er heimlich einen „Wältschen“ (Italiener) beobachtet, der alljährlich in den Graben gekommen war²⁾.

Im K r e m s g r a b e n traf einst ein Jäger auf der Birsch ein „kleberes“ (schwaches) Männlein, das dem Weidmann in Geberlaune die Wahl zwischen drei Dingen ließ: „Gold für kurze Zeit, Eisen in Ewigkeit oder das Kreuz in der Noth.“ Ohne lange zu überlegen, entschied sich der Jäger für „Eisen in Ewigkeit“. Der Wunsch ging in Erfüllung. Bis 1890 wurden aus dem Kremsgraben reiche Eisenerze gefördert und noch hüten die Berge unendliche Mengen davon.

Nach 2½ Stunden von Kremsbrücke ist I n n e r k r e m s (K r e m s a l p e), Kärntens zweithöchstes Pfarrdorf, in einem lieblichen Almental erreicht. Die Pfarrkirche St. Andreas schmückt das große Epitaph des Daniel Aschauer aus Gmünd von 1591

¹⁾ Eine ähnliche Sage wird vom Weibbauer im Leobengraben erzählt.

²⁾ Auch beim Weibbauer in Leobengraben soll ein solcher „Goldtrog“ gestanden und von „Venetiern“ ausgebeutet worden sein.

mit den zahlreichen Seinen. Die Sage nennt ihn als heidnischen Grafen, der sich bekehrte und den früher hier bestandenen Tempel in ein Gotteshaus umgestaltete. Bis 1900 stand bei der Bretterfäße vor Innerkrems das „Stödl“, ein turmartiger Bau, im Volke des Wschawers „Troad- (Getreide-) Rasten“ genannt. Ein von der Sage als Schloß oder „Residenz“ des Wschawers bezeichnetes Gebäude sehen wir beim „Einfahrer“, wo die Erzwege vom „Alten Berge“ herabkommen, ½ Stunde von Innerkrems talein. Es ist einstöckig, düster und altersgrau, hat mächtige Mauern und teilweise winzige Fenster, wie Schießscharten.

Durch den von Süden her mündenden Heiligenbachgraben¹⁾ kommen wir zur Friesenhalsalm mit einem malerischen See, an dem der Aufstieg von Innerkrems zum Königstuhl vorbeiführt. Das stille Wasserbecken hat keinen sichtbaren Ausfluß. Der Sage nach ist es sehr tief und steht in unterirdischer Verbindung mit dem Müllstätter See, aus dem eines Herbstes ein Joch, kennlich am eingeschnittenen Besigernamen, gefischt wurde. Es gehörte zum Ochsenpaar des Zechners in Pujarnitz am Lurnfelde. Die Tiere waren während des Sommers im Friesenhalssee ertrunken und hatten trotz vielem Suchen nicht geborgen werden können.

An den Hängen oberhalb Innerkrems nördlich emporsteigend, gewinnen wir die weite Hochfläche der „Blutigen Alm“. Sie heißt so seit einer großen Schlacht, die zwischen Heiden und Christen geschlagen wurde. Die Leichen der Gefallenen wurden auf dem „Hadischen Freithof“ bestattet, dessen in langen Reihen geordneten Hügelchen jedem Besucher des ausichtsreichen Gefildes auffallen und wohl durch Einwirkung von Wasser und Wind auf tiefgründiges Erdreich entstanden sind. Der „Salzträgerriegel“ der Blutigen Alm erinnert ebenfalls an einen fagenhaften Kampf. Er soll zwischen Grenzwächtern und Schmugglern, die Salz zollfrei von Salzburg nach Kärnten bringen wollten, stattgefunden haben.

Sehr lohnend ist es, die Wanderung über die Höhen nach Kemnweg im Ratschtale fortzusetzen, wobei man unter der Schwarzwand zum malerischen Laufnitzer See gelangt. Von ihm geht die Halterfage, daß er unergründlich und von einem „Seehunde“ bewohnt sei, dessen Antlitz dem eines schnurrbärtigen Mannes gleicht, der sehr scheu ist und seinen dunklen fischhäutigen Leib auf den weißen Ufersteinen sonnt.

Am nun wieder Sagenstätten im Haupttale zu besuchen, lehren wir nach Kremsbrücke zurück und verfolgen neben der Pieser die Bundesstraße talauf, die bald um das malerisch thronende S. Nikolai einen Bogen beschreibt. Die Kirchenanlage sieht wehrhaft aus und die Sage erzählt, daß vorher auf dem Hügel eine starke Burg stand, die das Tal beherrschte.

Wir erreichen eine Enge. Links wuchtet auf Wiesenrund der „Ofen“, ein mächtiger, mit einem Kreuze versehener Felskopf, eine dreieckige senkrechte Wand bildend. Die Straße überbrückt die aus unzugänglicher Klamm hervordraufende Pieser und zieht steil hinan zur Rauchenkatschhöhe, die ein verwitterter Torbogen überspannt. Oben ragt Altrauchenkatsch mit leeren Fensterhöhlen. Zwischen den Trümmern der ausgedehnten Burg, 1197 als Castrum Chäze zum ersten Male urkundlich erwähnt, grünen Waldbäume.

Die Sage berichtet, daß dort schon in Heidenzeiten ein prächtiges Schloß stand, „gleich alt mit dem Neuen Testament“. Durch Jahrzehnte war daran gebaut und der Mörtel mit Weineßig angerührt worden, wodurch die Mauern gegen Menschenmacht unüberwindlich wurden. Die Burg bewachte den Weg, der durch das Ratschtal und den Laufnitzergraben zog. Wenn Feindesgefahr drohte, wurden von Rauchenkatsch Feuerzeichen gegeben, talauf gegen Wschbach, wo ebenfalls ein Heidenschloß stand, talaufwärts nach Pleßnitz und Loibened. Ferner erzählt die Sage von der Verwüstung des

¹⁾ Die sich an ihn knüpfende Sage erzählt Mauriklus Mayr in der Zeitschrift 1934, S. 114.

durch Kriegsvölker nie bezwungenen Schlosses bei einem großen Erdbeben¹⁾ während einer Tagfahrt, bei der viele Leute zusammengekommen waren. Deden und Mauern stürzten ein, Türme und Erker brachen. Wer nicht rechtzeitig floh, wurde erschlagen. Ein Bälblein im Bettchen kam wunderbarerweise mit dem Leben davon. Seither wurde die Burg nicht mehr aufgebaut, sie wird aber wieder in altem Glanze erstehen. Das Kind, das zuerst in der Wiege aus dem Holze der jetzt im Burghof wachsenden Fichten liegen wird, wird es vollbringen und ein Sonntagskind den in einem Keller verborgenen Schatz finden, um damit den Baumeister zu bezahlen. Noch heute soll aus dem Schlosse ein unterirdischer Gang auf den Burgstallberg führen. —

Von Rauchenkatsch an heißt das Tal der Lieser R a t s c h t a l und weitet sich zu einem freundlichen, stark besiedelten Beden. Rechts oben auf der tiefsten Stufe des Frankenberges (welch ehrwürdiger Ramel) liegt U s c h b a c h. Seine wenigen Gehöfte sehen stattlich herab. Sie wurden der Sage nach aus den Trümmern des einst dort bestandenen und von den Christen zerstörten Heidentempels erbaut.

Über dem bald erreichten Kennweg öffnet sich vom nahen St. Georgener Friedhof ein entzückender Einblick in das P ö l l a - (obere Lieser-) T a l, beherrscht vom Hafner. Lieblich schmückt den Vordergrund das Pfarrdorf St. Peter²⁾. In St. G e o r g e n soll, wie die Sage berichtet, an Stelle der jetzigen großen Kirche ein noch größerer Götzentempel gestanden sein, von einem heidnischen Freithofe umgeben. Die Liesertaler Römerstraße benutzte zum Übergang nach dem Lungau nicht den Ratschberg, sondern die weiter östlich gelegene L a u f n i c h e r H ö h e. Den zu ihr durch den Laufnichgraben führenden Weg nennt das Volk nach sagenhaften Aderlieferungen „Hadischen“ oder „Enterischen“ (unheimlichen, nicht geheuren) Weg³⁾.

Westlich vom Ratschberg stürzen die Pöllauer Alpen als letztes Kammstück der Hohen Tauern mit bösen Graswänden zur Lieser ab. Viele verfallene Stollen und einige Gipfelnamen: Münzfelded, Schurfspeze, Silbered erinnern an einstige Bergbautätigkeit. Die Sage erzählt, daß unter dem R a r e d auf Gold gegraben wurde. Der reiche Bergsegen machte die Knappen übermütig, sie zogen zum Zeitvertreib einem lebenden Stiere die Haut ab, banden ihm diese auf die Hörner und ergözten sich an dem Schmerzgebrüll des armen Tieres. Da sagte die alte Pirkerin in St. Peter: „Ich habe eine Eisenhenne im Keller. So wenig diese Eier legen wird, werdet ihr Berruchten noch ein Brösklein Gold finden!“ Die Verwünschung erfüllte sich, aber die Bauern waren darob nicht betrübt, weil das unruhige und gottlose fremde Volk aus dem Ratschtal verschwand.

Durch die P ö l l a wandert man über die Talstufe des Lieserfalles in 5 Stunden zur Lanischochsenhütte unter der Lieserwand mit dem L i e s e r u r s p r u n g⁴⁾. Von der Ochsenhütte steigt man in 1 Stunde zum L a n i s c h e e unter dem von einem kleinen Gletscher umsäumten Hafner empor⁵⁾. Der Rücken vor dem See heißt S t u b e n r i e g e l und in seinem Geschröpf liegen verwehte Mahlsteine. Die Sage, daß hier einst Knappen hausten und eine Mühle für die Golberze ging, dürfte der Wahrheit nahekommen. Vom Hafner durch die Rotgüldenscharte getrennt, ragt die K e s s e l w a n d⁶⁾. Der Berg heißt im Volk „Silbered“, weil sein Inneres einen großen Silberschatz birgt. Zu diesem zeigten einst freundliche Berggeister einem armen Keuschler aus

¹⁾ Zwei solche Ereignisse sind geschichtlich bekannt: von 1690, wobei u. a. Kreuzschlachter und Ndringer Kirche einstürzten, und von 1755. Dieses richtete vom Ratschberge bis in das Drautal viel Schaden an und brachte besonders den Müllstätter See in Aufruhr.

²⁾ Siehe das Bild von E. T. Compton in der Zeitschrift 1898, S. 263.

³⁾ Vielleicht von „Entskenweg“ (*Via gigantea*). „Heidnisch“ oder „hadisch“ scheint nicht nur den Gegensatz von „Christlich“, sondern auch „tief, ungeschlacht“ zu bedeuten.

⁴⁾ Siehe das Bild von E. T. Compton in der Zeitschrift 1898, S. 253. Ebendort, auf S. 254 erzählte ich die an den Lieserursprung sich knüpfenden Sagen.

⁵⁾ Siehe das Bild von E. T. Compton in der Zeitschrift 1898, S. 251.

⁶⁾ Siehe das Bild von E. T. Compton in der Zeitschr. 1898, S. 255.

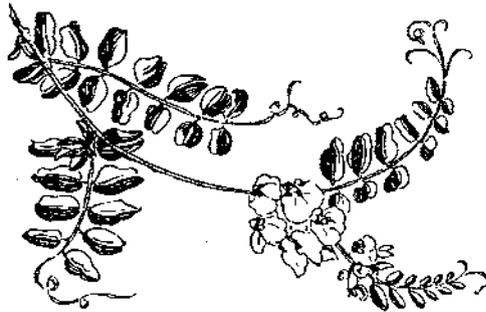
der Pölla, der es trotz Fleiß und Redlichkeit zu nichts bringen konnte, den Weg unter der Bedingung, nicht mehr als das Notwendige zu nehmen. Er hielt sich treu an das Gebot, holte sich Jahr für Jahr eine bescheidene Menge Silber, wurde wohlhabend und heiratete auf den Marbauerhof in Oberdorf bei Rennweg ein. Auf dem Sterbelager vertraute er den Söhnen das Geheimnis und ermahnte sie, es damit so zu halten wie er. Sie lehrten sich jedoch nicht daran, schleppten aus dem Silber d davon, was sie tragen konnten, und wurden schwer gestraft. Als sie das nächste Mal wiederkamen, war der Eingang zum Schatz unkenntlich geworden. Im Zorn darüber kamen sie oberhalb einer gefährlichen Wand ins Rausen, stürzten zusammen hinunter und zerschmetterten. Beim Rückwege durch das Pöllatal sehen wir am Marbauerhof in Oberdorf manches, das den alten Wohlstand der Besitzer verrät: eines der Gebäude trägt außen eine große Uhr und der gemauerte „Kasten“ ist mit ehrwürdigen Malereien und Sprüchen verziert, an die Sage erinnernd.

Damit haben wir, dem Laufe der Lieser von der Mündung bis zum Ursprunge folgend, die wichtigsten Sagenstätten ihres Tales kennengelernt.

(Der 2. Abschnitt: „Maltatal“ folgt im nächsten Jahrgange.)

Benütztes Schrifttum:

- Prof. Josef Kappold: Sagen aus Kärnten. Anthorische Verlagsbuchhandlung, Augsburg und Leipzig, 1887.
- Mr. Frido Kordon: Gmünd in Kärnten und Umgebung. Führer durch das Malta- und Tiefertal. Verl. Gau Gmünd der Sektion Klagenfurt, D. u. S. U. V. 1893. — Sagen aus dem Lieser- und Malteiner Tale. Carinthia 1. Mitteil. des Geschichtsvereines für Kärnten, 95. Jahrg., Klagenfurt, 1905.
- Dr. Christof Lediznig (Curt Colmann): Kunstgeschichtliche Plauderei aus dem Gmünder Gau, Oberkärnten. Deutsche Heimatbücherei, Band 2. Verl. Deutsche Heimat, 39, Wien, 1912.
- Dr. Georg Graber: Sagen aus Kärnten. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, 1914. — Volksleben in Kärnten, Leykam-Verlag, Graz, 1934.
- Robert Hüttig und Mr. Frido Kordon: Führer durch die Untogelgruppe. Verl. Artaria, Wien, 1926.
- Fritz Novotny: Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Spittal a. d. Drau (Osthälfte). Band I/2, Die Kunstdenkmäler Kärntens. Verl. Artur Kollitsch, Klagenfurt, 1929.
- Dr. Robert Schwinner: Geologische Karte und Profile der Umgebung von Turrach im Steyerisch-Kärnthnerischen Rodgebiet (Steinkohlenformation der Stangalpe). Verl. Leuschner & Lubensky, Graz, 1931.

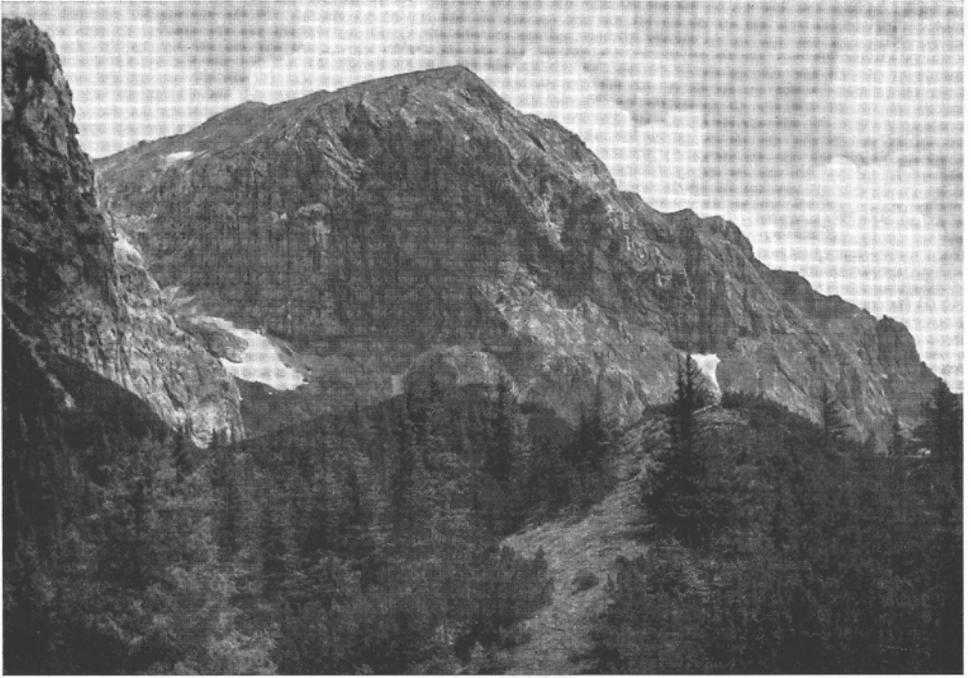




Zeyrißkoppel vom Halskogel



Radmertal, Lugauer (Ausblick vom Weg: Seefar—Radmer)



Kaiserstuhl vom Halskogel



Seckaralm (Zeyrigkämpelgebiet) gegen Gesäuseberge (Edstein, Hochtor, Jahrlingmauer)

Vergessene Perlen Obersteiermarks

Das Zeyritzkampelgebiet und die Kaiserschilbgruppe

Von Ing. Josef Grybinsky, Wien

Still und bescheiden liegen diese beiden Gebiete neben ihren berühmten Nachbarn, den Gesäusebergen, die alljährlich einen Strom von Bergsteigern anziehen, während nur wenige anspruchslöse Wanderer sich der verborgenen Schönheiten des Zeyritzkampelgebietes und der Kaiserschilbgruppe, die noch abseits vom großen Verkehr liegen, erfreuen. Durch ihre Abgeschlossenheit haben die beiden Berggruppen den echten Alpencharakter noch bewahrt, hier findet der wahre Freund ursprünglicher Natur sein Ideal, hier ist rings um ihn köstliche Ruhe und droben auf den Gipfeln beglückt ihn eine herrliche Schau auf Berge und Täler. Weit hinaus dringt der Blick, bis dahin, wo die blaffen Farben der sanft geschwungenen Vorberge mit jenen des Horizonts ineinanderfließen.

Die Sektion „Enzian“ des D. und S. Alpenvereins hat durch neue Wege und Steige, deren Anlage früher aus Jagdgründen nicht erlaubt war, diese wunderschönen Gebirgsgruppen jedem zugänglich gemacht und der einsamkeitsliebende Wanderer, der bloß für sich wandert, der die Wunder der Natur schauen und erleben will, wird von den sonnenüberfluteten Almen und Rämmen des Zeyritzkampelzuges ebensoviel Bergglück heimtragen, wie der Kletterer, den die wildzerrissenen Wände und Grate der Kaiserschilbgruppe zu neuen Taten anspornten. Freilich fehlen diesen Bergen die vergletscherten Hochgipfel der Alpen und die kühngeformten Nadeln und Zacken der Dolomiten, aber der innere Wert des Bergsteigens liegt ja nicht darin, möglichst hohe und schwierige Berge zu erreichen, sondern in der Liebe zu den Bergen, zur Natur überhaupt, offenen Auges in der Natur zu wandern, ihr Aufbauen und Zerstoren zu schauen, ihr Wirken verstehen zu lernen, alles Erleben in ihr in die Seele aufzunehmen. Wer sich in die erhabenen Naturbilder vertiefen kann, dem Märchenzauber dieser Bergeshöhen hingeben kann und die Ursprünglichkeit als ein köstliches Geschenk empfindet, den werden diese Berge nicht enttäuschen. Überall hat die Natur dort in verschwenderischer Pracht und Fülle Alpenblumen ausgestreut, unter denen auch das Edelweiß nicht fehlt. Es ist ein sanftes Ruhen und Träumen auf den blumigen Matten, über die hoch oben die weißen Wolken in Nichts zerfließen. Die Hochfarn sind belebt von flüchtigen Gensfen, in den Hängen haben die drolligen Murmeltiere ihre Baue, und wer die heilige Ruhe der Wildnis nicht stört, wird manchen Einblick in die Geheimnisse des Lebens dieser scheuen Tiere gewinnen.

Keine Erschließungsgeschichte dieser Berge will ich bringen, keine Schilderung von Kletterfahrten, nur von der Schönheit und dem Zauber dieser abgeschiedenen Täler und Berge will ich erzählen und neue Freunde werben für ein herrliches Stück Erde.

Die bequemsten Aufstiege in das Zeyritzkampelgebiet führen wohl von Wald und Kallwang im Liesingtale, die ja auch als Ausgangsorte für Bergfahrten in die Rottenmanner Tauern bekannt sind, während für die Kaiserschilbgruppe hauptsächlich Eisenerz für Aufstiege aus dem Erzbachtal in Betracht kommt. Wer aber Bergfahrten in beide Gebirgsgruppen unternehmen will, der wählt Radmer an der Stube als günstigsten Standort; und vom Radmertale, das ja viel weniger bekannt

ist als das Liefing- und Erzbachtal, will ich einiges aus seiner Vergangenheit erzählen, aus dem Werden der beiden Gebirgsgruppen, die so nahe beisammenliegen und doch ganz verschiedenen Charakter aufweisen.

* * *

So mancher, der nach Radmer wandert und den die Stille der Natur umfängt, ahnt gar nicht, daß da vor einigen hundert Jahren schon fleißige Hände am Werk waren, Schätze aus der Erde zu schürfen. Manch Undächtiger, dem von weitem die zwei Türme der Antoniuskirche künden, daß er gar bald am Ende der Wallfahrt sei und ihm die Veröhnung mit seinem Gotte nun knapp bevorstehe, weiß nichts von all dem großen Herzeleid, das die einstigen Bewohner von Radmer bewegt haben dürfte, bevor es noch zum Bau dieser Kirche gekommen war.

In einer von Dr. Viktor Geramb herausgegebenen Volkstunde des Gesäufesgebietes werden viele Namen erwähnt, die slawische Herkunft erkennen lassen. Am nur ein Beispiel herauszunehmen, sei erwähnt, daß der Bergname Plešch (südlich der Neuburgalm) von „pleši“ = fahl abgeleitet wird. Da nun der Verfasser dieser Volkstunde, die als Sonderabdruck aus der Alpenvereinszeitschrift 1918 erschienen ist, auch die Siedlungsnamen „Troseng“ bei Eisenerz, „Jassingau“ oberhalb der Station Radmer und „Gams“ bei Hieslau den Slawen in die Schuhe schiebt, so besteht wohl kein Zweifel, daß in diesen Gegenden einstens slawische Völker wohnten. Aus einer im Urzustand befindlichen Gegend aber eine Wohnsiedlung zu machen ist wohl ungemein schwer und mühsam. Nun sind aber gerade die Slawen den Geschichtsforschern nicht etwa als kühnste Eroberer und Draufgänger, nicht als ein Volk bekannt, welches kein Mühe scheute, um aus einem ganz wild gearteten Gebiete eine menschliche Siedlung herauszuroden. Aus diesem Grunde wurde geschlossen, daß die Slawen sich vorzugsweise dort niederließen, wo bereits vor ihnen andere Völker harte Pionierarbeit geleistet hatten. Daß in der Radmer schon weit vor den Slawen eine Siedlung bestand, beweist wohl ein gefundenes Relt, ein Bronzewerkzeug, eine Art Beil darstellend. Dieses wertvolle Fundstück ruht im Museum in Eisenerz und wir wissen nun, daß bereits vor den Römern in Radmer Leute hausten, die es auf das dort vorkommende Kupfer abgesehen hatten. Leider fehlt es an genügenden Aufzeichnungen und erst seit 1600 liegen genauere Daten vor.

Freilich stand gerade diese Zeit ganz im Zeichen der Gegenreformation und sehr bezeichnend und köstlich wird da erzählt, daß nicht weit von Eisenerz, zwischen einem gar hohen Gebirge, ein Kupferbergwerk sei, welches Radmer genannt werde. Die Bewohner dieser Gegend, Knappen, Köhler, Holzknechte und Bauern seien noch mit dem Gifte Luthers behaftet. Die Gegenreformation war im vollen Gange, als der damalige Kaiser Karl im Sedauer Dom seine letzte Wohnung bezog (1590). Eine Regentschaft verwaltete inzwischen wegen der Unmündigkeit seines ältesten Sohnes und Nachfolgers Ferdinand II. das Land und der Protestantismus konnte sich etwas erholen. Ferdinand wurde bis zu seiner Heimkehr von Jesuiten in Bayern erzogen und bevor der Erzherzog in die grüne Steiermark heimkehrte, stand sein Entschluß schon fest, lieber seine Länder zu verlieren, als in Religionsfragen nachzugeben. So folgte bald darnach (1598), nach Anhörung und Beratungen der Jesuiten und des Bischofs von Sedau, Martin Brenner, sein erster Angriff: die Protestanten mußten das Land verlassen. Kommissionen wurden überallhin entsandt, dafür zu sorgen, daß jene, die nicht katholisch werden wollten, auswandern. Auch nach Radmer kamen solche „Commissarien“, die aber ursprünglich gar arge Bedenken hatten, unter dieses „grobe und unartige Volk“ zu ziehen. Mit 80 Mann zogen sie aber doch am 28. Juni 1600 nach Radmer und zitierten das Volk in den großen Saal des landesfürstlichen Jägerhauses, in welchem der Bischof von Sedau, Martin Brenner, den Empfang vornahm und scharf predigte. Und es heißt, es soll ge-

lungen sein, fast alle diese Leute in den Schoß der katholischen Kirche wieder zurückzubringen. Nur sieben ließen sich nicht bekehren und wurden zur Auswanderung gezwungen. Die Neubefehrten beklagten sich aber, daß sie manches Jahr in schneereichen Wintern zu keiner Kirche kommen könnten, ihre Kinder oft lange ungetauft, ihre Toten unbegraben bleiben mußten, und brachten die ganz bescheidene Bitte vor, man möge ihnen eine Kirche erbauen, einen Gottesacker anlegen und einen eigenen Seelsorger beistellen. Diese Bitte wurde auf der Stelle bewilligt, ein Gotteshaus und Friedhof erbaut, zum Unterhalt des Seelsorgers „Bergkaplan“ genannt, ein jährlich bestimmtes Salarium gestiftet. Dem jeweiligen Pfarrer fiel auch der Ertrag des „Stanglauer Gutes“ beim Sulzbach zu, das zu diesem Zwecke gekauft wurde. Die neuerbaute Kirche wurde am 10. August 1602 durch den Bischof von Sedau im Beisein des Stifters zur Verehrung des hl. Antonius von Padua eingeweiht und der Öffentlichkeit feierlichst übergeben.

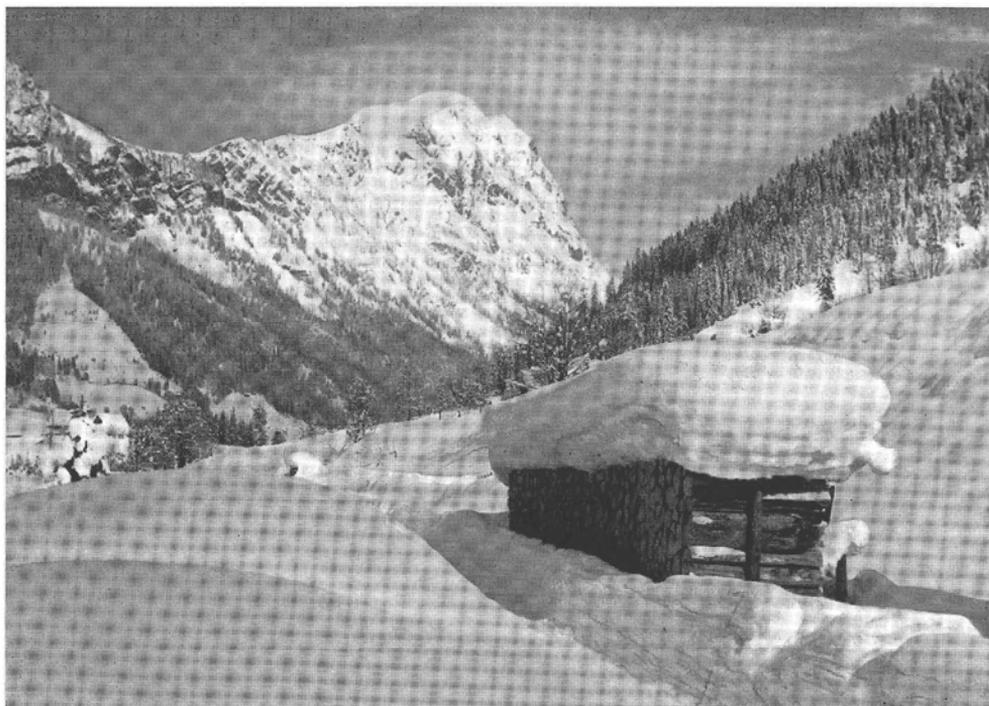
* * *

Seit alten Zeiten galt das Radmer Gebiet als ein Jagdparadies, voll herrlicher landschaftlicher Reize, in bunter Abwechslung von der lieblichsten bis zur wildesten Hochgebirgszenerie, mit allen natürlichen Vorbedingungen für die Hege des Hoch-, Gems-, Reh- und Querswildes ausgestattet. Das Talgebiet des Radmer Baches ist jagdhistorischer Boden. Hier hat bereits Kaiser Maximilian I. mit „Stäcklinpogen“ und „Schaft“ auf „jaiste Herten“, „Gembfen“ und „Pern“ gepircht und manches Abenteuer hat sich daselbst zugetragen. Die besten „Gehaide“ der damaligen Zeit sind vielfach auch heute noch hervorragende Jagdböden, so der Hienhart und der „Fölsstein“, heute „Kaiserschild“ genannt, mit der berühmten Weihenbachlschlucht. Kaiser Maximilian I. hat dieses Gebiet als eines der allerbesten Jagdreviere gewürdigt und als „Gamsmutter“ mit dem Jagdbann belegt, um die umliegenden Gemssreviere zu bevölkern. Zum Zeichen hiesfür ließ der Kaiser auf dem Fölsstein einen vergoldeten Schild mit dem kaiserlichen Wappen anbringen, weshalb der herrliche Gebirgsstod seither Kaiserschildgruppe benannt wird. Weiters wurden im Auftrag des Kaisers die ersten Hochwildfütterungen eingeführt. Zu diesem Zwecke hatte Maximilian in der „vorderen Radmer“ eine Wiese gekauft, welche bei dem „Jaidhaus“ gelegen war. Ein anderes Jagdschloß, das unweit des Schlosses Greizenberg gestanden haben soll, soll ungefähr 1540 durch einen Bergsturz zerstört worden sein; große Felsblöcke, von diesem Bergsturz herrührend, sind heute noch in Hinterradmer zu sehen. Zahlreich sind die Spuren von Reitsteigen aus dem 16. Jahrhundert. Ein solcher kunstvoll angelegter Reitpfad führte durch die „kalte Föls“ zur „Kaiserkuchl“, oberhalb der Steilabstürze ins Weihenbachl, wo einst ein Jagdhaus stand, von dem allerdings nur noch dürftige Reste der Kellermauern Zeugnis geben.

Nun wird sich vielleicht mancher fragen, wieso gerade die Radmer seit alten Zeiten als kaiserliches Jagdgebiet auserkoren wurde. Schon Kaiser Karl der Große hat die alte deutsche Rechtsanschauung, daß die Jagd dem Grundeigentümer zustehe, gebrochen. Die deutschen Kaiser übten nun auch das königliche Recht des Forst- und Jagdbannes nicht nur in dem Sinne aus, alles zum Schutze des Waldes und des Wildes Nötige zu gebieten, sondern sie beanspruchten auch die Ausübung der Jagd. Kaiser Maximilian I. fand bei seinem Antritte der Regierung den Boden so vorbereitet, daß er in der Ausdehnung des Forst- und Jagdhoheitsrechtes wieder einen Schritt vorwärts machen konnte und einfach die Staatsdomänen, Bergwerke, Hoch- und Schwarzwälder (nicht mit landwirtschaftlichen Gründen und Huben durchsetzte, unverzäunte Wälder), für welche ein Rechtstitel der Erwerbung nicht einwandfrei erbracht werden konnte, als „Regalia“ erklärte. Die kaiserliche Anordnung traf in Obersteiermark unter anderen die großen Klöster schwer, denen durch Schenkungen große Grundbesitze zugefallen waren

und die sie oft noch zu vergrößern verstanden. In der Gegend von Radmer war dies von Seite des Stiftes Admont und des Frauenklosters Böh. der Fall gewesen. Freilich konnten diese einen derartigen Verlust nur sehr schwer verschmerzen und fügten sich dem kaiserlichen Gewaltakte nicht, so daß es zu argen jagdlichen Streitigkeiten kam. Ja, aus Erläßen des Kaisers Maximilian an seinen Forstmeister Haug erfahren wir, daß die Admonter Mönche öfters am Fölsstein pirschten und die kaiserlichen Jäger beauftragt wurden, ihnen im Wiederholungsfalle mit Gewalt zu begegnen und die Kutten wegzunehmen. Nach dem Tode Maximilians setzte eine Reaktion gegen die Gewaltmaßregeln zur Erzielung einer allgemeinen und übertriebenen Wildhege ein, die sich häufig in der Vernichtung des Wildbestandes durch die unwilligen Bauern äußert, welche arge Wildschäden hatten erdulden müssen. Von dieser Reaktion blieb Obersteiermark indessen verschont. Allzuweit gegangene Auslegung des Forst- und Jagdregals wurde jedoch später mittels der „Ferdinandeischen Bergordnung“ dahin gemildert, daß nur jene Hoch- und Schwarzwälder, die zur Holz- und Kohlenbeschaffung für die Bergwerke und Salinen erforderlich seien, als Regalia des Landesherrn zu gelten hätten. Diese Auffassung hat sich erhalten und speziell hinsichtlich des Jagdregals bei der Anlegung der Grundbücher über diese sogenannten Regalitätswälder durch die Eintragung des Jagdrechtes für immerwährende Zeit „zugunsten Kaiser Franz Josef I. und dessen Thronfolger“ ihre rechtliche Anerkennung gefunden. Von jenen Herrschern, die nach Maximilian I. im 16. und 17. Jahrhundert regiert haben, scheinen nur zwei, die Kaiser Ferdinand I. und Ferdinand II., die Jagd in Eisenerz und Radmer ausgeübt zu haben. Die Herrscher, welche von der Mitte des 17. Jahrhunderts an regierten, zogen die Jagden in den Donauauen und in Tiergärten der mühsamen freien Jagd im Hochgebirge vor. Die Jagd in Eisenerz und Radmer geriet daher am Hofe der Habsburger nach dem Dreißigjährigen Krieg in Vergessenheit und wurde ohne sonderliche Pflege von den Gubernial- und Forstbeamten des Bergamtes in Eisenerz weitergeführt, bis Kaiser Franz Josef I. das Revier aus seinem Dornröschenschlaf erweckte.

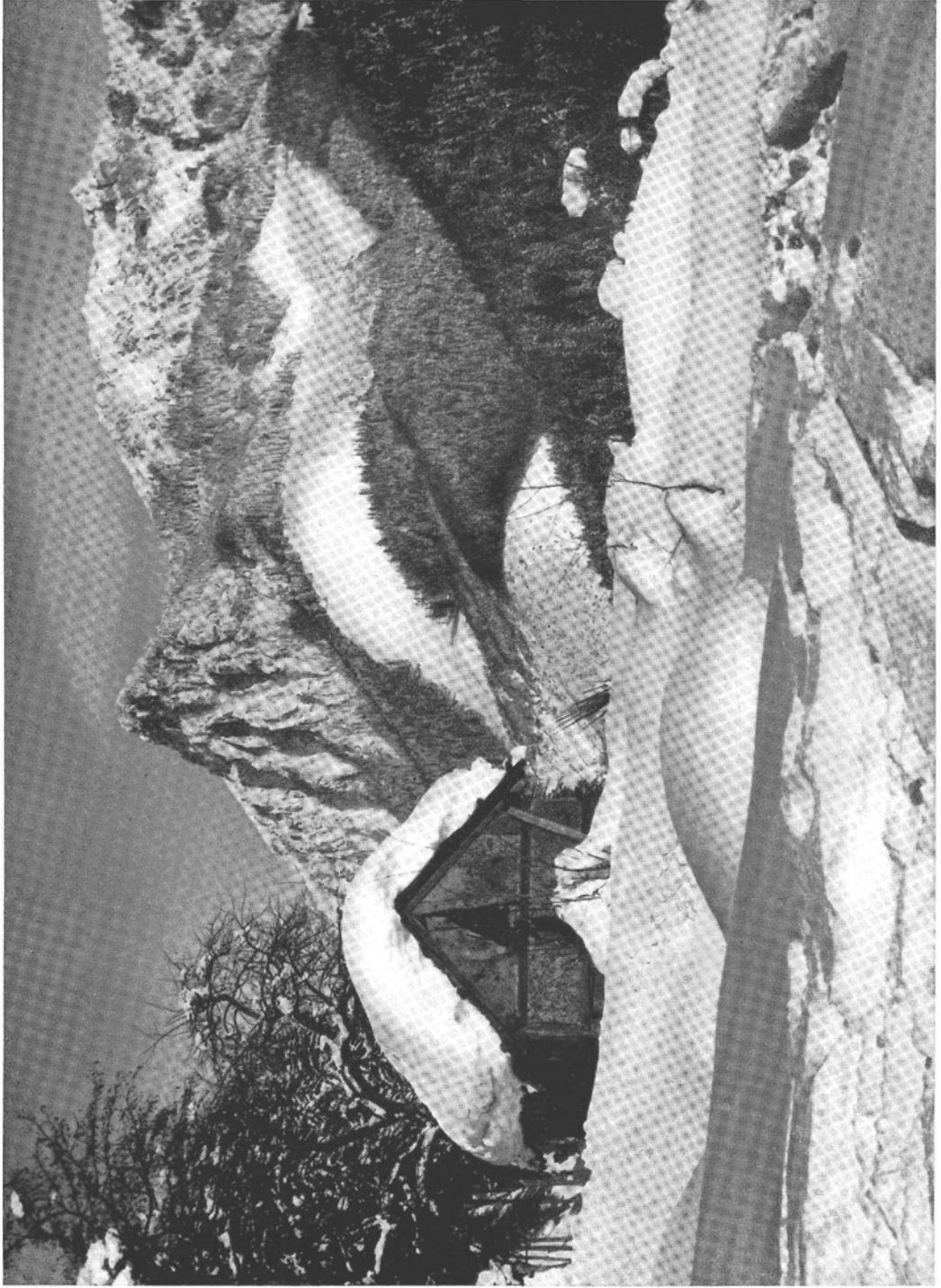
Das erstemal jagte Kaiser Franz Josef I. in kleiner Gesellschaft 1862 im Eisenerzer Hoffjagdgebiete, dessen Forste damals zum größten Teile der k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft, Radmeister Kommunität und dem Stifte Admont zugehörten. Er begnügte sich mit der Unterkunft in einem Gasthose in Eisenerz. Doch veranlaßte er gar bald die Organisation der Hoffjagdleitung. Nach der Organisation des Jagdbetriebes ging der Jagdherr an die Schaffung bequemerer Unterkünfte. Im Jahre 1869 wurde von der Innerberger Hauptgewerkschaft der sogenannte Kammerhof, ein uraltes Wohnhaus für den obersten Gubernialbeamten, durch Tausch gegen Verpachtung des Jagdrechtes in den häuerlichen Regalitätswaldungen des Oberennstales erworben und mit prachtvollen Möbelstücken und Gemälden aus der Hofburg eingerichtet. Im Jahre 1871 wurde das Jagdschloß in Radmer erbaut. Obwohl die alpine Montangesellschaft, in deren Besitz die Forste der Innerberger Hauptgewerkschaft und Radmeister Kommunität 1879 übergegangen waren, den Hoffjagdbetrieb sehr förderte, erschien es doch zur völligen Unabhängigkeit der Wildhege wünschenswert, daß Grundeigentum und Jagd in der Hand des Kaisers vereinigt würden. Als im Jahre 1889 der ungeheure Waldbesitz der Montangesellschaft in Obersteiermark veräußert wurde, erwarb der Kaiser das ganze Gebiet bei Eisenerz, Radmer und Hieslau. Seit dem Jahre 1862 bis 1906 besuchte der Jagdherr alljährlich dieses Gebiet, um dem Weidwerke nachzugehen. Von hohen Gästen des Kaisers seien nur Kaiser Wilhelm und König Albert von Sachsen erwähnt; am häufigsten nahmen an den Hoffjagden wohl Prinz Leopold von Bayern und Erzherzog Franz Salvator teil. Nach dem Tode des Kaisers Franz Josef ging der Besitz testamentarisch auf die Kinder des Thronfolgerpaares über.



Lugauer von Hinterradmer



Kaiserschild (Südwestwände) vom Halskogel



Boje Mauer, Seuffögel, Hochfögel (Kaiserfischgruppe)

Ausführlich über die geologischen Verhältnisse von Radmer und seiner Umgebung zu schreiben, gehört wohl nicht in den Rahmen dieser Abhandlung und wer besondere Wißbegierde dafür zeigt, dem sei die Anschaffung des von Professor R. U. Redlich (Prag) herausgegebenen Büchleins „Bergbaue Steiermarks“, Band XI, bestens empfohlen, in dem das ganze Gebiet auf das ausführlichste behandelt wird. So sei an dieser Stelle nur ein ganz kleiner Überblick gegeben und die kurze Geschichte dieser einst so berühmten Industriestätten.

Das Tal von Hinterradmer, von den Abhängen des Zeyrißkumpels beginnend, wird an der linken Talseite von der Lanzladen, dem Ochsenriedel und Pleschberg und an der rechten Talseite (östlich) vom Schlagriedel, Mittagstogel, Brunntared und Grünfogel begrenzt, die paläozoische Kalkhänge darstellen. In diesem Raume liegen die Kupferbergbaue, hauptsächlich im sogenannten Kammerl, einer Alm am Fuße des Zeyrißkumpels und in nächster Nähe des Schlosses Greifenberg. Auch das Gebiet von Radmer a. d. Stube gehört mit seinem südlichen Teile der gleichen Formation an. Hier mündet in der rechten Talflanke der Finstergraben, dessen linke Talseite vom Größenberg und Schnedenfogel, die rechte Talseite vom Kragelschinken, Ochsenfogel und Bohrriedel abgeschlossen erscheint, die ebenfalls als paläozoische Kalkhänge anzusehen sind. In Radmer a. d. Stube befinden sich die Eisenerzlagerstätten.

Hier haben auch Werfener Schichten eine ganz bedeutende Mächtigkeit.

Am Triasbergen erheben sich im Westen der Lugauer, im Osten die Kaiserschildgruppe, die aus flachgelagerten Werfener Schichten, Ramsaudolomit und Dachsteinkalk bestehen.

Wie man eigentlich auf das Vorkommen der Erze gekommen ist, verliert sich wohl in sagenhaftes Dunkel. Ein an einen Haselstrauch gebundenes Saumpferd soll durch ungeduldiges Scharren mit seinen Hufen Erze zutage gefördert haben; daher auch der Name Radmer a. d. Hasel. Bergrichter Lindegger bezeichnet in einem alten Produktionsausweis das Jahr 1547 als dasjenige, in dem mit dem Kupferbergbau in Hinterradmer begonnen wurde. Um diese Zeit waren einige Eisenerzer Radmeister die Gewerke dieser Kupfergruben. Die Erben dieser Gewerke boten dem Staate vergeblich ihren Besitz in der Radmer zum Kaufe an. So ging nun das Ganze im Jahre 1590 käuflich an Linsmahr und Preuenhuber über. 1601 erbaute Linsmahr, dem von Erzherzog Ferdinand erlaubt wurde, sich und seine Familie Edle von Greifenberg zu nennen, das Schloß Greifenberg, das in seiner ursprünglichen Gestalt noch erhalten ist, und erst später durch angebaute Türme vergrößert wurde. Bergrichter Martin Silbereisen rühmt sich auch, im Jahre 1637 das Pulversprengen in der Radmer eingeführt zu haben. Später ging der Besitz an Handtegg, Ziernfeld und David Preuenhuber über, bis das ganze Bergwerk, das seit jeher unter schweren Wassereinbrüchen zu leiden hatte, vom Stifte Seitenstetten erworben wurde. 1842 wurde das Werk mit dem Schlosse und gesamten Grund der Radmeister Kommunität übergeben. Dieser war nun weniger um das Kupfer, als vielmehr um das Holz zu tun, das sie zu ihren Hochöfen brauchten. Gar bald wurde auch der ganze Betrieb stillgelegt. Nach Übernahme des Besitzes durch die alpine Montangesellschaft erstand ihn von dieser, anlässlich der Veräußerung des Waldbesitzes, Kaiser Franz Josef I.

Erst spät, im Jahre 1711, ward der Bergbau auf Eisenerze in Radmer durch einen Bergknappen entdeckt und am Bucheck, am Ausgange des Weinkellergrabens, mit dem Abbau begonnen. In der Nähe wurde auch ein Ofen gebaut und mit einer Unterbrechung der Betrieb bis 1860 von der Hüttenverwaltung Siefelau fortgesetzt. Von dieser Zeit an wurde der Bergbau nicht mehr aufgenommen und ging ebenfalls in den Besitz der Montangesellschaft über. So wurde es um Radmer wieder stiller.

Und nun soll von der Gegenwart die Rede sein.

* * *

Wer in der Bahnstation Radmer den Zug verläßt, um durch den Haselbachgraben nach Radmer a. d. Stube zu wandern, ahnt nicht, welch schöne Talwanderung ihm bevorsteht, welche Fülle von Hochgebirgsbildern zu schauen sind. Er wird entzückt sein von der Mannigfaltigkeit der Naturwunder, die dieses so wenig begangene Tal aufweist.

Gleich von der Station Radmer steigt die kleine Straße scharfer bergan, von dunklen Nadelwäldern begleitet, die lässig blühende Wiesen unterbrechen; und bald leuchten uns die schmucken Häuser des Krautgartengrabens aus dem satten Grün der Bergwiesen entgegen. Im Hintergrund erhebt sich die Riesengestalt des Lugaueis, der von dieser Stelle aus dem Matterhorn ähnelnde Umriss zeigt und aus diesem Grunde auch das „steirische Matterhorn“ genannt wird. Gebannt bleibt der Bergsteiger stehen und erfreut sich an dem malerischen Bild, bewundert die Farben- und Formenpracht und bekommt eine leise Ahnung von den Naturschönheiten, die auf der Wanderung noch seiner harrten. Immer enger wird nun der Graben, immer näher rücken die Berge zusammen, wild und steil werden die Felsabstürze zu beiden Seiten, kaum daß die Straße und die Waldbahntrasse der Hohenbergischen Forstverwaltung neben dem ungefüm rauschenden Haselbach Platz haben. Die Straße windet sich zwischen den felsigen Steilhängen hindurch, bei jeder Biegung überrascht uns ein neues Bild, immer mehr bekommen wir Einblick in die Weißenbachschlucht, die von Südosten her zum Haselbachgraben mündet. Hoch oben sehen wir ein Gewirre von Wänden, wunderbar geformten Zacken und riesige Schutthalben, die vom Hochkogel, Kaiserwart, Hochhorn und den Senkfögeln abbrechen. Vor uns bauen sich die Felsburgen und Schrofen der Bösen Mauer auf. Der Weißenbach führt bei Schönwetter fast kein Wasser oder trodnet überhaupt aus; aber die großen Felsblöcke, das Trümmerfeld bei seiner Einmündung in den Haselbach und die bleichen Baumstämme, die aus den Steinen herausragen sagen uns, daß bei einem Unwetter nur kurze Zeit genügt, um aus dem harmlosen Rinnsal einen reißenden Wildbach zu machen, der tosend, mit ungeheurer Gewalt alles mitreißt, was sich seinem Lauf entgegenstellt. Ganz klein fühlt sich der Mensch angesichts der Schöpfungswerke der Natur, bewundert ihre Größe und Erhabenheit, die Modellierkunst des Wassers, das in rastloser Arbeit so herrliche Gebilde aus dem harten Fels meißelte. Nach kurzem Weitermarsch ändert sich das Landschaftsbild, das Tal wird breiter und offener. Die Straße führt durch duftende Bergwiesen, über die schon die beiden Türme der Kirche von Radmer sichtbar werden. Der Lugaueis, der sich hinter den Wäldern versteckt hatte, zeigt seine Wände und Grate und die Kaiserschildgruppe grüßt uns mit der Bösen Mauer und den Senkfögeln.

Radmer a. d. Stube ist ein lieblicher, heimlicher Erdenfleck, eingebettet in Wiesen, von Wäldern umtrauscht und mächtig, in wuchtender Größe steht der Lugaueis auf den zu seinen Füßen liegenden Ort hernieder. Ein Teil der Häuser schart sich um die auf einer Anhöhe liegende alte Kirche, wie Küchlein um die Henne, der andere Teil ist bescheiden am Fuße des Hügel hingelagert. Die blanken Fenster der Häuser sind mit Blumen geschmückt, in den Gärten blühen zwischen allerlei nützlichem Gemüse die Blumen in reicher Fülle und Buntheit, leuchten in allen Farbtönen hinter den schließenden Holzzäunen — es ist ein Fleck behaglichen Rastens, ein Ort, der Ruhe und Frieden beherbergt, Feiertunden schenkt. Nach kurzer Rast in einem der bescheidenen Gasthäuser, wo noch nicht jeder Händedruck Geld kostet, verlassen wir den freundlichen Ort, um nach Radmer a. d. Hasel weiterzuwandern. Beim Weinkellerbach hält uns ein prachtvoller Anblick in Bann; der Lugaueis zeigt sich in seiner ganzen majestätischen Schönheit, unverhüllt sehen wir seinen gewaltigen Felskörper, die kühngeschwungenen Grate, die dunklen Ramine und auf den Schutthalben leuchtet in blendender Weiße ein kleines Firnsfeld.

Auf der ganzen Wanderung nach Radmer a. d. Hasel begleiten uns zur Rechten die Felswände des Lugaueis, zur Linken grüßen die grünen Höhen der Ausläufer des Zeyrißkamps. Die hügeligen Matten und die an den Hängen verstreuten Bauernhöfe

verleihen dem Tale ein freundliches Gepräge — es ist ein frohes Wandern in diesem schönen, abgetheilten Tale. In Hinterradmer, wie Radmer a. d. Hafel auch genannt wird, schmiegen sich nur einige Häuser um das Schloß Greifenberg, dessen runde massige Türme trotz der niedrigen Häuser überragen. Die meisten Häuser liegen jedoch an der Straße verteilt oder kuscheln sich mollig in die grünen Wellen der Matten. Bald liegen auch die letzten Berghöfe hinter uns, durch schönen hochstämmigen Nadelwald führt das Sträßlein, das wir nach kurzer Zeit verlassen, um links zur Kammeralm anzusteigen. In gleichmäßiger Steigung kommen wir höher, Sonnenstrahlen bliden durch die Baumwipfel, werfen tanzende Lichtflecken auf die sattgrüne Moosdecke, die den Weg umsäumt; schweigend gehen wir durch den Waldesdom und lauschen den gefiederten Sängern, die ihr Dankeslied zum Himmel jubeln. In nicht zu langer Zeit erreichen wir die weiten Almhöden, die am Fuße des Kammerkogels liegen, über dessen erlenbewachsene Steilhänge unser Anstieg weiterführt. Die breite, niedere Almhütte, mit dem wetterbraunen Dach ladet zu kurzer Rast ein, gerne bringt uns die „Schwoagerin“ ein Glas Milch, die an heißem Sommertag köstlich mundet und erfrischt. Wohlighedeln wir uns vor der Hütte in der Sonne, um uns ist ein Schwirren und Summen von geschäftigen Bienen und Hummeln, in das sich das hohe Schwirren der Fliegen und anderen Insekten mit dem Bahrgeläute der Kühe mengt. Und hie und da streicht ein kühlender Lufthauch von den Höhen, der uns an den Weitemarsch mahnt. Wir schultern den Rucksack, ein „Pfikat God“ noch der „Schwoagerin“ und über den weichen Blumentepich der Alm schreitend, erblicken wir schon die Gipfel der Gefäuseberge, die neugierig über den nahen Wald lugen. Ein kleines Bächlein überschreitend, ziehen wir am grünen Steilgehänge zum Kammerkogel hinauf und haben den Ramm des Zeyrißkampels erreicht. Schon von hier aus ist eine herrliche Schau auf die umliegenden Berge und je höher wir über den grünen Ramm zum Gipfel ansteigen, desto weiter wird die Sicht, immer neue Berge drängen sich vor und immer schöner werden die Tiefblicke in die Täler. Das letzte Stück zum Gipfel führt über schroffe, zerfressene Kalkfaden, die sogenannten „Schafzähne“, und steil fallen die felsdurchsetzten Rasenhänge ins Tal ab. Auf dem Gipfel erwartet uns eine prachtvolle Rundschau über Rämme und Spitzen der näheren Umgebung. Gegen Süden fällt der Blick in Hochmulden, auf sonnige Almen und tiefeingeschnittene Täler, im Westen auf die Kottenmanner Tauern. Im Norden reihen sich in phantastischen Formen die grauen Felstürme der Gefäuseberge. Das Doppelhorn des Lugaubers überragt gebietend das unter uns liegende Radmer Tal und der Anblick der nahegelegenden Kaiserbildgruppe wirkt begeisternd. Nach Osten senkt sich der Ramm des Zeyrißkampels steil zum Brunnebenjattel, Wildfeld und Eisenerzer Reichenstein laden zur Fortsetzung der Rammwanderung ein, und im Westen wuchtet der Admonter Reichenstein über den grünen Höhen. Dahinter, ganz in der Ferne dämmern die Felswüsten des Toten Gebirges und Warschenecks, schimmern die Gletscher des Dachsteinsfoces und verschwimmen die Gipfel der Tauern im Dunstschleier des Horizonts. Die Aussicht ist nach jeder Richtung entzückend schön und abwechslungsreich, ein anmutsvolles Bild voll Harmonie, das zum Verweilen und besinnlichen Schauen einlädt. Einen unvergeßlichen Eindruck hinterläßt die Alpenflora, es ist eine Farbensymphonie, die nur in solcher Abgeschlossenheit bewahrt bleiben konnte. Gleich einem Mantel, hie und da schön in Falten gelegt, hängen die Rasenflächen von den Rämmen bis zu den ernstesten Wäldern hinunter, und wundervoll ist das Spiel von Licht und Wolkenschatten, die eilig darüberhuschen, als wollten sie einander haßchen.

Wir streifen planlos auf den Almhöden herum, entdecken immer neue Schönheiten und sehen, gegen das Seefar kommend, aus dem roten Flammenmeer der Alpenrosen blaue Augen von Wassertümpeln herausleuchten, weiter unten, scheu niedergebuckt, die kleine Almhütte. Hier sollte eine Schutzhütte stehen; wie schön wäre ein Verweilen in diesem herrlichen Kranz von Bergen und Almen, die man leider verlassen muß, da keine

Unterkunftsmöglichkeit besteht. Aber nicht nur aus dem Grunde wäre ein Hüttenbau angezeigt, auch für eine Überschreitung des ganzen Rammes vom Eisenerzer Reichenstein bis zur Möbllinger Hütte wäre eine Schutzhütte ein willkommener Stützpunkt, da sie in der Mitte des langen Rammes liegen würde, dessen ganze Überschreitung in einem Tage nicht ausgeführt werden kann.

Endlich muß an den Abstieg gedacht werden, und da gibt es verschiedene Möglichkeiten, um vom Gipfel in das Tal zu gelangen. Will man in das Liesingtal kommen, so stehen einige gut markierte Wege offen; entweder über den Brunnebenfattel hinab zur Achneralm und von dort über den Hofbauer und die Hüll nach Kallwang oder über das Zeyrißkörl die schönen Almatten hinunter zur Brunnebenalm. Nun muß man sich entscheiden, ob man nach Kallwang oder Wald absteigen will; nach Kallwang führt der Weg lange Zeit fast eben am Berghang entlang, mit schönen Durchblicken auf die Rotenmanner Tauern, nach Wald geht es über Wiesen und durch Wälder steil ins Tal. Wer die Kammwanderung noch länger auskosten will, geht vom Hinkared bis zur Rothwand weiter und über die Ederalpe nach Wald oder über den Brunnebenfattel, Saufattel, Paarentogel und Kragelschinken bis zum Leichenedfattel und von hier durch den langen Leichengraben nach Kallwang. In das Erzbachtal gelangt man vom Leichenedfattel über die Leichenedalm durch den Lasshengraben in die Ramsau nach Eisenerz.

Wir wollen aber wieder nach Radmer zurück, aber einen anderen Weg als Abstieg wählen. Über den steilen Ramm des Zeyrißkampels steigen wir zum Brunnebenfattel ab und nun folgen wir einem neu angelegten Steig, der uns in den Achnergraben führt. Im Graben haben sich schon dunkle Schatten eingenistet, die rotbraunen Felsen des Zeyrißkampels leuchten noch lufpern in der Abendsonne und bald sind sie durch die goldige Licht getauchten bewaldeten Höhenrücken unserer Blicke entzogen. Auf einem kleinen Fahrweg schreiten wir flott vorwärts in den sinkenden Abend hinein, kommen an Almhütten vorbei und in kurzer Zeit sind wir im Finstergraben, durch den wir direkt nach Radmer gelangen. Wundervoll ist dieses Wandern in der Abendkühle, beim langsamen Verglimmen des Lichtes auf den Bergeshöhen, durch das geheimnisvolle Halbdunkel des Waldes. Munter plätschernd begleitet uns ein Bächlein, keine Müdigkeit kennend hüpfte es von Stein zu Stein, geschwählig erzählt es uns von seinen Abenteuern, die es auf seiner Wandererschaft vom Bergquell bis ins Tal erlebt hat. Wir verstehen sein Geplauder, tragen wir doch selbst in uns noch das Erleben von den sonnigen Höhen, haben der Sprache der Natur gelauscht, ihre Reinheit mitgenommen ins Tal.

Nicht lange mehr dauert unsere Wanderung und bald sind die ersten Häuser von Radmer a. d. Stube erreicht; vor uns liegt wieder der Lugauer, die Wände vom bläulich fahlen Schein umspült, nur Böse Mauer und Senfkögel haben noch ein letztes Schimmern von Abendrot in den Felsen geborgen.

* * *

Frühmorgens brechen wir von Radmer auf, die Sonne ist noch hinter den Bergen versteckt, als wir die letzten Häuser hinter uns lassen und in den Finstergraben kommen. Bei den Holzplätzen herrscht schon reges Treiben, ein freundliches „Grüß God“ der Holznechte klingt uns entgegen, die uns ein wenig verwundert anblicken, als wir an ihnen vorbeiziehen. Bald sind wir bei der Wegabzweigung auf den Radmerhals und steigen auf dem kleinen Fahrweg durch Jungwald bergan. Der Lugauer ist schon von hellem Sonnenlicht überflutet, scharfe Schatten graben sich in die grellen Lichtflächen, als uns der Wald aufnimmt. Durch einen engen Graben zieht der Weg neben dem munteren Bächlein, über das weiter oben ein Holzsteg führt, von dem aus wir bereits die ersten Zäune der Senfkögel sehen. Steiler steigen wir den neu aufgeforscteten Holzschlag hinauf, durch hohe, noch taumasse Gräser schlängelt sich der Pfad hindurch, je höher wir

kommen, desto schöner wird der Blick auf den Lugauer, bis wir den prächtigen Hochwald erreichen, durch den schon die Sonne ihre Strahlenbündel wirft. Fast eben führt der Weg bis zum Radmerhals, durch stillen, alten Fichtenwald, Wasseradern zwingen sich durch die sattgrünen Moospolster, rieseln über den Weg, funkeln und glitzern gleich Diamanten und bunte Blumen gucken zwischen den feinen Gräsern heraus. Bei einem hohen Drahtzaun verlassen wir den schönen Weg, folgen links den roten Wegzeichen, die zuerst längs des Zaunes führen und dann steil durch dichten Hochwald auf den Rücken des Halskogels hinaufleiten. Von dem Steiglein aus sehen wir schon den dachartigen Rücken des Zeyrikampels und auch die Gesäufesberge kommen allmählich zum Vorschein. Wetter- und sturmzerzauste Bäume stehen Vorposten in dem Latschenfeld, in das wir nun kommen, Felskrotzen mengen sich schon darunter, immer wilder wird das Landschaftsbild. Wir sehen den Hochkogel vor uns, tiefige Schutthalden ziehen zu den Latschen hinunter, wollen alles Grün gierig verschlingen, die nackten Felsen schimmern in warmen Farbtönen und die dunklen nassen Stellen der Südwestwände des Kaiserschildes glänzen silbern im Sonnenlicht. Wir queren die Schutthalden bis wir zu einem Seitengrat des Hochkogels gelangen, über den der weitere Anstieg zum Gipfel verläuft. Steil geht es über den teilweise mit Rasen bewachsenen Grat hinauf, einige kleine Abbrüche werden umgangen und endlich wird das Gipfelzeichen sichtbar. Der Ausblick vom Hochkogel, des höchsten Gipfels der Kaiserschildgruppe, lohnt reichlich die Mühe des Aufstieges, staunend schauen wir die Schönheiten dieses wilden Dolomitgebirges. Gegen Osten blickend, grüßen uns der Kaiserschild und Kaiserwart. Zwischen ihnen und dem Hochkogel eingebettet liegt ein zerschartetes Felskar. Das Grün der Latschen und der Rasen belebt das fahle Weiß der Steinmulde und Alpenblumen schmücken die grünen Flächen der Mulde. Nach Süden uns wendend, gleitet der Blick an den Wänden des Kaiserschildes vorbei zu den Eisenerzer Alpen und weiter zum Zeyrikampelzug, hinter dem sich die Berge der Rottenmanner und Wölzer Tauern reihen; und im Westen bauen sich die Gesäufesberge auf, zum Teil durch den Lugauer verdeckt. Die Wildheit der Kaiserschildgruppe wird uns aber so recht offenbar, wenn wir in die Weißenbachschlucht schauen; wir blicken an schaurig schönen Wänden, Säulen und Säulen entlang bewundernd in die gähnende Tiefe, hinunter bis in den Haselbachgraben, in dem die Strafe nur als feiner weißer Strich erkennbar ist. Dumpfes Schweigen nistet hinter messerscharfen Graten, nur hier und da von dem Gepolter abbrechender Steine unterbrochen, das immer leiser werdend in das feine Geriesel des nachrollenden Sandes ausklingt.

Vom Hochkogel steigen wir auf blumigem Rasenhang in das Felskar ab und in einer windgeschützten Doline halten wir kurze Rast. Warm glüht die Sonne im Kar, die Luft zittert über den bleichen Steinen, flimmert über den Latschen, und wenn ein leiser Wind durch die Zweige streicht, spielerisch mit den Gräsern tändelt, schwingt sich ein zartes Singen zum Himmel empor.

Nur zu bald müssen wir wieder aufbrechen, und steigen zum Verbindungskamm von Kaiserschild und Kaiserwart hinauf, der mühelos erreicht wird. Tief unter uns liegt das Erzbachtal, glänzt der Leopoldsteiner See von der Seemauer und dem Pfaffenstein umrahmt. Wie aus einer Spielzeugschachtel geschüttet, stehen die Häuser von Eisenerz im Tale verstreut, und dahinter erhebt sich, gleich einer Riesentreppe, der Erzberg. Ungeheuer steil stürzen die gelbbraunen Felsflanken zum Graben der Großen Föls ab, tiefe Risse graben sich ein und manch frische Wunde im Felskörper erzählt von dem ewigen Wirken der Naturgewalten. Einen kurzen Besuch statten wir dem Kaiserwart ab, schauen in den Felskessel der Kalten Föls. Wie in den Dolomiten wachsen die Felstürme und Wände unmittelbar aus den Geröllhalden heraus und erst tief unten zieht ein Waldsaum schüßend zum Erzbachtal. Rasch kommen wir über den Kamm vom Kaiserwart zum Kaiserschild. Der kurze Steilaufschwung ist bald überwunden und wir stehen beim Gipfelkreuz, sehen nun auch in die Ramsau hinunter, in die wir absteigen wollen.

Die Ausſicht vom Kaiſerſchild iſt der vom Ramm aus, der zum Kaiſerwart leitet, gleich, nur noch umfaſſender. Schön läßt ſich die Hochſchwabgruppe überblicken, Berg an Berg reiht ſich, wohin das Auge ſchaut, und weit draußen gegen Norden verflachen ſich die grünen Kuppen und Hügelfetten der Vorberge zur Donaubene. Nach kurzer Gipfelraſt ſteigen wir über die ſteilen Raſenflächen in das Kar hinunter, das ſich allmählich zum Sattel zwiſchen Kaiſerſchild und Hochkogel verengt. Faſt ſenkrecht bricht der Hochkogelgrat zum Bärenloch ab, drohend ſchauen die Wände des Kaiſerſchildes zu uns hernieder, als wollten ſie uns den Weiterweg verwehren. Am Fuße dieſer Wandfluchten führt das Steiglein zu einer Felſrinne, durch die wir raſch tiefer kommen, und dann folgen gelbe, brüchige Platten, deren Überſchreitung durch eine Drahtſeilſicherung erleichtert wird. Über Raſenbänder und Schrofen nähern wir uns immer mehr den Geröllhängen des Bärenloches, auf denen wir bald nach Überwindung einer langen Steilrinne ſtehen. In ſcharfen Serpentinien erreichen wir die Latschen, Sträucher miſchen ſich darunter und bilden den Übergang zum Laubwald, der hier den Nadelwald teilweise durchſetzt. Kühler Schatten umfängt uns und wohlkueud wirkt das Grün des Laubes und der üppig wuchernden Pflanzendecke auf das Auge. Schneller als wir dachten, ſind die weiten Almhöden der Ramsau erreicht. Wir wandern über den weichen Wieſengrund, um uns ein Blühen und Duften von würzigen Kräutern und Almblumen, ein Summen und Singen erfüllt die Luft und über allem liegt feliges Wunſchloſſein und ungeahnte Freude. Noch einmal ſchauen wir zum Bärenloch zurück, die Abendſonne zeichnet ſchon dunkle Schatten auf die Geröllhalden, plastiſcher ſehen wir die Wände und Grate, ſtärker leuchten die Felſen in gelblichem Licht, in das langſam das Rot der untergehenden Sonne ſieht. Ganz verſunken genießen wir den herrlichen Anblick, vergeſſen Weg und Zeit, fühlen nur Vergglück in uns und heißen Dank, daß wir all die Wunder ſchauen dürfen. An Almhütten vorbei, wandern wir auf dem Fahrweg weiter; Dämmerung breitet ſich ſchon aus, als wir zu den erſten Gehöſten kommen und auf den Bergen der Eiſenerzer Alpen liegt ein lehtes Leuchten. Bald werden die Stufen des Erzberges ſichtbar, eine braune Wolke von Rauch und Dunſt lagert über Eiſenerz, und je tiefer wir kommen, deſto mehr Häuſer ſiedeln an der Straße oder an den Hängen verſtreut. Noch einmal führt unſer Weg durch Wald, und als wir aus dieſem heraustreten, ſehen wir ſchon die Traſſe der Bahn, die erſten Lichter von Eiſenerz blinken uns entgegen — wir ſind am Ende unſerer Wanderung.

Außer den beſchriebenen bezeichneten Anſtiegen führt noch ein markierter Steig, der an landschaftlicher Schönheit den anderen nicht nachſteht, von Münichthal über die Oſtabſtürze zum Rothriegel und weiter auf den Kaiſerwart. Der ganze Gebirgsſtock bietet dem Kletterer ein reiches Betätigungsfeld, in dem freilich Wände und Grate mit klingendem Namen fehlen. Hier iſt noch die Urſprünglichkeit vorhanden, die vielen berühmten Gebieten ſchon fehlt und gerade deshalb wohnt ſo viel Sauber und Schönheit in dieſer Gebirgsgruppe.

* * *

Ich habe im Sommer und Frühling das Seyriſtkampelgebiet abgeſtreift, bin über die ſtillen Almen und ernſten Bergkämme gewandert, durch prächtigen Hochwald und einſame Täler und wollte auch den Winterzauber dieſer Berge kennenlernen. So zog ich einmal mit einem Freunde im tiefften Winter von der Bahnſtation Radmer auf der ſommerlich vertrauten Straße nach Radmer a. d. Stube.

Schmal, gerade noch für den Schlittenverkehr ausreichend, windet ſich die Straße zwiſchen den Schneewänden hindurch, durchſchneidet einige kleine Laminentegel. Leicht glitten wir auf dem feſtgepreßten Schnee dahin. Bekannte Berge grüſten uns wieder, lagen in weißen Flaum eingehüllt und nur die Felſwände hatten ſich gegen die weiche Decke gewehrt, blickten dunkel aus dem blendenden Weiß heraus.

Ein Schiparadies mit leichten Muggeln, die auch für den Anfänger geeignet sind, wie etwa die Ritzbühler Alpen, ist dieses Gebiet nicht, aber der alpine Schiläufer kommt hier auf seine Rechnung. Der Zeyrskampel wird im Winter besser von Kallwang oder Wald bestiegen, denn die Zugänge von Radmer sind steiler und beschwerlicher. Würde eine Hütte oben sein, dann hätte man freilich einen idealen Standplatz für Fahrten über herrliche Almhöden, in weiten Raren und man könnte das günstige Gelände, das dort oben vorhanden ist, besser ausnützen. Einige Tage verbrachten wir in Radmer, zogen nach Hinterradmer zur Kammerlalm, dann durch den Finster- und Achnergraben zur Brunkaralm — überall tiefer Schnee, herrliche Blicke auf die prachtvollen Berge, ein frohes Dahingleiten durch Wald und über Hänge, die noch von keiner Spur zerpflegt sind. Viel könnte man erzählen von kleineren und größeren Fahrten im Zeyrskampelgebiet, von den Schönheiten, die man geschaut und erlebt. Die genutzreichste, größere Fahrt im Zeyrskampelgebiet von Radmer aus, ist aber wohl jene auf den Looskogel, Ochsenkogel und Kragelschinken, die vom Radmerhals gegen den Leichenedfattel ziehen. Der Aufstieg zum Radmerhals ist uns bekannt, doch schon vom Finstergraben weg müssen wir unsere Spur weglos durch den prachtvollen tiefen Pulverschnee ziehen, nur Wildspuren laufen kreuz und quer und verlieren sich im Dickicht. Bald gleiten wir durch den tiefverschneiten Hochwald am Radmerhals, die Zweige der mächtigen Fichten unter der Schneelast tief herab gebeugt. Die Stille und Einsamkeit wird nur hie und da von dem feinen Gezwitscher der Meisen unterbrochen. Ab und zu schaut uns ein Stück Hochwild ängstlich an, flüchtet bergwärts, bei jedem Schritt meterhoch einsinkend. Vom Radmerhals wenden wir uns rechts dem Looskogel zu, über kleine Bergwiesen, Waldblößen und durch schönen Hochwald kommen wir höher, die überzuckerten Felsen der Kaiserschildegruppe leuchten im Sonnenschein und bald tauchen auch die Berge des Zeyrskampelzuges und der Eisenerzer Alpen auf. Lichter wird der Hochwald, freier die Hänge. Der Wind hat abenteuerliche Figuren aus den kleinen Bäumchen geschaffen und formte Wächten und Wellen, die zart abgestufte Schatten werfen.

Oben ist eine herrliche Schau auf die im Silberglanz strahlenden Berge, von Gipfel zu Gipfel wandert unser Blick, über leuchtende Hänge und Budel, in blaue Täler und Mulden und in die weite Ferne zu dem weißen Gewoge winterlicher Bergmajestäten. Stumm bewundern wir die Pracht der weißen Schneewundertwelt, Feiertagsstille ist um uns und in uns, nur der Wind singt sein ewiges Lied und trunken schauen wir auf die formenschöne und farbensatte Bergwelt, über welche die Sonne verschwenderisch ihr Licht ausschüttet.

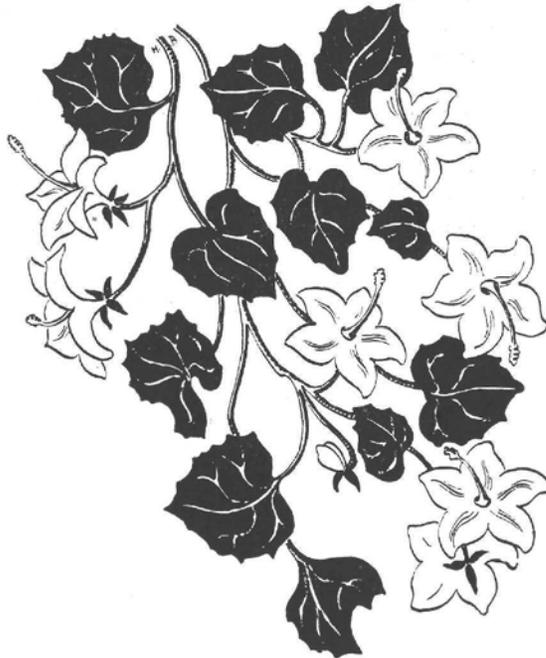
Die Sonne näherte sich schon dem Horizont, als wir uns zur Abfahrt entschlossen, die uns wieder zum Radmerhals und weiter nach Eisenerz bringen sollte. Leise zischen die Schneeschuhe durch den loderen Pulverschnee, hinter uns stäubt eine glitzernde Wolke auf, jauchzend eilen wir über die weißen Hänge, einmal in gerader Linie, dann wieder in Bögen — herrlich ist dieses Dahingleiten von Hang zu Hang. Wir kommen durch lichten Wald, über Schläge, auf denen die Bäumchen kaum aus dem Schnee heraus schauen, sanfte und steilere Hänge wechseln einander ab, dann wieder Wald und zum Schluß die kleine Wiese zum Radmerhals. Wundervoll war diese Fahrt, viel zu schnell ist die Wonne des Gleitens vorbei. Vom Radmerhals tragen uns die Brettel bald zum Bärenloch hinunter. Die Sonne schießt ihre letzten Strahlen zu den Bergeshöhen, die noch einmal in fattem Gelb aufleuchten. Schon liegen kalte Schatten im Tale, nur mehr die höchsten Zaden und Grate des Kaiserschilbs und Hochkogels glühen im roten Abendlicht, als wir die fast ganz im Schnee vergrabenen Almhütten der Ramsau erreichen. Dunkel ist es schon als wir nach Eisenerz kommen, doch in uns ist noch das Leuchten der Bergeshöhen, schwingt noch in leisen Tönen der Akkord von Sonne und Schnee.

*

*

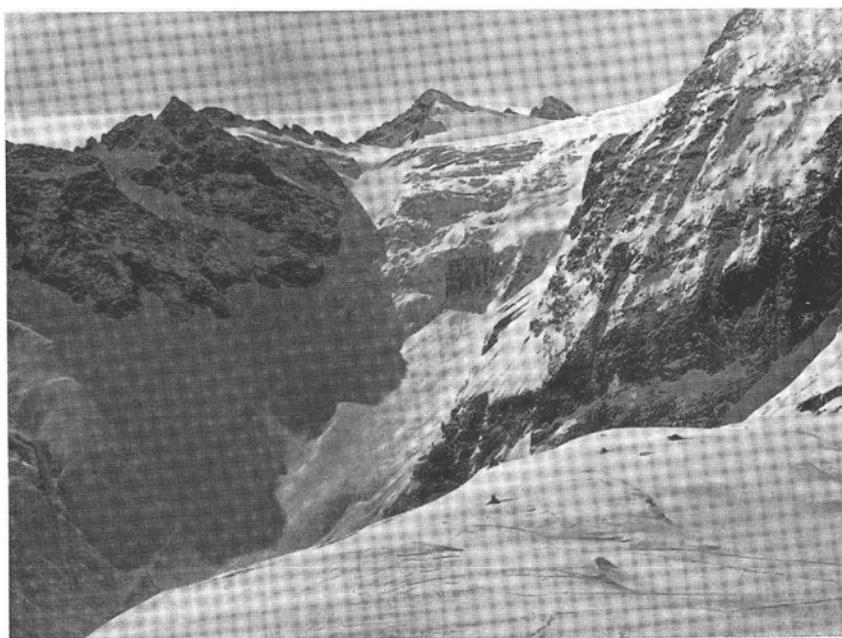
*

Mein Bericht über die vergessenen Berge des Zeyritzkampelgebietes und der Kaiserschildgruppe ist beendet und ich danke an dieser Stelle nochmals Herrn Oberlehrer Fritz Lanzer in Radmer herzlich für seinen geschichtlichen und geologischen Beitrag. Nur ein kleiner Teil ist es von der Fülle der Schönheiten, die ich dort geschaut. Vom Erleben selbst läßt sich schwer schreiben, das ist im Innersten geborgen. Und gerade von diesen einsamen Bergen trägt man immer neues Erleben heim, ob von den blumigen Almen und grünen Rasenhängen oder den glatten Wänden und kühnen Graten, ob die Sonne lachte oder Stürme brausten — immer schenken sie uns neues Glück und neue Freude, unendlich klar und rein ist ihre Sprache, mit der sie zu uns reden. Dort gibt es keine Kleinlichkeit und Falschheit, stolz und erhaben stehen die lichten Höhen über aller Erbärmlichkeit der Niederungen, der Hauch der Ewigkeit umgibt uns, läßt uns Einkehr halten in uns selbst.





Blick von der Eima di Presena auf den Mandrongletscher und den Adamellostock



Lobbiagletscher von der Mandronhütte



Presenagletscher mit Cima di Presena



Carè alto (links) und Corno di Cavento vom Larespass

Auf Schiern in die Adamellogruppe

(Eine Erinnerung)

Von Franz Malcher, Zirl in Tirol (Baden bei Wien)

„ — — — Mit uns verglichen sind die Berge erwig; und das ist das Schöne, daß sie unsere Gedanken zugleich auf die richten, welche mit uns dort gewandert — — — im Schatten der Berge, die Dir und mir so viele schöne Stunden bereitet haben. — — —.“
(Dr. Michael Pfanni in seinem letzten Brief. Punta Arenas, im August 1912.)

Es war im Jahre 1910, knapp vor Ostern. Im Vorjahre hatten wir zum ersten Male die langsam beginnende Überbevölkerung der Gletschergebiete zur Osterzeit zu spüren bekommen; waren uns doch bei einer achttägigen Durchquerung der Ötztaler Alpen zwei Parteien begegnet! Das war uns noch nie widerfahren. Rein Wunder, daß wir nach neuen Gebieten Ausschau hielten, wo wir noch ungestörte Ruhe erwarten konnten. Vielerlei Karten wurden studiert, doch erst als ich die Alpenvereinskarte der Adamellogruppe in die Hand nahm, da schien es mir, als habe ich alles gefunden was das Schiherz des Bergsteigers erfreut. Bald war mein Freund und ständiger Tourengefährte *M i c h a e l P f a n n l* mit meinen Plänen vertraut und teilte mit mir die gleiche Begeisterung; und er mußte sie wohl auf seinen Bruder übertragen haben, denn zwei Tage vor unserer Abreise kam er zu mir mit den Worten: Du, der Heinrich fragt, ob er mitfahren darf.

Also waren wir diesmal zu dritt. Meines Freundes älterer Bruder, Dr. *H e i n r i c h P f a n n l*, und wir zwei. — Nach einer endlosen Fahrt landeten wir am Vormittag des 21. März in *M a lè*. Die Post brachte uns nach *F u c i n e*. Dann schulterten wir die umfangreichen Rucksäcke und unsere Schier. Proviant für eine Woche, das 30-m-Seil und drei Duzend 9×12-Platten fielen schwer ins Gewicht. In *P i z z a n o* kehrten wir zu Mittag ein, und da wir bloß einen zwei- bis dreistündigen Marsch durch das Sulzbachtal zum Tonalepaß hatten, so ließen wir uns Zeit und machten uns erst um 2 Uhr auf den Weg. Das Wetter, das bisher nicht zu verlockend gewesen war, schien sich nun bessern zu wollen: das Grau an der obersten Waldgrenze wurde durchsichtiger, ab und zu wurden Blöde in düffere Rare frei, aber die Bergkämme blieben noch verhöllt. Bald vereinigten sich die Schneeflecken auf der Straße zur geschlossenen Bahn, und nun konnten wir unsere Schultern erleichtern und die Bretteln mit den kunstvoll aufgeschnallten Rucksäcken nachziehen. Im Süden wurden langsam die Ausläufer des *Presanellastodes* bis 2800 m frei, und durch treibende Nebel drang hin und wieder verheißungsvoll ein Strahl der Sonne. Uns war das Gebiet fremd, und so blickten wir bei jeder Straßenbiegung gespannt auf die neuen Bilder, die sich unseren Augen entrollen würden. Als bei einem abseits liegenden, nur andeutungsweise sichtbaren Fort die letzten Spuren uns verließen, da schalteten wir eine längere Raft ein. Blaue Flecken zeigten sich am Himmel, die 3329 m hohe *Buzazza* wurde sogar zeitweise frei, und bald bekamen wir einen Einblick in das *Presenatal* mit der *Cima di Presena*, unserem ersten Ziel. Nun schnallten wir die Bretteln an und folgten im hellen Sonnenschein den Telephonstangen auf die breite, baumlose Höhe des *Tonalepasse's*. Um ½5 Uhr traten wir in das bescheidene Gasthaus *Locatori*, 1849 m, wo wir als seltene Gäste etwas mißtrauisch von unserem italienischen Gastgeber empfangen wurden. Nach einer wohlthuenden Schale heißen Kaffees hielt es uns nicht lange in der zwar warmen, aber kahlen Küche, und so bummelten wir draußen herum, bis die Sonne hinter Silber-

besäumten, dunklen Wolkenstreifen untergegangen war. Der aufklarende Himmel versprach schönes Wetter für den kommenden Tag.

Bei den ersten Anzeichen des anbrechenden Morgens sprang Michl aus dem Bett und verkündete einen wolkenlosen Himmel. 5 Uhr 40 Min. standen wir draußen in der Dämmerung und schnallten unsere Bretteln an. Der Morgen war bitterkalt, ein leichter Wind strich über den Paß, und fahlgrau hoben sich die Berge vom dunklen Himmel ab. Der Schnee sang leise unter den gleitenden Schritten, und so zogen wir erwartungsvoll unsere Spur zwischen verstreut stehende Lärchen hindurch zum Monticellorücken. Als die ersten Sonnenstrahlen die weichen Formen der Berge im Norden in rosenrotes Licht tauchten, da blieben wir stehen und blickten in Stille zurück auf das oft geschaut und doch immer neue Wunder. Am uns lagen noch die Schatten der Nacht und so eilten wir bergan, der Sonne entgegen. Besser als wir erwartet hatten, ergab sich der Weg durch die steilen Hänge an der irgendwo im tiefen Schnee vergrabenen Monticello-Almhütte vorbei. Und dann ging es durch wellige Mulden zu den kleinen, verschneiten Presenaseen.

Prachtvoll und ein Spiel für sich war es, die gleichmäßig ansteigende Spur an der Grenze des Reibungswiderstandes zwischen die Rundhöcker so hineinzulegen, daß Spitzkehren vermieden wurden. Wunderbar ist die Fähigkeit des Körpers, den der jeweiligen Schneebeschaffenheit entsprechenden Neigungswinkel der Schier zu fühlen. — Wir gingen ja ohne Seehundstreifen, mit denen wir uns schon seit Jahren nicht mehr belasteten, denn wir hielten sie (und ich halte sie noch heute) für eine im baumlosen Gebiete kaum ins Gewicht fallende Zeit- und Kräfteersparnis, die aber bei abgehender Lawine eine Schussfahrt zu sicherem Stand vereiteln konnten. — Bald hatte uns die Sonne erreicht, und nun strömte von allen Seiten das gleißende Licht, millionenfach glitzernder Schneekristalle auf uns ein, so daß wir die Schne Brillen hervorsuchen mußten. Dafür packten wir unsere Röcke den ohnedies schon drückenden Rucksäcken auf. Vor Erreichen des Presenagletschers lud uns ein sanfter Moränenrücken zu längerer Rast ein. Wunderbar war es wieder einmal im alles überflutenden Sonnenlicht zu baden. Nach drei Viertelstunden wanderten wir wieder weiter, sonnenwärts über den spaltenlosen Gletscher. In einer großen Kehre stiegen wir an zum *Presenapaf*, 3011 m, den wir etwas nach 12 Uhr erreichten. Unser erster Blick galt dem mächtigen Bereich des Mandrongletschers, der aus fernliegendem, breitem Firnsattel in kaum sichtbarer Neigung nach Norden, gegen uns her, fließt, dann aber in wilden, überstürzenden Brüchen sich ins Genovatal ergießt. Und hart daneben, sein Zwillingbruder, der Lobbiagletscher. Dann suchten wir unser Ziel für kommende Tage, den Adamello. Weit im Süden lugt er über versfirnte Zwischenkämme hervor. — Eine Viertelstunde später und ich stand auf der *CimadiPresena*, 3069 m, und hatte schon meinen Spirituskocher im Gang als meine Freunde auftauchten. Und dann folgte eine jener sorglosen Gipfelrasten, wie sie nur die Hoffnung ausmalen kann. Im Süden die leuchtenden Firne des Adamello, im Osten die himmeltragende Fels Spitze der Busazza, deren langer Westgrat, halb im Licht, halb im Schatten, zu kühnem Anstieg lockte, rechts davon die schimmernde Presanella. Und im Norden die Ortlergruppe mit ihrem gewaltigen Dreigestirn: Königs Spitze, Zebru und Ortler. Und während der Kocher summt und Schale um Schale köstlichen Tees aus dem reinen Schnee braute, und Michl sich seiner gewohnten Gipfelzigarre erfreute, wurden wir nicht satt zu schauen. Und so schenkte uns das Schicksal zwei volle, selige Stunden.

Nur ungern verließen wir unsere Sonnenwarte. Einige Minuten später standen wir wieder auf dem *Presenapaf*. Da gönnten wir uns noch eine halbe Stunde des Schauens. Dann aber hieß es ernstlich an die Abfahrt zu denken. Schwung reihte sich an Schwung, wechselte mit Schussfahrten, wechselte mit Stillstehen und Schauen. Und im Überschwang der Freude klang Heinrichs „Hoiootoho!“ hinaus, der Sonne entgegen.

Um 4 Uhr standen wir vor der damals noch stattlichen *Mandronhütte*, 2441 m, unserer Sektion Leipzig, im Herzen der Adamellogruppe. Der Alpenvereins Schlüssel sperre die seitwärts stehende alte Hütte, die mit ihren dicken Steinmauern fast wie eine Befestigung anmutete, wäre sie nicht so ungeschützt vor der nahen italienischen Grenze gestanden. Und als wir die Hütte aus ihrem Winterschlaf geweckt hatten, indem wir alle Fensterläden öffneten und die Sonne einließen, da machten Michl und ich uns auf Entdeckungsfahrten. Das wichtigste: Holz und Decken waren genügend vorhanden. Auch die neue Hütte wurde in den Bereich unserer Erkundigungen gezogen, und als wir durch die merkwürdigerweise unversperrte Verandatür ins Innere gelangt waren, entdeckten wir mit Genugtuung außer einem weiteren Holzlager auch Schvorräte, die im Falle eintretenden Schlechtwetters uns sehr gelegen gekommen wären, denn die Mandronhütte ist eine jener Mausefallen, wie sie oft in Gletschergebieten anzutreffen sind. Eine Gitarre, die wir fanden, mußte mit uns in die alte Hütte. Lange saßen wir in der Sonne und schauten hinüber zu den wundervollen Gletscherbrüchen und sahen zu wie die Schatten des Disganapasses länger und länger wurden und schließlich bis zu uns in lautloser Stille gefroren waren. Dann knisterte bald ein Feuer in der Küche, doch wurde es Abend bevor die Temperatur auf eine annehmbare Höhe gestiegen war. Nach dem Abendessen lauschten wir, wie so manchesmal Heinrichs lebenswarmen Worten: Vom himmelfrebenden Peutereygrat, vom Himalaja, vom herrlichen Guschelbrum, vom Felskoloß des Mustagh Tower, vom Berg der Berge, dem R2 und von den Ariern, die zu ihren Füßen wohnen. Dazwischen gab es ein und das andere altvertraute Lied. So dachten wir lange nicht ans Schlafengehen, um so weniger, als es nun wohligh warm in der Küche wurde. Und als es doch endlich Zeit wurde zur Ruhe zu gehen, da standen wir noch lange draußen vor der Hütte. — Und war auch der Firne Schönheit verblaßt, so wölbte sich in überirdischer Reinheit ein leuchtender Sternenhimmel über uns, der die Gedanken loslöste von der Erde.

Klar und kalt brach der nächste Morgen an; so zögerten wir nicht lange, und einige Minuten nach 6 Uhr spurten wir hinüber über den ebenen Seeboden zum mittleren Eisbruch des *Mandrongletschers*. Dann ging es zwischen Moräne und Berghang langsam hinan, um schließlich unterhalb des obersten, kleineren Bruches den Gletscher zu betreten. Der Rückblick wurde immer großartiger, und als wir am Rande des Bruches Spitzkehren einlegen mußten, da hatten wir reichlich Gelegenheit die Präsebellafette immer wieder von neuem zu bewundern. Nach Überwindung dieser Stufe standen wir auf der Moräne am Beginn der weiten Hochfläche des *Mandrongletschers*. Weit weg, das breite Tor im Süden, der *Adampah*, 3132 m, war unser Ziel. In langen Schritten glitten wir über den spaltenarmen Gletscher ihm zu. Hier wären Doppelskide von Vorteil gewesen, aber wir waren auch diesmal unseren kurzen Padeln treugeblieben, um im Eis auch bei ungünstigsten Verhältnissen der Gipfel sicher zu sein; an stochlose Fahrten waren wir gewöhnt. Der Letzte trug das Seil, und das war in diesem Falle ich, denn die prächtigen Bilder, die sich meiner Kamera boten, führten mich oft ins Hintertreffen. Aber da ich mir dadurch das Vorspuren ersparte, so währte es nie lange bis ich meine Freunde eingeholt hatte. Die Zeit verrann, der Sattel schien nicht näherkommen zu wollen. Endlich aber begannen die Berge im Süden zu wachsen. Und als wir schließlich die sanfte Höhe erreicht hatten, vor uns und hinter uns die langsam abfließenden Firnsfelder, da war es die raumlose, fast arktische Weite, die uns im Banne hielt. Dann legten wir unsere Spur um den *Corno Bianco* nach Westen, zum Südhang des *Monte Adamello*, der sich hier weit zurücklegt. Über das sanfte, zwischen *Corno di Salarno* und *Monte Falcone* eingebettete Firnbeden stiegen wir an, während uns der farbenreiche Süden immer neue Bilder schenkte. Nur den Blick ins *Salarnotal* gaben die Randberge nicht frei. Langsam sank der *Corno di Salarno*, dann der vorgeschobene *Corno Miller*, 3373 m, unter die Horizontlinie; immer

neue Berge tauchten im Westen auf, bis die Bernina unbestritten den Horizont hielt. Der Schnee wurde hart, und als er zu richtigem Windharscht wechselte, da rammten meine Freunde die Bretteln in den Firn und gingen zu Fuß. Ich aber legte die Bretteln erst auf dem breiten Gipfel des *Monte Adame llo*, 3549 *m*, ab, den ich bald nach ihnen erreichte. Es war $\frac{1}{2}$ 1 Uhr geworden.

Zuerst listeten wir der weit überhängenden Gipfelwächte eine sichere Stelle ab, um einen Blick in die kalten Schatten der Nordwand zu werfen, dann glitt das Auge siebzehnhundert Meter hinab ins sonnbeschienene Awiotal. Und wieder ließen wir uns zu unvergeßlicher Gipfelkraft nieder. Leise furrte der Roher, während wir über die sanfte Wölbung des Firnhanges hinab in das sonnige Salarnotal und weit hinaus nach Süden blickten, wo die Bergkämme an Höhe verlieren, bis sie die weichen Formen der hügeligen Ausläufer annehmen. Und dort am Rande, wo der Dunst der oberitalienischen Tiefebene den Schleier über sie legte, da schimmerte eine Spiegelfläche — der Jseosee. Und da packte mich ein großes Verlangen. Dort hinunter und hinaus, dem sonnigen Süden zu! Und hätte damals in diesen Grenzgebieten nicht das alte Mißtrauen zwischen den Verbündeten geherrscht, ich glaube, es wäre mir ein leichtes gewesen, meine Freunde zu überreden, da hinaus zu wandern.

So lagen wir stille unter tiefblauem, wolkenlosem Himmel und schauten träumend hinaus. Die schier unbegrenzte Fernsicht war wunderbar. Brenta, Ortler und Bernina. Und weit im Westen hohe Berge, die wir vorerst nicht benennen konnten, bis wir des Matterhorns einzige Gestalt erkannten: die Zermatter Berge.

Eine Stunde verging und noch eine Stunde, und da wurde es Zeit, aufzubrechen. Noch einmal traten wir an den Wächterrand, blickten hinab nach Norden, dann aber ging es heim, zurück zur Mandronhütte. Die Bretteln tschunderten über den Harscht, dann wartete ich bei den eingerammten Schiern der Freunde, und fort ging es in kurzen Schwingen über den festgebakenen Firn. Weiter unten, wo der Harscht in loderen Pulverschnee überging und tief unten am Rande des Hochfirns der *Corno di Salarno* stand, da stellte ich meine Bretteln auf seinen blendend weißen Gipfel ein und ließ sie laufen. Und schneller und schneller wurde die Fahrt, der Gipfel wuchs mir entgegen, stieg über das Salarnotal hinaus, flog höher und höher, bis er hoch über mir als Berg glänzte. Doch nur sekundenlang, als die Bretteln über den ebenen Firn jagten. Einen Augenblick später, und sie schossen den Berghang hinan, daß ich das Gefühl hatte, ich müßte bald abschwingen, um nicht über den Gipfel ins Leere zu fliegen. Und als die Kraft der Fahrt erlahmte, da hatte ich nur wenige Schritte zu tun und ich stand auf meinem leichtest errungenen Gipfel, dem *Corno di Salarno*, 3327 *m*.

Und wieder lodte das im warmen Sonnenglanze schimmernde Salarnotal, das nun ganz offen vor mir lag, lodte mit doppelter Kraft, denn die Fahrt hinab und talaus schien einzig schön zu sein. Doch unser Weg lag nordwärts. Eine zu kurze Schußfahrt und wir folgten wieder unseren Spuren über den *Adame p a*. Endlos zog sich der Weg, denn der Gletscher ist zu wenig geneigt, um Fahrt zu geben. Aber je näher wir dem obersten Gletscherbruch kamen, desto länger wurden unsere Gleitschritte. Als es endlich wirklich zu Tal ging, da hielten wir stille und suchten mit unseren Augen zwischen den großen, dunklen Felsblöcken unsere Hütte und fühlten uns geborgen, als wir sie entdeckten. Und dann folgte wieder eine sorglose Fahrt, die wir nur unterbrachen, um den in der Nachmittagssonne doppelt so schönen Presanellastod zu bewundern. Und verging die Zeit vorher zu langsam, so verging sie jetzt zu schnell, und viel zu bald folgte die letzte Schußfahrt, die uns weit in den welligen Boden hinaustrug, in dem die Mandronseen liegen. Dann wanderten wir hinüber zur vertrauten Hütte, die wir um 5 Uhr erreichten.

Als wir am nächsten Morgen hinaus schauten, da stand hohes Gewölk am Himmel, so daß es uns nicht räthlich erschien viel länger auf der Hütte zu bleiben. War es auch wei-

fer, die geplante Überquerung über den Lobbia-Alt-Paß hinüber zum Larespaß und hinab durch das Larestal aufzugeben, um so mehr als wir den Schlüssel zur Lareshütte des Tridentinischen Alpenklubs nicht erhalten hatten, so wollten wir doch einen Vorstoß in dieses Gebiet wagen, in der Hoffnung, vielleicht auf den Crozzon di Lares zu gelangen.

Um 6 Uhr 45 Min. verließen wir die Hütte und folgten unserem Weg vom vorhergehenden Tag. Noch strahlte die Presanella in blendender Reinheit, aber eine kleine nach Süden streichende Fahne zeigte, daß oben schon der Nordsturm eingeseßt hatte. Und als wir an dem letzten Bruch des Mandrongletschers anstiegen, da bekamen wir den Sturm schon zu spüren, der aus den Felsen des Nordgrates der nahen Lobbia Alta, den Schneestaub riß und als weißwehenden Wolkenstreifen weit hinaustrug. Oberhalb des Bruches wandten wir uns südöstlich dem Lobbiapaß zu. Da packte uns der Sturm von der Seite und zwang uns Schneehaube und doppelte Fäusflinge auf. Und er jagte die Schneeförner über die weite Fläche, hob sie hoch und peitschte sie in unser Gesicht. Tellergroße Felsen riß er aus dem Windharscht und wirbelte sie über die Schneedecke. Da standen wir unschlüssig, ob es einen Zweck habe weiterzugehen. Aber das hohe Gewölk war nach Süden gezogen und hatte dem Himmel ober uns seine Reinheit zurückgegeben; und so keimte in uns die Hoffnung auf, daß die steigende Sonne die Kraft haben würde, dem Sturm Einhalt zu tun. Und so kämpften wir uns doch noch durch zum L o b b i a - A l t a - P a ß, 3030 m, und über den ebenen Lobbiegletscher hinüber zum flachen F u m o p a ß, 3006 m. Und da uns die steile Westflanke des Crozzon di Lares zu sehr dem Sturm ausgesetzt schien, stiegen wir noch an zum L a r e s - p a ß, 3256 m, um über die Felsen des Südgrates den Gipfel zu gewinnen. Am Paß angelangt, trieben wir unsere Bretteln tief in den Schnee. Nach Süden öffnete sich ein neuer Blick: steil baut sich das kühne Corno di Cavento auf und links davon, ein Ziel für künftige Fahrten, die Firnkalotte des Caré Alto, 3465 m. Unser Grat mit seinen verschneiten Tonaltblöcken bot nichts Schweres, und wenn uns auch der Sturm manchmal mit Schneeladungen überwarf, so boten die Felsen doch die Möglichkeit, uns hin und wieder im Windschatten der Sonne zu freuen. Um 1 Uhr 15 Min. standen wir endlich auf dem C r o z z o n d i L a r e s, 3354 m.

Hier packte uns der eisige Sturm wieder mit voller Gewalt, so daß wir nur kurz einen Blick nach Norden in die Täler tief unten warfen, um dann zu unseren Bretteln zurückzukeilen. Eine halbe Stunde später und wir standen wieder am Paß an die sonnenbeschienenen Felsen angeschmiegt und hielten Mittagrast. Aber uns sang noch immer der Sturm, aber schon glaubten wir seine verminderte Kraft zu verspüren. Dann schnallten wir wieder an, fuhren über den Harscht hinunter zum F u m o p a ß und wieder zurück zum L o b b i a - A l t a - P a ß. Merklich flaute nun der Sturm ab, und als wir wieder bei der Moräne oberhalb des Gletscherbruches standen, da konnten wir uns sogar eine richtige Sonnenrast gönnen. Aber uns wölbte sich nun der Himmel in tiefstem Blau, wie es nur der Süden zaubern kann, und da löste die wohlige Wärme aus Heinrichs Brust das befreiende Frühlingslied Siegmunds: „Winterstürme wichen dem Wonnemond — — —.“ Und wieder folgte eine wundervolle Fahrt bis hinab auf den Seeboden. Hier aber ging es mühselig hinüber zur Hütte, denn die Sonne hatte des Guten zu viel geleistet, und zähe klebte der Schnee in großen Stollen an unsere Bretteln. Um ½6 Uhr öffneten wir die Hüttentür.

Die Nacht war warm, und am folgenden Morgen war der Himmel mit Südwindfegen umzogen; eine Schlechtwetterperiode war im Anzug. Da räumten wir fürsorglich die Hütte auf und saßen lange in Hemdärmeln draußen in der Sonne, die uns schon fast zu warm wurde und konnten nicht satt werden, in die grünschillernden Gletscherbrüche vor uns und in das Licht zu schauen. Um 11 Uhr nahmen wir Abschied von unserer prächtigen Hütte und folgten in drückender Hitze ungefähr dem Sommerweg. Steile,

aber einstweilen noch ungefährliche Hänge führten uns rasch hinab in den Wald, zum herrlich gelegenen Falschuß bei der Bologninalm, 1610 m. Dann ließen wir die einsame Gletschermelt des Adamello hinter uns und führen das großartige Genovatal hinaus, bis wir hinter dem versperrten Gasthaus Fontana Buona Abschied vom Schnee nehmen mußten. Als sich die Abenddämmerung über das breite Tal senkte, da rückten wir in Pinzolo ein, über das sich schon der Duft des Frühlings breitete.

Seitdem sind Jahre und Jahre verstrichen. Meine beiden Freunde sind zurückgekehrt ins All. Der eine, den mir die Jugend gab, der andere, dem ich in reiferen Jahren Freund sein durfte. — Ein kleines Ölbild hängt in meinem Zimmer, nach einer Photographie von unserer Adamellotour; ein Gruß Heinrichs zum Hochzeitsfest von jener Fahrt, die zum Beginn unserer tiefen Freundschaft wurde. — Und so zähle ich die Adamellofahrt zu den schönsten Erinnerungen, die mir meine Berge gaben.



Südtiroler Mittelgebirgswanderungen¹⁾

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

6. Von Mühlbach im Pustertale über Rodeneck—Viums—Naz—Elvas nach Brigen²⁾

Südtirol, wie wir es heute leider politisch fassen müssen, ist der zu Italien geschlagene Teil Deutsch- und Ladinisch-Tirols. Südtirol im landschaftlichen Sinne beginnt mit den Wahrzeichen südlichen Pflanzenwuchses: der Rebe und Edelkastanie. Im Winschgau grüßt sie der Wanderer erstmals bei Schlanders, die Stufe des großen Schuttkegels der Gabria-Mur³⁾ außer Laas führt dort ins Sümland hinab. In der Brennerlinie erfolgt der Wandel am Ausgang der Sackentklemme bei Franzensfeste. Endlich das Pustertal öffnet sich mit der Mühlbacher Klause zum Süden. Die Talstrecken flussaufwärts dieser Grenzen hängen im Landschaftstypus mit denen jenseits der Wasserscheiden zusammen — auch diesem Naturverhalten entspricht es, daß die Namen darüber hinweg vom Etsch- zum Inn- und Draugebiet greifen: Winschgau, Wipptal, Pustertal.

Mühlbach sei diesmal der Ausgangspunkt unserer Wanderung. Auf kurzer Strecke, ohne wesentlichen Höhenunterschied, ist hier der Süden eingezogen. Im Winkel, da herrschten im Talgrund noch die grünen Pusterer Wiesen und bis zur Sohle herab der dunkle Wald, gleich außer der Klause hingegen sehen schon die ersten Weinberge ein. Es ist nach der Ost—West-Richtung des Tales die Öffnung gegen Süden, die den Wandel bewirkt. In der Öffnung erscheint links vorne auf flachem Felsvorsprung das Schloß Rodeneck, rechts daneben in gleicher Höhe, nahe 900 m, der breite ebene Rand der Hochfläche von Naz. Nirgends ist besser als hier zu erkennen, was die „Mittelgebirge“ der Alpenländer sind und bedeuten: Reste älterer, höherer Talböden, die durch

¹⁾ Vgl. Zeitschrift des D. u. O. A.-V. 1933, S. 197: 1. Von Brigen über Velturns nach Klausen. 2. Von Klausen über Vilanders und den Ritten nach Bozen. 3. Von Überetsch (Kalter) nach Fennberg—Margreid; 1934, S. 230: 4. Von Lana über Völlan—Tisens—Griffian nach Überetsch. 5. Von Neumarkt über Grill—Buchholz nach Salurn.

Literatur: Kunstgeschichtliche Angaben: J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, I. und II. Band 1923. — Geschichtliche Angaben: J. J. Staffler, Tirol, III. Band, 1. und 2. Teil 1842, 1846. — O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Band 4, München (Oldenbourg) 1934. Weiteres Schrifttum: „Der Schlern“ (Monatschrift der Deutschen südlich des Brenner), Bd. 1—15 (1920—1935, Bozen, Verlagsanstalt Vogelweider).

Karten: G. Freytags Übersichtskarte der Dolomiten 1:100 000. Westliches Blatt (Beilage zur Zeitschr. d. D. u. O. A.-V. 1903. Neuere Auflagen bei Freytag und Berndt, Wien VII). — Alte Österreichische Spezialkarte 1:75 000, Blätter 5247 (Sterzing-Franzensfeste), 5347 (Klausen), 5447 (Bozen). Italienische Tavolette 1:25 000: Fortezza = Franzensfeste, Bressanone = Brigen, Chiusa = Klausen, Sudon = Gufidaun, Castelrotto = Kastelrut, Ortisei = St. Ulrich in Gröden, Bolzano = Bozen, Nova Levante = Welschnofen.

²⁾ Entfernungen: Mühlbach (Station der Pustertaler Bahn, 749 m) — Rodeneck, 886 m, 1 St.; Rodeneck—Rundlbrücke, 640 m, — Viums, 897 m, 1 1/4 St.; Viums—Naz, 891 m, 20 Min.; Naz—Elvas, 814 m, 1/2 St.; Elvas—Brigen, 559 m, 3/4 St.; zusammen rund 4 Stunden. In der weiteren Umgebung von Brigen haben einheimische Bergfreunde das Erbe der alten Alpenvereinssektion bewahrt und deren ausgedehntes Wegmarkierungsnetz (rot-weiß-rot mit schwarzen Zahlen im weißen Felde) bis heute erhalten. Nur mußte in letzter Zeit, vortwegen der staatlichen Ordnung und Sicherheit, das weiße Feld gelb gestrichen werden. Von Mühlbach bis Elvas führt Markierung Nr. 1.

³⁾ S. F. L. Hoffmann, Der Gabriaach bei Laas im Winschgau. Zeitschr. d. D. u. O. A.-V. 1885.

späteres Tiefereinschneiden der Flüsse außer Funktion gesetzt, zu Terrassen, Flächen hoch über den heutigen Talsohlen geworden sind¹⁾. Die flache Höhe von Rodened setzt sich fort in die Hochfläche von Naz und diese wieder in die Terrassen am St. Andräer Berg, der Zusammenhang aber ist unterbrochen durch die tiefe, lange Schlucht der Rienz von Mühlbach bis Brigen. So scharf wie mit dem Messer ist sie in das einheitliche Flächensystem geschnitten, das hier, wo sich von altersher R i e n z u n d E i s a k trafen, großzügig ausgebildet worden und dank der Weiträumigkeit der Talvereinerung besonders breit erhalten geblieben ist.

Nach Westen racht die Hochfläche von Naz zum Eisak bei Neustift ab. Der Gegenfuß des freundlichen Talgrundes hier zu der düsteren, unwegsamen Schlucht der Rienz hat entwicklungsgehistorische Gründe: der Eisak floß seit seinem Tiefereinschneiden immer schon hier. Die Rienz hingegen ist erst viel später in ihre heutige Linie gekommen; früher floß sie aus der Gegend von Mühlbach geraden Weges weiter nach Südsüdwesten und vereinigte sich schon gleich unter Schabs mit dem Eisak; da wurde in der letzten Zwischeneiszeit der ganze Talgrund bis an 900 m heutiger Meereshöhe hinauf mit Schottern angefüllt ... bei ihrer Wiederausräumung fand die Rienz ihr altes Bett nicht wieder und geriet auf Abwege — ein Musterstück alpiner Talgeschichte, durch das unsere Wanderung führt.

Der Weg von Mühlbach nach Rodened steigt durch sanft bewegtes Gelände. Kleine Felder, Weinberge, lauschige Mulden, freie Budel, manch schönes Plätzchen im Schatten von Edelkastanien, ab und zu, oft ganz im Grünen versteckt, ein Bauernhof. Halbwegs der spitze Kirchturm von St. Pauls, 863 m. Zuletzt geht's eben nach Vill, dem kleinen Hauptort der großen Gemeinde Rodened, und zum Schloß hinaus.

Schloß R o d e n e d ist eine der größten und best erhaltenen Burganlagen weitum, ein Bild der Wehrhaftigkeit. Auf drei Seiten fällt der Burgfels steil zur Rienzschlucht ab, nur ein schmaler Grat verbindet mit dem Hinterland. Ein frühes Stück Tiroler Geschichte, nach Görz hinüberspielend, knüpft sich an die Herren von Rodant, früher als das übrige Tirol ist, 1354, die Herrschaft Rodened an Österreich gekommen. Im Jahre 1460 zog als Pfleger ein Sohn des Minnesängers Oswald von Wolkenstein²⁾ im Schlosse ein, 1491 überließ Kaiser Maximilian die Herrschaft den Wolkensteinern zu eigen, deren eine Linie sich dann „Rodeneegg“ nannte und noch heute auf dem Schlosse sitzt.

Weit, wie in die Vergangenheit, schaut das Schloß ins Land. Die Denkwürdigkeiten der Talgeschichte liegen vor uns: über der Schlucht drüben, zum Greifen nahe, der Flächenrand von Naz, rechts davon, mit Schutt verlegt, die alten Rienzausgänge bei Schabs. Durch den einen führen Bahn und Straße, durch den anderen, im Stifler Wald, ein alter Pflasterweg, der den Römern zugesprochen wurde. Von Norden her treten die kampferühmten (1797) Höhen von Spinges vor. Rückwärts steigt der „Rodeneder Berg“ zur Lüsner Alm an, auf deren breitem Rücken eine der längsten Schiwanderungen, rund 20 km nahe an 2000 m, bis an den Fuß des Peitlerkofels führt.

Unserer Wanderung spielt nun die Talgeschichte einen schlimmen Streich: wir müssen hinab zur Rienz und drüben wieder hinauf. Waldeshatten hilft die 250 m verschmerzgen. Unten, die Rundbrücke, 640 m, ist die letzte über den Fluß bis Brigen, kein Steig durchmißt die Schlucht.

Wir erreichen die Höhe wieder bei V i u m s. Fast kantig schließt ebenes Gelände an den steilen Hang. Kilometerweit dehnt sich die Fläche, ein Unikum in ihrer Höhenlage,

¹⁾ Etwas anderes sind die Mittelgebirge morphologischen Sinnes, bekannteste Beispiele dafür geben uns die Deutschen Mittelgebirge.

²⁾ Vgl. J. Weingartner: Oswald von Wolkenstein. Zeitschr. d. D. u. O. A.-V. 1934, S. 238. — A. Graf Wolkenstein: Oswald von Wolkenstein. „Schlern-Schriften“ (Innsbruck, Universitätsverlag Wagner) 17, 1930.



phot. N. Largaioffi, Brigen

Briguns gegen Norden

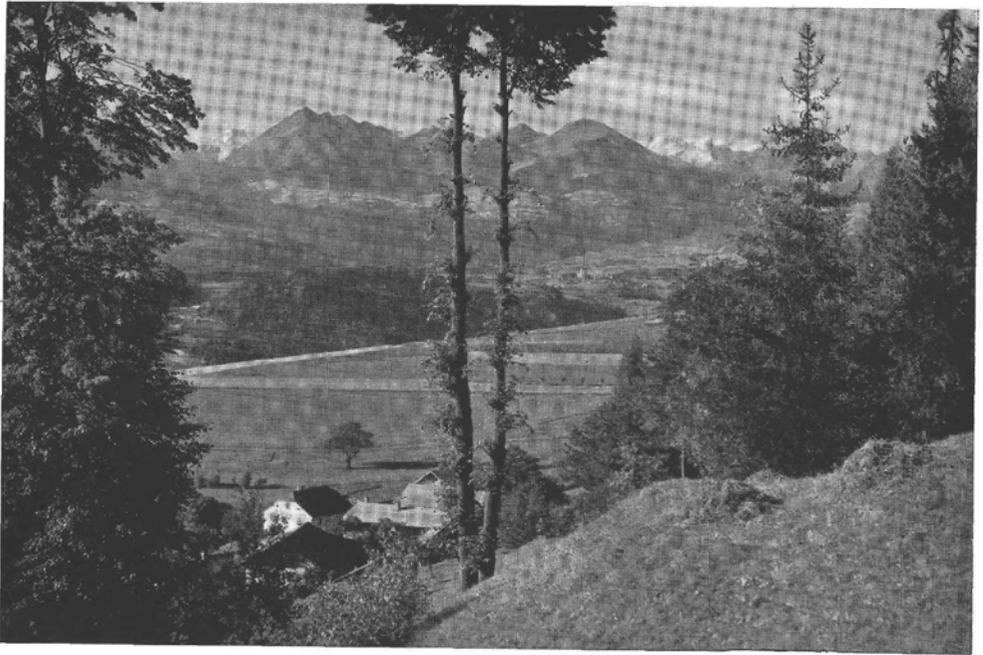
Die Berge gehören der Pfunderer-Gruppe an (südwestliche Zillertaler Alpen). Von links nach rechts: Wilde Kreuzspitze, Gaisjoch (Doppelgipfel), die hochgelegene Ortschaft auf der Terrassenfläche darunter ist Meransen, Sitsch (rechts der Kirche)



phot. N. Largaioffi, Brigen

Elvas bei Brigen gegen die Plose

Am Berghang die Höfe von St. Leonhard. In der Höhe der unteren Höfe liegt rechts außerhalb des Bildes St. Andrä. Zwischen Berghang und Elvas verbirgt sich die Riesenschlucht



phot. R. Largaioffi, Brigen

Im Mittelgebirge von St. Andrä bei Brigen

Die breite Terrassenfläche beim „Dörfli“ (vorne unten) verfließt über die Rienzschlucht (am Rande der Felder) hinweg mit der Hochfläche von Naz (Ortschaft rechts der Bildmitte, noch weiter rechts obere Häuser von Rodened). Berge von links nach rechts: Grabspitze (über dem Valler Tal), Gaisjoch, Bretterspizze, Fallmejer, Gitsch, Hochferner, Hochfeiler



phot. R. Largaioffi, Brigen

St. Andrä bei Brigen, gegen Norden

Berge von links nach rechts: Fallmejer, Gitsch, Hochferner, Hochfeiler, Weißzint, Rote Rüfen, Eidechspizze (links des Kirchturms; rechts davon die übrigen Terentner Berge; zwischen Weißzint und Eidechs schaut als kleine Schneespizze der Mösjele vor). Unter dem Gitsch ist in mittlerer Bildhöhe Naz und seine Hochfläche sichtbar



phot. H. Largaioffi, Brixen

Schloß Pallans bei Brixen
Berge wie Tafel 58, oberes Bild



phot. H. Largaioffi, Brixen

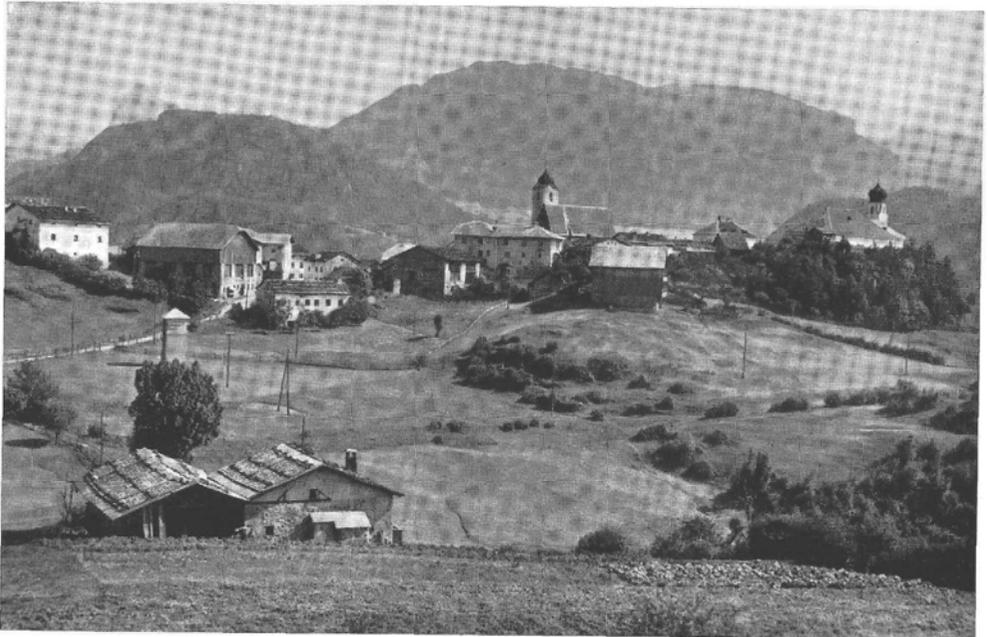
Sufidaun bei Klausen
gegen die Geislerpißen und das äußere Villnößertal. Über dem Kirchturm die Kaschözer Alpe



phot. N. Sargajoff, Brigen

Albions bei Klausen

Links über der Ortschaft das Gehänge von Tillanders (das große Gebäude ist das alte Schloß Grabötsch), darüber schaut eben noch die Kassianspitze vor, rechts von dieser die Lorenzenspitze, dann der Angerberg, darunter das Gehänge von Lajons



phot. N. Sargajoff, Brigen

Lajen bei Klausen

gegen den Pustatsch, links davon Langkofel, Cella, rechts Schlern

nur ganz leicht gegliedert. Großenteils mit Feldern bebaut, die flachen, gletscherge-schliffenen Kuppen tragen noch Wald. In den Mulden da und dort ein versumpfter Weiher. Schon urgeschichtliche Siedler haben hier gerodet; ihre Wohnstätten lagen als Wallburgen auf den Büheln oder auf Pfählen in den damals noch größeren „Laden“, von ihnen rühren, außer den dinglichen Resten, wohl auch die rätselhaften Namen her, Biums, Raas, Naz, Elvas (sprich Elfas), Schabs, die bisher der Deutung getrost¹⁾.

Biums ist ein Glanzstück der Gegend. Leicht erhöht ragt sein altes Kirchlein über einem kleinen Weiher in den Rahmen der Berge, die das Weichbild von Brigen nordwärts schließen. Es sind die Ausläufer der Zillertaler Alpen, daneben rechts ihr ver-gletschelter Hauptkamm, Hochfeiler, Weißzint.

Genußvoll schlendern wir über die freie Höhe südwärts nach Naz, dem Dörfchen, nach dem die Hochfläche benannt wird²⁾. Hier sieht man mehrfach, was in Tirol sonst selten ist, Zisternen; Quellen, Wasserleitungen und Brunnen fehlen mit einem höher ansteigenden Hinterlande. Auch die sonst so charakteristischen Einzelhöfe erscheinen erst wieder am Außenhang.

Südlich Naz tieft sich zwischen bewaldeten Rücken eine breite, feuchte Mulde ein. Sie führt leicht abwärts nach Elvas. Auf dem linken Rücken sind eigentümliche Schlacken gefunden worden; der Versuch, sie vulkanisch zu deuten, bestätigte sich zwar nicht, eine befriedigende künstliche Erklärung aber konnte auch noch nicht gegeben werden.

Elvas liegt am Oberrande des besten Nebengeländes der Gegend; in schmalen, untermauerten Terrassen steigen die Weinberge bis Neustift und Brigen ab. Und der alte Böckwirt von Elvas war es, der als erster hochwertige Reben vom Rhein (Ru-länder, Sylvaner) hierher verpflanzte — sie gedeihen vorzüglich. Seitdem kommen selbst, was viel sagen will, die Feinschmeder aus Bozen nach Elvas und Neustift, wenn sie sich was Besonderes leisten wollen.

Ein bequemes Sträßchen steigt durch die Weinberge nach Brigen ab, fortzu mit herrlichen Blicken ins Eisaktal. Zuletzt, schon nahe über den Türmen der Stadt, beim Anstich Krakofel, treten wir von der West- an die Südseite über. Hier ist das Bild am schön-sten. Unter uns kommt die Rienz aus ihrer langen Schlucht heraus, vorne vereinigt sie sich mit dem Eisak. Nach den großen Überschwemmungen von 1882 ist zwischen die bei-den Flüsse eine hübsche Parkanlage vorgebaut worden, an langem Sporn fließen sie nun ganz spitz zusammen. Bauten, die sich in dem halben Jahrhundert seither segens-reich bewährt haben. Das Denkmal, das daran erinnerte, ist faschistischen Bilderstür-mern zum Opfer gefallen, nur die paar Lampen, die es im Halbkreis beleuchteten, stehen noch³⁾.

Der künstliche Sporn an der Vereinigung von Eisak und Rienz stellt im Schema von heute das südlichste Ende der Zillertaler Alpen vor — zwei ihrer Gletschergipfel, Hoch-feiler, 3516 m, Weißzint, 3396 m, bliden aus der Lücke neben Elvas hernieder. Die Ufer des vereinigten Flusses gehören den beiden anderen großen Bergeinheiten im Her-zen Tirols an, den Östaler Alpen weiteren Sinnes und den Südtiroler Dolomiten⁴⁾.

¹⁾ Manche der Namen kehren anderswo wieder, z. B. Diz del Ras im Engadin, Naz an der Albulabahn, Elvas (sprich Elvas) in Portugal. Vgl. im übrigen J. Mader: Die Ortsnamen der Pfarrgemeinde Naz bei Brigen. „Schlern-Schriften“ 22, 1933.

²⁾ „Nazner Plateau“ (das n nach dem z war früher auch z. B. bei Rienz üblich; erst in neuerer Zeit hat sich statt Rienzner Rienzner eingebürgert; unzutreffend hingegen ist die Bezeichnung „Schabner Plateau“, die sich auf Karten findet, Schabs liegt gut 100 m unterhalb).

³⁾ Es verdient in Erinnerung gebracht zu werden, wieviel der D. u. S. U. V. zur Vinderung der Hochwasserschäden des Jahres 1882 in Südtirol getan hat: er brachte die Summe von 132900 Gulden zur Verteilung.

⁴⁾ Umtlich italienische Namen: für die Zillertaler Alpen „Alpi Aurine“, nach Valle Aurina, dem Albn-(Taufere)Tal; für die Östaler Alpen engeren Sinnes (Winschgau-Nordseite) „Alpi Venoste“ (Valle Venosta), für die Stubai-Alpen „Alpi Breonie“ (nach den vorrömischen Breonen); die Dolomiten sind in den „Alpi Veneziane“ inbegriffen.

7. Von Brigen über St. Andrä—Melaun—Klerant nach Albeins¹⁾

Wo sich das Eisaktal nach der Sackfenklemme zu weiten beginnt, erscheint im Süden, noch im Frühsommer beschneit, der hohe Bergrücken der Plose. Und es folgt, an der Brennerbahn, eines der schönsten Stücke der Fahrt, der Abstieg ins Becken von Brigen, so recht die Entwicklung zum Süden. Von Nordosten winken noch die Gletscher der Zentralalpen, an der Tallehne drüben steigen schon die Weinberge zum Kirchlein von Elvas hinan. Vorne in der Talsohle erscheinen die Kirchen der alten Bischofsstadt.

Hoch darüber am Abhang der Plose zieht zwischen Wald unten, Wald oben ein breiter Streifen Felder entlang, reich besiedelt mit Ortschaften, Kirchen, Einzelhöfen: das Mittelgebirge von St. Andrä. In seiner Eigenart ein echt südtirolisches Bild. Gleich schön, wenn im Frühjahr die Saaten grünen, Kirchsäume hoch hinauf erblühen, oder wenn in der Herbstsonne das Laub rot und gelb leuchtet; am schönsten aber, wenn im Sommer bis zu den höchsten Höfen das Getreide reift und der Wind seine Wogen über die saften Flächen treibt. Wenn's, beim Blick zum Fenster hinaus, auf den unteren der Felder so weit war, dann nahte in dem alten Studienstädtchen der Schluß und die Ferienzeit mit ihrer frohen Wanderschaft, wurden bald manche der Bergträume Wirklichkeit; unter dem Jahr reichte es meist nur fürs „Mittelgebirge“. Aber auch dieses begeisterte die Jugend von damals, Entfernung in Zeit und Raum macht auch seine Schönheit zum Ziel der Träume.

Wo die Rienz aus ihrer langen Schlucht getreten, bei den Anstzen Plabach und Trunt vorbei, führt der alte Weg den Berg hinan. Bald ist der steile Waldhang unter uns, dann geht es sanfter mit schönen Ausblicken an Feldern entlang. Zuerst, am Unfallstrand, ein einzelner strohbedachter Hof, Monstrol, 826 m, dann, wo die Felder am breitesten sind, das „Dörfel“, 920 m, endlich auf einem oberen Terrassenstreifen das Dorf mit der weithin schauenden Kirche, St. Andrä, 958 m. Der Blick ist ins Grobhartige gewachsen. Vor dem weiten Halbbrund der nördlichen Berge schließen die Flächen des Mittelgebirges zusammen, als wären sie noch eins wie vor Hunderttausenden von Jahren. Aus der heutigen Sohle schimmert, von Brigen bis Klausen, der Eisak herauf. Jenseits, am Abhang der Sarntaler Alpen, zieht in gleicher Höhe der Terrassenstreif Tils—Tötschling—Veltorns entlang²⁾. Höher dehnen sich hüben und drüben weite Wälder, bis über 2000 m hinauf, erst die obersten Ruppen der Berge schauen aus dem dunklen Mantel vor, frisch-grün im frühen Sommer, fein-rot, von der Moosbeerheide, im Herbst.

Von dem hohen, stumpfen Rücken der Plose herab grüßt die Hütte unserer alten Sektion Brigen, vom flachen Gipfel des Rittnerhorns hebt sich das Haus des Osterreichischen Touristenklubs ab . . . Geschichte in Schuhhütten. Nordwestlich Brigen treten vom Berghang tiefere Terrassenstücke vor, bei 720 m, einzelne Bauernhöfe stehen darauf, das sind Schotterterrassen, Reste jener großen Zuschüttung, von der schon die Rede war (S. 208); sie hatte sich entsprechend auch in die Nebentäler hinein fortgesetzt, wir treffen sie in Villnöß, Gröden, Tiers an unserem Wege wieder.

Von St. Andrä nordwärts verläuft das Mittelgebirge hoch an der Seite der Rienz-

¹⁾ Entfernungen: Brigen, 559 m, — St. Andrä, 958 m, 1½ Std.; St. Andrä—Melaun, 894 m, 20 Min.; Melaun—Klerant, 851 m, 20 Min.; Klerant—Platzung, 859 m (Bauernhof), ¾ Std.; Platzung—Albeins (Dori), 600 m, ½ Std. Von hier zur Bahnhallestelle, 548 m, 10 Min. Albeins—Sarns—Brigen 1½ Std. Zusammen rund 4½—5 Std. Wegmarkierung (vgl. S. 207): Brigen—St. Andrä Nr. 5, St. Andrä—Albeins Nr. 12. Betreffs der Namen vgl. J. Mader: Die Ortsnamen am St. Andräer Berg bei Brigen. „Schlern-Schriften“ 30, 1935. Von Brigen über Melaun nach St. Andrä (7 km) und weiter nach St. Georg in Ufers (1505 m; weitere 7 km) führt auch eine Autostraße.

²⁾ Vgl. Wanderung 1, Zeitschr. d. D. u. S. U.-V. 1933, S. 197.

schlucht bis fast gegenüber Naz, nach Süden folgen wir ihm zum Rande des Aferer Tals. Gleich südlich des Dorfes fährt die Straße einen Graben aus; hier hat noch in später Nachseizeit von der Plofe ein Gletscher tief herabgereicht. Jenseits liegt inmitten breiter Felder reizend das Dörfchen M e l a u n. Ein urgeschichtlich denkwürdiger Platz. Hier fanden sich in Urnengräbern die Reste jener illyrischen Bevölkerungsschicht, auf die schon längst früher Sprachforscher geschlossen hatten¹⁾. Der Blick über Berg und Tal ist fast noch schöner als von St. Andrá. Durch die Felder geht es weiter zum nächsten Dörfchen, K l e r a n t. Wenige Häuser zwischen Obstbäumen verstreut; das Kirchlein in ihrer Mitte ist reich an Kunstschätzen, wie das von Melaun, Fresken und Gemälden der „Brigner Schule“ aus dem 15. Jahrhundert, mit einem schönen Flügelaltar. Zu Schätzen anderer Art lädt ein Wirtshaus: Elvaser Wein, Speck in Landesfarben.

Außer Klerant steigt der Weg etwas an zum Plandhen-Höfl, dann geht es wieder schön auf der Höhe fort durch Wald nach Plazlung. Hier springt die Terrasse einerseits breit gegen das Eisaktal vor, andererseits biegt sie verschmälert ins A f e r e r T a l ein, das hier als erstes aus den Dolomiten kommt. Sein tiefer Einschnitt setzt unserer Wanderung ein natürliches Ende. Vom vordersten Rand der Plazlunger Terrasse bringt uns ein Waldweg rasch nach Albeins hinab.

Lieber als gleich wieder ansteigen — das Wandern könnte sonst zu betriebsmäßig werden — wollen wir für heute auf dem Sträßchen über Sarns nach Brigen zurückkehren, an Schloß Pallaus vorbei, einem der schönsten Punkte der Gegend. Abendstimmung verklärt die Eindrücke des Tages.

8. Von Albeins über Theis—Gufidaun nach Klausen²⁾

Unter Brigen tritt die Bahnlinie von der Rampe in den Talboden über. Kurze Blicke nach rechts, zum alten Wirtshaus an der Mahr — Peter Mahr, der „sein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen wollte“ (1809); auch dieses Denkmal ist, verstimmt, zu einem solchen der Zeit seit 1919 geworden — und auf das Nebengelände von Eschötsch³⁾, dann wechselt die Sicht, bei der Eisabrtücke, wieder nach links: im Ausschnitt des Aferer Tals tauchen zum erstenmal die Vorboten einer neuen Welt, fast gespenstisch, die Dolomiten auf. Saß Rigais, Furchetta. Der Zug hält in A l b e i n s. Ein breiter Schuttkegel hat hier den Eisak ganz nach rechts gedrängt; in dem Baumgarten, der sich hinanzieht, wächst feinstes Tafelobst. Das Dorf mit seinen zwei Kirchen liegt an der Spitze des Kegels, wo der Aferer Bach aus einem engen Graben tritt.

Nun steigt der Weg am schattigen Hang durch Wald zum Hofe Kasserol, 834 m, an, dann sanfter über freies Terrassengelände nach T h e i s, hoch an der Kante gegen das Villnößertal. Das Bild von hier, der Blick auf Klausen und seine Umgebung, ist echt Südtirol. Herrlich liegt die Landschaft vor uns mit Kirchen und Höfen hoch hinauf, die Höhen des Rittnerhorns, der Vilanderer Alm und des Angerbergs über Brigen ziehen sanft den Horizont, nur die Kassian Spitze ragt etwas stärker vor; unter ihren Schroffen steht die hochalpine Wallfahrtskirche Lashonser Kreuz, 2298 m, weiter unten auf einer Wiese im obersten Wald die alte Klausner Hütte, 1919 m. Von den Höhen kehrt der Blick zurück ins Mittelgebirge, gerade gegenüber liegt Velturns³⁾, und zu dem Städtchen im Grunde, unter dem Felsen des Klosters Säben.

¹⁾ Als Erster 1886 der Innsbruder Germanist Friedrich Stolz; vgl. G. v. Merhart: Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol, Wiener Prähist. Zeitschr. 14, 1927, S. 65—118. Funde im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck.

²⁾ Entfernungen: Albeins, 600 m (S. 210) — Theis, 963 m, 1½ Std.; Theis—Villnößertalstraße bei Außermühl, 765 m (bis hierher Markierung Nr. 9), ½ Std.; Außermühl—Gufidaun, 730 m, ¾ Std.; Gufidaun—Klausen, 523 m, 1 Std. Zusammen 3½—4 Std.

³⁾ Vgl. Wanderung 1, Zeitschr. d. D. u. O. A. B., 1933, S. 197—200.

An der sonnigen Lehne von Theis steigen Weinberge bis nahe unter das Dorf herauf, es ist einer der höchsten Punkte¹⁾, die sie in deutschen Landen erreichen. Berühmt geworden aber ist Theis durch die Mandeln, die nahebei in Augitgestein stecken, die „Theiser Kugeln“, die von hier in die Mineraliensammlungen der Welt gewandert sind; bis kopfgroße Achatblasen mit Amethystauskleidung. Das Augitgestein bildet Gänge in ältesten Porphyrlaven, den Vorboten vulkanischer Ereignisse größten Stils, der Eruptionen, die die Bozner Porphyrlavette geliefert haben. Jenseits Willnöß tritt diese schon, über den waldigen Schieferhängen, mit dem Steilrand der Raschdöher Alpe vor. Links davon rücken die Dolomitzaden der Geisler in Sicht.

Wir steigen von Theis ins äußerste Willnöß ab, zum Straßenwirthshaus zur Sonne, übersehen bei Außermühl den Bach (rund 750 m) und wandern jenseits im Schatten bequem nach G u f i d a u n hinaus.

Gufidaan und Südtirol, eines spricht fürs andere! Die Künstler wußten, warum sie das Dörfchen am Berge als ein Stück von Klausen nahmen, voran Meister Lösch von Nürnberg. Die alten Häuser, die Kirche, die Burg, Gärten, Bäume, alles steht so fein zusammen im Rahmen der Felder und Berge, mit den Geislerspizen im Hintergrunde, daß das Bild kaum mehr zu überbieten ist. Und im gleichen Geiste bleibt der Weg ins Tal hinab, bis wir am Schloß Unger vorbei in Klausen landen... in den Zauber des Künstlerstädtchens tauchen²⁾.

9. Von Klausen über Albions—Lajen—Lajener Kied nach Waidbruck³⁾

Albrecht Dürer steht, ein Kind seiner Zeit, nicht im Rufe, weit gegangen zu sein. Den ersten Anstieg unseres Weges nach Lajen aber hat er in Klausen genommen, um des „Großen Glüdes“ theilhaftig zu werden... das Bild von Klausen, Säben ist seitdem in die Weltliteratur eingegangen⁴⁾. Wir steigen vom „Dürer-Bild“ höher über die Lehren der Grödnertal Bahn hinan, links oben verbirgt sich im Schatten von Edelkastanien die Innenfront des Anstiges Lajen, und kommen nach einer Weile wieder in richtiges „Mittelgebirge“. Weites freies Terrassengelände mit Wiesen und Feldern, am Rande das Kirchdorf A l b i o n s, gerade gegenüber Bilanders. Die Taltiefe entschwindet dem Blick, um so weiter dehnt er sich in der Höhe. Über sanftes, grünes Hochland, durch Lärchenwiesen und Felder geht es weiter, an die Kante gegen das Grödnertal. Hier liegt, herrlich frei, auf breiter, kuppiger Höhe L a j e n. Die Türme der zwei Kirchen winken von weitem, dahinter der Schlern. Eine neue Landschaft beginnt. Schauten bisher die Dolomiten nur ab und zu durch Talsüden ins Bild, nun treten sie in den Vordergrund, werden Wahrzeichen der Gegend. Links vom Schlern reckt sich der Langkofel empor, die Mauer der Sella schließt an. Und im Blicke nach Süden verfließt die Höhe mit jener von Rastkogel und am Ritten, das tiefere Tal, zur Schlucht des Runterwegs verengt, geht fast unter. Weit im Norden, neben der Eidecks bei Bintl, schauen Weißjint, Mösele und der Nevefer Ferner über die Vorberge der Zillertaler Alpen. Im Dorfe selbst umstehen Kirche und Häuser malerisch einen großen Platz.

An der Stelle dieses hochgelegenen Bergdorfes stand, wohl auf noch älterer Grundlage, schon zu Römerzeiten eine wichtige Siedlung. Nach ihr hat die Söllstation unten

¹⁾ Oberster Weinberg in Theis 950 m. Spaltertrauben reifen in St. Leonhard (Gemeinde St. Andrä) auch noch bei 1095 m.

²⁾ Vgl. Wanderung I, Zeitschr. d. D. u. S. A.-V. 1933, S. 200.

³⁾ E n t f e r n u n g e n : Klausen, 523 m, — Albions, 887 m, 1¹/₂ Std.; Albions—Lajen, 1100 m, (gesprochen wird meist Lajen), 3¹/₂ Std.; Lajen—Lajener Kied (Haltestelle der Grödnertal Bahn), 781 m, Kirche 758 m, 1¹/₂ Std.; Kied—Waidbruck, 474 m, 1¹/₂ Std. Zusammen 3 Std.

⁴⁾ Vgl. Zeitschr. d. D. u. S. A.-V., 1933, Tafel 61, S. 201.

bei Kollmann, nahe der Mündung des Grödner Baches in den Eisack, den Namen Sublavione erhalten, wie ihn das Itinerarium Antonini (aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) verzeichnet; erst später ist daraus „Sublabione“ gemacht und irrtümlich eine Beziehung zu Säben angenommen worden¹⁾.

Über Lajen, hoch an der Berglehne von St. Peter entlang, ging vor dem Bau der Straße nach Waidbruck der Grödner Frachtenverkehr nach Klausen; da schafften die Grödner Kaufherren ihre großen Kisten mit den schönen Holzschmuckereien auf den Weltmarkt und bereicherten sich, die Schnitzer selbst bekamen für das Figürchen kaum ein paar Kreuzer.

Am dem Fahrwege von Lajen nach Waidbruck hinab liegt in halber Höhe, an der Grödner Bahn, das *Lajener Lied* mit dem Vogelweiderhof. Ob Walthers Heimat nun wirklich hier stand oder im Frankenlande oder am Nibelungenstrome, der kleine Bauernhof unter Reben und Edelkastanien hat jedenfalls unvergängliche Beziehungen zu dem großen Minnesänger hergestellt und ist damit zu einem Wahrzeichen der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft geworden. Durch reizvolles Südtiroler Gelände geht's tiefer nach Waidbruck hinab.

10. Von Waidbruck über Kastelrut — Geis — Völs — Steinegg nach Bozen²⁾

Unscheinbar, als enge Schlucht, mündet bei Waidbruck das Grödner Tal. Es ist wie bei Ufers, Willnöb und dann wieder bei Tiers und dem Eggental: die Mündungsflüde stehen von wegen ihrer Jugend außer Verhältnis zu den inneren, älteren, gleichsam ausgereiften Tälern. Ja hier, wie auch bei Ufers³⁾, gehört das äußere Tal entwicklungsgeichtlich überhaupt nicht mit dem inneren zusammen, dieses führte aus der Gegend von St. Ulrich gegen Kastelrut hinaus. Und die Grenze zwischen altem und jungem Tal ist so scharf geblieben, daß sie zur Siedlungs- und Sprachgrenze wurde — im alten, eigentlichen Gröden hat sich das Rätomanische erhalten.

Die Grenze beider Talabschnitte ist geologisch vorgezeichnet. Sie folgt dem Rande der Porphyrrplatte, der von Raschöb (s. S. 212) nach Pontifes hinab zieht — wie durch ein Tor tritt hier das heutige Tal in den Schiefer über — und sich dann im Saume der Kastelruter Höhen forsetzt. Das Verbindungsfild zwischen dem alten Gröden und Kastelrut ist noch erhalten in der Mulde von St. Michael.

Der jahrelange Streit um den Ausgangspunkt der Grödner Bahn ist im Kriege kurzerhand entschieden worden. Waidbruck aber ist Straßenknoten geblieben. Für uns scheidet auch die Straße aus, wir greifen zurück auf den alten Pflasterweg; er vermittelt die Schönheit und Eigenart der Landschaft am besten, nicht nur, daß sich die Erinnerung von Jahrhunderten, frei nach Bösch der Schweiz von Anen daran knüpft. Über seinen ersten steilen Rehren schaut die *Trofiburg* weit ins Tal. Richtiger

¹⁾ Vgl. R. Heuberger: Die Römerstraße vom Bozner Becken ins Eisacktal. „Schlern“ 10, 1929, S. 43, und: Nätien im Altertum und Frühmittelalter. „Schlern-Schriften“ 20, 1932, S. 104. S. a. Wanderung 2, Zeitschr. d. D. u. S. U.-V., 1933, S. 202.

²⁾ Entfernungen: Waidbruck, 474 m, -- Wirtshaus zum Mondschein, 986 m, 1 1/2 Std.; Wirtshaus zum Mondschein—Tisens, 925 m, 3/4 Std.; Tisens—Kastelrut, 1060 m, 1/2 Std.; Kastelrut—Geis, 998 m, 3/4 Std.; Geis—St. Konstantin, 914 m, 1 Std.; St. Konstantin—Völs, 880 m, 3/4 Std.; Völs—Pröfels, 857 m, 1 Std.; Pröfels—Völser Aicha, 876 m (erste Kirche, St. Peter), 1/2 Std.; Völser Aicha—Breiten, 655 m, an der Tierjer Straße, 3/4 Std.; Breiten—Steinegg, 820 m, 1 1/2 Std.; Steinegg—Karneid, Dorf, 512 m, 1 Std.; Karneid—Kardbaum, 283 m, Bahnhofstelle, 1/2 Std.; Kardbaum—Bozen, 266 m, 1/2 Std. Zusammen 11 Stunden. Es empfiehlt sich, die Wanderung auf 2 Tage zu verteilen und in St. Konstantin oder Völs zu nächtigen. Von Waidbruck nach Kastelrut—Geis—Völs auch Fahrstraße und Autobus.

³⁾ Vgl. Zeitschr. d. D. u. S. U.-V., 1933, S. 198.

Trostberg — so nannten sich die ersten der Edlen, die hier saßen. Erst 1370 kam die Burg durch Heirat an die Herren von Wolfenstein, deren eine Linie sich dann „Trostburg“ nannte. Oswald, der Minnesänger, sollte hier um 1377 geboren sein, neuerdings ist wahrscheinlicher geworden, daß dies im Pustertaler Schlosse Schöned (bei Kiens) geschehen¹⁾.

Über Trostburg steigt der Weg zwischen Weinbergen, durch südlichen Busch und Wald mit herrlichen Ausblicken hoch hinan zum alten Mondschein-Wirtshaus. Jenseits der engen Tiefs des Eisak setzt in ähnlicher Höhe mit dem weitblickenden Hügel von St. Verena, 883 m, der Ritten ein, über die Höhen hinweg reicht die Sicht bis zur Mendel.

Schon unter der Trostburg sind wir aus dem Schiefer über dunkle Augitgesteine, den „Trostburg-Melaphyr“, in die Porphyrrplatte übergetreten.

Das Mondschein-Wirtshaus liegt am Rande einer breiten Terrasse, die von dem idyllischen Dörfchen Tagusens, hoch über dem äußeren Grödnertal, herauszieht und nun verschmälert dem Haupttale entlangbiegt, um sich dann wieder bergwärts nach Eisens zu wenden²⁾. Im Halbrund umgürtet die Terrasse, an den Ranten gletschergerundet, die waldigen höheren Porphyrr-Rundlinge; sie folgt einem Schichtpaket vulkanischer Aschen, die hier flach zwischen Lavabeden geschaltet sind und dank relativer Weichheit, Feuchtigkeit fruchtbaren Boden liefern. In ein paar aufgelassenen Steinbrüchen wurde dunkler, glasiger Pechsteinporphyr gewonnen und zu Werksteinen, Grabsteinen u. dgl. weithin verarbeitet.

Unser Weg verläuft auf der Terrasse. Am Buge gegen Eisens — der Akzent unterscheidet von Eisens bei Lana³⁾ — tritt der Schlern in Erscheinung, um nun fortan ein Wahrzeichen der Landschaft zu bleiben. Über einen letzten Hang ragt schon der mächtige Kirchturm von Kastelrut auf.

Das Mittelgebirge von K a s t e l r u t zählt zu den schönsten und bekanntesten Südtirols. Breit dehnt es sich im Anblick des Schlern. Der kühn geschwungene Vorgipfel mit der 800 m hohen Wand ist die Santner Spitze, wohl eines der schönsten Denkmäler, die je einem Bergsteiger gewidmet worden sind; Johann Santner, der Vater der Bozner Bergsteiger, verdiente es aber auch. Noch unmittelbarer, gewaltiger ragt sie über Seis auf. Waldhänge steigen zur Seiser Alm und zum Pustatsch hinan, durch den Sattel von St. Michael schauen die Weisler Spitzen; links davon verfließt der Porphyr von Kaschöb, wie es einmal wirklich war, mit dem von Kastelrut. So nahe und mächtig die Berge auf dieser Seite sind, so sanft in der Ferne ziehen sie sich auf der anderen, Angerberg—Wilanderer Alm—Rittnerhorn; das tiefe Tal dazwischen entschwindet dem Blicke. Weit im Südwesten schimmert die Presanella, dann folgt die lange bleiche Kette der Brenta. Großartig ist der Gegensatz der Formen, herrlich das Spiel der Farben, grüne Wiesen, dunkle Wälder, wechselndes Licht an den Felsen.

Im Frühling und Herbst, wenn die Äcker brach liegen, kommt dazu wunderbar leuchtendes Rot. Das ist der „Grödnert Sandstein“, der hier auf dem Porphyr liegt. Über ihm folgen Schichten von Meereschlamm, dann am Schlern Kalk, der zu Dolomit geworden, am Pustatsch dunkle augitische Laven und Aschenniederschläge, die im gleichen Meere der Eriaszeit zum Abfluß gekommen sind; sie liefern die fruchtbaren Böden der Seiser Alm⁴⁾.

Kein Wunder, daß dieses herrliche Land auf der Höhe schon in vorgeschichtlichen Zeiten besiedelt war. Wallburgen, Hochäcker und andere Reste auf den Büheln nörd-

¹⁾ Vgl. „Schlern-Schriften“ 17, 1930, S. 2.

²⁾ Vgl. Bilder Zeitschr. d. D. u. S. A.-B., 1933, Taf. 62, 63.

³⁾ Vgl. Wanderung 4, Zeitschr. d. D. u. S. A.-B., 1934, S. 231.

⁴⁾ Vgl. Zeitschr. d. D. u. S. A.-B., 1933, S. 203/4.

lich und südwestlich des Dorfes zeugen davon. Auch das castellum ruptum war wohl eine rätische Feste, die bei der römischen Landnahme um 15. n. Chr. gebrochen wurde. Vom 6. Jahrhundert an ließen sich dann die germanischen Siedler hier nieder. So weit zurück liegen römische Herrschaft und Sprache und so viel kürzer währten sie gegenüber den mehr als tausend Jahren des Deutschtums seither. In den ersten Urkunden, die über Kastelrut vorliegen (gegen Ende des 10. Jahrhunderts), scheinen die Bischöfe von Lugzburg, Brigen und Freising als Grundherren auf¹⁾. Aus der späteren Geschichte der Gegend ragt die Gestalt des Minnefängers Oswald von Wolkenstein hervor — die Ruinen von Hauenstein, der Burg, auf der er hauste, stehen einsam oben im dunklen Forst unter den Wänden der Santner Spitze²⁾.

Breiter als sonst und in wechselnder Höhe ist hier das Mittelgebirge entfaltet, es hält sich an die Oberfläche der Porphyryplatte und schwankt mit dieser etwas auf und ab. Doch die Höhenunterschiede sind gering, mühelos die Wanderung.

Der schönste Weg von Kastelrut nach Seis ist der durch die Felder der alten Kirche St. Valentin, einem der besten Übersichtspunkte, Hauenstein und der Santner Spitze gegenüber. Hier begeisterte sich einer der Apostel von Südtirols Naturschönheit, Heinrich Noë — sein 100. Geburtstag hat eben in diesem Jahre Anlaß zur Erinnerung an ihn geboten³⁾.

Von Seis nach Böls verbindet ein Sträßchen durch die reizvolle Landschaft am Schlernfuß, Lärchenwiesen, Ackerland, an Bozner Sommerhäusern vorbei. Halbwegs liegt das malerische Kirchlein St. K o n s t a n t i n, ein Glanzpunkt der Gegend. Wer kann, verweile, lasse die Stimmungen des Tages an sich vorüberziehen, sie sind so wunderbar im Wechsel von Nah und Fern, Wald und Feld, Höhe und Sanftmut. Von St. Konstantin nach Böls führt auch ein stiller, lauschiger Waldweg, über den Völser Weiher, 1050 m, und den alten Anfsitz Zimmerlehen, 992 m, dessen berühmtes Passionsemail nach Dürer ein Glanzstück des Innsbrucker Museums ist.

Bei B ö l s nähern wir uns dem Bozner Land. Jenseits der Ortschaft ragt ein runder Hügel auf, von dem ein altes romanisches Kirchlein weithin schaut. Über die Schlucht des Runterwegs verbindet sich die weite sonnige Flur mit der von Unterinn am Ritten.

Der Schlern kehrt Böls seine Längsseite zu. Ein wilder Graben kommt von ihm herab, im Winkel, wo wir ihn queren, liegt das Dörflein Ams. Jenseits geht es auf den letzten Teil der freien Flur hinaus, nach P r ö f e l s mit seinem stattlichen Schloß. Dann schneidet das Mittelgebirge in der Längsrichtung am Tierfer Tal ab.

Ein guter Weg führt nach Blumau hinab — doch die Tiefe des Eisfaktals vermag hier wenig zu bieten, viel schöner ist es, in der Höhe zu bleiben. Hier schließt an die Fläche von Pröfels das Gestirn von V ö l s e r A i c h a an, das mit seiner Kirche im Blicke von Bozen gerade unter dem Schlern liegt. Hoch am Hange zieht es über der Tierfer Mündungsschlucht einwärts, der ausichtsreiche Weg führt bis nach Tiers hinein. Wir steigen von der Kirche im Völser Aicha zur Straße nach Breien ab, um, nach einer guten Rast, am jenseitigen Hange wieder talaus, nach Steinegg, anzusteigen. Im Rückblick taucht der Rosengarten auf. Am Wege kommen wir an kleinen schlanken Erdpyramiden vorbei, die aus eiszeitlichem Moränenschutt gewaschen worden sind⁴⁾.

S t e i n e g g ist das Dorf in der Senke, über der von Bozen aus der Rosengarten erscheint. Ein herrlicher Punkt, juss im Buge des Eisfaktals. Frei liegt Bozen da und der Fruchtgarten des Eisfaktals, unter den Wänden der Mendel, darüber rechts die Laugenpitze und das Hasenohr am Ortlerlande. Nordwärts treten die Vorpränge

¹⁾ Vgl. C. U f e r e r: Die Besiedlung des Kastelruter Berges. „Schlern-Eriften“ 25, 1934

²⁾ Vgl. J. W e i n g a r t n e r: Oswald v. Wolkenstein. Zeitschr. d. D. u. S. U.-B., 1934, S. 238

³⁾ Vgl. den Aufsatz von K a r l P a u l t n in Mitteilungen d. D. u. S. U.-B. 1935, Nr. 8.

⁴⁾ Vgl. Zeitschr. d. D. u. S. U.-B., 1933, S. 203.

des Mittelgebirges kulissenartig an die Schlucht des Eisaktals heran, darüber hinweg reicht der Blick bis zur Eidechspiße am Eingang ins Pustertal. Das Glanzstück aber ist der Rosengarten im Abschluß von Tiers.

In Steinegg kehrt unser Weg an die Flanke des Eisaktals zurück. Hoch am steilen Hang, durch südlichen Busch, wandern wir, mit herrlichen Blicken auf Bozen, nach *Karneid* hinaus. Hier verflacht das Gehänge wieder. Auf der schrägen Terrasse liegt das Dorf, von Bozen gesehen unter der Rosengartenspiße, weiter vorne, am Rande zur Eggentaler Klamm, die Burg, die unentwegt München mit Bozen verbindet¹⁾. Über Schloß und Dorf wölbt sich der runde, waldige Gummerer Berg, das Gegenstück zum Kohlerer Berg jenseits des Eggentals — unverkennbar hat Dürer beide wiedergegeben, mit den Siedlungen und Kulturen an ihren Hängen, in dem bis vor kurzem unbestimmt gebliebenen Orforders Aquarell aus dem Jahre 1495²⁾.

Von Karneid steigen wir nun nach langem wieder zu Tal, hinab ins Paradies des deutschen Südens, ins Bozner Land. Wir können unsere Wanderung nicht schöner beschließen.

Wunderbar leuchtet im Abendrot der Rosengarten, das feine Maßwerk Meister Lukens von Schützenried ragt in duftigen Schatten ... auf dem Walther-Platz steht nicht mehr das Denkmal Walthers von der Vogelweide. Es hat der Gewalt weichen müssen. Wo es steht, ob es steht ... wenn nur fest in unserem Innern steht, was am Steine längst verblaffen mußte, — noch mehr als dem großen Minnesänger gilt's heute fürs Land, für den deutschen Süden, Südtirol: „Wer des vergäß', der tät mir leide.“

¹⁾ Im Besitze der Münchner Familie v. Miller. ²⁾ Vgl. „Schlern“, 16, 1935, S. 66, 220.



Bozen, Denkmal Walthers von der Vogelweide
(Zeichnung von F. Hwanger)



phot. A. Bräunl, Bozen

Kastelrut gegen Nordosten

Über der Kirche die Raschöfer Alpe, rechts davon der Sattel von St. Michael (alter Ausgang des Grödner Tals), darüber die Geisterspitzen



phot. A. Bräunl, Bozen

Kastelrut gegen Nordwesten

Von links nach rechts: Vilanderer Alm, Kassianspitze (mit dem Steilabfall nach rechts), Lorenzenspitze, Angerberg



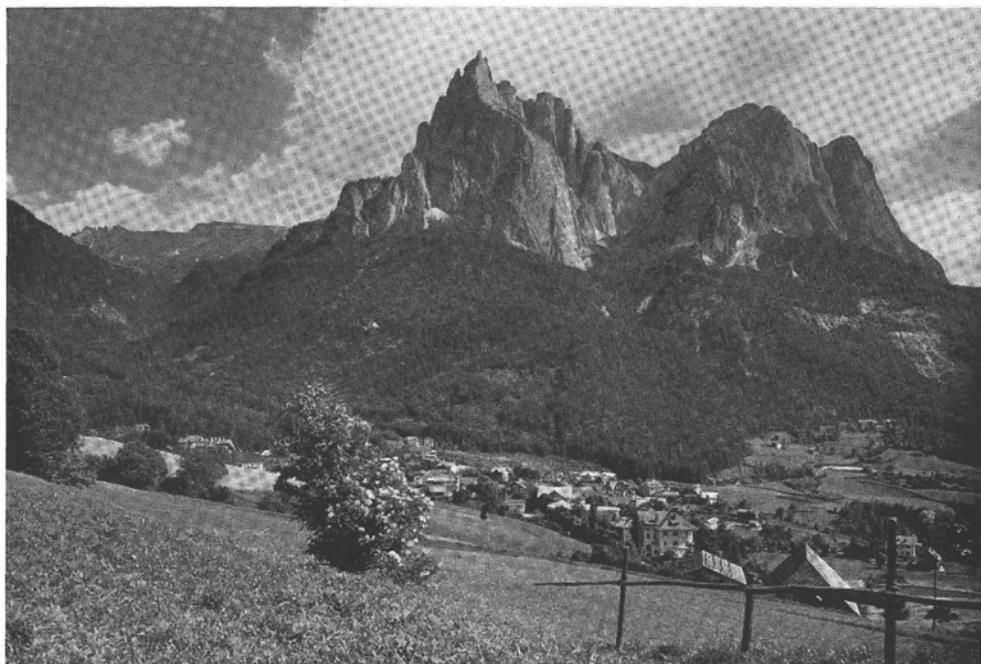
Phot. A. Bränzl, Bozen

Kastelrut gegen den Schlern
Links im Nebel die Santner Spitze, rechts der Jungschlern



Phot. A. Bränzl, Bozen

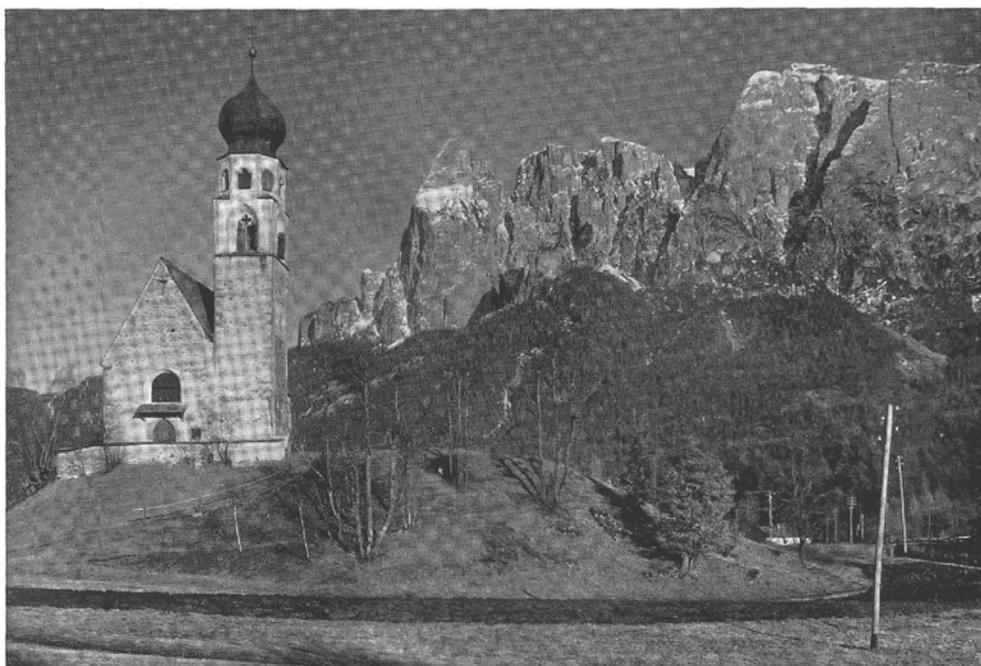
St. Valentin ober Ceis
Gegen die Ceiser Alm und das Tal von Bad Rast, darüber die Roßgähne



phot. V. Fränzl, Bozen

Seis mit dem Echlern

In der Mitte die Santner Spitze, rechts der Jungschlern, links das Tal gegen Bad Raxos, hinten die Roßgähne



phot. V. Fränzl, Bozen

St. Konstantin am Echlern

Der erste Felsgipfel links, mit der beschneiten Schulter, ist die Santner Spitze, knapp rechts dahinter schaut die Euringer Spitze vor



phot. E. Fränzl, Bozen

Ansfis Zimmerlehen ober Völs
gegen den Echlern; der erste Felszacken links die Santner Spitze



phot. E. Fränzl, Bozen

Völs am Echlern
Gegen den Riffen mit Unterinn (die Tiefe des Eisacktals dazwischen entschwindet dem Blick) und die Mendel
darüber Ulmer Berge), links der Koflerer Berg

Die ältesten Kirchenbauten Tirols

Von Dr. Heinrich Hammer, Innsbruck

Zu Beginn des 4. nachchristlichen Jahrhunderts hatte Konstantin der Große der christlichen Lehre die staatliche Anerkennung gewährt. Noch im selben Jahrhundert verbreitete sie sich in das Alpengebiet. In diesem und im folgenden Jahrhundert entstanden Bistümer in Chur und Trient; kaum wesentlich jünger wird das Bistum Säben sein, obwohl es erst um 572 sicher beglaubigt ist; im 5. Jahrhundert begegnen uns auch weiter östlich, in den römischen Städten des heutigen Kärnten, in Uguntum, Teurnia und Virunum Bischofsitze.

Daraus ergibt sich von selbst, daß in diesen Gebieten schon in den letzten Zeiten der Römerherrschaft zum mindesten einfache christliche Kultstätten bestanden haben müssen. Die örtliche Überlieferung erkennt denn auch auf dem Boden des späteren Tirol einer Reihe von Kirchen einen so frühen Ursprung zu. Zu gesicherten Ergebnissen ist es in dieser Frage aber erst in letzter Zeit, hauptsächlich durch Ausgrabungen, gekommen. Die Zahl der so ermittelten ältesten kirchlichen Bauten im späteren Tirol ist freilich erheblich geringer als nach jener Überlieferung. Doch spiegelt sich auch in ihnen ein Teil des fesselnden Prozesses wieder, wie aus mannigfaltigen Versuchen sich schließlich ein vorherrschender Bautypus durchsetzte, und es lassen sich wenigstens in Umrissen die größeren Zusammenhänge erkennen, in welche diese frühesten Beispiele christlichen Bauens einzufügen sind¹⁾.

1.

Die Verbreitung des christlichen Kultes knüpfte naturgemäß an die römischen Städte an, zumal das umliegende Land diesen vielfach nach römischem Brauche als Herrschaftsgebiet zugewiesen war. Die städtischen Siedlungen waren jedoch innerhalb der Alpen noch ungleich verteilt. Jene südlichsten Alpentäler, die die Römer schon vor der Zeit des Augustus unterworfen hatten, waren zu Italien geschlagen worden: darunter befand sich auch die untere Streda des alpinen Etschtals mit Trient als städtischem Mittelpunkt. Als dann die Stiefföhne des Augustus in den Feldzügen des Jahres 15 v. Chr. das ganze Gebiet bis zur Donau erobert hatten, entstanden hier die Provinzen Rätien und Norikum, zwei große Grenzbezirke, die in nord-südlicher Erstreckung Alpen- und Vorlandsgebiete zusammenfaßten. Das spätere Tirol fiel im wesentlichen in die Provinz Rätien, die sich von den Quellen des Rheins bis zur Mühlbacherklause erstreckte; nur das Pustertal mit der Stadt Uguntum gehörte schon der östlichen Nachbarprovinz Norikum an. Das rätische Gebirgsland erscheint dabei sichtlich als kulturell weniger erschlossen: außer Chur besaß es damals keine Stadt. In Norikum hingegen, wo die illirische Urbevölkerung eine Oberschichtung durch die höher entwickelten Kelten erfahren hatte, bestanden bereits in vorrömischer Zeit städtische Siedlungen, die schon früh, vollends aber unter römischer Herrschaft durch den regen Handelsverkehr mit dem adriatischen Vorland und seiner großen Stadt Aquileja einen lebhaften Aufschwung nahmen: aus ihnen gingen die römischen Städte Uguntum, Teurnia, Virunum, Suenna hervor.

¹⁾ Für freundliche Förderung dieser Untersuchung bin ich besonders meinen Kollegen, den Univ.-Prof. Dr. K. Heuberger und Dr. F. Miltner (Innsbruck), zu Dank verpflichtet.

Es ist daher kein Zufall, wenn uns die ersten christlichen Kultstätten innerhalb der späteren tirolischen Grenzen in der norischen Stadt *Aguntum* entgegentreten. *Aguntum* lag etwas östlich vom heutigen *Lienz*, beim Dorfe *Dölsach*. Der Name ist illyrisch, die Siedlung wurde also wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit von den *Illyrern* begründet. Die Lage am Ausgang des *Iseltales* ins *Drautal* und unweit des in die friaulische Ebene führenden *Plöckenpasses* begünstigte ihren Handel. In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten umgab sich *Aguntum*, wie die Ausgrabungen in den Jahren 1931 und 1933 gezeigt haben, mit starken Mauern und Toren¹⁾, und bald eignete es sich die Fortschritte römischer Stadtkultur an. Schon im 4. Jahrhundert drang das Christentum ein, im 5. Jahrhundert wurde die Stadt *Bisum* unter dem Patriarchat *Aquileja*. Hier begegnen uns nun, im Zusammenhange mit der Begräbnisstätte der Christen, die ersten kirchlichen Bauten unseres Landes. Im Westen der Stadt, außerhalb der Stadtmauer, wurden 1933 die Fundamente einer frühchristlichen *Grabkapelle* bloßgelegt (Abb. 1)²⁾. Der 9,60 m lange und 6,60 m breite *Bassteinbau* besteht aus einem rechteckigen Mittelraum, welcher an beiden Schmalenden halbrund („apsidensförmig“) schließt, und zwei an die Mitte seiner Langseiten angebauten kleinen *Grabkammern*. Vor der südlichen „*Apsis*“ verläuft quer über den Mittelraum eine niedere Mauer, die anscheinend ein erhöhtes *Podium* abschloß: vielleicht erhob sich hier ein *Altar*. In der Mitte steht noch ein *Plattengrab*, d. h. ein aus *Quadern* gemauerter *Sarg*, den eine mächtige, wie ein *Kofferdeckel* halbrund geformte *Granitplatte* verschließt; es enthielt zwei *Stele*. Ebenso fanden sich in den seitlichen *Grabräumen* *Stele*, im einen sieben, im andern eines. Die *Funde* aus den *Bodenschichten*, denen der *Bau* angehört, erlauben, ihn etwa in das 4. Jahrhundert n. Chr. zu setzen. Seiner *Anlage* nach steht er ganz vereinzelt da: es ist kein zweiter von diesem *Grundriß* bekannt. Doch liegt wohl nur eine *Kombination* längst bekannter *Elemente* frühesten christlicher *Grabbauten* vor: die *Verdoppelung* einer einfachen rechteckigen *Grabzelle* mit halbrundem („apsidalem“) *Abschluß*³⁾.

In *Aguntum* wurde nun schon im Jahre 1858 auch eine größere frühchristliche *Friedhofkirche* aufgedeckt, deren genauen *Grundriß* aber erst die seit 1912 von *Rudolf Egger* (*Wien*) geleiteten *Ausgrabungen* klarstellten⁴⁾. Daß es sich bei ihr nicht um die eigentliche christliche *Hauptkirche* *Aguntums*, sondern eine *Begräbniskirche* handelte, beweisen die an ihre *Außenmauern* angelehnten *Grabstätten* und in ihrer *Umgebung* gefundenen *Gräber*; auch sie lag, da in römischen *Städten* *Grabfelder* innerhalb der *Mauern* unterlag, westlich außerhalb der *Stadt*. Ihr *Grundriß* (Abb. 2) zeigt einen einfachen, länglich rechteckigen *Saal*, ohne *Teilung* in *Schiffe*; lediglich durch *Schranken* trennte er sich in einen westlichen *Laien-* und östlichen *Priester-*raum; ersterer war mit festem *Estrich*, letzterer, wie *Reste* bezeugen, mit *Marmorplatten* belegt. An einzelnen *Stellen* der *Wände* fanden sich *Ansätze* von *Wandpfeilern*, welche wohl den *offenen* *Dachstuhl* oder die *ebene* *Holzdecke* stützten. Die an der *Ostseite* halbrund vortretende *Apsis*, die wir an der ausgebildeten *altchristlichen* *Basilika* zu finden gewohnt sind, fehlte unserem *Bau*: seine *Ostwand* schloß gerade. Wohl aber war im östlichen *Teil* des *Inneren*, etwa 1 m von der *Ostwand* getrennt, ein *freistehender* *niederer* *Mauerhalbring* aufgerichtet, an dessen *Innen-*seite sich eine *schmale* *Bank* für die dem *Gottesdienst* *beimwohnenden* *Priester* anlehnte. Vor dieser „*Priesterbank*“

¹⁾ *Val. E. Swoboda*, *Aguntum*. *Jahreshefte des österreichischen archäolog. Institutes*, 29. Bd. (*Wien* 1934) S. 18 ff.

²⁾ *Swoboda* a. a. O., S. 82 ff.

³⁾ Eine bekanntere *Kombination* dieser Art sind die in *italischen* wie *afrikanischen* *Friedhöfen* nachgewiesenen *Cellae trichorae*, bei denen sich an einen *quadratischen* *Kern* an drei *Seiten* *Apsiden* anschließen.

⁴⁾ *R. Egger*, *Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum*. *Sonderhefte des österreichischen archäolog. Institutes in Wien*, 9. Bd. (1916), S. 58 ff.

haben wir uns auf erhöhtem, gepflastertem und gegen den Laienraum mit Schranken eingefriedetem Platz den schlichten, auf vier Säulchen ruhenden Altartisch zu denken. Unter den Trümmern des Innern fand man in der Tat das Bruststück einer rechteckigen Steinplatte mit Vertiefungen an ihrer Unterseite und sieben Säulenfragmente von zweierlei Dide, so daß man außer dem mittleren Altar noch einen seitlichen oder einen Kredenzstück anzunehmen hat; eingegrabene Kreuze an einzelnen kennzeichnen sie als in christliche Zeit gehörig. Andere, etwas kräftigere Säulenstümpfe lagen längs der Innenseite der nördlichen Langwand: offenbar Teilungssäulen der Fenster in der Oberwand. Die Kirche hatte ihren Haupteingang im Westen, einen Nebeneingang im Norden; an der Nordseite war auch eine kleine Sakristei angebaut.

Wie man sieht, war der Grundriß dieser Friedhofkirche, die man nach Analogie anderer ähnlicher Bauten in Norikum in das 5. Jahrhundert n. Chr. zu stellen hat, vom reifen Typus der altchristlichen Basilika, wie er uns etwa in den großen Basiliken Roms schon im 4. Jahrhundert vorliegt, weit entfernt. Dort war das Langhaus in drei oder fünf Schiffe geteilt und es schloß sich dann, T-förmig quer vor sie gelegt und meist nach beiden Seiten leicht ausschlagend, das Querhaus an, aus welchem die halbrunde Apsis vortrat; der Altar stand frei am Eingang des Querhauses, in das Apsis-Halbrund aber schmiegte sich eine Bank für den Bischof und seine Presbyter. In Ugunt begnügte man sich demgegenüber mit einem allseitig gerade geschlossenen, länglichen Saal und errichtete lediglich im Ostteil des Innenraumes einen erhöhten, eingefriedeten Altarplatz, den nach Osten zu, gleichsam in Vertretung der basilikalen Apsis, die niedere gemauerte Priesterbank abschloß. Freilich handelte es sich, wie schon erwähnt, bei diesem Bau sicher nicht um die Hauptkirche Ugunts, sondern um die Kirche einer Begräbnisstätte. Es wäre wichtig zu wissen, ob die eigentliche Gemeindefirche dieselbe, vergleichsweise primitive Anlage aufwies; von ihr ist aber bisher keine Spur gefunden.

Ugunt steht nun mit diesem einfachen Kirchentypus innerhalb Norikums nicht allein da. Von den zwei frühchristlichen Kirchen, die man 1904 im weiteren Ausgrabungsbereich des römischen *V i r u n u m* (am Zollfelde), auf dem Graberkogel, aufdeckte, hat die eine — und es ist diesmal vermutlich die Gemeindefirche — eine ganz gleiche Anlage (Abb. 4 rechts). Derselbe Grundriß kehrt aber auch auf dem Hemmaberg bei Globasnitz im Jauntal, der Stätte des römischen *J u e n n a*, wieder (Abb. 3): immer haben wir es mit dem schlichten langrechteckigen, gerade geschlossenen Saalbau zu tun, in dessen Innerem die halbrunde, freistehende Priesterbank eingebaut ist. In Juenna haben wir noch sicherer die Hauptkirche vor uns, da hier dicht daneben auch eine eigene Taufkirche und ein Firmungssaal (Consignatorium) stehen¹⁾: man sieht also, daß in Norikum auch Hauptkirchen als derartige einfache Saalbauten gestaltet wurden.

Schließlich steckt dieser Typus aber als Kern auch in der schon etwas reicher ausgebildeten Friedhofkirche von *T e u r n i a*, der westlich des heutigen Spittal gelegenen Römerstadt im Drautal, deren Reste seit 1910 durch Rudolf Egger ausgegraben wurden²⁾. Den Grundstock der Anlage bildete wieder der gerade geschlossene, flachgedeckte Saal mit eingebautem Presbyterium wie in Ugunt (Abb. 7); doch gehörten schon ursprünglich auch zwei halbrund geschlossene Kapellen beiderseits des Ostabschlusses hinzu: sie dürften im Anfang wohl die Rolle jener sakristeiartigen Nebenräume gespielt haben, die sich besonders im christlichen Orient eingebürgert hatten, der sogenannten Pastophorien (Diaconikon und Prothesis), hatten sich aber später zu selbständigen Nebentempeln mit eigenen Altären ausgebildet. Vor ihnen erweitert sich das Innere beiderseits zu Querarmen, so daß das Langhaus T-förmig gestaltet erscheint. Als jüngere Subbauten hingegen müssen die westliche, durch vier Säulen geteilte Vor-

¹⁾ Vgl. R. Egger, a. a. O., S. 105 ff. bzw. S. 70 ff.

²⁾ Ebenda, S. 1 ff., sowie vom selben Verfasser „Teurnia, die römischen und frühchristlichen Altertümer Oberkärntens“, Wien-Leipzig 1926.

halle und die beiden seitlichen niederen Gänge gelten, die nur durch Türen mit den Querarmen in Verbindung standen; in ihnen sind Gräber gefunden worden. In Teurnia sind nun von einzelnen Teilen, besonders dem Presbyterium und der rechten Seitenkapelle, so reichliche Überreste ausgegraben worden, daß sich hier eine bis ins Einzelne klare Vorstellung von ihrem Aussehen gewinnen ließ. So bildete das eingebaute Presbyterium (Abb. 6) eine rechteckige, mit Steinfliesen bedeckte Bodenerhöhung, an den vorderen Ecken mit steinernen Schranken eingefast, die mit christlichen Symbolen und rahmenden Ornamenten in vertiefter Arbeit geschmückt waren. In der Mitte des Altarplatzes stand auf eigener Sockelplatte wieder die von zierlichen Säulchen getragene Altarmensa, etwas weiter zurück beiderseits je ein Kredenzstückchen; nach hinten folgte die halbrunde Priesterbank. Auch vom Außen ließ sich hier eine anschauliche Rekonstruktion entwerfen (Abb. 5): den eigentlichen Betsaal haben wir uns als höher ragend, mit säulengegliederten Fenstern und flachem Giebeldach zu denken; an ihn lehnten sich beiderseits die Seitenkapellen mit ihren frei heraustretenden Apfiden an; Vorhalle und Seitenkorridore bildeten hingegen niedere Zubauten. So ähnlich, doch einfacher, dürfen wir uns auch die Friedhofskirche von Aquint vorstellen.

Die apfidenlose Saalkirche mit eingebautem Presbyterium erscheint so in Norikum im 5. Jahrhundert als vorherrschende Kirchenform. Ihre Vorbilder aber liegen offenkundig in dem hochkultivierten nördlichen und östlichen Küstengebiet der Adria, das im 3. Jahrhundert unter Diokletian Sitz der kaiserlichen Residenz gewesen war, aber auch in den Anfängen des Christentums noch in hoher Blüte stand. Neuere Forschungen haben dargetan, daß selbst die mehrschiffigen Basiliken der großen Städte hier in ihren früheren Anlagen dem geschilderten Typus angehörten. So hatte die zweitälteste Form der Bischofskirche in Parenzo (5. Jahrhundert) noch geraden Abschluß und eingebaute Priesterbank, obwohl sie — ihren bedeutenden Dimensionen entsprechend — schon durch Säulenreihen in drei Schiffe geteilt war (Abb. 8). Ebenso lassen sich in Salona mehrere Beispiele dieser Kirchenform nachweisen. Wahrscheinlich war aber schließlich auch der älteste, im Anfang des 4. Jahrhunderts von Bischof Theodorus errichtete, gleichfalls dreischiffige Bau der Kathedrale in Aquileja, dem für Norikum maßgebendsten Kunstzentrum, ein solcher apfidenloser Saaltypus, der sich charakteristisch von der Grundrißbildung etwa der in Rom schon seit konstantinischer Zeit entwickelten basilikalischen Form abhebt¹⁾.

Die Herausbildung eines vorherrschenden Kirchentypus für die neue, erst seit Beginn des 4. Jahrhunderts staatlich anerkannte Religion hat sich eben nicht so rasch und nicht in so einheitlicher Linie vollzogen, als man wohl früher — nicht zuletzt unter dem Eindrucke der zahlreichen und glänzenden Basiliken Roms — annahm. Seit die Forschung aber die frühen christlichen Kultgebäude im ganzen Bereich des römischen Reiches und insbesondere in den östlichen Ursprungsländern des Christentums erforscht hat, sah man, daß sich in den einzelnen Gebieten sehr mannigfaltige, von Rom vielfach abweichende Typen christlicher Gotteshäuser, darunter nicht zuletzt ganz elementare Bauformen bildeten, die sich mit einfachsten Mitteln dem neuen Kult anpaßten. Nur allmählich und unter vielfach wechselnden Einflüssen von nah und fern klärte sich dieses anfängliche Taften zu einer Vorherrschaft weniger Typen ab, unter denen schließlich im Abendlande die Basilika römischer Ausbildung den Vorrang erlangte. Eine dieser einfachen Grundformen war auch jener apfidenlose Saalbau mit freistehender Priesterbank. Die halbkreisförmige Anordnung der Priesterstühle war uralt und geht bis in die Abendmahlsfeiern der ersten Christen zurück; vielleicht ist gerade um ihretwillen die halbrund auspringende Apfide, in die sich die Priesterbank besonders gut einfügte, als ent-

¹⁾ R. Egger, *Frühchristliche Kirchenbauten in Norikum*, a. a. O., S. 110 ff. — W. Gerber, *Altchristliche Bauten Istriens und Dalmatiens*, Dresden 1912, S. 17, 37 ff.

scheidendes Motiv in den basilikalischen Kultbau aufgenommen worden. Aber auch in jenen entlegeneren Gegenden, die sich mit einem apsislosen Saalbau begnügten, erschien die Priesterbank als so notwendiges Zubehör des Altars, daß man sie hinter diesem frei in den Raum stellte. Dieser letztere Typus hatte sich vom adriatischen Küstengebiet in das norische Gebirgsland verpflanzt und lebte hier noch in einer Zeit fort, als in den reichen Großstädten des Litorales die ersten Kirchen schon durch prächtigere Neubauten reifen basilikalischen Systems ersetzt worden waren. So erklärt es sich, daß in den norischen Städten des 5. und 6. Jahrhunderts die fertige basilikale Form überhaupt nicht nachweisbar ist, vielmehr selbst Hauptkirchen jenem einfachen Muster folgen. Es ist so nicht zu verwundern, wenn er sich auch in Aguntum als dem westlichsten Punkt dieses adriatisch-norischen Denkmalreises vorfindet.

2.

Ein viel weniger einheitliches Bild ergeben die ersten Beispiele christlicher Kultbauten im rätischen Tirol, in dem sich allem Anschein nach auch das Christentum selbst langsamer gefestigt hat.

Die ersten Spuren christlichen Kultbaues führen hier nach *S ä b e n*, dem Sitze des gebirgsrätischen Bistums. Die Tradition läßt das Bistum Säben schon im 4. Jahrhundert entstehen; urkundlich erwähnt ist es aber erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts: die Beschlüsse eines 572—577 zu Grado bei Aquileja abgehaltenen Konzils sind neben anderen Bischöfen auch von einem Materninus, Bischof von Säben, unterfertigt. Doch genießt — nach der Reihenfolge der Unterschriften in diesem und anderen Fällen zu schließen — das Säbner Bistum ein Ansehen, das auch auf ein gewisses Alter schließen läßt, so daß man seinen Ursprung wohl noch in römische Zeit, vor 476, anzusehen geneigt ist¹⁾. Schon der Umstand aber, daß es seinen Sitz nicht in einer größeren Talbildung aufschlägt, sondern auf dem steilen, schwer zugänglichen Säbner Berg eine natürlich geschützte Stätte sucht, deutet auf unsichere Verhältnisse des rätischen Christentums und es ist fraglich, ob Säben damals schon einen fest geordneten Bistumsprengel hatte.

Ausgrabungen, die 1929/30 unter Aufsicht von Adrian Egger (Brixen) in halber Höhe der Westflanke des Berges gemacht wurden, haben nun in der Tat die Grundmauern einer frühchristlichen Kirche auf einer ausgeebneten Stelle etwas unterhalb der heutigen Frauenkirche ans Licht gebracht (Abb. 9)²⁾. Die zu oberst aufgedeckten Umfassungsmauern erwiesen sich aber nicht als die einzigen. Vielmehr stieß man beim Versuche, die Nordmauer bis auf den Felsgrund bloßzulegen, in einiger Tiefe auf eine zweite, frühere und unter dieser noch auf eine dritte, älteste Mauer, wobei alle drei dicht nördlich nebeneinander folgten und die höheren jeweils Bruchstücke der tieferen enthielten. Daraus war zu entnehmen, daß das Heiligtum zweimal zerstört und — auf wesentlich gleichem Grundriß — wieder aufgebaut worden ist; der mit Trümmern erfüllte Innenraum wurde offenbar nicht ausgeräumt, sondern auf den Trümmern ein neuer Estrich angelegt und innerhalb der früheren Umgrenzungswand eine neue emporgeführt. Die älteste Mauer hatte feinen Verputz nach römischer Art, während bei den jüngeren Mauern nur die Fugen mit Mörtel ausgestrichen waren; in der jüngsten Schicht fanden sich Stücke von Säulen, Kapitälern, Umrahmungen eingemauert, die nach Stil und Qualität als römisch gelten müssen. Es deutet so alles darauf, daß die früheste Anlage noch in römische Zeit, in das 4. oder 5. Jahrhundert zurückgeht, dann aber, etwa in den Stürmen der Völkerwanderung, vernichtet wurde. Mitten in unru-

¹⁾ Vgl. *R. Heuberger*, Rätien im Altertum und Frühmittelalter. Schlernschriften, herausg. von R. v. Klebelsberg, 20. Band (Innsbruck 1932), I, S. 168 ff.

²⁾ *A. Egger*, Sabiona, Die erste Heimat der Diözese Brixen, „Schlern“, 11. Jahrg. (Bozen 1930), S. 225 ff.

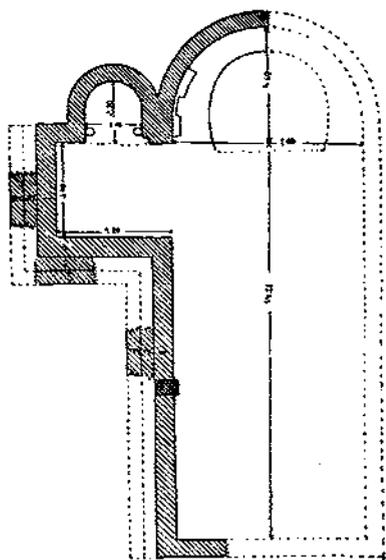


Fig. 1. Frühchristliche Kirche auf dem Säbner Berge. (Nach U. Egger)

higer Zeit wenig sorgfältig erneuert, fiel sie einer zweiten Zerstörung anheim; bei der neuerlichen Wiederaufrichtung zerstückelte man vollends die feinen Kunstformen und mauerte sie schonungslos in den neuen, einfachen, derben Bau ein: er war wohl ein Werk der neuergermanischen Einwanderer; in der Tat fanden sich in Ausgrabungsfelde Ringe mit frühen, germanischen Ornamenten. Jetzt bedeckt die Ausgrabungen wieder die Ackererde.

Nach den aufgedeckten Grundmauern (Fig. 1) hatte auch die

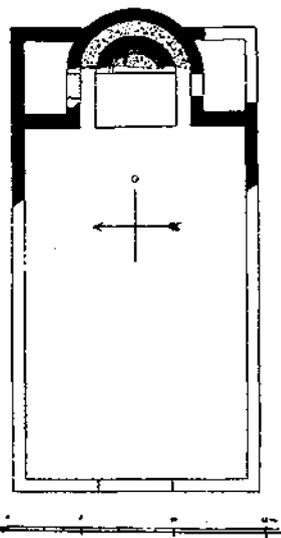


Fig. 2. Frühchristliche Kapelle in Maglern (Nach R. Egger)

Säbner Kirche ein einschiffiges, rechteckiges Langhaus, das nun aber in eine halbrunde Apsis in gleicher Breite ausging. Dazu kam ein nördlicher Querarm mit eigener, kleinerer Apsis, deren Eingang zwei Säulen einfaßten; daß ihm, wie man erwarten würde, ein südlicher Querarm mit Apsis gegenüberstand, ist nicht wahrscheinlich, da sich dort der Hang stark senkt: es scheint, daß die Anlage einseitig blieb. Besondere Aufmerksamkeit erweckt nun eine Bodenerhöhung innerhalb der großen Apsis, die, etwa 10—20 cm hoch, gegen das Schiff gerade, gegen die Apsiswand hingegen ungefähr halbkreisförmig abschloß, so daß dort ein etwa 1 m breiter Umgang blieb. So undeutlich diese Baumasse unter der Verschüttung herauskam, so kann es sich, da eine zweite, „innere Apsis“ hier schon nach den bescheidenen Dimensionen des Baues (etwa 20 m lang, 7 m breit) ausgeschlossen ist, unseres Erachtens nur um das Podium der uns wohlbekanntesten Priesterbank handeln; doch steht sie hier nicht in einem gerade, sondern apsidial geschlossenen Kirchenraum. Durch diese Anordnung wird man zunächst wieder an frühchristliche Denkmäler Norikums gemahnt: unmittelbar ähnlich findet man sie im Grundriß der frühchristlichen Kapellen auf dem Hoischügel bei Maglern an der Pontebbastraße (Fig. 2) und auf dem Hügel von Duell bei Feistritz im Drautal (Fig. 6) wieder, sowie ein drittesmal auf dem Graberfögel im antiken Virunum (Abb. 4 links); in allen diesen Fällen ist die Priesterbank freistehend in das Halbrund der Apsiswand hineingestellt und es stimmen zumeist sogar die Höhe des Podiums und der Abstand von der Apsiswand mit Säben ungefähr überein; bei einem dritten Beispiel, dem als Consignatorium (Firmungssaal) gedeuteten Bau des alten Juenna ist die Priesterwand etwas mehr in das Schiff gerückt (Fig. 3¹⁾). Aber auch im adriatischen Küstengebiet findet man dafür ein Vergleichsstück: in der Firmkirche zu Parenz²⁾. Doch gibt es auch in Italien

¹⁾ R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten in Norikum, a. a. O., S. 103, 106, 82 f. Verf., Ausgrabungen in Feistritz a. d. Drau, Jahreshefte des österr. archäol. Institutes in Wien, 25. Bd. (Wien 1929) S. 198 ff.

²⁾ W. Gerber, Altchristliche Kultbauten Istriens und Dalmatiens, S. 36, 41, 44.

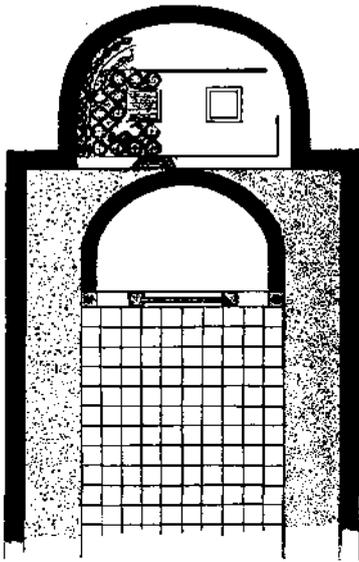


Fig. 3. Firmungssaal auf dem Hemma-
berg bei Slobasniß. (Nach R. Egger)

ein Beispiel der in die Apsis eingebauten Priesterbank: das sogenannte Kenodochium des Pamnathios in Rom's Hafenstadt Ostia (datiert 398 n. Chr.), wo sich diese Anordnung bei einer dreischiffigen Basilika findet¹⁾. Von besonderem Interesse aber ist, daß diese Anlage, die sich in Norikum als eine zweite Kirchenform neben die apsidenlose Saalkirche stellt, weiter westlich in den Alpen selbst nochmals nachweisbar ist: in der frühchristlichen St.-Stephans-Kapelle zu Chur,

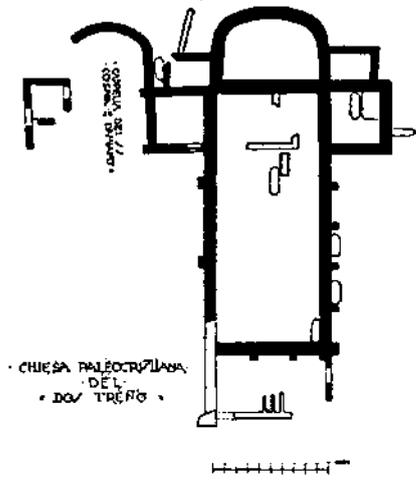


Fig. 4. Frühchristliche Kirche auf dem
Dos Trento. (Nach G. Gerola)

deren Grundmauern 1851 bloßgelegt, dann aber wieder zugeschüttet worden sind. Genau wie in Säben fand man dort innerhalb einer Apsismauer einen engeren Mauerhalbring auf erhöhtem Boden. Ursprünglich irrig gedeutet, erweist sich die Anlage an der Hand der Kärntner Beispiele unzweifelhaft als einschiffige Kirche mit konzentrisch in das Apsis halbrund gestellter, aber freistehender Priesterbank. Die Säbener Kirche gewinnt dadurch eine erhöhte Wichtigkeit: sie bildet die Brücke zwischen den kistenländischen und kärntnerischen Bauten einerseits und dem in das westliche Nätien vorgerückten Churer Denkmal andererseits, welches uns die Wanderung dieses Typus gegen Westen hin anschaulich vergegenwärtigt²⁾.

Andererseits allerdings sehen wir an der Säbener Kirche die Tendenz zu einer Querschhausbildung und damit zur basilikalen Anlage hin.

In der Tat liegen nun auch die weiteren frühchristlichen Denkmäler des Etschlandes auf dem Wege zu einer basilikalen T-Form mit Querarmen und Apsis. In den Jahren 1922 und 1923 wurde auf dem Dos Trento, der westlich von Trient mitten im Tale aufragenden Felsbastion, die Grundmauern von zwei nebeneinanderliegenden frühchristlichen Kirchen bloßgelegt³⁾: eine nördliche kleinere, von der sich nur die Umrisse einer flachrunden östlichen Apsis und eines links davor gelegenen Nebenraumes erkennen lassen, und eine südlich unmittelbar anstoßende größere Kirche, deren Fundamente ziemlich vollständig vorliegen (Fig. 4): ein schmales Langhaus schließt ostwärts in gleichbreiter, flachrunder Apsis und springt vor ihr beiderseits querarmartig aus; in den Winkeln neben der Apsis sind breitrechteckige Pastophorien eingefügt; vor der Westwand lag vielleicht eine Vorkirche. Das Innere war sicher flachgedeckt: schon die geringe Mauerstärke schließt eine Wölbung aus. Da die Mauern, die im Grundriß die

¹⁾ R. Egger a. a. O., S. 124 ff.

²⁾ E. Dörschel, Die frühchristl. Kapelle St. Stephan zu Chur, Neue Zürcher Zeitung 1935 Nr. 618 (9. April, Blatt 2). Ich verdanke den Hinweis auf diesen Artikel Herrn Dr. J. Ringler.

³⁾ G. Gerola, I monumenti antichi del Dos Trento. „Trentino“ II. (1926), Nr. 9.

Querarme und die Apfis vom Schiff abzutrennen scheinen, nur Fundamentmauern sind, bleibt es ungewiß, ob wir es mit eigentlichen, d. h. gegen die Mitte offenen Querarmen oder abgeforderten Nebenräumen zu tun haben; doch ist ersteres wahrscheinlicher, so daß auch hier, wie in Säben, eine T-Form vorliegt. In der Nähe der kleineren Kirche sind eine Reihe von Steinplatten, Postamenten und Architraven mit Ornamenten der Völkerwanderungszeit gefunden worden, die aber nicht zum eigentlichen Baubestand gehörten¹⁾.

Da der nördliche, kapellenartige Bau ziemlich unorganisch an die südliche Hauptkirche angefügt erscheint, darf man ihn wohl für jünger als diese letztere halten. Für seine Datierung gibt ein Mosaikfragment, das seinen Boden schmückte, jetzt aber in einen Raum des Castell Buonconfiglio in Trient übertragen ist, wenigstens eine obere Zeitgrenze. Laut einer Inschrift ist es nämlich zur Zeit des Trienter Bischofs Eugypius zu Ehren der Heiligen Kosmas und Damian gestiftet worden. Nun ist zwar die Regierungszeit dieses Bischofs nicht überliefert; doch bieten die Fertigung und die Schriftzeichen der Inschrift sowie der Stil der Ornamente, der mit ähnlichen Mosaiken in Ravenna, Grado, Pola, Zara und Spalato zusammengeht, genügende Anhaltspunkte, um das Mosaik in das 6. Jahrhundert zu datieren²⁾. Natürlich kann die Kapelle selbst sehr wohl schon eine Zeit bestanden haben, bevor der Mosaikboden eingesetzt wurde; um so mehr haben wir das aber für die anstoßende größere Kirche anzunehmen. Nun wird uns vom hl. Vigilius, dem drittältesten Bischof von Trient (gestorben 400 oder 405), berichtet, daß er seine Weihe noch außerhalb der Stadt empfangen habe, offenbar, weil das Christentum damals sich in Trient selbst noch nicht durchgesetzt hatte, die Christen vielmehr damals nur ein Heiligtum außerhalb der Mauern besaßen; erst Vigilius soll dann die Bewohner der Stadt bekehrt und in ihr selbst eine erste Kirche errichtet haben. Es liegt nahe, jene erste Kirche, in der die Vorgänger des Vigilius und anfangs auch er selbst ihres Amtes gewaltet hatten, in der stattdessen, auf dem Dos Trento gefundenen Kirche zu suchen, die demnach noch in das späte 4. Jahrhundert zurückreichen würde.

Ein zweites Baudenkmal, das uns, wenn auch als Ruine, noch heute erhalten ist, zeigt bei gleichfalls T-förmigem Grundriß erste Ansätze zur Seitenschiffbildung: es ist dies das Kirchlein S. P e t e r bei A l t e n b u r g im südlichsten Teil des Überetscher Mittelgebirges³⁾. Es erhebt sich auf einem Bergrücken, der sich durch einen tiefen, schwierig überschreitbaren Graben von der Altenburger Hochfläche ablöst und dann zum Ralterer See wandartig abfällt (Abb. 10): eine geschützte und versteckte Lage, die allein schon in Zeiten weist, wo sich die christlichen Kultstätten vor feindlicher Bedrohung zu sichern trachteten. Trotz des ruinenhaften Zustandes ist die Grundrißanlage deutlich zu erkennen (Fig. 5). Der im Gesamtumriß fast quadratische Bau (15 m lang, 11 m breit) schließt gegen Osten mit vortretender Apfis; ein breiterer Mittelraum verzweigt sich vor der Apfis beiderseits in zwei Querarme, die aber innerhalb des quadratischen Gesamtumrisses bleiben; an den Seiten schließen sich nördlich und südlich gangartige Räume an, in die man vom Mittelraum durch je zwei (einst rundbogige) Öffnungen gelangte: als eigentliche „Seitenschiffe“ sind sie aber nicht anzusehen, da sie vom „Mittelschiff“ nicht durch Pfeiler, sondern durch breite Wandstücke geschieden sind und sich auch zu den Querarmen hin nur durch einen niederen Durchlaß bzw. (auf der linken Seite) ein Fenster öffneten. Die Querarme dürften ursprünglich beide gegen das

¹⁾ Über sie vgl. Archivio Trentino XV. (Trient 1900) S. 272 und Gerola, a. a. O.

²⁾ Über diese Fragen L. Oberziner, Di un' antica chiesa cristiana sul Dos Trento e del vescovo Eugipio, Archivio Trentino XVI. (1901), S. 250; C. Cipolla, L'antica iscrizione scoperta sul Dos Trento, ebenda XX. (1905), S. 129 f.; U. Morassi, Storia della pittura nella Venezia Tridentina, Libreria dello Stato, Anno XII. (1934), S. 3 f.

³⁾ Vgl. B. Vescoli, Geschichte, Land und Leute von Castelvecchio-Caldaro. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte aus der Überetscher Gegend (Bozen 1934) S. 13 ff.

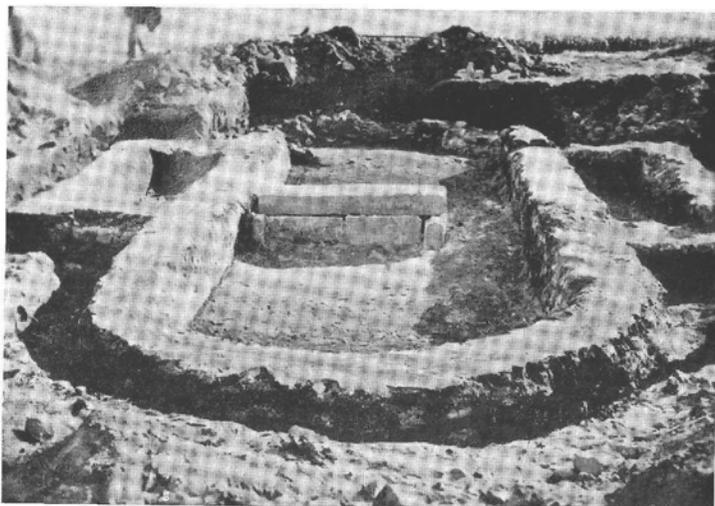


Abb. 1. Frühchristliche Grabkapelle in Aguntum
(Nach E. Svoboda, Aguntum, Wien 1934)

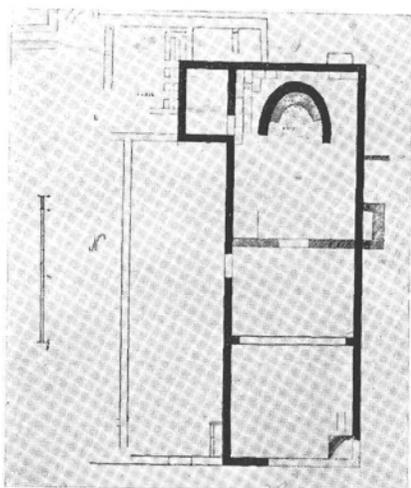


Abb. 2. Frühchristliche Friedhofskirche
in Aguntum
(Nach R. Egger, Frühchristl. Kirchenbauten in Norikum)

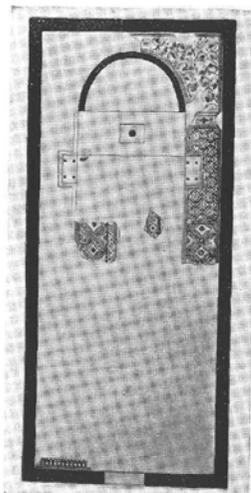


Abb. 3. Frühchristliche Kirche
auf dem Hemmaberge (Zuenna)
(Nach R. Egger, a. a. D.)

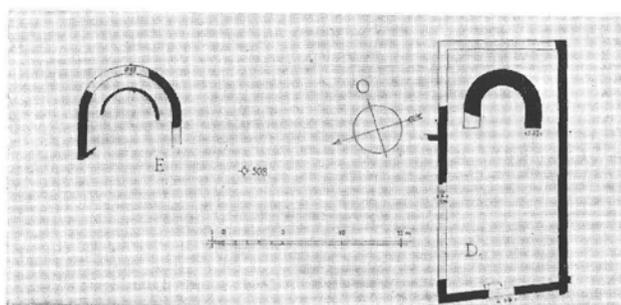


Abb. 4. Frühchristliche Kultbauten auf dem Grazerkogel (Virunum)
(Nach R. Egger)

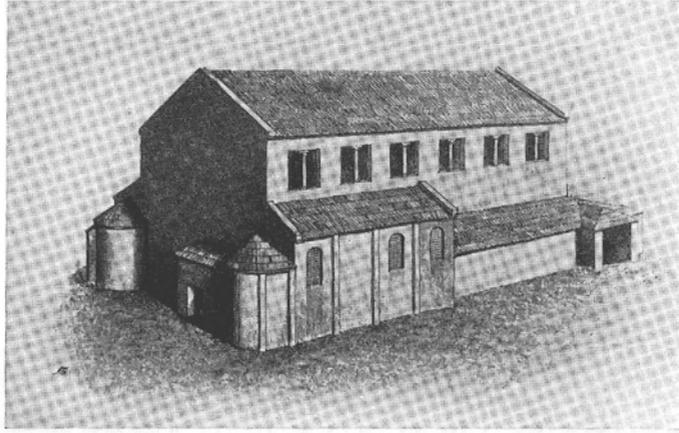


Abb. 5. Frühchristliche Friedhofskirche in Leurnia
(Rekonstruktion nach R. Egger)

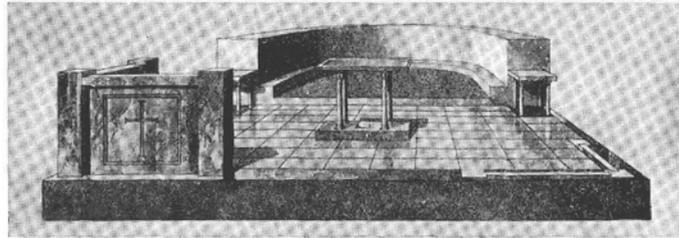


Abb. 6. Presbyterium der Friedhofskirche in Leurnia
(Rekonstruktion nach R. Egger)

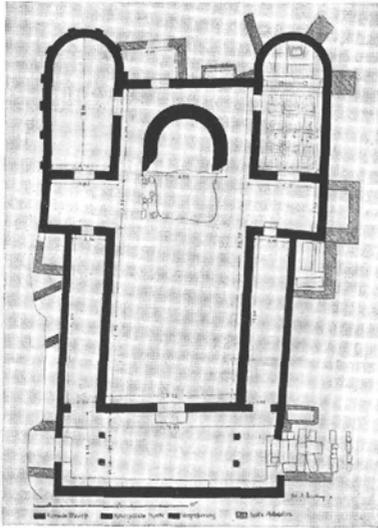


Abb. 7. Grundriß der Friedhofskirche
in Leurnia
(Nach R. Egger)

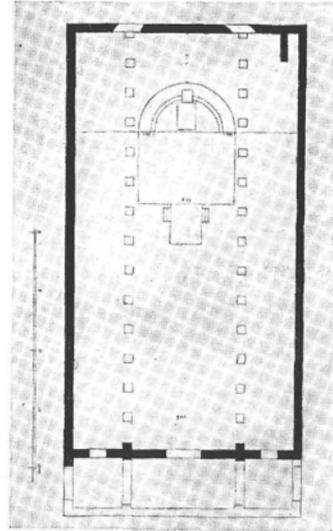


Abb. 8. Dom von Parenzo,
Anlage des 5. Jahrhunderts
(Nach R. Egger)

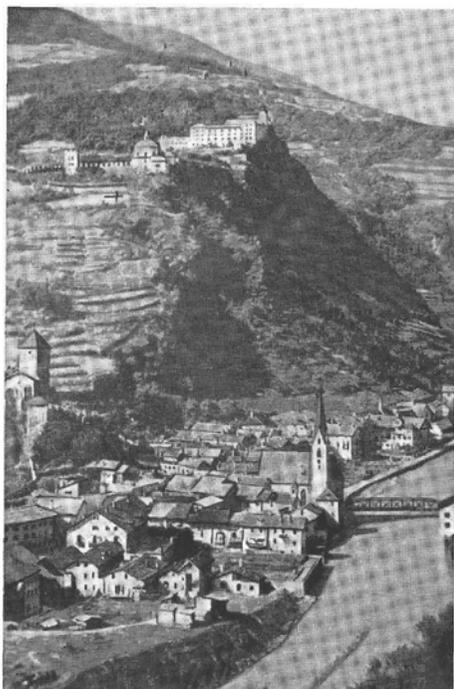


Abb. 9. Klausen und Säben. Bei → früh-
christlicher Kultbau
(Nach Adrian Egger, „Schlern“ 1930)



Abb. 10. St. Peter bei Altenburg
(Aufnahme Dr. H. Hammer)



Abb. 11. St. Peter bei Altenburg. Ansicht von Nordwesten
(Aufnahme Dr. H. Hammer)

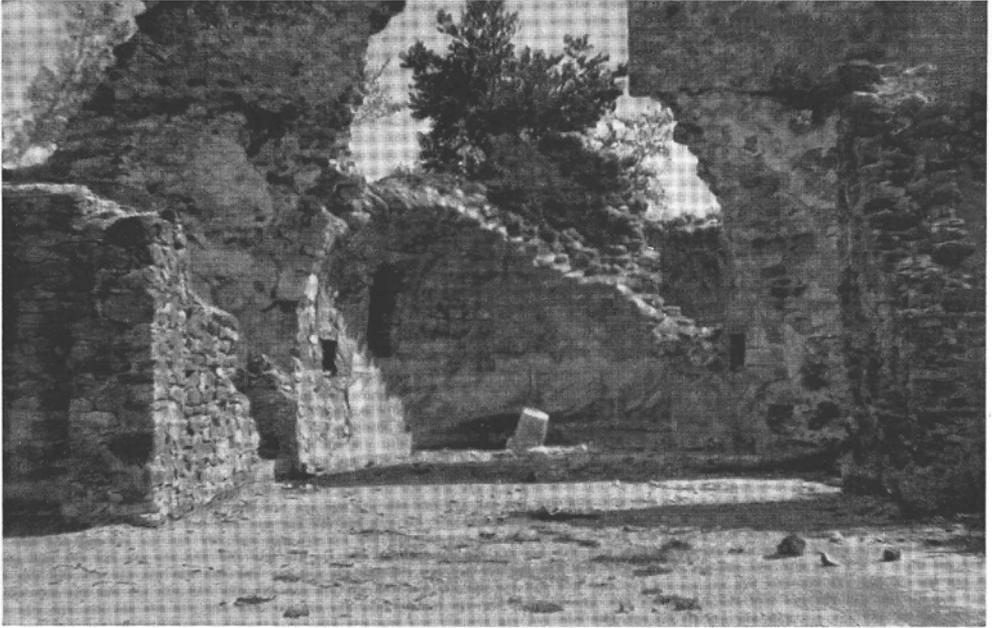


Abb. 12. St. Peter bei Altenburg, östliche Giebelwand und Apsis
(Aufnahme Dr. H. Hammer)



Abb. 13. St. Benedikt in Mals, Wandsäule
(Nach J. Garber, Zeitschrift des Ferdinandeums 1915)

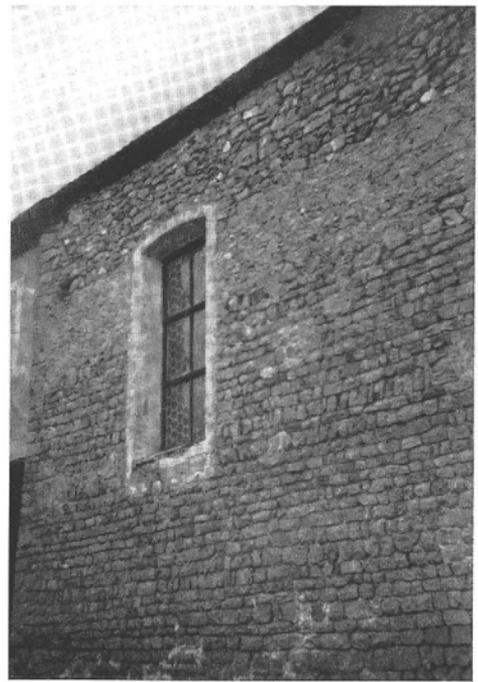
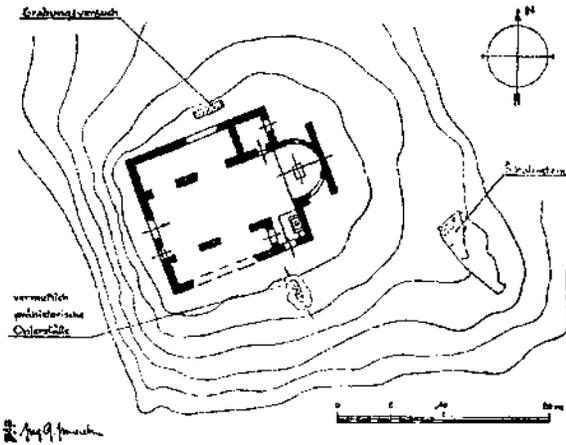


Abb. 14. Südwall der Hl.-Kreuz-Kirche in Säben
(Aufnahme Dr. H. Hammer)

Mittelschiff offen gestanden haben; im rechten wurden überdies deutliche Reste der Stufen eines Seitenaltars und ein Stück der kurzen marmornen Säule gefunden, auf der die Mensaplatte ruhte¹⁾. Der nördliche Querarm hingegen scheint erst später gegen das Mittelschiff sakristeiartig geschlossen worden zu sein, wobei das Fenster gegen den linken Seitengang vermauert und dafür ein Offenster ausgebrochen wurde. Zudem trennten sich die seitlichen Räume nicht, wie beim basilikalischen Bau, als niedrigere Anbauten mit eigenen Dächern vom höheren Mittelschiff, sondern waren, wie die einheitlichen Giebelmauern im Westen und Osten zeigen, unter einem einzigen Giebelbuche

Die alte Kirche St. Peter zu Castelvecchio bei Caldaro.

Fig. 5. Grundriß der Kirche St. Peter bei Altenburg
(Nach A. Vescoli)

zusammengefacht. Es geht also nicht an, St. Peter schlechthin als „dreischiffige Basilika“ zu bezeichnen, wie es bisher meist geschah²⁾; wir haben es vielmehr mit stark verselbständigten Nebenräumen zu tun, wie sie auch anderswo für die frühe Zeit noch schwankender Grundrißbildung kennzeichnend sind³⁾. Erhalten sind heute noch die Giebelmauern und ausgiebige Reste der Längs- und Innenmauern; in der westlichen Giebelwand liegt der ursprüngliche flachbogige Haupteingang, in der östlichen der halbrunde Frontbogen (Abb. 11). An den Innenseiten der Giebelwände schließt der noch erhaltene Wandverputz in niedriger Giebellinie, über welche die unverputzte Giebelmauer noch beträchtlich emporragt: das Kirchlein hatte also offenbar ursprünglich ein niedriges Giebeldach, dessen Dachstuhl wohl im Innern sichtbar blieb; die steilen, darüber emporgehenden Giebelmauern entsprechen einer späteren Erhöhung des Daches. Hinter der Apsis (Abb. 12) verläuft eine gerade Mauer, vielleicht für ein schützendes Pultdach bestimmt, das sich in noch sichtbarer Ansatzlinie an die östliche Giebelmauer anlehnte⁴⁾. Das Innere enthielt früher Fresken des 15. Jahrhunderts, von denen jetzt nur mehr kümmerliche Reste übrig sind: in der Apsis waren Heilige unter gotischen Baldachinen, an der Innenseite der Westwand ein jüngstes Gericht dargestellt, als dessen Meister eine Inschrift den Maler Thomas Egnolt zu St. Pauls (1440) nannte⁵⁾.

Die Tradition läßt das Kirchlein schon vom hl. Vigilius geweiht sein und der im Archiv der Pfarre Kaltern verwahrte sogenannte „Vigili-Brief“, ein im 11. Jahrhundert aus verschiedenen älteren Urkunden zusammengestelltes Notariatsinstrument, weiß sogar 306 als Weihenjahr zu nennen. Doch belegt schon diese mit den Lebensdaten des Heiligen unvereinbare Ziffer den geringen Wert des Vigilibriefes für eine Altersbe-

¹⁾ Vescoli a. a. O., S. 22. Der Säulenstumpf steht jetzt in der Apsis (Abb. 12).

²⁾ U. S. Schas, Der deutsche Anteil der Diözese Trient II. S. 125. — J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols I. (Wien 1923) S. 1 f. und III. (Wien-Vienna 1929) S. 307 f.

³⁾ Ein Beispiel solcher sozusagen noch „unausgebildeter“ Nebenschiffe bot das antike Nesactium bei Pola (Istria), wo bei einem Kultbau des 5. Jahrhunderts verschiedene Nebenräume (Pastophorien, Taufräume u. a.) nebenschiffartig angereiht, doch nur durch Türöffnungen mit dem Mittelschiff verbunden sind. Vgl. R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten in Norikum, a. a. O., S. 115 ff.

⁴⁾ So die Deutung Weingartners a. a. O., III., S. 308.

⁵⁾ Staffler, Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1846), 2. Bd., 2. Heft, S. 807.

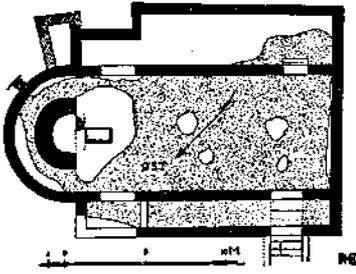


Fig. 6. Frühchristliche Kirche in Duell bei Feistritz. (Nach R. Egger)

stimmung des Denkmals. Wohl aber spricht unseres Erachtens der altchristliche Grundriß an sich für ein höheres Alter. Seine Seitenstücke ist man zunächst versucht, in zwei norrischen Kultbauten des 5. Jahrhunderts zu suchen: in Teurnia (Abb. 7), wo die Seitengänge gegen den Mittelraum ganz abgeschlossen waren und nur zu den Querarmen hin Türen hatten, und in Duell (Fig. 6), wo Querarme fehlten, aus den Seitenschiffen hingegen je zwei Durchlässe — in weitem Abstände voneinander — in das Mittelschiff führten. In beiden Fällen erscheinen so die Nebenräume noch stärker abgefordert als in Altenburg: andererseits war in Teurnia wie in Duell das Mittelschiff schon im Sinne des basilikalischen Typus über die Seitengänge erhöht¹⁾. Eine noch nähere Parallele aber hat Altenburg, was bisher unbeachtet blieb, in einem oberitalienischen Bau desselben Jahrhunderts: der Kirche San Pietro e Paolo in Como, an deren Stelle jetzt die romanische Benediktinerkirche S. Abondio (aus dem 11. Jahrhundert) steht. Der Grundriß ihrer älteren Vorgängerin, der bei Gelegenheit einer Restaurierung der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts bloßgelegt wurde²⁾, zeigt denselben, einem Quadrat genäherten Gesamtumriß und ähnliche, stark abgeforderte „Seitenschiffe“, die mit dem „Mittelschiff“ nur in je einer breiten (vermutlich rundbogigen) Öffnung (sowie einer schmalen Türe an der Nordseite) in Verbindung standen, gegen die Querarme aber vollends abgemauert waren (Fig. 7), nur setzt sich hier das Mittelschiff jenseits des Querschiffs noch ein Stück fort und nähert sich so die Anlage der Kreuzform. Die italienische Forschung hat den Bau mit guten Gründen in das 5. Jahrhundert datiert³⁾: vielleicht ist hierdurch auch für unsere, nicht viel kleinere Kirche in Altenburg ein chronologischer Anhaltspunkt gefunden⁴⁾. Als weiteres Vergleichsbeispiel könnte allenfalls auch der älteste Bau der Klosterkirche von Romainmôtier im Kanton Waadt in der Schweiz herangezogen werden, der einen ähnlichen Grundriß, doch ohne die korridorartigen Seitenräume hatte und gleichfalls in das 5. Jahrhundert datiert wird⁵⁾. Diese Analogien der Grundrißbildung erlauben mit einiger Wahrscheinlichkeit, auch St. Peter in Altenburg in das 5. Jahrhundert, auf alle Fälle aber in frühchristliche Zeit zu setzen. Die Mauerungsart — derbe, ungleich große Bruchsteine in sehr ungenauer Horizontalschichtung — steht dieser Annahme zum min-

¹⁾ R. Egger, Ausgrabungen in Feistritz, a. a. O. S. 202.

²⁾ Vgl. E. Voito, Architettura del medio evo in Italia (Mailand 1880) S. 3 ff., 15 f., 20 f.

³⁾ Nach einer Beschreibung der Kirche, die Kardinal Tolomeo Gallio um 1587 zusammenstellte, hatte schon der hl. Amantius (5. Jahrh.), der dritte Bischof von Como, in ihren Hochaltar Reliquien der Apostelsürten eingesetzt (vgl. Voito a. a. O., S. 5); ebenso war in ihr (laut einer vom selben Gewährsmann wiedergegebenen Inschrift) der hl. Abundius beigesetzt worden (ebenda S. 14) und wurden Inschriftsteine von 485, 486 und 490 n. Chr. gefunden (ebenda S. 16). Die zahlreichen, reich mit Rosetten, Blattwerk und verschlungenen Wändern in der Art des Wälterwanderungsornamentes geschmückten Marmorplatten, die sich im Boden der Kirche fanden, hat R. Cattaneo (L'architettura in Italia del secolo VI. al mille, Venedig 1888, S. 187 ff.) freilich im Gegensatz zu Voito erst in das 9. Jahrhundert datiert: sie können aber auch erst später eingesetzt worden sein, da sie (nach Cattaneo) Teile des Bodenpflasters oder aber (nach Voito) Brüstungsschmuck der (kaum sehr wahrscheinlichen) Emporen waren. G. T. Rivoria (Le origini dell'architettura Lombarda I. [Rom 1907], S. 29 ff.) sieht S. Pietro e Paolo als älteste Kirche Italiens in Form des lateinischen Kreuzes an und setzt sie gleich Barcelli (Rivista archeologica della provincia di Como, Fasc. 30) in die Mitte des 5. Jahrhunderts.

⁴⁾ S. Pietro e Paolo war 23 m lang, 11 m breit gegen 15 m und 11 m bei St. Peter in Kaltern.

⁵⁾ Vgl. S. Guyer, Die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz (Leipzig 1907), S. 5 ff. — J. Zemp, Zeitschrift für Geschichte der Architektur I. (1907), S. 91. — R. Egger, Frühchristl. Kirchenbauten, a. a. O., S. 127.

desten nicht im Wege: sie ist an den Kärntner Kirchen des 5. Jahrhunderts ebenso wie in Como festzustellen¹⁾ und anscheinend geradezu ein Kennzeichen der Bauten aus der Völkerwanderungszeit.

Alle diese Baudenkmale machen verschiedenartige Ansätze dazu, mehr oder minder selbständige Nebenräume in einer dem basilikalischen System bald in dem, bald in jenem Punkte ähnlichen Art zu einem symmetrischen Ganzen zu verbinden, wobei uns freilich bezüglich der Art der gegenseitigen Verbindung und vollends bezüglich des Zweckes der einzelnen Nebenräume so manches unklar bleibt. Wozu dienten diese Seitengänge, denen der offene, räumliche Zusammenhang mit dem Mittelschiff, der freie Ausblick zum Altar fehlte? Waren sie für noch nicht voll in die Gemeinde Aufgenommene, für Büßende bestimmt? Es tritt uns in diesen provinziellen Bauten jedenfalls noch kein ganz fester Typus entgegen; vielmehr ist alles noch im Flusse, in Vorbereitung.

Der erste wirkliche, wenn auch noch einfache Basilikabau auf tirolischem Boden scheint die Bischofskirche auf dem Gipfel des Säbener Berges gewesen zu sein, die uns in der heutigen Hl.-Kreuz-Kirche vor Augen steht, freilich durch spätere Umbauten stark verändert (Fig. 8). Herkömmlich hat man in ihr die Kathedrale der Säbner Bischöfe gesehen, deren gesicherte Reihe, wie wir hörten, erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts beginnt: mit jenem um 572 beim Konzil von Grado genannten Materninus und seinem berühmteren Nachfolger, dem hl. Ingenuin. Der Sitz der Bischöfe selbst wurde im 10. Jahrhundert nach Brigen im Eisaktale verlegt; die all-ehrwürdige Kirche auf dem Säbner Berg aber bestand weiter und um sie entstand im 11. Jahrhundert auf dem Säbner Berg eine starke bischöfliche Burg. Doch muß sie schon in spätmittelalterlicher Zeit einen Umbau erfahren haben: darauf deuten die drei polygonal gebrochenen Aufsätze, mit denen sie heute gegen Osten schließt, ihrer Form wie ihrem schlechten, unregelmäßigen Mauerwerk nach. Als man dann im 17. Jahrhundert die schon verfallende Burg zu einem Nonnenkloster umwandelte, wurde die „Heilig-Kreuz-Kirche“ vollends im Innern barodifiziert. Dennoch weist noch heute der fast quadratische Gesamtumriß auf eine ältere Zeit; vor allem aber lassen die beiden Langwände den ursprünglichen Bestand ablesen: sie zeigen in ihrem unteren Teile, bis etwa zu $\frac{2}{3}$ der Höhe, eine ungewöhnlich schöne, regelmäßige Lagerung sorgfältig bearbeiteter Quadern, gehen aber im obersten Drittel in eine viel unregelmäßigere Steinschichtung über, die ganz derjenigen des jetzigen Chorschlusses entspricht und, wie dieser, dem späten Mittelalter angehört (Abb. 14). Der Hergang ist danach klar: es liefen ursprünglich an den Langseiten die niedrigeren Außenmauern der Seitenschiffe eines dreischiffigen Baues mit höherem Mittelschiff hin; im späten Mittelalter aber gestaltete man ihn — unter Beseitigung der trennenden Stützen — in eine einschiffige Halle um und mußte nun die Außenmauern auf die Höhe des gemeinsamen Daches erhöhen²⁾. Der ursprüngliche Bau stellte also — so weit wir sehen können, zum ersten Male auf später tirolischem

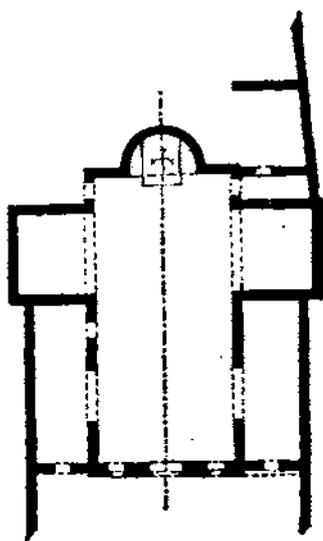


Fig. 7. Grundriß der ehemaligen Kirche S. Pietro e Paolo in Como (Nach Frankl).

¹⁾ K. Egger a. a. O., S. 128 f. — Die Mauern von S. Pietro e Paolo kennzeichnet Boito (a. a. O., S. 20) als „composte di pietre di diversa forma e di varia dimensione“.

²⁾ Vgl. zum Besagten J. Weingartner, Über Säben als mittelalterliche Burg, „Schlern“, 2. Jahrg. (Bozen 1921), S. 232 ff. — Ders., Die Kunstdenkmäler Südtirols, 2. Bd. (Wien 1923), S. 248 ff.

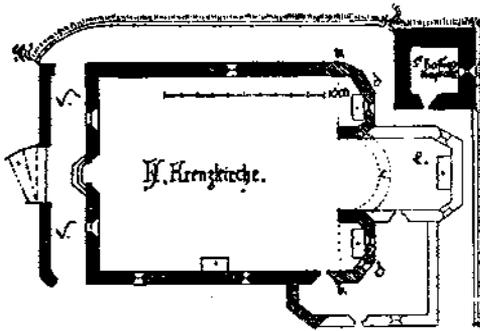


Fig. 8. Grundriß der Heilig-Kreuz-Kirche in Säben
(Nach R. U.)

Boden — eine normale dreischiffige Basilika dar, allerdings noch ohne Querschiff und von altertümlich breiter und kurzer Form, zweifellos mit flachen Decken in allen drei Schiffen; ob mit Säulen oder Pfeilern, ob mit einer oder drei Apsiden, läßt sich nicht mehr sicher sagen.

Die schöne Mauerungsart ihrer Wände macht es indes schwer, sie in die Erstlingszeit des Säbener Bistums, in das 5. oder 6. Jahrhundert, hinaufzurücken, dessen Denkmale nirgends eine ähnlich gute Technik erkennen lassen. Nun bietet die Geschichte des Bistums vielleicht einen einleuchtenderen Zeitpunkt ihrer Datierung.

Mit dem Jahre 591, in welchem Bischof Ingenuin das letzte mal erwähnt wird, hören alle Nachrichten über dieses rätische Gebirgsbistum für $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte völlig auf und setzen erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts wieder ein. Neuere Forschungen¹⁾ haben aus dieser und anderen Tatsachen gefolgert, daß das Bistum Säben gegen das Ende des 6. Jahrhunderts — es ist dies die Zeit, wo die noch größtenteils heidnischen Bajuwaren von dem Lande Besitz nahmen — unterging und erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts wiedererstand, damals, als Bonifatius die Neuordnung der bayrischen Bistumsprengele vornahm. Vielleicht diente daher jenen ersten Säbner Bischöfen des 5. und 6. Jahrhunderts der ältere Kultbau auf halber Höhe des Berges als bescheidene Bischofskirche und wurde, da dieser inzwischen in Trümmer gefallen war, anlässlich der Wiederbegründung des Bistums im 8. Jahrhundert ein neues, größeres und festeres Münster auf der Spitze erbaut. In diese Zeit, für die uns auch sonst eine solidere Bautechnik bezeugt ist, würde seine Mauerbeschaffenheit besser passen.

3.

Auch in merowingischer und karolingischer Zeit sind auf dem Boden des späteren Tirol einige kirchliche Baudenkmäler entstanden, die nun ein Schwanken im grundsätzlichen Bautypus nicht mehr erkennen lassen. Doch sind es sämtlich kleine, unscheinbare Landkirchlein, die sich von vornherein mit einem einschiffigen Raum begnügen; einer leichten Variation unterliegt höchstens der stets apsidiale Ostabschluß. Unschätzbar sind uns die zwei frühesten von ihnen aber dadurch, daß sie Zeugnis von der plastischen und malerischen Innendekoration der Kirchen jener frühen Zeit geben: es sind dies St. Prokulus bei Naturns und St. Benedikt in Mals, beide im Vintschgau.

In St. Prokulus bei Naturns sind seit 1912 durch Josef Garber (Innsbruck) und später durch Giuseppe Gerola (Trient) jene einzigartigen Wandgemälde aufgedeckt worden, die, stilistisch auf der Stufe der irischen Buchmalerei merowingischer Zeit stehend, vergleichbar insbesondere mit den irischen Miniaturcodices von St. Gallen, in das 8. Jahrhundert gesetzt werden müssen, wenn man nicht zur Annahme greifen will, daß sich im abgelegenen Vintschgau noch im 9. Jahrhundert eine länger lebende, irisch beeinflusste Richtung erhalten habe²⁾. Durch diese Wandmalereien ist

¹⁾ R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter. „Ehlers-Schriften“, herausg. von R. Klebelsberg, 20. Bd. (Innsbruck 1932), S. 188 ff. — Vgl. auch G. Gerola, *Intorno alla fondazione del Vescovado di Sabiona*. Istituto di Studi per l'Alto Adige 1933, XI.

²⁾ Vgl. J. Garber, *Die romanischen Wandgemälde Tirols* (Wien 1928), S. 37 ff. (wo selbst auch die vorangehende Literatur angegeben); — G. Gerola, *Gli affreschi di Naturno „Dedalo“*,

ein mindestens gleiches Alter auch für den Bau gewährleistet, der freilich weit weniger Interesse beanspruchen kann. Das Kirchlein steht abseits des Dorfes in freiem Felde, von alter Mauer eingefriedet (Abb. 15). Den ursprünglichen Kern bildet das höchst einfache, fast quadratische Schiff, das an seiner nördlichen Außenmauer — im Unterschiede zu den frühchristlichen Kirchen — eine regelmäßige Steinschichtung mit sorgfältig ausgeföhrenen Mörtelfugen erkennen läßt¹⁾. Im Osten schloß sich ursprünglich wohl eine Halbrundapsis an; als jedoch im 13. oder 14. Jahrhundert an sie der romanische Turm angebaut wurde, wandelte man die schlecht hinzupassende Apfischalbkuppel in eine rohe Tonnenwölbung um und verlängerte die Seitenwände und das Giebeldach des Kirchleins bis zum Turm, so daß sich der Altarraum jetzt nach außen überhaupt nicht absondert. Um ihm Licht zuzuföhren, wurde in die neuen Seitenwände ein tiefes Fenster geschnitten, welches als einziges die Südwand durchbricht. Der ziemlich hohe Turm hat vier gekuppelte romanische Rundbogenfenster und trägt eine niedere, gemauerte Dachpyramide.

Raum weniger interessante Wandgemälde wurden in dem kleinen Kirchlein St. Benedikt zu Mais im obersten Etschtal aufgefunden: sie gehören aber schon in karolingische Zeit, in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts und weisen damit auch die Kapelle selbst in diese Zeit²⁾. Auch hier läßt der Bau selbst (Abb. 16) an Einfachheit nichts zu wünschen übrig: es ist ein schlichtes rechteckiges Haus mit flacher Decke und niedrigem Giebeldach — ursprünglich, wie alle diese frühen Kirchenbauten, turmlos; der jetzt an ihrer Nordseite aufragende, schöne romanische Turm mit seinen Eifen- und Rundbogenfriesen, seinen gekuppelten rundbogigen Schallfenstern und seiner niedrigen Dachpyramide stammt erst aus dem 12. Jahrhundert. Nur die Ostwand des Innern ist etwas reicher gestaltet: sie gliedert sich in drei schmale, hohe, aber feichte Altarnischen mit flacher Rückwand, die nach oben in Hufeisenbogen ausgehen; die mittlere Nische ist etwas breiter und höher; in jede Nische ist ein kleines rundbogiges Fenster eingesetzt. Im 17. Jahrhundert waren die Gemälde übertüncht und die Nischen zugemauert worden; erst seit 1913 befreite eine (von J. Garber geleitete) durchgreifende Restaurierung die Fresken von der Tünche und legte die Altarnischen wieder bloß. Dabei kamen nun auch zahlreiche Reste einer reichen plastischen Wanddekoration aus Stud und Marmor zum Vorschein, die im 17. Jahrhundert heruntergeschlagen worden war, sich nun aber an der Hand ihrer Reste wenigstens mit dem Zeichenstift vollständig rekonstruieren ließ (Abb. 17). Die Nischen waren, wie sich zeigte, an ihren Ranten mit Dreiviertelssäulen aus Stud eingefast, deren Schäfte über und über mit Bandgeflecht bedeckt waren; die Kapitäl stellen männliche Köpfe zwischen Blattwerk dar; über ihnen aber saßen beiderseits der Nischenbogen, einander mit geöffnetem Rachen bedrohend, je zwei Fabeltiere; die Hufeisenbogen schließlich waren mit Rundbogenfries und Blattranke geschmückt. Während alle diese Stuckverzierungen noch stark an das Ornament der Völkerwanderungszeit erinnern, zeichnen sich die marmornen Altarvorsätze der in die Nischen eingemauerten kleinen Altartische durch ein reineres, stark klassifizierendes Ornament aus, in dem deutlich der antikisierende Zug der „karolingischen Renaissance“ zu erkennen ist. An der Wand selbst hat sich von all dem nur mehr die nördlichste der geschilderten Säulen erhalten (Abb. 13). Mit dieser wohldurchachten,

6. Jahrg. (1925), 7. Heft. — A. Morassi, Storia della pittura nella Venezia Tridentina. Libreria dello Stato, Anno XII., S. 4 ff.

¹⁾ J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, 4. Band (Wien-Augsburg 1930), S. 238 ff.

²⁾ J. Garber, Die karolingische St.-Benedikt-Kirche in Mais, Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, 59. Heft (Innsbruck 1915), S. 1 ff.; der j., Die romanischen Wandgemälde Tirols, S. 46 ff. — J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols IV., S. 381 ff. — A. Morassi a. a. O., S. 27 ff.

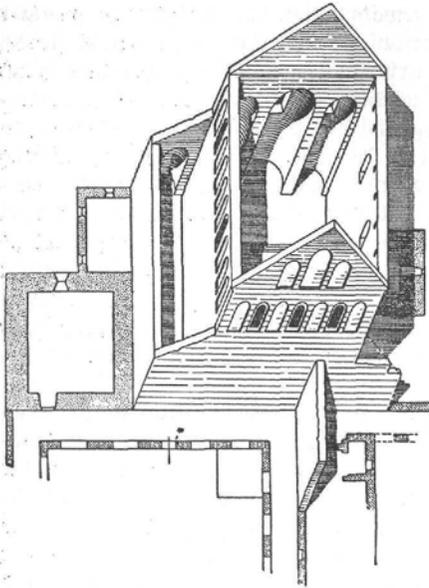


Fig. 9. Klosterkirche St. Johann in Münster
(Nach J. Zemp)

auf ein feines Zusammenspiel von weißem Marmor, bemaltem Stuck und den zarten Farben der Fresken berechneten Wanddekoration gab die Altarwand den streifenförmig mit Wandbildern geschmückten Seitenwänden jedenfalls einen wirkungsvollen Abschluß. Das St.-Benedikt-Kirchlein bietet uns so in ganz feltener Weise einen Einblick, wie derartige Kirchenräume auf dem Lande in jener Zeit ausgestattet waren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war St. Benedikt eine Filialkirche des auf schweizerischem Boden gelegenen Klosters St. Johann in Münster, das um 800 erbaut wurde und gleichfalls durch den seltenen Besitz karolingischer Wandgemälde und zwar aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts bekannt geworden ist. Es begreift sich daher leicht, daß zwischen den Wandgemälden zu St. Benedikt und jenen zu St. Johann eine enge Verwandtschaft festgestellt werden konnte¹⁾. Aber St. Benedikt ist, worauf bisher nicht hingewiesen wurde, offenbar auch in seinem baulichen Typus von St. Johann her-

zuleiten: auch dort schließt das einschiffige, flachgedeckte Langhaus mit drei schmalen, hohen Altarnischen, in die je ein rundbogiges Fenster gesetzt und von denen die mittlere höher und breiter ist; freilich sind es in Münster tiefere, eigentliche Apfiden und zwar auf eigenartigem, hufeisenförmigem Grundriß (Fig. 9)²⁾. Die Malsler Kirche erscheint geradezu wie eine einfachere und kleinere Wiederholung von St. Johann. Der Bautypus, den sie zeigen, findet sich aber auch sonst in der östlichen Schweiz, in Graubünden wieder: so vor allem in der Kirche St. Maria im Kloster Disentis, welches schon 614 vom hl. Sigisbert, einem Schüler Columbans, gegründet, aber (nach seiner Zerstörung durch die Hunnen) um 739 erneuert worden war, und ein zweitesmal in der einsamen Kapelle St. Peter zu Müstail bei Alvaschein, die in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts als Gotteshaus eines kleinen Frauenklosters entstand; bei beiden begegnen auch die eigentümlichen, hufeisenförmig vertieften Apfiden³⁾. Sollte in Disentis, was nicht unwahrscheinlich ist, schon die älteste, von Sigisbert erbaute Kirche diesen Typus gehabt haben, so könnte er auf irische Einflüsse zurückgeführt werden; doch können auch italienische Parallelen (St. Michele in Capua) und über beides hinaus Vorbilder aus dem Orient herangezogen werden, besonders die klösterlichen Kirchen Sikiliens, bei denen man gleichfalls die hufeisenförmigen Apfiden antrifft⁴⁾.

¹⁾ J. Garber, Die karolingische St. Benedikt-Kirche in Mals, a. a. D., S. 20 ff. Die Münsterer Gemälde befinden sich jetzt im Schweiz. Landesmuseum in Zürich.

²⁾ W. Sidler, Münster-Suberis, eine karoling. Stiftung. Jahrbuch f. Schweiz. Geschichte, 31. Bd. (Zürich 1906), S. 207 ff. — J. Zemp (u. R. Durrer), Das Kloster St. Johann in Münster, Mitteil. der Schweiz. Gesellschaft f. Erhaltung histor. Kunstdenkmäler, N. F. V. (Genf 1906), S. 14 ff.

³⁾ Zemp a. a. D., S. 19 ff. — E. Guyer, Die christl. Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz (Leipzig 1907), S. 71 ff. — A. Gaudy, Die kirchlichen Baudenkmäler der Schweiz (Graubünden) (Berlin 1922), S. 13 ff.

⁴⁾ Zemp a. a. D., S. 21 ff. — Guyer a. a. D., S. 73. — Cattaneo, L'architettura in Italia del sec. VI., S. 164 ff. — J. Gantner sucht die bündnerischen Saalkirchen mit drei Apfiden neuestens unter Hinweis auf den Grundriß eines Saalbaues am süddeutschen Limes aus der ein-

Auf alle Fälle beweist die Anlage des St.-Benedikt-Kirchleins in Mals ein starkes Hereinspielen ostschweizerischer Einflüsse in den äußersten Westen Tirols, sicher nicht ohne Zusammenhang damit, daß der Vintschgau im Mittelalter zum Bistum Chur gehörte. Wie wir im 5. Jahrhundert in Uguntum den westlichsten Vorposten eines norischen Kirchentypus kennen lernten, dessen Verbreitung nord- und ostwärts durch den Umkreis des Patriarchates Aquileja umschrieben wird, so bildet Mals nun im 9. Jahrhundert das nach Osten vorgerückte Beispiel einer churrätischen Kirchenform im Bannkreis der Diözese Chur. Übrigens erbt sich der einschiffige Kirchenraum mit drei in gleicher Flucht liegenden Apsiden im Vintschgau, wie das reizende Kirchlein S t. M a r g a r e t im L a n a (12. Jahrhundert) besagt, noch in romanische Zeit fort und klingt mit der Burgkapelle von H o c h e p p a n (12. Jahrhundert) auch noch in der Bozner Gegend nach.

Im oberen Vintschgau treffen wir schließlich noch auf drei weitere kleine Gotteshäuser, die zwar nicht mehr so sicher in karolingische Zeit gesetzt werden können, aber angesichts ihrer altertümlichen Bauart und besonders ihrer auffallend isolierten Lage doch mit zu den ältesten Kultstätten des Landes zählen und vielleicht als vorromanisch gelten dürfen. Wir fügen sie unserer Reihe um so lieber an, da sie mit ihren schlichten, frühen Formen inmitten der herb-schwermütigen Einförmigkeit der Vintschgauer Landschaft einen Stimmungsreiz ganz besonderer Art ausüben.

Das westlichste von ihnen, S t. S t e p h a n, hängt etwas südlich des Stiftes M a r i e n b e r g hoch an steiler Berglehne, so daß die westliche Eingangsseite viel höher liegt als der tiefer am Hang aufruhende Chor und man dort unmittelbar auf eine den Innerraum umziehende Holzgalerie eintreten kann, um aus ihr dann zum Boden des Kirchleins hinabzusteigen. An das rechteckige Schiff schließt hier ein gerade geschlossener Chor, der sich mit Pultdach an die östliche Giebelmauer anlehnt: über ihr erhebt sich eine der in Churrätien wie Vintschgau so häufigen „Glockenmauern“ (Abb. 20). Das Kirchlein gilt als die älteste Pfarrkirche des sich unweit südlich öffnenden Schlingtales¹⁾.

Im vollsten Gegensatz zu diesem Hangkirchlein erhebt sich S t. V e i t bei T a r t s c h²⁾ auf einer abgeforderten, das Talbecken von Glurns beherrschenden, schon in prähistorischer Zeit besiedelten Hügelplatte, deren magere, von Felsen durchzogene Schafweiden das Gepräge abgeschlossener Einsamkeit noch erhöhen. Auf ihrem gegen Schluderns gewendeten Rand liegt, von alter Mauer eingefriedet, das Kirchlein (Abb. 18), wieder breit und niedrig, die den Stürmen ausgesetzte Westseite ganz kahl, an den Langseiten in kleinen Rundbogenfenstern, an der Südseite auch in einer Türe geöffnet, von flachem Giebeldach bedeckt. An die Ostseite schließt sich eine kleine Halbrundapsis mit einem aus ungefügten Steinplatten gebildeten Dach. Auch S t. V e i t war ursprünglich ohne Turm; der an der Nordostecke angefügte schlanke Turm ist romanisch; doch gibt er dem Bau erst die unvergeßliche Silhouette, mit der sich sein altersgraues Gemäuer gegen die endlosen, sonnverbrannten, fahlgoldenen Hänge der benachbarten Berge zeichnet.

Nach Lage wie Bauart verwandt ist schließlich S t. S i s i n i u s bei L a a s, wieder abseits des Ortes auf dem, steinigem Hügel isoliert, von alter Mauer eingeschlossen (Abb. 19): das einfache (innen leider stark erneuerte) Schiff diesmal mehr länglich, östlich angegeschlossen hingegen ein dicker, niederer Turm, dessen Erdgeschoß die tonnen-gewölbte Apsis bildet³⁾.

heimischen spätromischen Profanarchitektur zu erklären. Neue Zürcher Zeitung 1935, Nr. 269 (15. Febr., Blatt 2).

¹⁾ J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, IV., S. 417. — H. Wopfner in „Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte“ (München 1933), S. 166.

²⁾ J. Weingartner a. a. O. IV., S. 390 f.

³⁾ J. Weingartner a. a. O. IV., S. 314.

Wie man sieht, liegen die frühchristlichen und frühmittelalterlichen Denkmäler, die wir hier als die ältesten des Landes in Anspruch nehmen, alle im südlichen Teil des Landes, wo sich dem ganzen Lauf der Geschichte und auch den natürlichen Bedingungen gemäß das geschichtliche und kulturelle Leben am frühesten entfaltet hat. In Nordtirol, das erst im späteren Mittelalter ebenbürtig hervortritt, ist uns von so frühen Bauten zum mindesten nichts mehr erhalten. Zwar bestand an der Stätte der römischen *Mansion Velidena*, dem heutigen *Wilt en*, schon vor dem um 1138 begründeten Prämonstratenserstift ein klösterlicher Konvent, an den das spätere Prämonstratenserstift anknüpfte¹⁾: doch läßt sich sein Alter nicht bestimmen und haben wir von seinen einstigen Baulichkeiten weder Überreste noch irgendwelche Nachricht. Auch das ehrwürdige *St.-Bartholomäus-Kirchlein* in *Wilt en*, dessen schlichte Rundform dem Typus romanischer oder noch älterer Tauf- und Totenkapellen zu entsprechen scheint, bietet doch in seiner heutigen Erscheinung keinen ausreichenden Anhaltspunkt einer frühchristlichen Entstehung.

Blickt man auf das Gesagte zurück, so erlauben die freilich spärlichen Denkmäler immerhin festzustellen, daß sich in den frühesten kirchlichen Bauten Tirols adriatisch-norische Einflüsse von Osten her, oberitalienische von Süden her und — in etwas späterer Zeit — kurrätische von Westen her begegnen, nicht ohne einen gewissen Zusammenhang mit den kirchlichen Metropolen. Wie das Land damals noch kein gefondertes staatliches Dasein aufweist, so lassen die Anfänge des Bauens naturgemäß auch noch keinen ausgeprägten eigenständigen Charakter erkennen. Das ist — in Architektur ebenso wie in Plastik und Malerei — im ganzen auch in romanischer Zeit noch der Fall. Erst, als sich dann seit dem späten 13. Jahrhundert durch die dynastische Politik seiner Adelsgeschlechter ein fest umrissenes fürstliches Territorium Tirol bildet, das in wesentlich gleichen Grenzen durch die Jahrhunderte verharret; als seine deutschen Inwohner durch die gleichen äußeren Bedingungen und noch mehr die gemeinsamen geschichtlichen Schicksale zu deutlicher Sonderart innerhalb ihres weiteren Volkstums gedeihen und sich dieser engeren Zusammengehörigkeit auch immer stärker bewußt werden, bekommt das künstlerische Schaffen des Landes, etwa seit spätgotischer Zeit — ein selbständiges, sich gegen die Umwelt scharf abhebendes Wesen.

¹⁾ H. Schuler, *Das St.-Bartholomäus-Kirchlein in Wilt en*. Innsbruck 1912. — J. Weingartner, *Die Kirchen Innsbrucks* (Wien 1921) S. 1 ff. — H. Hammer, *Das Prämonstratenserstift Wilt en*. „Tirol“. 3. Folge, Heft 1/2 (Innsbruck 1931), S. 4 f.



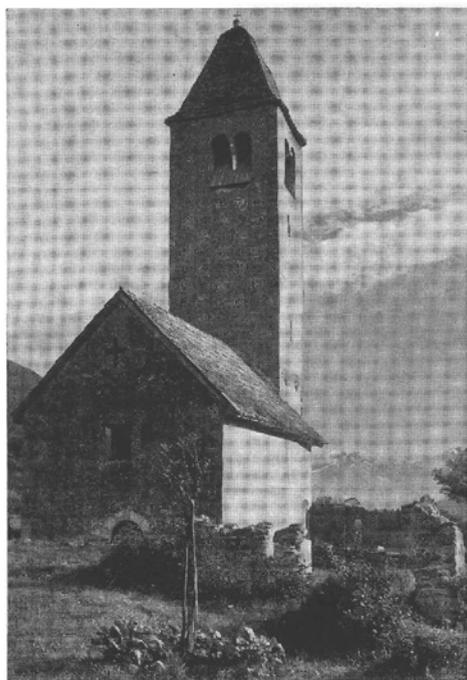


Abb. 15. St. Prokulus bei Naturns
(Aufnahme v. Fränzl, Bozen)



Abb. 16. St. Benedikt in Mals
(Aufnahme Dr. H. Hammer)

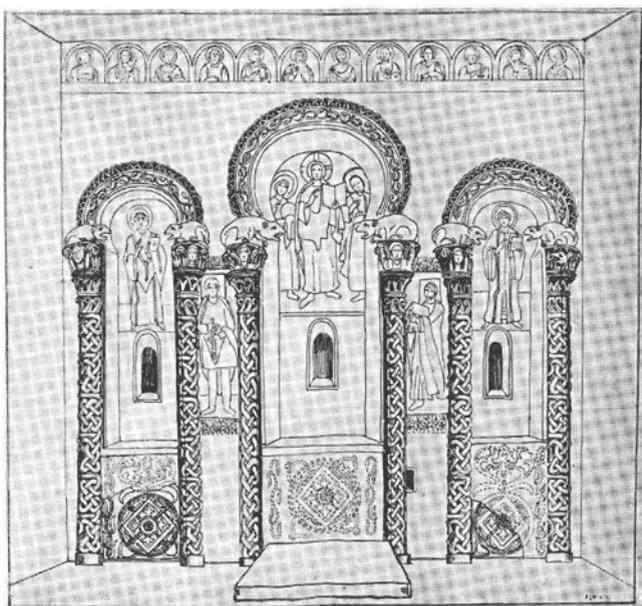


Abb. 17. St. Benedikt in Mals, Rekonstruktion der Altarwand
(nach J. Garber, Zeitschrift des Ferdinandeums 1915)

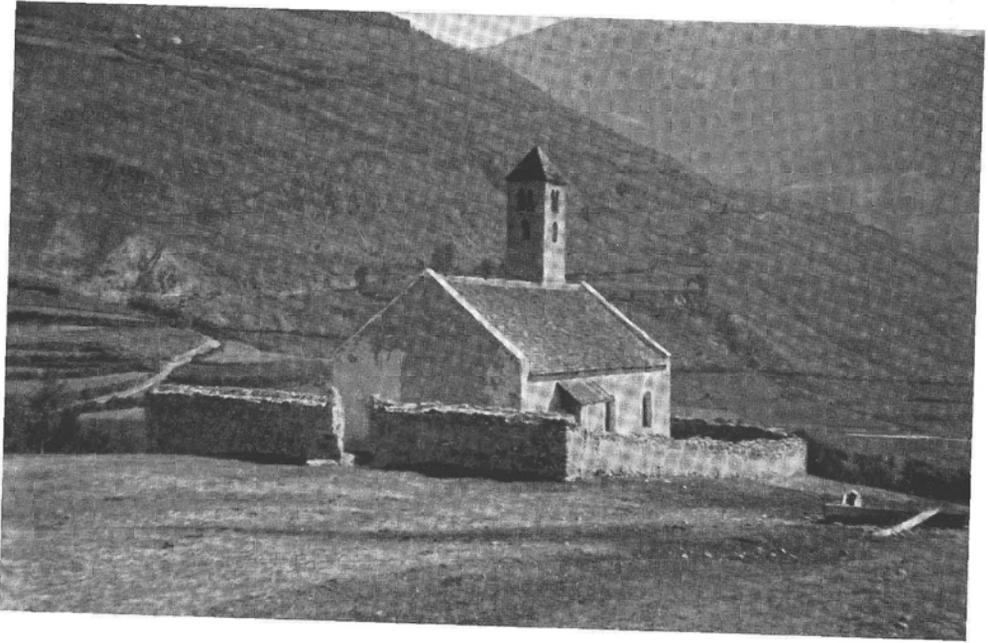


Abb. 18. St. Veit auf dem Tartscher Bühl
(Aufnahme Dr. S. Hammer)



Abb. 19. St. Cissinius bei Laas
(Aufnahme Dr. S. Hammer)

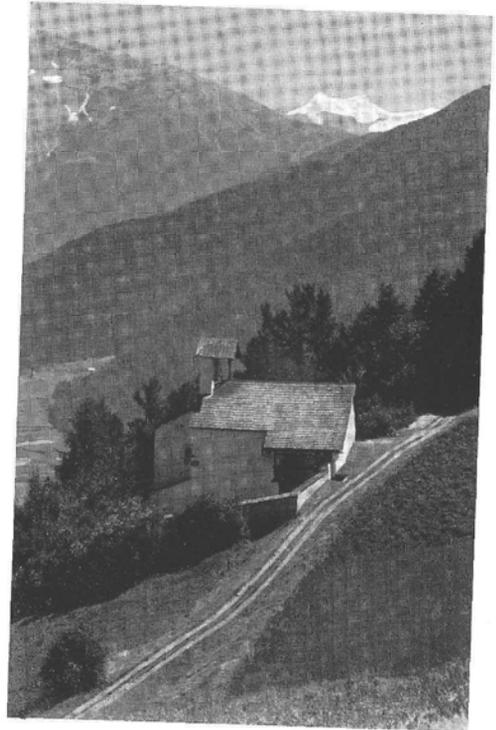


Abb. 20. St. Stephan bei Marienberg
(Aufnahme E. Fränzl, Bozen)

Neue Felsfahrten im Karnischen Kamm

Von Hubert Peterka, Wien

Gpätterbsttage liegen über den Felswänden der Wolayerberge. Kalte Stürme jagen über die Gipfel, spärliches Sonnenlicht erhellt die finsternen Nordabstürze. Aber an jedem Tag, wenn der Morgen über den Seespiegel heraufdämmt, glänzt für kurze Zeit die Ostwand des Seekopfes und die obere Nordostwand des Monte Canale im hellsten Frühlichte. Dann stehen wir immer draußen vor der Hüttentür und schauen nach dem Wetter. Wird heute etwas zu machen sein, oder ist's wieder nichts?

Es dauert nicht lange, da steigen schon Schatten auf, die Nachtnebel ballen sich neuerdings und alle Berge sind zugedeckt und verschwunden. Öde und leer sieht dann die Gegend aus. Der kalte Nebel streicht über grasige Rücken. Schotterhänge und Steintrümmer glänzen vor Nässe, der eisige Wind heult um die Grate — und es fällt der Regen.



Hohe Warte (Nordostpfeiler)
—— Anstieg Nordostwand
..... Zweiter Zugang vom Nordkar

Hohe Warte-Nordostpfeiler (Erste Begehung am 19. September 1932)

Nur wenig ist sichtbar — öde Felsblöcke, ein Steiglein im Schotter, rechts und links wieder Blöcke, die nach oben im Grau verschwimmen. Sonst rings feuchte Nebel und Dunst. Aber hier und da leuchtet ein roter Strich, die Wegrichtung hinauf in das Valentintörl anzeigend. Knapp hintereinander steigen wir an. Der Rocktragen ist der Kälte wegen hochgestülpt, die Hände sind in den warmen Hosentaschen versteckt und fest sitzt das Halstuch. Wir steigen schnell, um uns warm zu machen, wir sprechen nichts, sonderbar ist uns allen zumute.

¶ Als wir höher und höher gekommen und fast das Törl erreicht haben, bleiben wir mit einem Ruck stehen. In das brodelnde Durcheinander schauen wir, hinauf zum Berg, der langsam aus dem Nebelgewoge auftaucht. Unsere Blicke hängen fest an dem scharfen Pfeiler unserer Sehnsucht. Der Nordostpfeiler, der nun als Ziel vor uns steht! Wir sehen das kleine Stück blauen Himmels oben über dem Gipfel, wir schauen hinüber zum Seekopf, der sich gleichfalls zum ersten Male seit langer Zeit wieder nebelfrei zeigt. Aber

nach wenigen Minuten ist alles wieder vorbei. Wie Spulgestalten verschwindet alles Geschaute, es ist wieder undurchdringlich grau und düster um uns.

Doch jetzt kennen wir unseren Pfeiler. War uns auch nur ein kurzer Blick möglich, er hat genügt. Nun stehen wir keinem Unbekannten gegenüber. Die flachen Platten des Kriegsweges bringen uns rasch hinauf in den Schotter des großen Kares. An die Nordostede halten wir uns, suchen ein wenig und bei einem gratähnlichen Vorbau bleiben wir stehen. Die beste Stelle scheint hier zu sein, um den Pfeiler anpacken zu können. In zwei getrennten Seilschaften steigen wir ein. Die erste übersehbare Seillänge, den weniger steilen Vorbau haben wir bald, aber im ansehenden Ramin wird es schon schwerer. Hoch und steil steigt er auf, zieht hinein in die graue Schichte ober uns und hat irgendwo ein Ende, das uns verborgen ist. Wir vertrauen uns dem Schacht an, kommen höher, erreichen mit Seilende eine Kanzel am Ausgang des Ramins. Platten sind oberhalb, ungasstlich glatt und steil, dann hängen schwarze Überhänge oben. Als wir alle vier beisammenstehen, beratschlagen wir wegen des Weiterweges. Schief nach links hinaus scheint es halbwegs zu gehen, rechts jedoch, an der Westseite des Pfeilers, dort ist ein tiefer Ramin eingeschnitten, der ist sicher möglich. Erreichen wir aber von dort drüben noch einmal den Pfeiler, oder werden wir hinausgedrängt in eine der Nordwandfchluchten? Wir entschließen uns für den linken Weg.

Immer mehr nimmt die Steilheit der Platten zu, die Haltflächen werden kleiner und weniger, bis gar nichts mehr vorhanden ist. Noch einige Meter mit verbissenem Grimm, eine kleine Nase ist unerreichbar — und gerade sie wäre nötig. Die Sicherungshaken nehme ich beim Rückzug wieder mit. Dann bleibt uns nur mehr der rechte Weg offen. — Inzwischen sind Mejer und Brauner hinausgequert, um den Einblick in den Ramin zu erhalten. Es geht; und wie gut noch dazu!

Bei dem absteigenden Block sind auch wir bald bei den anderen. Freund Majer ist schon im Ramin unten. Brauner ist gerade daran, ihm zu folgen. Wir müssen warten. Drüben sehen wir dem Ramin flache Platten nach rechts entsteigen, die zu kleinen Überhängen hinaufziehen. — Durch einen brüchigen Riß klettern wir bald nachher tiefer, gelangen über wackelige Köpfeln zu Platten und über aufgelösten Fels im Ramingrund geht es unschwierig weiter. Später queren wir nach rechts und erreichen die Überhänge an der Pfeilerwand. Wir mustern diese düsteren Gesellen, oft schauen wir nach den abgesprungenen Riesenblöcken hinüber, ob nicht die den besten Weg vermitteln würden? — Einen kleinen Riß geht es hinauf, bei dem unteren Block wird angepackt. Es geht — und noch dazu ganz leicht! Zum zweiten Male wurden wir angenehm getäuscht! Scharfwinkelige Kanten geben herrlichen Halt, Risse sind zwischen aufliegenden Blöcken gebildet, und überall ist es möglich, den Körper anzuschmiegen. Herrlich ist die Kletterei, mit frohem Rufe teile ich den harrenden Freunden die Botschaft mit.

Bald sind wir vereint. An der Ostseite des Pfeilers finden wir flache Platten, die in gutartiger Kletterei uns höherbringen. Die Steilheit mindert sich für eine kurze Strecke, wir erreichen ein Band, aber schon tauchen neuerdings schwere Stellen vor uns auf. An einem schönen Platze in einer Plattennische halten wir eine kleine Rast. Eng müssen wir zusammenrücken, um alle Platz zu finden, denn wir sitzen ja am Nordostpfeiler! Wir sind in guter Laune, sehen wir doch unseren Wunsch bald in Erfüllung gehen. Nur unser lieber Freund Majer sitzt mit grossender Miene abseits und seine faltige Stirne verkündet immer noch Unheil. Auf seinen Seilgefährten ist er schlecht zu sprechen, da dieser unten nicht ordnungsgemäß gesichert hat und er die Stelle an den wackeligen Blöcken zweimal gehen mußte, wobei das Seil immer mehr in eine größere Unordnung geraten war.

Wenige Schritte noch über die Platte, dann sind wir an der Steilwand, wo oben der Überhang hängt. Jetzt erst sehen wir, daß wir links am Rande einen Ramin haben, der uns abermals helfen wird. In der steilen Wand hängen wir fest, große Henkeln

und Köpfeln machen die Kletterei sicher und genussreich, die Verschneidung fällt, der Riß taucht auf. Flach preßt sich oben ein Überhang herein, den Körper drängt es nach außen, aber weiter oben wird es anders werden, wenn der breite Spalt erreicht wird. In ihm finde ich guten Stand, den Freund zu sichern; aber ich muß ihm Platz machen und weiterklettern. Eine böse Stelle scheint zu kommen. Lose Griffe erzeugen sofort Unsicherheit und steil, fast überhängend, bläht sich der Fels oben. Haken, Karabiner noch einmal hervor! Mit wenigen Klimmzügen liegt die Stelle unter mir und bald stehe ich auf einer Stufe, umgeben von leichterem Fels.

Dann folgen wir, Seilschlingen in der Hand, der Stufe nach rechts an die Kante. Lustig und steil steigt sie an, fest ist das Gestein. Große Freude bereitet uns dieses Höherklettern, bis es flacher wird und ein Grat sich entwickelt, der hinüberleitet zum Gipfel. Der Pfeiler ist zu Ende.

Und jetzt wird es lichter und lichter um uns, die Nebel sinken, einzelne Felsberge werden klar. Die ersten Sonnenstrahlen stimmen seit langer Zeit wieder einmal die düsteren Wolayerberge freundlicher und steigern unsere Freude über die geglückte Fahrt.

Seewarte (Unmittelbare Nordwand)

(Erste Begehung am 20. Juni 1930)

Wenige Schritte noch über steilen Schnee, dann stehen wir am tiefsten Punkt der Nordwand. Vor mir schabt der Freund in den eisigen Weg die Stufen mit dem Hammer. Steine knat-tern herab, heulend durchmessen sie die Luftstrecke, fallen pfeifend am Eishang auf und kollern lautlos weiter. Schmelzwasser überspült die Platten, aus Mulden huschen Schleierfälle die Wand herab, in Rillen und Spalten ist Eis und Schnee.

Oben hängen Wächten am Grat, jeden Augenblick können sie abbrechen und niederstürzen. Und so rein und tiefblau wölbt sich der Himmel über uns, daß es eine Lust ist, darein zu schauen. Nur die schattige Plattenwand ist ein harter Gegenfah. Fast unmöglich glänzt sie ober unseren Köpfen, und dennoch, eine schwache Stelle hat sie uns gezeigt.

Bei einer laminartigen Rinne finden wir die beste Gelegenheit, die ungeheure Nordwandplatte anzugreifen. Ramine folgen, grauglänzende Platten wölben sich aneinander, dann kommen die großen Überhänge.

Dicht hintereinander klettern wir aufwärts. Noch gibt der Ramin leichte Arbeit; nur vereinzelte Stellen sind schwer, gleich wieder gefolgt von guten Felsen. Die gute, feste Eigenart der



Seewarte von Norden
----- Nordwandanstieg

Wand überrascht uns keineswegs. Schon beim Anschauen beurteilten wir sie: „Kaiserfels“! Tiefgeritzte Griffe und Sprünge, scharfwinkelige Tritte und kleine Stufen erfreuen uns einige Seillängen, und immer steiler wird es, je höher wir kommen. Schon fällt der Blick ungehindert über die untere Wand hinunter in die Schneemulden, da wächst ober uns ein massiger Kopf aus der Wandflucht heraus. Der Fels drängt sich zusammen, wird teilweise überhängend und schwer. Noch geht es ohne Aufenthalt weiter. Ein Band gewinnen wir, und dieses leitet steil hinüber zu einem überhängenden Doppeltamin. Bald bin ich oben in dem einen Raminast. Eingepfercht zögere ich, ob nicht doch der Nachbarriß besser wäre? Aber „nur durchheizen“, ruft von unten der Freund und jetzt geht es auf einmal wieder weiter. Stand gibt es oben, den Freund sichere ich herauf, dann hocken wir uns zusammen und rasten.

Wie die Schneekessel leuchten und wie rein die weißen Wolken sind, die im Himmelsblau ober uns ziehen. Genau über uns, über dem Rand unserer Wand, die uns so fremd erscheint, so kalt und still! Ganz zart nur plätschert nahes Schmelzwasser.

Eine Steilrippe von nicht besonders gutem Aussehen nehmen wir in einem Anlauf, dann ist plötzlich der Weiterweg versperrt. Der große Quervulst der Nordwand ist dicht ober uns und für einen Augenblick stockt unser Vordringen durch die Wand. Wohl glauben wir eine Möglichkeit in einem Riß zu sehen, schwanken aber bald zweisehend. Also: Versuch! Nach rechts queren und die schiefe Verschneidung prüfen. Scharf sind die Muskeln gespannt. Die ersten Meter sind nichts Besonderes, dann aber wird es ernst. Mit der linken Körperseite finde ich Halt in der wasserüberonnenen Verschneidung. Die Kleidung wird naß, die kleinen Griffe sind vereist und unbrauchbar. Nur mit Stämmen und Reiben geht es Rud für Rud. Die Handflächen pressen sich platt an das Gestein, ergeben mit den verklemmten Beinen einen Gegendruck, der den Körper hält. Die linke Faust hängt in der Verschneidung fest, bietet den einzigen sicheren Halt. Höher will ich und muß ich, hinaus aus diesem unheimlichen Riß, hinauf in die Wand, die oben wieder freundlicher ist. Ein eingeklemmter Felsblock erlaubt ein wenig Rast, eine Ritze für einen Haken ist zu erreichen. Aber weiter, noch ist die obere Hälfte unerflettert. Ruhe und Beschaulichkeit gibt's erst nach getaner Arbeit. Un sicher ist die obere Rißhälfte zu nehmen. Jetzt schließt sich fast ganz die Verschneidung, so daß es noch schlimmer und schwerer wird. Aber es sind nur mehr wenige Meter. Einen neuen Haken schlage ich ein, der Versuch einer anderen Möglichkeit scheitert, unheimlich glatt ist der Fels. Noch ein Stift fährt in den Fels. Nur hält er wenig, und das Ärgste liegt vor mir. Nur mehr ein stumpfwinkliger Sprung ist im Fels, dann ist es ganz aus. Hochreichend, vermag ich einen Ringhaken einzutreiben, mit der linken Hand hänge ich mich ins Seil, und mit dieser Hilfe gelingt der Quergang über den glatten Fels. Griffige Stellen finden sich wieder, aber der Stand ist schlecht. Meter für Meter nehme ich das Seil auf. Doch würde der Gefährte gleiten, dann risse er mich aus dem Stand. Erst als er auf dem Köpfel in der Verschneidung steht, kann ich weiter, um einen besseren Sicherungsplatz zu erreichen. Nach alter Gewohnheit schlägt der Freund die Haken wieder aus dem Fels, und rascher als ich dachte, kommt er nach. Nun ist die entscheidende Stelle unter uns. Und was wir vermutet, trifft jetzt ein. Die Steilheit der Felsen nimmt rasch ab, aber auch die „Güte“ läßt zu wünschen übrig. Enger mit dem Seil verbunden, um nicht lose Platten loszureißen, klettern wir gemächlich zu einer Gratshulter hinauf. Mehrere Möglichkeiten können wir hierzu benützen. Dann rasten wir noch einmal, hinter einem Felskopf gedeckt. Mitten im Plaudern erschreckt uns ein Getöse über unseren Köpfen. Eis- und Schneeklumpen stürzen polternd neben uns zur Tiefe, krachend bricht ein Teil der Wächte nieder, Steinschlag folgt. Nur kurz ist das Getöse, dann ist wieder die Nordwand still, wie wenn nichts geschehen wäre. Aber Steilplatten, leicht und schwer, steigen wir höher, dann steht die Gipfelwand vor uns. Gerade durchzusteiigen scheint möglich zu sein, aber wir haben wenig Lust dazu. Wozu.

Schwierigkeiten suchen, wenn es daneben leicht geht! Bandartig geschichtete Felsen leiten zu einem Winkel, nasse Risse folgen noch, dann stehen wir am ausgeaperten Grat.

Wärme und Sonnenschein finden wir am nahen Gipfel. Dohlen fliegen schreiend um uns, Wolken türmen sich in glänzender Pracht und Tausende von Bergen reihen sich in Ketten aneinander. Wir bleiben liegen, schauen hinaus ins Land und hinein in die Felsen. Heute sind wir zufrieden.

Seekopf-Nordostkamine

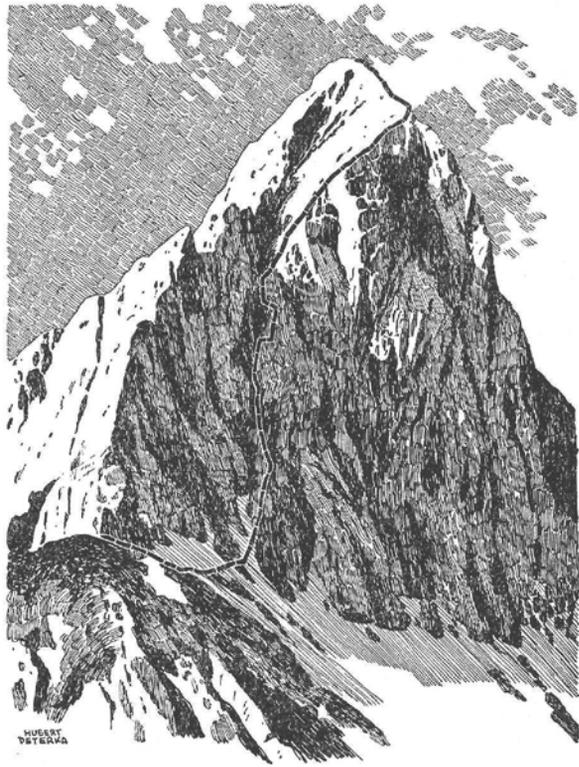
(Erste Begehung am 21. September 1932)

Die große Raminreihe des Seekopfes, die zwischen dem Nordostgrat und der Nordwand eingeschnitten ist, nahm immer wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Morgen soll es ihr gelten, das Problem schaut ja direkt in die Hütte herein!

Am nächsten Tage wird auf die Regennacht zu später Stunde der Nebel immer dünner und plötzlich reißt es auf. Wasserüberonnen und schwarz schauen uns keine schönen Felsen entgegen, aber bei unserer knappen Zeit wollen wir den heutigen Tag ausnützen. Vorwärts, zu den Seekopfkaminen.

An der Nordkante des Berges verfangen sich sanfte Sonnenstrahlen, um die Gipfel des Biegengebirges flattern weiße Wolkenfetzen, da bringen wir die letzte grasige Strecke hinter uns und stehen bei den Kavernen am Einstieg des Nordostgrates. Die „Genagelten“ lassen wir hier stehen und queren in den Kletterschuhen die wenigen Schuttstreifen hinüber zu den splinterigen Vorbauten der Nordwand. Eine kleine Geröllrinne zieht höher hinein ins Gemäuer, diese bringt uns empor, und schon ist der Wurzel-punkt der Raminreihe erreicht. Zeitweise senkt sich die Nebeldecke bis zur halben Wandhöhe herab, dann sehen wir oben nichts als graue, wogende Schleier. An der

unteren Wegstrecke gibt es wenig zum Überlegen, klar und von der Natur vorgezeichnet liegt der Anstieg vor uns. Wenige Schritte bringen uns zum Steilaufschwung des unteren Raminés. Gleichmäßig breit spaltet er einen aus der Wand heraushängenden Riesenblock, die Wände sind glattgepreßt und wasserüberonnen. Oben hängt ein Überhang, über dem ein kleiner Bach in den Ramin herabfällt. Mittels Stämmen kommen wir empor und können dem Wasser ausweichen. Der Überhang wird leicht genommen.



Seekopf von Nordosten

----- Anstieg Nordostkamine

Die feuchtkalte Witterung setzt uns aber zu. Klamme Finger, den Rücken überläuft es eisig, und wenn wir das glitschige Gestein ansehen, überfällt uns Grauen. Müssen wir bei diesem Wetter durch die Ramine?

Die Hände in den Hosentaschen vergraben, stehen wir beisammen und schauen hinaus in die Ramine und hinab zum Einstieg. Unten wären wir bald, das nahe Hüttensteiglein lockt, das grüne Wolayertal ist so freundlich, trotz der schweren Regentwolken, die darüberhängen.

Oben, wo der Raminschacht die Felsen spaltet, wo nasse Pfeiler niederbrechen, Wasser stürzt und gurgelt — je länger wir hinausschauen, desto mehr lockt die Höhe. Vielleicht hält das Wetter, ein paar Stunden wenigstens, dann müssen wir schon so hoch im Ramin sein, daß uns der Wettersturz nichts anhaben kann. Der Abstieg ist sicher, die Ostwand ist leicht, die können wir unter allen Umständen hinter uns bringen.

So ziehen wir los. Durch eine schluchtähnliche Enge geht es flott höher, bis eine plattige Stelle den Weg versperrt. Schwierigkeiten folgen, der Fels ist abgewaschen und plattig, nur mit Stämmen und Spreizen ist ein Höherkommen möglich. Höher und höher kommen wir, schon rücken wir der Nebeldecke und dem gelben Abbruch in der Raminreihe näher. An einen dreifachen Plattenwulst pirschen wir uns heran, wollen so eine abermalige Verengung umgehen, da in ihr viel Wasser herabrinnt. Rechts ist ein Kopf und darüber der heraushängende Fels, über dem wir den Weiterweg vermuten. Schuppenartig hängen uns Plattenstellen entgegen, der schlechteste Fels in den Karnischen Bergen, wie uns die Erfahrung lehrt. Aber wir müssen über ihn hinaufkommen, mag es noch so böse aussehen. Der erste Schuppenüberhang ergibt sich, eine Platte leitet zum zweiten. Nirgends eine brauchbare Ritze für einen Haken und doch wäre er nötig für die Sicherung. Höher greifen die Finger, dort ist endlich ein Sprung. Mit vieler Mühe schlage ich den Haken ein, aber er ist nicht gut eingetrieben, denn das Seil zieht nicht. Straß hängt es im Karabiner, ich kann mich nicht aufrichten, der Ruck muß mich aus dem Gleichgewicht reißen. Zurück an den letzten Halt, einen zweiten Karabiner dazuhängen, vielleicht geht es dann. — Nur schwach zieht das Seil durch die Stahlringe, nur mit Mühe komme ich Ruck für Ruck höher. Es wäre besser gewesen, die Stelle frei zu machen. Endlich erreiche ich halbwegs guten Stand, Freund Zimmermann kann nachkommen und den tausendmal verwünschten Karabiner von dem unglücklichen Haken entfernen. Dann klappt es, alles geht in Ordnung, wir kommen zusammen, Brauner folgt nach und schon bin ich wieder voraus. Eine schiefe Platte nach links hinauf, und hinter einer Ecke geht es wieder in den Ramin hinein, direkt zu dem gelben Abbruch, ober dem ein Dach ist. Darunter ist eine nasse Höhle zu sehen, links daneben lehnt sich eine große Stütze, ähnlich einer losgespaltenen Felsäule, an die Wand. Ein Riß ist dadurch gebildet, der mir sofort auffällt; er wird der Weg werden hinauf zu den Überhängen.

Als wir vereint sind, queren wir über brüchiges Zeug zu einer Höhle, und von dieser erreichen wir ein prächtiges Band, von wo sich der Riß und die Säule angreifen lassen.

Einen starken Stahlhaken treibe ich in einen der Ritze unseres Plattenbandes, „für alle Fälle“! — Dann heißt es vorsichtig hinauf zum Riß neben der Säule. Es geht. Vom Kopf oben sieht der Überhang besser aus. Ein großer Spreizschritt gelingt mir nach rechts. Der erste Haken heißt dem singenden Klang nach an, der Karabiner schnappt ein, — aber die Kräfte lassen nach. — Zurück zum Pfeilerkopf, mich zu erholen. Drüben beim Überhang steckt ein Haken und beim nächsten Versuch geht es schon leichter. Am Seil ziehe ich mich hinüber zu ihm, unten ist ein fraglicher, kleinster Stand, oben wieder eine brauchbare Ritze für einen Stift. Ich vermag sie zu erreichen, prüfe den Fels ringsum. Er hält nicht und bricht aus und fällt hinab. Wo ein faustgroßer Vorsprung war, bleibt eine kleine Vertiefung zurück. Der Fels wölbt bauchartig vor und drängt mich ab. Rechts daneben hängt eine scharfe Felschuppe herab. Ist sie fest?

Vorsichtig hochgezogen, hastig die Zehenspitzen in kleine Löcher gestemmt, schnell höhergegriffen und der böse Überhang ist überwunden. Ein tischplattengroßer Stand ist erreicht, zum Rasten genügt er und für das Nachkommen eines Gefährten. Einen Sicherungshaken eingehämmert, das Seil durchgezogen und der nächste kann folgen.

Dann geht es wieder weiter. Ein zweiter, ähnlicher Überhang folgt. Eine schwarze Platte mit großen Henkeln und Tritten erfreut mich. Dann kommt leichterer Fels.

Freudige Rufe verständigen die beiden Freunde und ein jubelnder Dreiklang erschallt in den unheimlichen Kaminen. Das Schwerste ist überwunden, der Weg ist frei zum Gipfel. Bald stehen wir drei wieder beisammen ober der entscheidenden Stelle der Fahrt.

Schiefe Plattenschüffe lagern oben und als rechte Abgrenzung setzt die Nordkante an. Kleine Risse und Kamine gibt es noch, dann bringt uns ein Quergang hinaus zur Kante. Immer unsichtiger wird der Fels im Nebel, je höher wir kommen. Die scharfe Kante zeigt aber die Richtung, die einzuhalten ist. Nun knüpfen wir uns kürzer zusammen und es geht weiter. Eilen heißt es jetzt. Denn das Wetter kommt heran. Kalter Wind schneidet durch die Kleidung, die Finger werden steif, durch die Filzsohlen der Kletterschuhe dringt die Kälte.

Wir binden unsere Hüte fest, knüpfen unsere Halstücher besser und hurtig geht es empor. Dann ist es getan. Auf den höchsten Felsen des Seetopfes stehen wir. Nichts als grauer Nebel ist um uns. Einige öde Felsblöcke liegen umher. Wir drücken uns die Hände mit großen Freuden und erhabenen Gefühlen.

Über den Südgrat, wie über die Ostwand eilen wir tiefer, bald fällt Regen, böenartig schauert der Sturm über Platten und durch Rinnen fließen hurtige Bächlein. Gelassen nehmen wir jetzt den Wettersturz auf, er kann uns nichts mehr anhaben. In einem Wasserfall seilen wir uns den Einstiegsriß hinab und sind gleich darauf im Geröll unter der Wand.

Vom Nordostgrateinstieg holen wir unsere Nagelschuhe. Dann springen wir den Schuttkegel hinab zum Wolayerpaß und zu der kleinen italienischen Weinhütte. In drei Gläsern funkelt roter Traubensaft, sie erklingen im Dreiklang: „Prost, den Seetopfkaminen!“

Wolayerkopf (Unmittelbare Ostwand)

(Erste Begehung am 11. August 1933)

Unentschlossen und wankelmütig sitzen wir in einer Latschengasse oberhalb der Wolayeralm und überlegen immer wieder, was wir unternehmen sollen. Wir kommen zu keinem Entschluß. Der „Auftrieb“ ist heute nicht besonders groß bei uns. Die schwere Wahl schwankt zwischen einigen Litern frischer Kuhmilch und einer Erstlingsfahrt durch die Ostwand des Wolayerkopfes. Das Wetter und die Wand schaut auch nicht einladend aus. Zwei von uns sind begeistert für den Abstieg zur Alm, wollen uns immer wieder überzeugen, daß es gleich regnen wird, daß die Wand brüchig ist. Wir andern drei lassen sie reden, schauen uns die Regenwolken an, die um die Gipfel hängen, sehen zur Ostwand hinüber, die im matten Scheine über einem grünen Rücken aufsteigt. Gar steil reckt sie sich empor, als eine Plattenwand, ein schönes Ziel für uns.

Aber prächtige, saftiggrüne Hänge mühen wir uns empor. Zerbrochene Lärchenstämme, daneben aufschießende junge Bäumchen von hellem Grün, dunkelrote Blüten zahlreicher Alpenrosenblüße und die vielen, leuchtenden Blumen dazu, darüber die hohe Ostwand, kalt und groß, das gibt ein Bild, das wir für überwältigend schön halten, trotz der grauen Regentwolken. Heute ist hier tiefe Ruhe. Dieser Frieden war nicht immer hier, die Schießscharten oben in der Gratstrecke, die umherliegenden Geschosse sowie die ge-



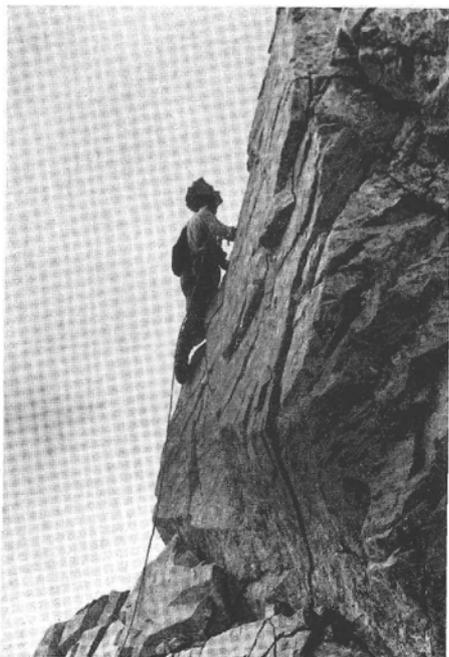
Wolayerkopf (Unmittelbare Ostwand)

----- Ostwandanflieg

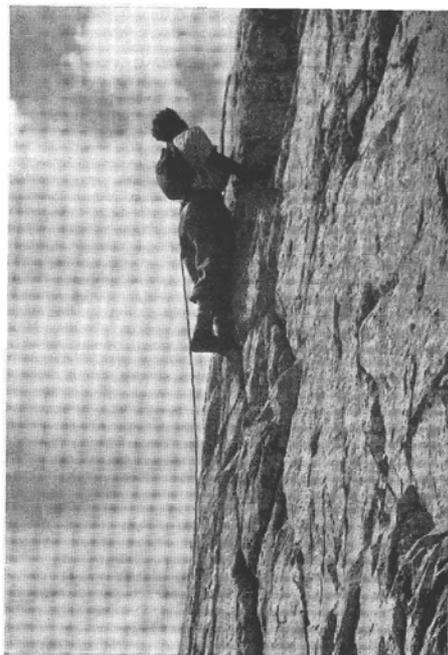
köpften Tannen und Lärchen zeugen heute noch von dem Schrecken und der Zerstörungswut des Krieges.

Über steilen, hartgepreßten Schotter beginnt der Anstieg. Die schwüle Regenluft macht uns schwitzen und schnaufen, aber geduldig steigen wir am Schutthang höher und höher. Bei einer vorgeschobenen Felswand werden wir nach links in einen kleinen Winkel gedrängt, aus dem sich, nach einem niederen Steilanfah, flache Platten in die steile Ostwand hineinziehen. Dort finden wir bei der Ausmündung einer Rinne einen großen Schneefleck, der uns mit Tropfwasser willkommene Rast und Labung bietet. Zum Essen haben wir nichts mit, als ein Stück hartes Brot, das wir im Tropfenfall erreichen.

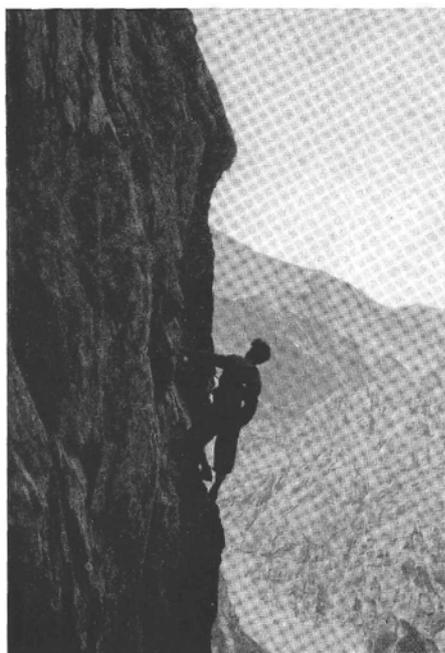
Dann steigen wir weiter in die steile Wand. Durch eine brüchige Rinne, die teilweise ein schöner Ramin ist, sind wir zu den grasigen Rippen emporgetrochen, die oberhalb des Vorbaues aufliegen, der wieder der eigentlichen Ostwand vorgeschoben ist. Brüchige Schrofen sind der Weiterweg. Von der Höhe des Rückens sehen wir deutlich hinauf in die pralle Wand. Da gibt es nur wenig Vorsprünge, Kanzeln oder Stufen überhaupt nicht. Feine, senkrechte Risse sind in die steilen Platten gesprengt, sonst ist alles glatt und ungegliedert. Doch der Fels ist rau und steil, und wenn er fest bleibt, kann es möglich sein, in der Ostwand unmittelbar anzusteigen. Flache Platten queren wir nach links hinauf zu der schmalen Stufe, die von gelben Überhängen überwölbt wird. Nach rechts geht es waagrecht um eine undeutliche Rippe herum und überwunden ist der überhängende Ansat der Wand, der scheinbar nirgends eine schwache Stelle hat. Steil steht vor mir eine Wand, die rings von Überhängen eingefasst ist. Freund Fischer kommt über die untere Platte herauf in meine Nähe, bei halbwegs gutem Stand verbleibt er und sichert meine weiteren Bewegungen. An der linken Ecke scheint die beste Möglichkeit zu sein, Höhe zu gewinnen. Die steile Begrenzungslinie, die linken Überhänge sind gewonnen. Es geht! — Laut ertönt der Ruf hinunter zum Freund, vom Widerhall vervielfacht. Ein Mauerhaken wird eingetrieben, ich bin gesichert, die Freunde können folgen. Fraisl bleibt etwas tiefer, um besseren Überblick zu haben. Fischer übernimmt meine Sicherung. Brüchiger Fels erschwert die Stelle. Noch eine kleine senkrechte Wandstelle und ein prächtiger Stand ist erreicht. Der Zugang zur mitt-



In der Seewarte-Nordwand, am geraden
Anstieg Peterka-Prokeš



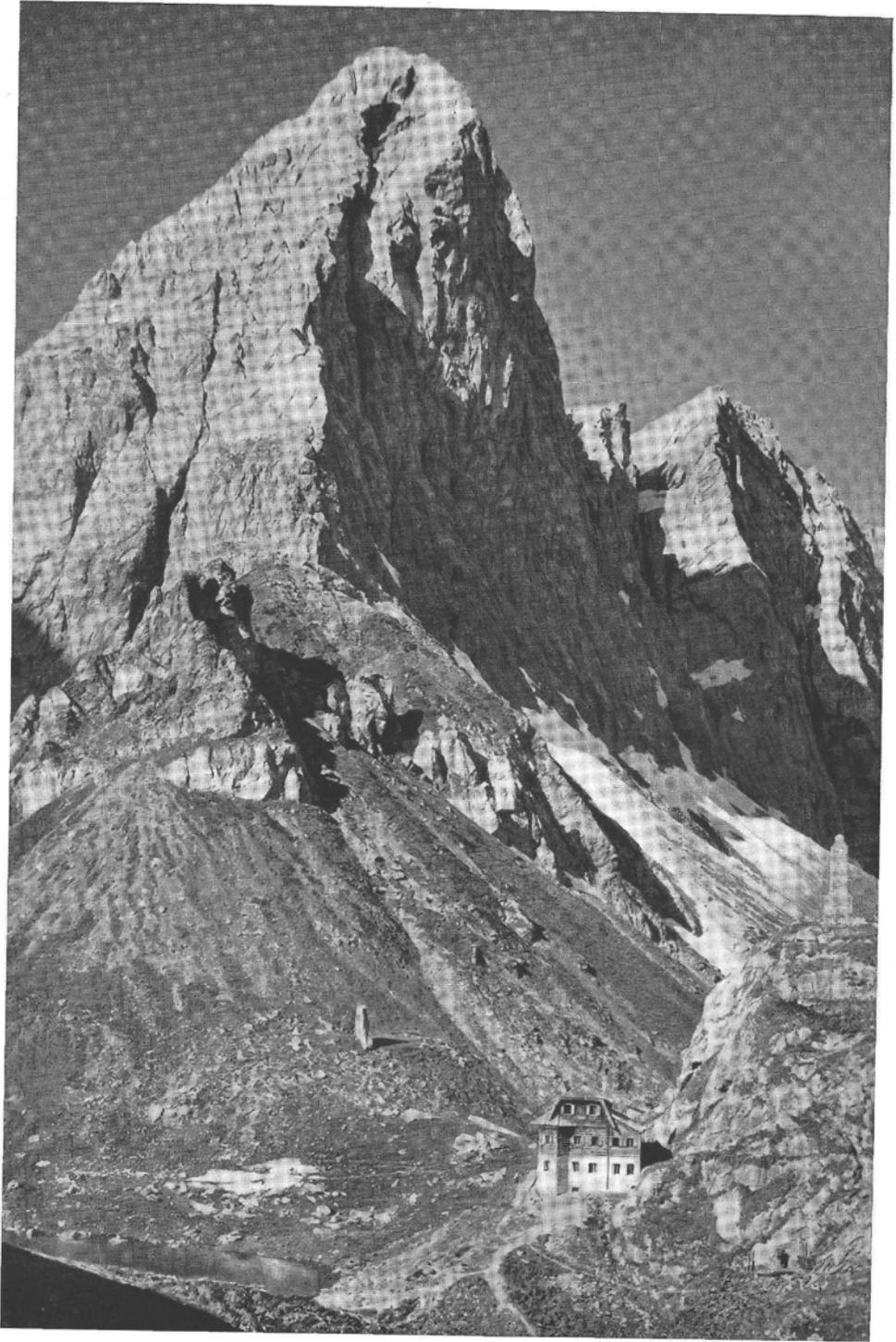
In der Nordwand der Seewarte



In der Nordostwand der Hohen Warte,
der schwierige Überhang am oberen Pfeiler



Abseilstelle am Seekopf-Nordostgrat



Wolanerseefkopf, Wolanersee und Eduard-Pichl-Hütte

leren Wand ist gefunden, frei liegt sie vor mir. Bald sind wir vereint und lachen über das Glück, das wir heute wieder haben. Senkrecht steigt vor uns der Fels auf und teilweise überhängend fällt er unter unserem Stand ab. Wie auf einem Erker stehen wir beisammen, nichts als Platten und Platten um uns. Schön, herrlich schön ist es hier! Jetzt glauben wir an den Sieg über diese glatte Wand, an der bisher nur Granaten zerplatzt sind und in der sich selbst die Dohlen nicht zu nisten getrauen.

Höher und höher kommen wir in der turmsteilen Wand, aber immer schwerer hängen sich die Wolken an den Rand der Felsberge. Der Gipfelgrat jenseits am Casso nero ist unter einer Wolfenschlange verschwunden, die an mehreren Stellen über die Wand herunterhängt. Wir sehen eigenartiges Licht über der Wolayeralm, wir sehen dunkle Finsternis, die von Kellertwand und Hoher Warte herüberzieht, sehen aber nicht, wie unsere Felsen naß werden. Auch die harten, schwerfallenden Regentropfen merken wir kaum, denn böse Stellen vor uns heischen volle Aufmerksamkeit. Wir haben nur den einen Wunsch: eine halbe Stunde möge es noch aushalten!

Über eine gelbe Plattentafel bringt uns eine heikle Querung schief nach rechts hinauf und bald nachher leistet uns ein feiner, enger Riß Widerstand. Mit einem Haken läßt er sich doch überwinden, und schon sitzen wir unter dem Überhang im Kamin, der in den Kessel hinaufzieht, aus dem sich die Gipfelwand aufschwingt. Zum ersten Male rasten wir seitdem wir den Einstieg verlassen haben.

Die folgende Kletterei ist prächtig. Schade, daß wir so eilen müssen. Nach einem kleinen Überhang kommen wir in die darüber weiterziehende Rinne und sind bald nachher in der kesselfartigen Bucht unter der Gipfelwand. Mit raschen Schritten legen wir die Schrofen zurück. Während ich einen Steinmann baue, sind die beiden Freunde schon in der Kaminreihe, die zum Gipfel hinaufzieht. Stellt sich auch noch manche schwere Stelle in den Weg, sie erscheint uns gering, wo das Ziel schon nahe winkt.

Bald sind wir aus der Wand draußen und stehen auf dem Gipfel. Freudig lachen wir uns zu. Trotz des argen Wetters, trotz Hunger und Durst, es war eine schöne Fahrt über die Ostwand!

Über den schmalen Grat laufen wir dann hinunter zur Austriasscharte. Wir erwarten sie hinter jedem Zacken und Abbruch, doch im Nebel scheint die Strecke doppelt so lang. Endlich stehen wir in der richtigen Scharte, und weil gerade die ersten Regenschauer um die Felsen flatschen, kriechen wir hinein in die nächste Kaverne. Dort rauchen wir unsere Pfeifen, lassen den feinen Rauch um pulvergeschwärzte Mauern gleiten und plaudern von unserem Wege durch die Ostwand. Noch ist keine Stunde dahin und das schöne Erlebnis gehört schon der Vergangenheit!

Der angelegte Felssteig soppt uns hier und da mit seinem Verlauf. Nur mit Mühe können die Freunde mich bändigen, denn mir wäre es lieber gewesen, Haken um Haken zu setzen und mit flotter Abteilerie dem ewigen Queren und Schleichen ein Ende zu machen. Im Schutt springen wir endlich flott hinab, unsere Bergstiefel finden wir auf dem grasigen Streifen unter der Wand. Dann steigen wir hinunter zu den blühenden Alpenrosen, zum duftenden Lärchengrün und Latschenholz. Schwer und grau hängen die Wolken über dem Kessel herein, die Wiesen sind naß und die Wurzeln glitschig. Vorsichtig gehen wir tiefer, ein schmaler Viehsteig bringt uns mühsam durch einen Trümmerhang, dann betreten wir den fargen Boden der Wolayeralm.

Aber die Hütte ist versperrt, der Senne mäht oben auf einer Wiese, das Vieh steht noch hoch am Hang. Keine Milch, keine Freunde erwarten uns, nur ein tiefer, langer Zug aus dem Wassertrog ist uns gegönnt. Dann wandern wir weiter. Bergan, hinauf zur Höhe, auf der das Kriegssopfer-Heldenmal steht, und jenseits hinab zur Eduard-Pichl-Hütte neben dem Wolayersee. Dort finden wir alles, wonach wir lechzen: Speise und Trank, Behaglichkeit und Ruhe.

Seewarte-Nordostkamine
(Erste Begehung am 22. September 1932)

Das Klappern kollernder Steine begleitet den Quergang am Hang. Dann leitet ein Schneestreifen hinüber, und über große Blöcke steigen wir hinauf zur Wand. Leichtbefohlt schleichen wir über Platten weiter. Schwarz und naß schneiden die Kamine in die Felsmauer ein, aber rechts davon springt ein Plattenpfeiler vor, an dem wir



Seewarte-Nordostkamine
----- Nordostkaminanstieg

den Anstieg versuchen. Rauhe Stellen erfreuen uns und leicht legen wir die ersten Seillängen zurück. Oben stellt sich ein Kopf in den Weg, der uns abdrängt und andeutet, daß es gut ist, die Kamine zu wählen, da der Pfeiler steiler wird und die Platten glatter werden. Wenige Schritte nach links und ein schmales Band leitet uns zu einer Rinne, die hinüberzieht zu dem Kaminschacht, der tief eingerissen, senkrecht nach aufwärts in die Wand steigt.

Flott gewinnen wir an Höhe, überwinden leicht unmöglich aussehenden Fels und kommen oben in einer kleinen Krümmung zum Stand. Nach rechts hinaus ziehen steil abfallende Platten, über die wir die rechte Pfeilereinfassung der Nordostkamine erreichen könnten, wenn diese selbst den weiteren Durchstieg abschlagen würden. An der glatten Platte ist nichts zu machen. Links ist es unmöglich, so bleibt nur die rechte Begrenzung des Wulstes für den Versuch übrig. Geht es auch dort nicht, dann müssen auch wir, wie viele andere schon vor uns, die Nordostkamine als undurchsteigbar bezeichnen und unsere Fahrt als gescheitert betrachten.

Ein kurzer Doppelfamin leitet hinauf zu einem gratähnlichen Absatz, der steilwerdend in die Überhangsplatte stößt. Rechts steht tief als Symbol der Unzugänglichkeit

der große Wulst an. Als wir alle drei auf dem Gratabsatz beisammen stehen und dicht vor uns der Berg seinen Felsbauch bläht, über den wir hinauf müssen, da gewinnen wir allmählich die Überzeugung, daß es bei nötiger Vorsicht und mit allem Können möglich werden dürfte, die ernste Stelle zu bezwingen.

Langsam läuft das Seil durch den Karabinerring, neue Haken kommen in kurzen Abständen zu den alten dazu, wieder wird hart gekämpft und viel gewagt um jeden einzelnen Meter. — Unten stehen die sichernden Freunde beisammen, gespannt sind ihre Muskeln und Nerven bei der strammen Sicherungsarbeit. Das stärkt das Vertrauen und sicherer greifen die Zehenspitzen, fester dünken mich die Stahlhaken zu sitzen und die schwere Stelle scheint freundlicher zu werden. — Weit draußen in größter Steilheit, wo die Tiefe am schaurigsten wirkt, dort hängt ein handgroßes Köpfel. Die einzige Unebenheit am ganzen Überhang. Bald stehe ich draußen, klopfe ruhig oben in fingerbreite Ritzen meine neuen Haken hinein, steige darauf, schwinde mich weiter. Ein großer, fast

unmöglicher Spreizschritt noch — und ich habe es hinter mir. Die kommende Stelle ist leichter, und dann wird der Fels wieder ideal. Das schwerste Stück ist überwunden, der Bann ist gebrochen. Als auch die beiden Freunde heroben stehen, beeilen wir uns, den Anstieg fortzusetzen.

Rauhe, feste Platten, steil aneinandergereiht und geschichtet, erfreuen uns. Bald bringen sie uns in den flachen Geröllboden jener großen Ramin Schlucht, die von der tiefen Scharte im Verbindungsgrat herabstreicht. Nur wenige Meter steigen wir in ihr empor, dann bringt uns ein brüchiger Überhang nach rechts hinauf auf Platten. Immer schlechter wird der Fels, brüchig und „sandig“. Es ist ärgerlich. Auch das Wetter ist schlechter geworden, und wie schon viele Tage vorher, so erschwert uns bald der Nebel die Sicht. Rechts drüben müssen irgendwo die Ramine suhen, die direkt vom Gipfel herabziehen und die unseren Weg darstellen. Wir queren immer mehr nach rechts hinüber, bald müssen wir richtig sein.

Nacheinander steigen wir über eine schräge Platte zum ersten Ramin hinauf, mühen uns bald in engen Stellen höher, bis wieder einmal Schluß zu sein scheint. Eine gelbe, splinterige Wand schließt die Raminwände, die nah ist und unsere Versuche abschüttelt. Nur mittels besonderer Technik durch Spreizen und Schieben bringen wir sie schließlich hinter uns und erreichen oben den trozig hereinhängenden Überhang. Noch einmal müssen wir uns eine Hafensicherung an der schweren Stelle anlegen. Nochmals müssen wir mit dem schweren Fels ringen, dann erst scheint die Bahn frei zu sein. Rinnenähnlich zieht die obere Raminfortsetzung empor, in der wir flott weiterkommen. Die Steilheit vermindert sich, die Luft wird freier, der Nebel bewegt sich, alles Vorzeichen, daß wir bald aus der Wand draußen sein werden. Richtig, leichte Felsen folgen. Jeder von uns rafft Seilschlingen zusammen und hintereinander, Ferse an Ferse folgen wir dem leichten Grat zum Ziel.

Hohe Warte-Nordostwand

(Erste Begehung am 10. August 1933)

Heiß sendet die Sommer Sonne ihre Strahlen in das düstere Valentintal und will die dunkle Gegend milder stimmen. Lang und steil fallen die Schatten der Wände auf den einsamen Schutt, unter dem das Eis des kleinen Gletschers vergraben ist. Auf einem Block sitze ich und schaue in die Wände. Zum Kellerwandturm, zur Kellerwarte, zur Hohen Warte. Alle stürzen mit so unheimlichen Felsen zum Kar hernieder, daß ich mich bei ihrem Anblick einem bangen Gefühl nicht entziehen kann. Die freundlichste Wand von den dreien ist die Nordostwand der Hohen Warte, die von einer langen Schlucht in zwei Hälften geteilt wird. In der linken führt ein Weg zum Nordostgipfel, in der rechten Hälfte, die direkt zum Hauptgipfel emporsteigt, ist bisher kein Anstieg ausgeführt worden. Das lockt mich schon lange. Im Valentintal liege ich noch lange im weichen Gras und blicke hinein in die Nordostwand, die mir, bis auf zwei fragliche Stellen, durchsteigbar scheint.

Am nächsten Tage, zu etwas verspäteter Stunde, queren wir hinüber zum Einsstieg. Hoch steht schon die Sonne, wir müssen alle unnützen Schritte vermeiden, denn eine der höchsten Wände der Karnischen Berge, vielleicht die höchste überhaupt, liegt als Ziel vor uns. Flache Platten neben der Schlucht bringen uns rasch empor, teilweise queren wir über Bänder im Zickzack aufwärts, immer rechts von der Nordostschlucht. Tiefer schneidet sich diese ein, Eiszungen und Schuttstreifen bedecken ihren engen Grund und nach oben hin können wir große Überhänge und wasserüberrommene Stufen wahrnehmen. Die unteren Plattenlagen lassen sich gut überblicken und erklettern. Nachdem die Bänder von rechts her einmünden, erhebt sich erst richtig die Wand.

In zwei Seilschaften teilen wir uns und nach kurzem Beraten geht es los. In den



Hohe Warte-Nordostwand

----- Nordostpfeileranstieg

..... Unsichtbare Strecke

gemeinsam weiter, aber der Überhang ober der Scharte verlangt wieder langsame, vorsichtige Arbeit. Plattig und grifflos, scheint er zu einer schweren Sorte zu gehören, aber — da ist ja ein tiefer Sprung im Gestein, hoch oben wieder einer und siehe da, wie schnell sich auf diese Art und Weise der Geselle ergibt! — Mit drei Rimmzügen stehe ich oben in Platten, sichere den Gefährten herauf und schon geht es weiter. Die anderen Drei rücken uns, dicht auf den Ferren bleibend, diese Wegstrecke nach, und bald sind wir so hoch, um sagen zu können: Die Hälfte haben wir! — Prachtvolle Plattenklettereie in ausgewaschenem Gestein weckt Vergleiche mit der Hochtorn-Nordwand. Jetzt steht aber ein Rücken dieser Plattenklettereie ein Ende. Oben, unmittelbar vor uns, ist der schmale Pfeiler, rechts die von Überhängen eingesäumte Wand. Eine schauerhafte Stelle ist der nasse Verschneidungswinkel der Nordostschlucht. Kalt und abstoßend weist uns gelber Fels in die Wand hinein. Dort scheint, wie schon von unten festgestellt, der Schlüssel-punkt der Nordostwand zu sein. Noch zwei Seillängen über Platten, dann erreichen wir Schwierigkeiten und schlagen die ersten Haken. Mit ihrer Hilfe komme ich zu Stand ober einem ausgebrochenen Block. Schief nach außen hängen die Felsen und rund um mich ist keine einzige Haltfläche. Nur nach links empor zieht scharf ausgebrochen, von einem großen Überhang überwölbt, ein Band, das aber stark nach außen hängt. Am Überhang

Winkel droben, wo kreisförmig gewaltige Überhänge herunterblicken, dort müssen wir unbedingt hinein. Wie werden wir ihn aber nach oben verlassen können? Jetzt tritt, immer deutlicher werdend, der große Pfeiler hervor, der zur Rechten die Schlucht deckt und aus der Wandflucht vorspringt. Oberhalb sitzt ein schmaler Pfeiler auf, der sich schwungvoll gerade hinauf in die Gipfelwand reckt. Diese beiden Pfeiler müssen im großen und ganzen uns als Anstieg dienen, denn rechts ist wenig zu hoffen. Eine lange Rinne mit brüchigen Felsen vermittelt das Erreichen der Pfeilerkante, und schon steigen wir über mehrere heraushängende Köpfe senkrecht empor; dann leitet uns ein breites Band nach links in die Nähe der Schlucht.

Eigenartige Klettereie in großen, abgesprengten Platten bringt die nächste Seillänge hinauf in ein Schartel in der Pfeilerkante, über dem sich wieder senkrechter Fels erhebt. Um einen kleinen Vorsprung vor der anderen Partie zu bekommen, klettern wir beide

sind Sprünge zu sehen, traubenförmige Felsmassen hängen verdächtig herab. Ja, wenn dies alles mitsammen hält, dann kann es gehen! Einen Haken setze ich in einen Längsriß, einen höher oben in einen Querriß am Überhang, und schon untersuche ich die Haltbarkeit des Gesteins.

Vorsichtig tastend arbeite ich mich entlang an dem Überhang. Ein Klimmzug, ich stehe in den überhängenden Felsen. Nur weiter — es geht, es wird sogar leichter, nun ein wildes Anstreicheln, rasch — noch wenige Meter schwerer Fels, — dann ist es gewonnen! — Die Pfeilerhöhe ist erstiegen, die Gipfelwand ist in der Nähe, der Weg zum Ziel ist frei. Eine glatte Platte trennt mich von der Schlucht, oben sind ungangbare Überhänge am Pfeiler. Bevor der Gefährte nachkommt, versuche ich noch die Querung der Platte, ob sie auch möglich ist.

Dann dauert es lange, bis alle oberhalb des Überhanges stehen. Wieder sind schwere Stellen vor uns. Es gibt keine andere Möglichkeit, als gerade an der Pfeilerkante weiterzukletterern. Der erste Überhang ist brüchig und lose, aber mit Haken machen wir einen Riß gangbar, der uns in fast unmöglichen Schichtungen vorwärts bringt. Mit Hilfe von schiefen Tritten kommen wir rechts herum um den Pfeiler, und an winzigem Halt geht es an lotrecht aufsteigendem Fels höher. In größter Steilheit, die fast das Herz beklummt, erreichen wir nach zwei Seillängen die ersten grauen Platten, die flacher sind und zur Gipfelwand überleiten. Unter einem kleinen Überhang scheint es nochmals schwer zu werden, abermals muß ein Eisenhaken die Sicherheit ersetzen, dann erst kommen wir auf leichtere Platten und gratähnliche Felsen. Wie eine Erlösung ist dieser Anblick besseren Weges. Ein Blick hinunter ins Kar, und an der Kellerwand drüben ermessen wir die Höhe.

Die Gipfelwand ist bald unser. Der Fels läßt überall ein Durchkommen zu, die Hände greifen freudig höher und höher, und bald werfen wir das Seil ab, rollen es zusammen und steigen hinauf über die obersten Gratzacken zum langgestreckten Gipfelkamm.

Lange verbleiben wir, studieren die Umgebung, betrachten die weite Ferne und freuen uns des Glückes, das wir in der Nordostwand gefunden. Erst als an der italienischen Bergseite Stimmen laut werden, brechen wir auf und steigen den Kriegsstieg hinab ins Kar.

Kellerwandturm-Nordwand

(Erste Begehung am 13. August 1933)

Allmählich senken sich die Schleier der Finsternis über die Karnischen Berge. Das Valentintal ist dämmerig, der Hüttenweg, der mühsam die rechten Schutthänge hinaufklettert, die Grasflanke des Rauchkofels und die saftigen Weiden der unteren Almen liegen in dem dunklen Schatten der aufziehenden Nacht. Nur die steile Mauer der Kellerwand, die hoch über das Kar hinauswächst und die steilsten Felsen zur Höhe streckt, steht grell beleuchtet vom letzten Tageschein über den schattigen Tiefen. Schräg fällt das Licht in die Wand, über das Valentintal herüber. Der dunkle Nordabsturz wird um weniges milder, die rauhe Felswand ist für kurze Zeit rosig.

Dann verblasen die Farben, der Glanz wird tot. Die hohen Berge stehen kalt und fremd über dem Kar, nur ganz oben an der höchsten Stelle vom Kellerwandturm glänzt noch ein schwacher Schimmer, lange und rätselhaft. Dann verlischt auch dieser und das große Schweigen der Nacht, der Traum der Natur senkt sich über die einsamen Felsberge.

Noch ist es finster, als wir schon über die Haustreppe der Pichlhütte stolpern. Die Sterne verblasen, klar und scharf schneiden die Berge um den Wolayersee in den Frühhimmel. Ein fahler, zarter Schein glänzt über den Paß herüber und leise plätschert das Seewasser um die Felsblöcke. Wir gehen schnell, denn es fröstelt uns. Der Weg führt auf die Höhe des Valentintals und dann bringt er uns hinab in das Kar.

Ein schmaler Plattenrücken setzt höher an, wird von drei Steilstellen gestützt, die hoch hinauf in die Wand ziehen, von wo es so plattig und ungangbar herabsteht, daß wir dort an der Möglichkeit des Vordringens zweifeln. Nur nach rechts hin kann es möglich werden. Denn in der Fall-Linie ist die Nordwand uneinnehmbar. Durch einen schweren Riß erklimmen wir den ersten Aufschwung. Es wird leichter. Der zweite Aufschwung ist nun vor uns. Wieder ermöglicht ein Riß das Überwinden des schwierigen Bollwerkes. Immer tiefer sinkt die Wand, höher und höher geht unser Streben. Wir jauchzen auf. Hängen auch noch viele Hindernisse über uns, wir fürchten sie nicht mehr, wir werden sie meistern.

Rechts draußen erblicken wir schon die Felsen, auf die wir unsere Hoffnung gesetzt haben. Wenn sie nicht wären, müßten wir mit dem Rückzug rechnen.

Von dem dritten Steilaufschwung führt uns ein leichtes Band nach rechts in die Fall-Linie einer großen Platte, die bis hinauf zur mauerglatten Mittelwand reicht. Herrlich ist diese Plattenkletterei, nur wird sie mit jedem Schritt aufwärts schwieriger. Nach rechts halten wir auf eine kleine schiefe Abflutung in der Plattentafel zu, die an den am wenigsten vorstehenden Überhang reicht. Gut scheint der Stand zu sein, ein passender Sprung für den Haken ist auch da; jetzt braucht nur der Freund zu folgen, dann nehmen wir von hier aus direkt den Überhang und stehen oben am Quersband der Wand. Einen zweiten Ringhaken hämmere ich noch in eine Querritze unterhalb des Überhanges und lasse den Gefährten heraufkommen. Dann geht es weiter. Mittels Steigbaum versuchen wir den Felsbauch zu überwinden. Zweimal arbeiten wir in dieser Stellung. Schon reiche ich über die Wölbung hinauf. Da bricht der kleine Stand ab und wir fallen alle beide. Der Freund springt zum unteren Haken, reißt das Seil an sich, ich falle zum oberen Karabiner und bleibe dort hängen. Der losgebroschene Fels saust pfeifend die Wandflucht hinunter und erst lange nachher sehen wir ihn im Schutt zerstäuben. Das größte Glück war uns hold gewesen. Erst später erfaßten wir den Ernst unseres Sturzes, als lächelnd der Freund den Haken aus dem Spalt herauszog. Der hätte uns nicht gehalten! Der böse Überhang muß also vermieden werden. Jetzt queren wir hinüber nach links, und dort geht es wieder weiter. Hinter einer Ecke sind bessere Stellen. Bald wird es wieder flacher. Mit weniger Anstrengungen erreichen wir das große „Quersband“, das wir in der Hälfte der Nordwand wissen. Breit und lang zieht dieses Band nach rechts hinauf. Nun haben wir es leichter. Nur loser, brüchiger Fels, Schotter und grobe Blöcke liegen sturzbereit und wankend auf dem Band. Mehrere Ladungen krachen bei unseren Bewegungen über die Wand hinab. Zwei volle Seillängen queren wir nach rechts. An der Stelle, wo eine weiße Plattentafel herabreicht, unterbrechen wir den Quergang und setzen wieder gerade zum Sturm an. Wir wollen keine unnützen Schritte machen, noch an Höhe verlieren. Im Vorblick sehen wir Verbindung von Platte zu Platte, weichen allen Hindernissen aus. Innerlich jubeln wir über den guten Stern, der heute über uns zu stehen scheint. Wir jauchzen es der Wand zu, daß sie laut widerhallt und unsere Siegerfreude hinüberträgt zu unseren Freunden, die heute am Rauchkofel liegen und uns auf dem Gang durch die Wand verfolgen. Dann arbeiten wir im Fels weiter.

Die ersten Sonnenstrahlen fallen schief über den Grat herein. Viel freundlicher wirkt die Wand nun auf uns. Die Plattenwand, in der wir höchststreben, wird immer steiler. Ihr fester Fels verdient höchste Anerkennung. Jeder Griff und Tritt erweckt Begeisterung in uns. Nur wird die Schwierigkeit immer größer und bald stecken wir fest eingezwängt von großen Überhängen. Wie ein Spiegel glänzt die Plattentafel vor mir, fast ohne Angriffsmöglichkeiten und ohne den geringsten Halt. Nur einige, halbrunde, winzige Vorsprünge reichen hinauf zu einem gelben, vorstehenden, losen Kopf. Ober ihm ist es glatt, dann kommt ein Überhang. Aber links, fünf Meter weiter, ist eine kleine kesselartige Einbuchtung. Zwischen Köpfel und Kessel ist nichts — nichts, als glatter Steilfels.



Kellerwandturm-Nordwand

----- Nordwandanstieg

Je mehr wir uns den Felsen nähern, je tiefer die Schuttreifen sinken, um so gangbarer schaut die Wand aus. Der Schutt wird immer fester; dann gehen wir über einen steilen Schneefegel hinauf zur breiten Randkluft unter der Wand. Nach kurzer Zeit sind wir bereit, die Bergfahrt zu beginnen. Es soll uns ein gutes Zeichen sein, daß der erste Sonnenstrahl des Tages den obersten Nordostpfeiler der Hohen Warte trifft. Wie eine goldene Kirchenkuppel glänzt der Felsbau über uns, und das junge Licht erhellt die finsternen Steilfelsen der ganzen Runde mit einem zarten Widerschein. Feierlich still und ruhig ist der Winkel, in dem wir stehen. Auch in der großen Wand ober uns rührt sich nichts, kein Stein fällt, aber wenn die Sonne im Westen steht, wird sie lebendig. Dann knattern die Steine.

Über eine kleine schwarze Wand erreichen wir eine Bänderreihe, die sich über den weniger steilen Vorbau windet und unmittelbar hinauf zu dem ungangbaren Aufschwung leitet. Mehrere Seillängen einfacher Kletterei sind der Beginn, dann wenden wir uns nach links zu einer Rinne, die zu der Steilwand hinaufführt. Bald werden wir nach links abgedrängt zu einem kurzen Pfeiler, der sich steil aufstellt, nach oben hin mit den brüchigen Überhängen sich verbindend. Sorgsam arbeiten wir zusammen. Die Steilheit

der Wand nimmt zu, wird mit jedem Schritt nach aufwärts größer und das Gestein gefährlicher. Zur Sicherheit schlage ich bald den ersten Mauerhaken ein und gehe vorsichtig weiter, links um die Pfeilerkante herum. Ein guter Stand ist drüben. Dort erwarte ich den Gefährten. Dann queren wir dicht unter den gelben Überhängen hin. Brüchig sind die Leisten, rot und gelb gefärbt. Zwei Seillängen dauert die Querung. Waagrecht schleichen wir uns durch den Fels, schon hoch über dem Einstieg, bis wir links draußen die flache Plattenbucht erreichen, die gleichfalls nach oben hin durch große Überhänge gesperrt ist. Vom obersten Stand betrachten wir uns lange den vorgewölbten Fels. Nirgends ist eine leichte Möglichkeit für den Durchstieg vorhanden, nur mit einer ansteigenden Querung können wir eine kleine Nische erreichen, aus der ein steiles Kriechband in die Überhänge hinaufleitet. Die ersten Schritte über eine glatte Platte sind sicher, dann muß ich tüchtig „abräumen“, um ganze lose Schichten, dünn wie Papier, in die Tiefe zu werfen. Diese Arbeit dauert lange und ist anstrengend. Zweimal muß ich zurücksteigen, um wieder mit neuer Kraft vordringen zu können. Dann aber liegt leidlich gangbarer Fels vor mir, der mich hinüber zur Höhle bringt. Vorsichtig folgt der Freund über die unheimlichen Felsen zu mir. Dann verlasse ich den kleinen Schlupf, um mich dem Bande anzuvertrauen. Besser ist es, als erwartet, und schon stehe ich an der Ecke, wo mit dem Überhang das Handgemenge beginnt. Für alle Fälle schlage ich nach alter Gewohnheit einen Mauerhaken ein und hänge mich in dessen Halt. Gute Griffe, und höher oben, ein enger Spalt fördern die Bewältigung des ersten Hindernisses.

Bei einer Wendung, nach dem sichernden Gefährten spähend, erschreke ich fast vor dem unheimlichen Tiefblick. Nur den Hutrand meines Freundes und den knapp oberhalb in der Sonne glitzernden Karabiner sehe ich, dann schneidet der Fels in die Luft, und tief unten sehe ich erst das Kar mit dem Hüttensteig. Da durchschauert es mich, die Augen schließen sich kurz und fest beißen die Zähne aufeinander. Lange prüfe und zögere ich. Muß es gerade diese Stelle sein, gibt's keinen anderen Ausweg? Vergebens. Nur diese einzige Möglichkeit kann uns ans Ziel bringen.

Einen neuen Haken heraus, nur wenig geht er in den Fels hinein, fast hält er nichts. Und doch stärkt er das Vertrauen, der Mut wächst und an erst jetzt sichtbar gemordenem Halt, komme ich höher. Die Platte neigt sich gegen den Überhang. Rasch zugepackt, so lange noch die Kraft reicht. Dampfend arbeitet der ganze Körper. Hinüber nach links muß es gehen — und es gelingt! Es ist vollbracht! Die äußerst schweren Meter sind überstanden, die Einbuchtung ist erreicht. Nach kurzer Rast sind meine Kräfte gesammelt, ein neuer Haken sitzt in einem guten Halt und das Seil ist daran gespannt. Der Freund kann nachfolgen. Für ihn wird die schwere Stelle noch ärger, da ihn der Rucksack abdrängt, aber mit unglaublicher meisterhafter Technik überwindet er die schwere Platte. Das letzte Bollwerk der Wand ist genommen. Schon sind die Platten sichtbar, die sich knapp unterhalb an die steile Gipfelwand anschmiegen. Der hohe Ramin, der herabhängend, ober unseren Köpfen wuchtet, schiebt einen senkrechten Pfeiler herab, der links neben uns mit ungeheuren Überhängen zum großen Querband der Nordwand abbricht. Ein kurzes Queren nach links, ein steiles Emporklimmen über runde Köpfe, durch Risse, und wir stehen am Pfeiler draußen. Dem kühnen Aufbau folgen wir direkt an seiner scharfen Schneide, steigen über besonntem, herrlich kletterbaren Fels kerzengerade hinauf, bis zu dem schwarzen Ramin. Die Tiefe wirkt beim Abwärtschauen unheimlich, das Seil hängt frei, denn der Fels ist nach innen gewölbt. Der Ramin ist gangbar, wenn er auch große Überhänge birgt, und der Fels naß und brüchig ist. Der Gefährte ist nicht für diesen Weg, der mir taugte. Aber ich schließe mich endlich seiner Anschauung an und wir gehen unterhalb nach rechts. Denn an dieser Seite des Ramines sind einige kleinere eingeschnitten, die hinauf zu dem flachen Plattenschuß ziehen, der zum Grat emporleitet. An diesen Stellen ist der Überblick leichter, die warme Sonne glänzt im scharfen Gegenlicht darin und kurze Stufen mildern die Steilheit. Rasch fällt der erste Teil, in schneller Folge gewinnen wir die anschließenden Rinnen, dann liegen die Platten vor uns. Jetzt erst ist der Weg frei, sichtbar bis zu seinem Ende. Aber scharf steht oben die zerfägte Schneide des Westgrates. Tief reiht die letzte Scharte vor dem steilen Gipfelturm in die Mauer ein. Unsere Platten münden in diese Scharte. Wir klettern gleichzeitig knapp hintereinander. Leichter wird es, wir springen schneller dahin, der Scharte zu, dem Ausstieg aus der Nordwand.

Ein langer Ruf kündigt unseren Freunden auf dem Rauchföfel unsern Sieg. Dann setzen wir uns in den Schatten des rechten Gratturmes und öffnen eine Sardinienbüchse. Unser Gaumen ist heiß, das Innere ausgeglüht. Vor Durst können wir nicht essen, trotz gesundem Hunger. Nur ein paar Bissen würgen wir mühsam hinunter. Dann packen wir das Eisenzeug in den Rucksack, rollen das Seil ein und steigen ab.

An der Südseite des Westgrates zuerst. Dann müssen wir hinauf zu seiner Schneide, die jäh abbricht und uns unerschließlich macht. So steil und schwierig haben wir uns diesen Grat nicht vorgestellt. Erst jetzt lernen wir seine Eigenart und seine Länge kennen. Der unheimliche Blick nach Norden hinunter in den Valentinkessel ist für uns nichts Neues mehr, wo wir ihn stundenlang gesehen. Heranziehendes Unwetter bringt uns in Sorge. Als die ersten Nebelbänke an den Grattürmen unseres Abstiegsweges flattern, trachten wir tiefer zu kommen. Immer ärger wird das Nebelbrauen, gierig umbrandet es die Südwände. Dann sinken die Schleier wieder, blaue Lücken entstehen ober uns, und heiß stechen die Sonnenstrahlen hindurch. Dann schießen neue Schwaden heran und um uns

wird es immer düsterer. Wir klettern in Haft über den Grat turmauf, turmab. Der Weg will kein Ende nehmen. Wir seilen uns über einen brüchigen Abbruch hinunter, queren nach rechts zu einem neuen Turm. Dahinter finden wir eine Rinne, die in die Nordseite hinunterzieht. Brüchige, lose Steine stecken in ihr, was uns nicht erfreut. Bei der Ausmündung unten finden wir einen engen Tunnel, der uns zu einem Bande führt. Wir verfolgen es aufwärts in eine enge Scharte, wo knapp daneben die ersten Kriegsbauten auftauchen. Ein kleiner, geröllbedeckter Rücken noch, dann stehen wir in der Kellerscharte.

Kurz gönnen wir uns Rast. Wir überlegen, ob wir nicht über den Verbindungsgrat zur Hohen Warte hinüber sollen, aber Müdigkeit und Durst entscheiden für den sofortigen Abstieg in das Südtal. Halbverfallen liegt ein Kriegssteig vor uns, wir stöbern ihn nur durch Zufall auf, sonst verdeckt gleichmäßig grau die Nebelschichte die ganze Umgebung. Behutjam folgen wir der schon verfallenden Weganlage.

Rasch kommen wir tiefer. Rechts sind Schrosen, dort verliert sich der Steig im Schutt. Da reißen die Nebel auseinander und hoch ober uns stehen knallrote Felsstürme und Mauern. Nur für einen kurzen Augenblick sehen wir sie, dann sind wir wieder im Nebel eingehüllt. Mühsam stolpern wir in unseren Kletterstiefeln über Trümmer und Blöcke weiter. Ein frischer Bergsturz kostet uns einen weiten Umweg. Aber dann kommen wir hinaus aus dem Kar, hinaus ins Grüne und ins Freie.

Im Lauffschritt eilen wir über die Grasshänge dahin. Mulden auf und ab, steil empor und tief hinunter, ohne Spur, ohne Kenntnis der Ortlichkeit. Nirgends Wasser, nirgends ein Wegzeichen. Nur der grüne Wiesen Teppich vor uns, mit verstreuten Felstrümmern und Steinen, darüber die dicht dahinstreichenden Nebelschichten. Auf gut Glück steuern wir einem unbekanntem Ziele zu. Wollen auch öfters die müden Füße den Dienst verjagen, lechzt auch der ausgetrocknete Gaumen nach Labung, das einzige Gefühl, daß wir vom Kellerturme kommen, hebt alles Ungemach auf und wir gehen unseren Weg geduldig und zufrieden weiter.

Als es fast Nacht geworden ist, stehen wir auf einem Rücken oben und schauen hinunter in das finstere Tal. Die Lichter von Collina funkeln herauf zu uns, über der Gegend vom Wolayerpaß liegt ein heller Streifen und oben an den schwarzen Felsbergen stoßen sich die Wolken. Wenige Schritte noch, dann zwingt uns die Finsternis zum Bivak. In einer windgeschützten Grassmulde legen wir uns nieder, ziehen alles an, was wir an Kleidung mithaben und decken uns mit dem Feltblatt zu. Den Hut tief in das Gesicht gedrückt, schlafen wir bald ein, werden aber immer wieder munter. Der Durst quält uns fürchterlich, wenn wir nur einen Tropfen Wasser hätten, wenigstens eine Regenlachel! Am Mitternacht scheint hell die Mondlachel auf uns hernieder. Grell beleuchtet sie eine wüste Wollenschlacht, die zu unseren Füßen in den Tälern tobt. Von unsichtbarer Hand getrieben, wälzen sich Riesentugeln umher, drehen sich ineinander, dann entstehen für Augenblicke kleine Läden und daraus entsteigen weißflühende Nebelschleier dem Chaos. Lange schauen wir die seltsamen Bilder der Wolkennacht.

Als die ersten Umrisse unserer Umgebung sich gestalten, brechen wir auf. Aber grüne Schrosenhänge wandern wir weiter, einem neuen Ramm zu, der zuerst unklar vor uns liegt. Beim Näherkommen finden wir eine schwache Steigspur und einige ausgewaschene Farblecken. Wohin führen sie? — Auf und ab führt das Steiglein. Jetzt fällt es plötzlich hinunter zu Platten, die bald darauf in die Talsohle niederstürzen. In kurzer Zeit sind wir unten, queren über Schotter weiter, gelangen zu einer Rinne. Bei Felsblöcken gluckst Wasser. Wir legen uns nieder, tauchen die Köpfe hinein und schlürfen gierig das kühle Naß. Wie wohl es tut, nach so langer Entbehrung!

Bald nachher stehen wir bei den italienischen Finanzern oben und deuten ihnen aus, woher wir kommen. Da wir ziemlich vertrauenswürdig aussehen, entlassen sie uns aus

dem Verhör und wir springen über die Grenze hinüber zum Wolayersee und zur Pichlhütte. Unsere Freunde schlafen noch fest, als wir in den Schlafrum treten.

* * *

Den ganzen Vormittag liegen wir dann unten beim See. Baden in dem klaren Wasser, essen und schlafen. Den Nachmittag verbringen wir an den Hängen des Rauchkofels, wälzen uns im saftigen Almgras und schauen uns die Wände an. Lange hängen wir mit den Gedanken drüben in der Kellerwand, sie war die Wand des Herzens und der Sehnsucht. Nun ist es vorbei, was jahrelange Träume gebildet, jetzt lebt es in der Erinnerung.

Als wir am nächsten Morgen abziehen, sehen wir die Karnischen Berge und Wände nicht mehr. Wieder haben sie Nebelschleier umwoben, kalter Regen und Schnee schauert über die Grate und durch die Rare jagt der Sturm. Schwer wird uns das Herz. Viel haben wir doch erlebt, viel schönste Kletterstiege sind uns zugefallen, Unvergeßliches haben wir geschaut und erreicht. An den steilsten Wänden, auf schwindeligen Graten, sowie in den einsamen Winkeln und Raren, auf den Felsgipfeln um den Wolayersee, in den unvergeßlichen Bergen an der Grenze der Heimat, da hatten wir das große Bergglück gefunden.



Die Völkerschichten in den Ostalpen im Lichte der Ortsnamen

Von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien

Nur in ganz wenigen, völlig abgeschlossenen Teilen der Erde hat sich die Urbevölkerung erhalten; sonst rüdten überall Eroberer und Koloniatoren nach, verdrängten die Bodenständigen oder verschmolzen sich mit ihnen (Ausrottung kam äußerst selten vor!), und diese Vorgänge wiederholten sich meist mehrfach. Eine solche Aufeinanderfolge von Völkerschichten kann natürlich auch in den Ostalpen festgestellt werden. Schon die ältesten literarischen Nachrichten aus dem klassischen Altertum bringen uns eine Reihe von Völkernamen; dazu kommen noch Inschriften in verschiedenen Sprachen. Aber im allgemeinen sind diese Nachrichten doch recht dürftig und die Inschriften verstehen wir nur zum geringen Teil! Trotzdem ist die Lage nicht hoffnungslos, da jene Völker Spuren ihrer Erdentage hinterlassen haben, und zwar nicht nur in Form von prähistorischen Töpfen usw., sondern viel mehr: Reste von geistigen Leistungen, von sprachschöpferischer Tätigkeit, die in den Ortsnamen verborgen sind, in den Benennungen von geographischen Ortlichkeiten im weitesten Sinn des Wortes. Die Bedeutung gerade dieser geistigen Leistungen wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß man ein Volk am besten durch seine Sprache charakterisieren kann.

Vorbemerkungen

Es ist allgemein bekannt, daß die Ortsnamenfunde ein Sammelpfad für sprachwissenschaftliche Glücksritter und Schwarmgeister ist; darum ist es angezeigt, ganz kurz einige grundsätzliche Bemerkungen zu machen. Ein häufig unterlaufender Fehler ist es, mit Hilfe von Namensdeutungen Völkerschichten nachweisen zu wollen; dies wäre ein Zirkelschluß: die Namensdeutung war ja nur unter der Voraussetzung möglich, daß jene Völkerschichte einstmals anwesend und namensschaffend tätig war; und daher kann doch nicht die Namensdeutung die ihr selbst zugrunde liegende Voraussetzung erweisen! Diesen Fehlgriff hat sich in letzter Zeit u. a. ein vorzüglicher Kenner der Dravidasprachen zuschulden kommen lassen, der eine große Zahl von alpinen Namen aus dem Dravidischen deutet (die Dravidier gehören zu den vorarischen Resten in Indien!). Er stützt demnach seine Deutungen auf die angebliche einstige Anwesenheit von Dravidern, und stützt umgekehrt die Dravidernannahme auf die Deutungen! Dieser Vorgang gleicht, methodisch gesprochen, dem des Münchhausen, der sich selbst am Zopf aus dem Sumpf zieht.

Ein zweiter Fehler, der ebenfalls häufig gemacht wird, ist der, bei mehreren Deutungsmöglichkeiten auf jene zu greifen, die mit einer möglichst alten Sprachschichte arbeitet. In Wirklichkeit sind Ortsnamen je älter, desto schlechter und in desto geringerem Ausmaß erhalten! Leicht begreiflich; denn alte Ortsnamen müssen viel längere Zeit und mit viel größeren Gefährdungen (durch anderssprachige Schichten) um ihren Bestand kämpfen, als die jungen Namen. Wir haben also nur im Zwangsfall das Recht, auf eine ältere Sprachschichte zurückzugreifen. Allerdings dürfen wir nicht alle Ortsnamen gleich behandeln. Die Erfahrung lehrte nämlich, daß Flußnamen häufiger den älteren Schichten entstammen als andere Ortsnamen. Auch dies ist nicht verwunderlich:

Dörfer und Städte werden zu verschiedenen Zeiten gegründet und können dann zur Gänze vernichtet oder auch nur umbenannt werden. Daß aber irgendwann alle Umrainer eines Flusses ausgerottet worden wären, ist recht wenig glaublich, weil sie ja über ein viel zu weites Gebiet zerstreut sind, so daß die Überlieferung eines solchen Flußnamens immer wieder fortgesetzt werden kann. — Am jüngsten sind die Bergnamen; die Zahl derer, die einen Bergnamen kennen, ist klein; gemäß dem geringen Interesse und der geringen Notwendigkeit wurden Bergnamen in früherer Zeit nur ganz selten schriftlich festgehalten. Es ist daher von vornherein unwahrscheinlich, daß z. B. der Name *Venediger* auf die vorkeltischen (1) Veneter zurückginge (wie behauptet worden ist); und in der Tat ist der Name erst in allerjüngster Zeit, vor etwa 100 Jahren geprägt worden und ist vermutlich eine Rückübersetzung von *montes Venetici* („Windische Berge“). „Hocharn“ (Sonnblickgruppe) erhielt eine keltische Deutung; aber der Name ist eine junge Verschreibung. Auf den älteren Karten heißt er nur *Hochhorn*, ebenso bei den Einheimischen. *Birnücke* mußte einen Vergleich mit dem Namen der *Pyrenäen* erdulden; inzwischen steht aller Wahrscheinlichkeit ein gut bairisches *Birg* (= Gebirge) darinnen (vgl. etwa *Hospürglhütte* und *Bürglstein* [Salzburg], mit *ü b e r* hochdeutscher Rechtschreibung). So wie aus *auf der Alben* die Form *Alm* entsteht, ebenso wird aus *im Birgen* ein *Birn* (mit jenem *n*, das gewöhnlich *ng* geschrieben wird, z. B. in *Ding*). Ich hege, nebenbei bemerkt, den Verdacht, daß auch das „Biegegebirge“ ein *Birgengebirge* ist (Karnische Alpen).

Während diese Arbeit in der Druckerel lag, ist ein Aufsatz von Joll in der Zeitschrift für Ortsnamenforschung 11, 181 ff., erschienen, in welchem der Verfasser nachweist, daß in zahlreichen Bergnamen Nordalbaniens das Nomen *Burg* als Grundwort steht. Joll weist ferner nach, daß dieses Wort soviel wie „Berg, Felskegel“ bedeutet. Damit ist die ganze Frage in ein neues Stadium getreten; ich glaube nunmehr, das Verhältnis der Wortstypen *Berg* und *Burg* klarlegen zu können: *Berg* im Sinne von Anhöhe ist schon urindogermanisch (**bhergh*); davon wird schon in der ältesten Zeit ein Abstraktum abgeleitet, nämlich **birghent-s*, groß, mächtig, das insbesondere als Personennamen beliebt ist; so steht es z. B. im Namen der keltischen *Brigantes* und der germanischen *Burgunder*. Dazu gab es schon in alter Zeit eine „ablautende“ Form *bhorghos* „Berg“ in derselben Bedeutung. Auch diese Form ist in verschiedenen Sprachen erhalten; so hat sie, wie schon erwähnt, Joll für nordalbanische Bergnamen nachgewiesen; für das Illirische ist *Bergisel* (bei Innsbruck) maßgebend, welcher Name nach Ausweis der urkundlichen Schreibungen ja *Bürgisel* lauten sollte. Im bairischen Sprachgebiet rechne ich nunmehr die oben erwähnten Verkleinerungsformen *Bürgl* usw. hinzu; ebenso *Gebirge*, das ja in älterer Zeit fast immer *Gepürge* geschrieben wird und damit seine Zugehörigkeit zu *Burg* zeigt (zu *Berg* paßt hingegen das alte *Pirk*; vgl. *Stern: Gestirn*). Auch die vielen Namen wie *Burgstall* möchte ich hieher rechnen, da sie ja nie etwas mit einer *Burg* (= Festung) zu tun haben; *-stall* wäre dann nur eine alte Form für *Stelle*, d. i. ein flaches, ebenes Stück. In der Tat sind alle mit bekannten „Burgställe“ oben abgeplattete, aber sonst hochragende Berggipfel.

Hingegen ist *Burg*, im Sinne von Festung, eine Ableitung von dem Zeitwort *bergen* und hauptsächlich auf das Germanische beschränkt. Dieses Verbum *bergen* hat nichts mit *Berg* zu tun; die beiden Wörter dürften in der ältesten Zeit auch lautlich voneinander verschieden gewesen sein.

Sind also die Bergnamen gewöhnlich jung, so nehmen doch die Namen ganzer Gruppen eine Ausnahmestellung ein: es handelt sich dabei gewöhnlich um gelehrte Auffrischungen aus den römischen und griechischen Schriftstellern. Die *Karawanken* heißen z. B. im Volksmund nur *Krainberg* und viele andere Namen mehr. — Diese Beispiele zeigen aber noch einen wichtigen Umstand; wir müssen die Geschichte eines Namens so weit wie möglich nach rückwärts verfolgen (urkundliche Schreibungen!), da wir sonst Schreibfehlern und Verbalhornungen ausgeliefert sind. — Die größte Gefahr für den Ortsnamendeuter aber liegt im Gleichklang; daher muß jeder zu deutende Name *r e s t l o s* aufgeklärt werden, sowohl seiner Form, als auch seiner Bedeutung nach. Insbe-

sondere das letztere wird häufig unterlassen, obwohl doch der erschlossene Sinn auf das benannte Geländestück passen muß. Darum ist es nötig, bei jedem Deutungsversuch die *Reaprobe* zu machen! Der Name des *Glockners* weist auf den Vergleich mit einem glockentragenden Kirchturm hin. Und wer je einmal unterhalb von Heiligenblut gestanden ist, den herrlichen gotischen Kirchturm bewundert hat und den wie eine größere Wiederholung dahinter hochragenden Glockner, der wird kaum mehr an der Richtigkeit der Deutung zweifeln, oder er darf seinen Augen nicht trauen. Von einer Ähnlichkeit mit einer Glocke kann überhaupt nicht die Rede sein (auch wenn sie, einer solchen Deutung zuliebe, behauptet worden ist).

Vielfach müssen alle diese Punkte gleichzeitig beachtet werden. Ein schönes Beispiel dafür ist der Name *Pinzgau*. Ursprünglich wollte man den Namen dieses Gaues mit der den Römern bekannten Völkerschaft der *Ambisontes*, d. h. der Leute, die zu beiden Seiten (*ambi*) der Salzach (*Isonia*) sitzen, in Verbindung bringen; an sich nicht unmöglich! Aber die Beachtung der urkundlichen Schreibung *Pinusgau* legt eine Ableitung von „Binse“ nahe (mittelhochdeutsch *bines*). In der Tat ist diese Deutung in jeder Beziehung besser. Sie ist lautlich vortrefflich, bedient sich einer jüngeren Sprachschicht (und ist daher schon dadurch wahrscheinlicher), und schließlich stimmt die Realprobe ausgezeichnet, da im Pinzgau zahlreiche sumpfige und *binserliche* Stellen zu finden sind.

Die Italiker

Die Prähistoriker sind im allgemeinen der Überzeugung, daß die neolithische Pfahlbaukultur nördlich der Ostalpen (Wondsee, Attersee usw.) mit den späteren Italikern zu verbinden sei, wenn auch ein ins einzelne gehender Beweis noch aussteht. Die Namenkunde kann den Ansatz von Italikern in den Ostalpen glücklich ergänzen. Zunächst berichtet der griechische Geschichtsschreiber Herodotus (5. Jahrh. v. Chr.), daß in einem nicht ganz klar beschriebenen Gebiet zwischen Drau und Sau *Ombrikoï* geseßen sind. Es ist nun kein Zweifel, daß dieser Name mit dem der italischen *Umbrier* identisch ist; damit ist natürlich nicht gesagt, daß um die Zeit des Herodotos noch italische Umbrier in jener Gegend saßen, im Altertum kam es nämlich sehr häufig vor, daß ein nachrückendes Volk den Namen der Vorgänger in dem betreffenden Gebiet annahm (oder bekam; Beispiel später). Die alten Geographen berichten uns aber noch einige andere Ortsnamen, die italischer Herkunft sind. So gibt es ein Gebirge *Oera* (ungefähr = Birnbaumermwald im Karst), dessen Name durch das umbrische Wort *ocar* „Berg“ seine einfache Aufklärung findet. Ebenso beweisträftig ist *Nauportus*, der alte Name von Oberlaibach. Nur scheinbar sieht dieser Name lateinisch aus; indes muß er lange vor Ankunft der Römer geprägt worden sein, zu einer Zeit, als *portus* im Italischen noch nicht die Bedeutung „Hafen“, sondern noch den ursprünglicheren Sinn hatte: „Ort, von dem aus man hinübergelangt“, und daher durch *nau* — „Schiff“ ergänzt werden mußte, um auszudrücken, daß man von Oberlaibach an den Fluß zum Warentransport benützte. Auch der Stamm der *Quarquenti*, d. i. der „Eichenleute“ (*quercus* „Eiche“) besitzt einen Namen, der zwar italisch, aber unlateinisch, d. h. vorrömisch ist. Ein besonders schönes Beispiel ist jedoch der Name eines prähistorischen Bergwerkes am Monte Pore in den Dolomiten, *Fursil*; er enthält die uritalische Form des Wortes für Eisen, **ferzom*, und heißt ungefähr „Eisenstatt“. Zur Römerzeit benannt, hätte das Bergwerk *ferraria* heißen müssen. Auch chronologisch ist dieser Fall wichtig, da wir uns damit schon in der Eisenzeit befinden (die man in den Alpen um das Jahr 1000 v. Chr. anzusehen pflegt).

Die Illyrer

Während der Bronzezeit verbreiteten sich die Träger der *Lausitzerkultur* nach dem Süden, und insbesondere auch in die Ostalpen. Daß die Sprache dieser Leute illyrisch war, kann in folgender Weise bewiesen werden. Noch in römischer Zeit sahen an verschiedenen Stellen des Zollsprengeles *Illyrikum*, der von Passau bis nach Albanien reichte, *Illyrer*, insbesondere im Gebiet von Pannonien und dem Balkan. Die *Breuni* (am Brenner) und *Genauni* (im Innthal) werden von *Strabo* geradezu als Illyrer bezeichnet. Die für echt illyrisches Gebiet charakteristischen Ortsnamen finden sich im ganzen Bereich der Lausitzerkultur, d. h. Namen- und Kulturausbreitung deden sich weitgehend. Dazu kommt, daß wir von einem besonders großen Stamm der Illyrer, dem der *Veneter*, sichere Nachrichten haben. Daher ist wohl der *lacus Venetus* (später Bodensee) eindeutig. Außerdem sind eine schöne Anzahl von venetischen Inschriften zu finden, z. B. *Würmlach* in Kärnten, *Plöckenpaß*, *Obergailtal*, *Pieve di Cadore*, *Gurina*, und natürlich in Venetien, insbesondere in *Este*. Die Ortsnamen sind meist eindringlich gekennzeichnet; so haben wir z. B. die Endung *-ste*, die ungefähr soviel wie „Stätte“ heißt; einige Beispiele wären: *Tergeste* (das heutige Triest), *Humiste* (heute Imst), *Venostes*, ein Volksstamm aus dem Tal **Venoste* (heute Binschgau). Aber auch die Grundwörter sind einer Deutung zugänglich, wobei man mit balkanillyrischen und albanischen¹⁾ Mitteln am weitesten kommt. *Tergeste* ist dann „Marktflecken“ (wegen albanisch *terg* „Markt“); **Venoste* ist das „Baumtal“ (wegen indogermanisch **wen* „Baum, Holz“). Unter den Flußnamen finden wir ebenfalls genau umschreibbare Fälle. Einem Typus gehören an *Marus* (die „Sumpfige“, vgl. Moor; jetzt *Morava*), *Dravus* (die „Laufende“ zu indogermanisch *drāō* „laufen“; jetzt *Drau*), *Savus* („Rinnsal“, vgl. See?, jetzt *Sava* oder *Sau*), wobei zu beachten ist, daß alle diese Flußnamen *w e i b l i c h e n* Geschlechtes sind (zum Unterschied etwa vom Lateinischen). Ein anderer Typus findet sich in *Plavis* (jetzt *Piave*; die „Schwemmerin“; vgl. griechisch *pleo* „schwimmen“), dem auch die Flußnamen *Karpis* und *Alpis* angehören, vermutlich die Namen der Unterläufe von *Drau* und *Sau*; dabei ist nicht zu übersehen, daß in *Karpis* offenbar dasselbe illyrische Grundwort steckt wie in dem Namen der *Karpaten*, das durch das albanische *karpe* „Fels, Stein“ aufgehellt wird. *Karpis* wäre also „Steinbach“. Der zweite Flußname, *Alpis*, klingt — wenn nicht aus **Albis* „Weißenbach“ verschrieben — an *Alpen* an, doch besteht über diesen Namen noch keine Klarheit, trotz *Strabo*, der *Alpes* als galisch bezeichnet. Sehr wichtig ist auch das illyrische Gattungswort *apa* „Ache“, das wir z. B. in *Arel-ape* (jetzt *Erlaf* in Nordösterreich, wohl „Ablersache“) und *Col-apis* (jetzt *Kulpa*, Nebenfluß der *Sau*; wohl „Krummsache“) finden. — Zuletzt seien noch die häufigen Ortsnamen mit dem Bildungselement *-nt-* erwähnt, wie *Malontum* (jetzt *Malta* in Kärnten), *Aguntum* (bei *Trienz*). Auch hier helfen albanische Mittel weiter, da *mal* soviel wie „Anhöhe“ heißt; dies zusammen mit der Tatsache, daß die *nt-*Bildungen meist die Lage bezeichnen, ergibt für *Malontum* die Deutung „auf der Höhe gelegen“. In *Aguntum* steckt möglicherweise das indogermanische Wort für Hals (*augh*), so daß der Ort nach seiner Lage bei der Bergfelle (beim Austritt des *Debantbaches* aus den Bergen) benannt wäre (vgl. *Halsalm*, *Scharitzkehlalm* in den Berchtesgadner Alpen).

Die Räter und Etrusker

Von den römischen Schriftstellern wird uns berichtet, daß die Räter eine dem Etruskischen sehr ähnliche Sprache gesprochen hätten. Diese Meldung wird zu einem gewissen

¹⁾ Das Albanische steht dem Illyrischen sehr nahe!

Grad bei Betrachtung der etwas dürftigen rätischen Inschriften bestätigt¹⁾. Indes scheinen auch italische, jedenfalls indogermanische Einflüsse auf diese Sprache eingewirkt zu haben, soviel man aus den bisherigen Deutungsversuchen entnehmen kann. Der etruskische Einschlag wäre nicht schwer zu erklären, da wir ja etruskische Inschriften auch in Südtirol gefunden haben; außerdem berichten uns die Alten, daß zur Zeit des Kelten-einfalles Teile der Etrusker in die südlichen Ostalpen flüchteten: wenn sie auch aus Kleinasien zur See nach Italien einwanderten (um 1000 v. Chr.), scheinen doch einzelne Stämme „bodenständig“ gewesen zu sein (als Träger der mediterranen Kultur). Bezüglich der Ortsnamen steht die Sache schlecht, weil wir die etruskische Sprache zu wenig kennen. Immerhin können wir sagen, daß z. B. *Feltre* (alt *Feltria*) aus dem etruskischen Personennamen *Felius* und dem etruskischen Suffix *-tr-* gebildet ist.

Das Volk der *Euganei* (um Padua und Verona) wurde von den römischen Schriftstellern ausdrücklich von den Rätern getrennt. Viel mehr wissen wir aber von ihnen nicht. Infolgedessen geht es nicht an, ihnen alle möglichen Ortsnamen und Ausdrücke in die Schuhe zu schieben.

Die Kelten

Wir haben bestimmte Nachrichten, daß im 5. Jahrhundert v. Chr. Kelten in ganz Süd-deutschland saßen, wo um dieselbe Zeit die sogenannte Latènekultur herrschte, die wir somit den Kelten zuordnen dürfen. Ihr weiteres Vordringen und ihre Ausbreitung sind geschichtlich bezeugt. Denn nach 400 v. Chr. besetzten die *Scordisci* die Gegend zwischen Drau und Sau; und bald darauf hieß ganz Oberitalien *Gallia cisalpina*. Dann kamen die *Teurii* (auch *Teurisci*, später *Taurisci* genannt), wobei das keltische *-isci* auffällt. Zahlreiche Ortsnamen sind durchsichtig und haben alle Merkmale des Keltischen (Gallischen). So wäre anzuführen die ptolemäische Stadt *Mediolanion* (im heutigen Niederösterreich), welcher Name fast ganz dem der Stadt Mailand (alt *Medio-lanum*) gleicht. Der Name bedeutet „Mitte der Ebene“, wobei *lanion* den typisch keltischen Verlust des anlautenden *p* zeigt (vgl. lateinisch *planum* „Ebene“). *Kempten* im Allgäu hieß im Altertum *Cambiodunon*; *dunon* aber ist das keltische Wort für „Wallburg“ (und dieses selbe Wort steckt auch noch im englischen *town* und unserm *Zaun*). Die *Karawanken* (*Carvanca mons*) tragen den verlockenden Namen „Hirschgegend“; denn *karvos* ist das keltische Wort für Hirsch. Häufig ist der Nachname *Glanz*; dieser Name kommt von keltisch *glana* „klarer Bach“ (vgl. *Glanz*). Bezeichnend ist, daß die Kelten bedeutungsvolle Stadtgründungen vollzogen. *Wien* heißt im Jahre 880 *Wenia* und ist nach dem gleichnamigen Fluß benannt, der als **Vēdunia* „Wildbach“ zu verstehen ist, während im Zentrum des heutigen Wiens einst das Haus des Kelten *Vindo(n)* („Schön“) lag, nämlich *Vindobōna*. *Linz* hieß einst *Lentia* und ist die Gründung eines Kelten *Lentius*. Auf den Trümmern von *Juvavum* (ebenfalls keltischer Name) wurde Salzburg aufgebaut. Tirol hat dem Keltensturm standgehalten, während *Bregenz* alt *Brigantion* hieß und wohl weniger als „Hochstadt“ zu verstehen ist (vgl. *Berg*) als vielmehr nach einem Kelten *Brigant* „der Hochragende“ benannt ist (vgl. den keltischen Personnamen *Briand*). Auch die *Donau* (alt *Danuvius*) wird für keltisch erklärt, doch sind in diesem Fall die Alten noch nicht geschlossen. Nicht zu übersehen ist schließlich, daß in den römischen Inschriften der Alpen die Einheimischen recht häufig echt keltische Namen tragen.

¹⁾ Funde in: Matrei am Brenner, bei Bozen, Nonsberg, Val di Cembra in Südtirol, Asiago, Maagrè bei Schio, Feltre, Padua, Verona. Ferner in der Nähe des Gardasees, Lago d'Isèo, Val Tallina.

Die Römer

Über das Eindringen und die kolonialisatorische Tätigkeit der Römer in den Ostalpen haben wir verhältnismäßig bedeutende Kenntnisse; ihre große organisatorische und zivilisatorische Übermacht hatte eine vollständige Romanisierung der Alpen überhaupt und insbesondere der Ostalpen zur Folge. Da die Stämme auch nach ihrer Romanisierung ihre alten Namen beibehielten, kam es, daß die ursprünglich keltischen *Volcae* den Baiern als Romanen entgegentraten und daß späterhin der Name *Walaha* (< *Volcae*) auf alle benachbarten Romanen ausgedehnt wurde (vgl. unser *welsch*).

Es ist daher kein Wunder, daß die Alpen in der altnordischen Sage den Namen *Murdia* tragen; daselbe Wort steckt auch in dem Ortsnamen *Muntigl* (bei Salzburg) und in *Hohe Munde* (bei Innsbruck). Es sind dies lauter Ableitungen von lateinisch *mons, montis* „Berg“, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß dieses Wort im Alpenromanischen soviel wie „Bergweide, Alm“ bedeutet hat und teilweise heute noch bedeutet.

Festzuhalten ist, daß Völker mit verschiedenen Sprachen romanisiert wurden (nämlich die der Räter, Illyrier und Kelten) und daß die Grenzen dieser Sprachen mit denen der drei großen alpenromanischen Mundartgruppen keineswegs zusammenfallen, nämlich dem Friaulischen, dem Ladinischen (in den Dolomiten und in Judikarien), dem Romantisch (Engadin und Oberrhoden). Es geht daher nicht an, alle vorrömischen Wörter in den alpenromanischen Mundarten einfach dem Rätischen zuzuschreiben, insbesondere deswegen nicht, weil wir vom Rätischen so gut wie nichts wissen. So gibt es ein ladinisches *lawa* „Stein“ (das auch in *Laurinsgarten* steckt), das zu allerlei Spekulationen über das Rätische Anlaß gab. Das Wort ist gut indogermanisch und wegen einer albanischen Parallele wohl illyrischer Herkunft! Für *grawa* „Fels, Geröll“ gibt es modern-keltische Entsprechungen¹⁾; *palva* „überhängender Fels“ ist sehr weit verbreitet, z. B. *Feuerpalzen* (Berchtesgaden), kann aber vorläufig noch nicht zugeordnet werden. Sicher ist nur eines, daß es mit *pala* „steile Bergwiese zum Weiden“ schon wegen des Bedeutungsunterschiedes unmöglich etwas zu tun hat; *pala* ist illyrischer Herkunft und bedeutete ursprünglich „Weideplatz für Kleinvieh“.

Bei der ungeheuren Ausdehnung des alpenromanischen Sprachbereiches (bis an die Donau bei Augsburg), die durch zahlreiche *Walchenorte* gekennzeichnet ist, muß man annehmen, daß der Rückzug auf die heutigen Gebiete schrittweise erfolgt ist. In der Tat kann man an Hand des lautlichen Aussehens von romanischen Ortsnamen auf ihr Alter schließen. Da sich das Romanische (ebenso wie alle andern Nachbarsprachen) ziemlich rasch entwickelte, zeigt ein höherer Grad von lautlichem Fortschritt auch eine längere Lebendigkeit des betreffenden Ortsnamens und damit der Sprache an. So hat das Alpenromanische ungefähr im 9. Jahrhundert die Silbe *ca* „palatalisiert“, d. h. z. B. zu *tscha* gemacht. Nehmen wir nun das lateinische *campus* „Feld“ her. Die Form *Camp* (bei Pienz) oder *Campern* (im Uttergau) zeigen an, daß sie im romanischen Mund das 9. Jahrhundert nicht mehr erlebt haben. Im Rätischen Tal hingegen heißt es *Tschämp*; also sprach man dort mindestens noch um 900 ladinisch! Auf diese Weise kann man eine Reihe von Feinbestimmungen durchführen.

Germanen

Am Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. tauchen die ersten Germanen (Zimbern und Teutonen) auf. Sie ziehen über den Brenner und bedrohen ganz ernstlich das Römer-

¹⁾ Es ist dabei noch folgendes zu bedenken: Wenn lat. *ripa* „Ufer“ im Ladinischen zu *Riva* wird (am Gardasee), dann kann *grava* mit *Grapa* (bei Bassano) identisch sein; *grapa* (vgl. *Grépon*) hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit albanisch *karpe* „Fels“, ohne daß vorläufig ein Zusammenhang zu beweisen wäre.

reich, bis sie in Oberitalien nach schweren Kämpfen im Jahre 101 vernichtend geschlagen werden. Zu dauernden Siedlungen scheint es demnach nicht gekommen zu sein, und daher auch nicht zu Ortsnamenbildungen. Immerhin zeigt uns ein Fund aus dieser Zeit etwas höchst Bemerkenswertes: bei Regau (Steiermark) wurde ein Depot von gleichartigen Helmen entdeckt, von denen drei mit Inschriften, anscheinend in verschiedenen Sprachen, versehen sind. Auf einem steht *harigasli teiva*, d. h. der Besitzer, der den echt germanischen Namen *Harigasti* trägt, weicht (oder ähnlich) sich dem Gott *Teivs* (dem nachmaligen Gott *Ziu* = Zeus). Die näheren Umstände weisen auf die Zeit um 150 v. Chr. hin; offenbar handelte es sich um eine Art Söldnerführer. Denn sonst können wir Germanen nur nördlich der Donau nachweisen. Erst mit Beginn der Völkerwanderung wird es anders. Die *L a n g o b a r d e n* z. B. verlassen Böhmen und ziehen durch die Ostalpen in die *L o m b a r d e i*, die ja nach ihnen den Namen trägt; sie gründen dort verschiedene Siedlungen, die noch heute an den Namen erkenntlich sind. Denn z. B. *Marengo* besitzt das Wortbildungselement *-ing*, das den Besitz einer Sippe ausdrückt. Von größter Bedeutung sind aber für unser Gebiet die

Baiern

gewesen. Sie waren ursprünglich in Südwestdeutschland ansässig und wurden Cäsar unter dem Namen *Markomannen* („Grenzmänner“) bekannt. Später wandern sie in das Land der keltischen *Boier* ein, das bei den benachbarten Germanen „Boierheimatland“ heißt, wie aus den Schreibungen bei klassischen Schriftstellern hervorgeht: *Boihemum*, *Boiohaemum*, *Boulaimon*. Dieses Wort mußte im Germanischen weiter zu **Bai(a)haim* werden. Und als die Markomannen sich in Böhmen ansässig machten, wurden sie *Baiwari* genannt, d. i. „Männer von Böhmen“. Als sie in den Ostalpen einrückten, hatten sie es zunächst mit Alpenromanen zu tun, und zwar mit den *Walchen* (s. o.), die Unterwerfung vollzog sich rasch, während die Eindeutschung schrittweise vor sich ging; denn geschlossene romanische Siedlungen haben sich noch länger erhalten, wie die zahlreichen *Walchennamen* anzeigen (z. B. *Straßwalchen*). Der Romane *Flävinus* hatte mit seiner Sippe einen Besitz, der in der Folge (763) *Flurininga* (heißt *Flaurling* bei Innsbruck) heißt¹⁾. Meist kann man den genaueren Zeitpunkt, in dem ein romanischer Ortsname in bairischen Sprachbesitz überging, an Hand des lautlichen Aussehens näher bestimmen, da sich ja sowohl das Bairische, als auch das Romanische damals in starker Umwandlung befanden. Für das Romanische habe ich oben schon ein Beispiel gebracht; für das Bairische ist manches recht augensällig. Denn man sieht z. B. sofort, daß *Pradl* (bei Innsbruck) gegenüber *Pradell* (bei Rals) viel älter eingedeutscht ist; beides hängt mit *pratellum* „Kleine Wiese“ zusammen. Doch heißt es auch bei solchen Vergleichen vorsichtig sein! Ein kleiner Ort bei Salzburg heißt *Oneis*; die urkundliche Schreibung *Genals*, *Gnels* (14. Jahrhundert) weist auf ein romanisches *canáles* „Wasserrinnen“ hin. Es ist dabei deutlich sichtbar, daß *Oneis* länger romanisch gewesen sein muß als etwa *Kendl* („Wasserrinne“), das ebenfalls von *canále* abzuleiten ist und — wegen des primären Umlautes — schon im 8. Jahrhundert eingedeutscht wurde. Daraus darf man aber nicht den Fehlschluß ziehen, daß die Ortsnamen *Kendl* (oder mit *Kendl* zusammengesetzt, etwa *Reichkendlkopf* bei Saalbach), viel länger bairisch sind, ja nicht einmal d e n Schluß darf man ziehen, daß es sich dabei um ursprünglich romanische Siedlungen gehandelt hat, und zwar aus dem Grund, weil *Kendl* ein *a l t e s L e h n w o r t* im Bairischen ist, das von den Baiern häufig zur Bildung von Orts- und Flurnamen herangezogen wurde (z. B. *Kendlkopf* im Kaiser Tal, das erst im 13. Jahrhundert deutsch wurde!).

¹⁾ Seine Sippe wurde also germanisiert, wie das Anhängen des germanischen *-ing*, das die Sippenzugehörigkeit ausdrückt, zeigt.

Innerhalb des Bairischen gibt es noch verschiedene Mittel; von geschichtlich höchst wichtiger Bedeutung sind die verschiedenen Arten der Ortsnamenbildung, deren man zu verschiedenen Zeiten pflog. Man sprach oft von „Moden“; in Wirklichkeit sind diese „Moden“ in den Zeitverhältnissen *t i e f* begründet. So hat man in altbairischer Zeit, etwa bis zum 11. Jahrhundert, die Orte nach der Sippe des Inhabers bezeichnet, d. h. mit einem Personennamen und der Endung *-ing*. So ist *Hitzing* Besitz der Sippe eines *Hitzo*, *Hacking* eines *Hacko*, *Simmering* eines *Sigmar* (alle bei Wien). Hat eine Landschaft keine *ing*-Namen dieser Art aufzuweisen, so darf man damit rechnen, daß die bairische Siedlung erst nach 1000 erfolgte. Ebenfalls sehr alt ist die Verwendung von *-heim* (vgl. *Seeham* bei Salzburg). Hingegen ist die Verwendung von *-dorf* durch alle Zeiten beliebt. In Oberösterreich treffen wir diese Bildung schon im 9. Jahrhundert; besonders beliebt wird es aber im 11. und 12. Jahrhundert für Anbausiedlungen, aber auch in späterer Zeit wird es immer wieder verwendet. — So gibt es noch viele Eigenheiten, deren genaue Beachtung weittragende Erkenntnisse über die Siedlungsvorgänge schenken kann.

Nur kurz können die *U l e m a n n e n* gestreift werden, die sich in Vorarlberg festsetzten; ihre Sprache ist bekanntlich von der des Bairisch-Österreichischen deutlich verschieden. Von späteren Kolonisationsstüben sprechen Namen wie *Frankenburg* (Oberösterreich), die ja auch historisch gut bezeugt sind.

Die Slawen

Während die Baiern vom Norden kamen und in den Ostalpen nach Osten umbogen, rüdten slawische Scharen gegen Ende des 6. Jahrhunderts von der unteren Donau westwärts. Es kam zu blutigen Kämpfen, bei denen anfänglich die Baiern etwas zurückgedrängt wurden. Von den Baiern wurden die Slawen *Winida* genannt (vgl. jetzt *Windisch*), einfach deswegen, weil sie vielfach in dem Gebiet der alten Veneter (s. o.) angegriffen wurden. Wie weit sie tatsächlich nach dem Westen gedrungen sind, muß im einzelnen noch untersucht werden. Sicher slawische Ortsnamen gibt es in Oberösterreich, z. B. *Polsenz* bei Eferding (vgl. etwa slowenisch *polž* „Schnecke“). Für das Land Salzburg berichtet die Gründungsurkunde der *Cella Maximiliani* (heute *St. Johann i. Pongau*), daß jene *Frates*, die in den Pongau delegiert waren, vertrieben wurden und die *Cella* zerstört wurde, und zwar durch Slawen. Diese besetzten das Gasteiner Tal, ja sogar noch die *Nauris*, wo wir noch einige slawische Flurnamen finden, wie z. B. *Panitzen*, das mit slawisch *panjica* „Holzschlag“ erklärt werden kann. Es scheint, daß hier die Westgrenze der Slawensiedlung gelegen war; denn im Pinzgau findet man keine slawischen Ortsnamen mehr: die *Plenitzscharte* geht sicher auf ein romanisches *planities* zurück und ist schon im 8. Jahrhundert eingedeutscht gewesen, da es den sogenannten primären Umlaut (*planities* > *plenitz-*) zeigt. Nördlich des Hauptkammes der Alpen war die Slawensiedlung nicht von langer Dauer. Die slawischen Ortsnamen zeigen demnach ein sehr altes Gepräge, da sie schon in alter Zeit ihr slawisches Leben aufgeben mußten. So geht *Lungötz* (Salzburg) auf ein altes *lonkavica* zurück; darin steckt ein altslawisches *lonka* „naße Wiese“. Dieses Wort mußte aber schon im 10. Jahrhundert zu *loka* werden. Also wurde *Lungötz* schon vor dem 10. Jahrhundert bairisch! Teilweise anders in der Steiermark. Hier finden wir ziemlich oft den Hofnamen usw. *Glaubogg*, in verschiedenen Schreibungen. Diesem Namen liegt altslawisches *glombokü* „tief“ zugrunde, er hat also den Schwund des *m* noch erlebt, war sohin um 1000 noch slawisch. Während die Steiermark vom Norden her eingedeutscht wurde, drangen die Baiern aus dem Pustertal in zäher Arbeit gegen den Osten vor. Die Slawen hatten zwar beim ersten Ansturm das *Lienz*er Becken noch besetzen können, gelangten aber nicht mehr ins *Filgrater Tal*, das keinen einzigen slawischen Namen aufzuweisen hat, und wurden auch aus *Lienz* bald wieder verdrängt. Dies muß sich bis längstens 1000 vollzogen haben; denn um diese Zeit be-

kamen die slawischen Wörter mit anlautendem *a* ein *j*; es hieß also nicht mehr *ama*, sondern *jama* „Grube“. Da wir aber *Amlach* (bei Lienz) haben, kann dieser Name um 1000 nicht mehr in slawischem Munde gewesen sein. In den Tauerntälern sprach man freilich noch länger slawisch.

Heute haben wir Slowenen noch an der Grenze von Kärnten und vor allem in der Krain (Julische Alpen), wo sie sich infolge des geographischen Zusammenhanges mit den übrigen südslawischen Stämmen erhalten konnten.

Nur anmerknngsweise soll die These behandelt werden, nach der die Südslawen in den Ostalpen zur Urbevölkerung gehören, da sie von einigen wenigen (slawischen) Forschern noch immer aufgestellt wird. Die griechischen und römischen Schriftsteller berichten uns mit keinem Wort von Slawen, hingegen von allen möglichen anderen Völkern, auch wenn sie ganz außerhalb des Handelsinteresses standen. Die von diesen Schriftstellern erwähnten Ortsnamen können in keinerlei Weise als spezifisch slawisch erwiesen werden; da sie, soweit erkennbar, meist indogermanisch sind, sind ihre Grundwörter häufig mit slawischen Wörtern verwandt, aber ebensoviel wie mit Wörtern aus jeder beliebigen anderen der älteren indogermanischen Sprachen. Nur an den Besonderheiten kann man die unmittelbare Zugehörigkeit eines Ortsnamens zu einer bestimmten indogermanischen Sprache feststellen. So ist es z. B. gänzlich ausgeschlossen, auch nur einen der vielen von Ptolemaios überlieferten Ortsnamen als slawisch zu erweisen, etwa so, wie man Mediolanum (Mailand) durch den Verlust des *p* (aus *planum*) als keltisch erkennen kann. Die vorrömischen Münzfunde weisen auf die Kelten hin; in unseren Museen sind beinahe 1000 (!) verschiedene Arten von keltischen Münzen zu finden. Die Einheimischen auf den römischen Inschriften haben sehr häufig nichtrömische Namen, z. B. in Kärnten, aber meist keltisches Gepräge. Die übrigen fremdsprachigen vorrömischen Inschriften (s. o.) enthalten keine Spur von etwas Slawischem. Dazu kommt schließlich, daß uns das erste Auftreten der Slawen an der unteren Donau genauest berichtet wird (gegen Ende des 6. Jahrhunderts), ebenso ihr weiteres Vordringen (hauptsächlich von byzantinischen Schriftstellern). Damit gehen archäologische Indizien Hand in Hand, da die künstlerischen Erzeugnisse der Slawen eine deutliche Abhängigkeit von der byzantinischen Kultur aufweisen, deren Eigenheiten bis dahin in der Ostmark fremd waren. Wenn überhaupt geschichtliche Erkenntnisse möglich sind, dann gehört zu ihnen, daß die Slawen erst am Ende des 6. Jahrhunderts nach Christi in die Ostalpen gekommen sind. Kein einziger positiver Anhaltspunkt weist auf eine frühere Zeit oder gar auf eine Bodenständigkeit seit der Nacheiszeit.

Zusammenfassung

Nach dem Rückgang der Alpengletscher in der Nacheiszeit sind (vermutlich) aus Vorderasien Ackerbauer eingewandert, deren Kultur am bequemsten durch handartige Ornamente gekennzeichnet wird, mit denen sie ihre Tongefäße verziert haben. Man pflegt sie aus diesem Grund „Donaubandkeramiker“ zu nennen. Es waren dies Leute mit rundkürvigen Kurzschädeln. Ihre Sprache als „alarodisch“ (= kleinasiatisch) zu bestimmen, ist derzeit noch nicht spruchreif. — Nur ein Intermezzo blieben die nomadisierenden Glockenbecherleute, die aus dem Westen stammen. — Gegen Ende der jüngeren Steinzeit kamen aus dem Norden Einwanderer, die der nordischen Rasse angehörten. Sie brachten den Pfahlbau und die Höhenfiedlung mit. Es waren dies die „Staliker“. Während ihres Aufenthaltes in den nördlichen Kalkalpen (z. B. Attersee) lernten sie vom Orient her die Verwendung des Kupfers kennen. Infolge des Eindringens einer zweiten nordischen Welle mußten sie zum Teil nach dem Süden abwandern, wo sie das Eisen kennenlernten (abermals vom Orient her). Die zweite nordische Welle bestand aus Silyrern (Nordleuten mit dinarischem Einschlag), die das Land nach allen Richtungen hin besetzten (von Tirol bis zum Balkan) und bald auch südlich der Alpen zu finden sind. Dasselbst sind aller Wahrscheinlich schon Etrusker (und die damit verwandten Räter) ansässig, die irgendwie mit der mediterranen Urbevölkerung zusammenzuhängen scheinen, sicherlich aber eine starke vorderasiatische Beimischung aufweisen. Mitten in der Eisenzeit kamen Kelten aus dem Westen; sie waren Angehör-

rige der nordischen Rasse, scheinen aber einen beträchtlichen mediterranen Einschlag mitgebracht zu haben. Sie drangen mit ungeheurer Wucht in den ganzen Ostalpen (und darüber weit hinaus) vor, und zwar anscheinend gleichzeitig nördlich und südlich des Hauptkammes. Nur in Tirol leisteten die dort ansässigen Führer erfolgreichen Widerstand. Die schulbekannte Besetzung der Ostalpen durch die Römer führte zwar selten zu Neugründungen, war aber sprachlich genommen von den weittragendsten Folgen: alle Völker wurden mehr oder minder rasch romanisiert. Von diesen Alpenromanen haben sich in den südlichen Kalkalpen geschlossene Siedlungsgebiete erhalten. In die Römerzeit fallen germanische Vorstöße, die aber ergebnislos blieben; hingegen brachte die Völkerwanderungszeit in erster Linie germanische Stämme ins Land; zwar benutzten es die meisten bloß als Durchzugsgebiet; in Randgebieten blieben die Langobarden und Alemannen. Nur die Baiern setzten sich mit Erfolg im größten Teil der Ostalpen fest. Der fast gleichzeitige Einbruch der Slaven wurde allmählich und zum Teil rückgängig gemacht; ihre Siedlung beschränkt sich heute auf den slowenischen Teil der südlichen Kalkalpen.

Literatur

Es kann hier nur ein kleiner Auschnitt der allernützlichsten Werke gegeben werden. Die üblichen Lexika und Grammatiken der Einzelsprachen brauchen nicht angeführt werden. Methodisch richtunggebend war das Buch von Ernst Schwarz, *Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle* (München 1931), das bedeutendste und vorbildlichste Werk seit Jahrzehnten. Höchstwichtig ist auch die *Zeitschrift für Ortsnamenforschung*, wobei insbesondere die methodisch einschneidenden Aufsätze des Herausgebers J. Schnez zu beachten sind. Andere für unser Gebiet wichtige Aufsätze stammen von Battisti, Ettmayer, Finsterwalder, Kranzmayer, Schaf, Schwarz, Steinberger, Steinhäuser, Stolz. Zu den einzelnen Abschnitten wären im besonderen noch zu nennen: *Italiker*. Kretschmer, *Die Herkunft der Umbrier* (Glotta 22 [1933], 112 ff.). — *Führer*. Joki, Führer (im Reallexikon der Vorgeschichte, hgg. v. Ebert). Krahe, *Die alten balkanillyrischen geographischen Namen*. Heidelberg 1925. — *Näter*. Wathmough, *The Raeti and their Language* (Glotta 22, 27 ff.). — *Slaven*. Leffat, *Die kärntnischen Stationsnamen*. Klagenfurt 1921. — *Baiern*. D. Stolz, *Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden* (München 1927—1932). Methodisch und inhaltlich auch für die Ortsnamenkunde von besonderem Belang. Das Gegenstück zu dem Buch von Schwarz. — *Vorgeschichte*. Willvonseder, *Oberösterreich in der Urzeit*. Wien 1933. Leicht verständlich und wissenschaftlich vorzüglich.

Auch die Zeitschrift des Alpenvereins enthält manchen Beitrag zu unserm Thema, wobei insbesondere die Arbeiten von Stolz zu erwähnen sind (fast in jedem Band der letzten Jahrgänge). Eine Zusammenstellung der älteren Aufsätze habe ich in der Festschrift des Prager Alpenvereins am Schluß meines Artikels „Die Siedlungsgeschichte Osttirols im Lichte der Ortsnamenforschung“ vorgenommen.

